

HEEDEF&CO

die Heimat
KREFELDER JAHRBUCH



JAHR-
GANG 85

Erfahrung kann man nicht lernen.

Autohaus **Borgmann** – seit über 75 Jahren für Sie da.



Top-Marken ✓ Top-Angebote ✓ Top-Service ✓

Vertrauen erfahren – Ihr Autohaus Borgmann in Krefeld

Ob VW, VW Nutzfahrzeuge, Audi, Skoda Services oder Euro Mobil: Unseren Kunden bieten wir das volle Spektrum an Dienstleistungen eines Autohauses, die einen unkomplizierten und vor allem erfreuenden Umgang mit dem Auto ermöglichen. Seit über 75 Jahren sind wir für Sie Ihr vertrauensvoller Ansprechpartner. Schauen Sie auf unserer Homepage nach unseren Angeboten oder kommen Sie in unseren großen Showroom – wir beraten Sie gerne.



Audi
Audi R8 Partner



Das Auto.

SKODA



Service



Nutzfahrzeuge



Borgmann Automobilhändler GmbH

Blumentalstraße / Nassauerring | 47803 Krefeld | Tel.: 02151-7688-0 | Fax: 02151-7688-151

www.borgmann-krefeld.de

die Heimat

KREFELDER JAHRBUCH



Zeitschrift für
niederrheinische
Kultur- und
Heimatspflege

Herausgegeben vom
Verein für Heimatkunde
in Krefeld

Schriftleitung
Christoph Dautermann
Burkhard Ostrowski

Jahrgang 85
November 2014
ISSN 0342-5185

Inhalt

Lebensbilder

Claudia Rotthoff-Kraus	13	Nachruf auf Dr. Guido Rotthoff
Klaus M. Schmidt	41	„Kurz vor der Schwelle schlägt es ihn zu Boden“ Zum kurzen Leben und schmalen Werk des Krefelder Autors Ingo Arendt
Christoph Schürmann	195	Dr. Isidor Hirschfelder

Architektur, Denkmal- und Stadtbildpflege

Veit Berroth	104	Ehrengabstätten in Krefeld
Heike Blondin		
Janine Michels		
Nicole Nießen		
Siegfried Gronert	119	Die Horten-Fassade in Krefeld. Ein Corporate-Design. Teil 2
Helmtrud Köhren-Jansen	130	Krefeld – Neue Landwirtschaftsschule 1941 feierlich ihrer Bestimmung übergeben
Hans Dieter Peschken	134	Von den Vorfahren gebaut – von den Nachfahren gepflegt. 20 Jahre Krefelder Baudenkmal-Stiftung
Ernst Coester	145	Das ehemalige Pfarrhaus von Liebfrauen in Krefeld und sein Architekt Jakob Bong

Geschichte

Margret Grobe	19	Mennoniten auf der Hülsisch-Moersischen Straße in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts
Hertha Sagebiel	28	Die evangelische und die mennonitische Gemeinde in Krefeld 1918 – 1945. Teil 2
Herman van Rens	45	Die Verfolgung der Juden in der niederländischen Provinz Limburg während des Zweiten Weltkriegs
Ingrid Schupetta		
Ulrich Friedrich Opfermann	50	„Zigeuner“: Fiktion und Wirklichkeit in einer westdeutschen Region
Burkhard Ostrowski	64	Kurt Devries' Auswanderung nach Kolumbien
Reinhard Schippkus		
Dirk Senger	93	Der Streik der Schausteller
Georg Opdenberg	96	Der Blumenplatz
Gottfried Elfes	147	Bombennacht und Nachkriegszeit. Teil 2
Dirk Senger	155	50 Jahre Städtepartnerschaft Krefeld und Venlo
Peter Mangelmann	158	Die „technischen Ateliers für die Weberei“ in Krefeld
Joachim Lilla	166	Die Stadtverwaltung Krefeld unter dem Nationalsozialismus



Das Titelbild zeigt die Fassade der 1906 erbauten ehemaligen Tapetenfabrik Heeder & Co. Seit dem Ankauf durch die Stadt Krefeld hat sich der Gebäudekomplex als Kulturzentrum im Krefelder Südbezirk etabliert.

Foto: Jürgen Sauerland-Freer

Theater, Kunst, Musik und Literatur

Dorothee Monderkamp Jürgen Sauerland-Freer	74	TAPETENWECHSEL. 1989 – 2014: 25 Jahre Kulturzentrum Fabrik Heeder
Martin Vöhringer	82	Zu Gast auf Heeder: Teheran – Lagos – Guadalajara – Beirut – Tokio
Helmut Wenderoth	84	25 Jahre KRESCHtheater in der Fabrik Heeder

Natur und Landschaft

Helmut Sallmann	25	Die erhaltende Kulturlandschaftspflege im Forstwald
Wolfram Kunick	122	Planung, Entwicklung und Pflege von Staudenflächen im Wehrgang der Burg Linn

Mundart

Paula Coerper	184	Redewendungen und sprichwörtliche Redensarten im Krefelder Platt
Heinz Webers	192	Min Hert hängt an Krieewel: In memoriam Jupp Schäfer (1906 – 1962)

Aus dem Heimatleben

Dirk Senger	6	Von Oktober zu Oktober
Robert Claßen	203	Der Verein für Heimatkunde 2013/2014
	204	Bücher
Dirk Senger	214	Personalien/Jubiläen
	218	Bildnachweise
	220	Autoren



Das Krefelder Jahrbuch „die Heimat“ wird seit 1921 vom Verein für Heimatkunde e. V. herausgegeben. 1. Vorsitzender ist Robert Claßen, Hagerweg 26, 47798 Krefeld, Tel. 02151 – 786135, classen@heimat-krefeld.de. 2. Vorsitzender ist Prof. Dr. Jürgen Schram, Corneliusstr. 10, 47798 Krefeld, Tel. 02151 – 329279, schram@heimat-krefeld.de. 1. Schriftführerin ist Daniela Gillner, c/o Stadtarchiv Krefeld, Girmesgath 120, 47803 Krefeld, gillner@heimat-krefeld.de; als 2. Schriftführer des Vereins ist Lothar Balhorn tätig, balhorn@heimat-krefeld.de. Die Schriftleitung der „Heimat“ liegt bei Dr. Christoph Dautermann, c/o Museum Burg Linn, Rheinabenstr. 85, 47809 Krefeld, Tel. 02151 – 5539115, dautermann@heimat-krefeld.de, sowie Burkhard Ostrowski, c/o Stadtarchiv Krefeld, Girmesgath 120, 47803 Krefeld, Tel. 02151 – 862703, ostrowski@heimat-krefeld.de. Als Kassenwartin fungiert Ursula Wolter, Moerser Str. 87, 47803 Krefeld, wolter@heimat-krefeld.de. Weitere Vorstandsmitglieder sind Dr. Eugen Gerritz und OStD' Waltraud Fröchte. Der Verein erhebt seit vielen Jahren unverändert einen Jahresbeitrag in Höhe von 18 EUR, worin der Bezug der „Heimat“ bereits inbegriffen ist. Beitrittsformulare finden sich auf der Internetseite www.heimat-krefeld.de. Der Verein bucht grundsätzlich in der ersten Februarwoche ab und gibt dabei nach dem europaweiten SEPA-Einzugsverfahren folgende Identifikationsnummer an: DE93ZZZ00000688450. Die Konten des Vereins lauten bei der Sparkasse Krefeld (BIC: SPKRDE33) IBAN: DE30 32050000 0000 309617, und bei der Volksbank Krefeld:

(BIC: GENODEDIHTK) IBAN: DE83 320600 19182010. Spenden sind steuerbegünstigt. „die Heimat“ erscheint jährlich Ende November. Für Nichtmitglieder sind die Bände im Stadtarchiv oder im Buchhandel zum Buchhandelspreis zu beziehen. Die Schriftführerin vermittelt auch ältere Jahrgänge. In der Mediothek, im Stadtarchiv und in der Bibliothek der Jüdischen Gemeinde liegen sie als Präsenzbestand vor. Die Anzeigenverwaltung liegt in Händen der Fa. van Acken Druckerei u. Verlag UG, Krefeld (s. oben).

Die Autorinnen und Autoren vertreten ihre Beiträge selbst. Neue Beiträge gehen bitte an die o. g. Schriftleiter.

Nachdruck nur mit Genehmigung des Herausgebers. Das Recht an den Bildern bleibt den Fotografen bzw. den Eigentümern der Vorlagen vorbehalten.

Gefördert durch:



Liebe Leserin!
Lieber Leser!

Der 85. Jahrgang des Krefelder Jahrbuchs „die Heimat“ ist wieder einmal etwas umfangreicher geworden als zunächst beabsichtigt. Der Grund dafür liegt ganz einfach darin, dass es nach wie vor zahlreiche Autorinnen und Autoren gibt, denen die Geschichte sowie die Geschichte Krefelds und der Region am Herzen liegen, seien es nun historische, denkmalpflegerische oder im weitesten Sinne kulturelle Themen, die sie bewegen und beschäftigen. Unser Dank gilt daher ganz besonders (wieder einmal) Ihnen, liebe Autorinnen und Autoren, die Sie das Jahrbuch mit Leben und durch Ihre Beiträge erst mit Inhalt füllen.

Einen gewissen Schwerpunkt der diesjährigen Heimat bilden die Artikel, die sich mit der ehemaligen Tapetenfabrik Heeder, dem heutigen „Kulturzentrum Fabrik Heeder“, befassen. 1906 von dem Architekturbüro Girmes & Oediger geplant und ausgeführt, ist die Geschichte der Fabrik in den letzten Jahren in der Heimat mehrfach von Burkhard Ostrowski und Reinhard Schipkus behandelt worden. Ihre breit angelegte Untersuchung findet nun mit der Darstellung der Umstände der Auswanderung von Kurt Devries nach Kolumbien in den 1930er-Jahren zu einem vorläufigen Abschluss. Längst ist aus dem Ort ein Kulturzentrum geworden, das auch überregionale Bedeutung erlangt hat, nicht zuletzt durch den engagierten Einsatz derjenigen, die im vorliegenden Band die letzten 25 Jahre des „Kulturzentrums Fabrik Heeder“ Revue passieren lassen (Dorothee Monderkamp / Jürgen Sauerland-Freer: TAPETENWECHSEL. 1989 – 2014: 25 Jahre Kulturzentrum Fabrik Heeder; Martin Vöhringer: Zu Gast auf Heeder; Helmut Wenderoth: 25 Jahre KRESCHtheater in der Fabrik Heeder).

Die Nennung dieser Autoren soll natürlich in keiner Weise den Einsatz und das Engagement der anderen schmälern, die wesentlich

zur beachtlichen „Stärke“ des vorliegenden Jahrbuchs beigetragen haben. Einen besonderen Dank möchten wir aber dennoch an Dirk Senger aussprechen, der nicht nur seit einigen Jahren emsig und zuverlässig die Daten zum Jahresgeschehen sammelt und sie in den Rubriken „Von Oktober zu Oktober“ sowie „Personalien“ „lesbar aufbereitet“, sondern der darüber hinaus durch weitere Artikel immer wieder an wichtige oder denkwürdige Ereignisse in der Krefelder Stadtgeschichte erinnert.

Ebenfalls sei Dr. Heribert Houben gedankt, welcher nicht allein den Rezensionsteil verantwortet, sondern auch immer wieder lektorierend – diesmal den Artikel von Hertha Sagebiel – tätig wird.

Die diesjährige Ausgabe der Heimat wartet mit einer kleinen, aber nicht unwesentlichen „Neuerung“ auf: Wie in vielen Zeitschriften seit Langem üblich haben wir diesmal die Autoren gebeten, uns ein paar Zeilen zu ihrer Person zuzusenden, die wir jeweils an die Artikel angefügt haben. So hoffen wir, dass Sie, liebe Leserschaft, sich auch ein Bild von denjenigen machen können, die hinter den Artikeln stecken, und auf diese Weise die Heimat einen etwas persönlicheren Charakter erhält.

Nun bleibt uns nur – wie immer – Ihnen bei der Lektüre viel Freude zu wünschen, in der Hoffnung, auch diesmal ein Jahrbuch vorzulegen, das den gesetzten Ansprüchen Genüge leistet.

Dr. Christoph Dautermann
Burkhard Ostrowski

Von Oktober zu Oktober

von Dirk Senger

In den vergangenen zwölf Monaten wechselten sich Meldungen und Berichte über Erste Spatenstiche, Schließungängste, Richtfeste, Sparzwänge und neue Bauprojekte unter den widrigen Umständen eines Nothaushaltes munter ab. Freudige Aufbruchstimmung und Ratlosigkeit angesichts der finanziellen Probleme gingen da manchmal Hand in Hand durch das vergangene Jahr. Und trotz Nothaushalts investiert auch die Stadt: Neue Kindergärten wurden gebaut, die Haltestelle Rheinstraße und das Kaiser Wilhelm Museum sind im Umbau. Da ist einiges sichtbar im Werden. Beim Stadtbad Neusser Straße zeichnet sich eine Lösung ab. Und der Bau- und Investitionsboom beim Rheinblick, dem alten Horten-Haus, der Volksbank, der Sparkasse an der Friedrichstraße, der Wohnstättenpassage, dem Neubau an der alten Werkkunstschule, bei der alten Samtweberei sowie der geplante Neubau von P&C machen doch klar: In dieser Stadt kann man offenbar Geld verdienen.

Oktober

Die Bau GmbH kündigt an, rund zehn Millionen Euro in eine neue Ostwall-Passage zu investieren. Während einer Probe treten 80 Musiker der Niederrheinischen Sinfoniker anlässlich des Beginns von Tarifgesprächen der Branche in Berlin in einen zweistündigen Warnstreik. Die Weinlese an einem Traarer Hotel ergibt 90 Kilogramm Trauben von 99 Rebstöcken. Der finnische Konzern Outokumpu plant, seine Investitionen in Krefeld zu kürzen. Statt 264 Millionen Euro sollen 100 Millionen Euro am Standort eingebracht werden. Das treibt die Stahlarbeiter auf die Straße, weil auch ein Stellenabbau drohe. Die Staatsanwaltschaft nimmt Ermittlungen im Fall einer verstorbenen Seniorin auf. Ein Altenpflegeheim gerät in den Verdacht, dass die Pflege der Frau nicht in Ordnung gewesen sei. Die Versteigerung des Hauses Blumenthal wird durch zwei Gesellschafter verhindert, die das Objekt erworben haben. Am Ostwall beginnt der Abriss der sogenannten Steinert-Häuser. Das Frankfurter Städel-Museum hat eine Spiegel-Installation von Adolf Luther erworben. Das Objekt hing einige Jahre am Verwaltungsgebäude der SWK. Ein Initiativkreis möchte die Alte Kir-

che im Stadtzentrum erhalten. Den Unterhalt und notwendige Sanierungen des Sakralbaus kann die Gemeinde nicht mehr finanzieren. Ein Logistikunternehmen hat an der Autobahn A44 ein rund 72 000 Quadratmeter großes Areal gekauft. Stararchitekt Hadi Teherani aus Hamburg stellt seine Rheinblickpläne der Politik vor. Ein Lama büchst aus seiner Koppel aus und läuft prompt in die Radarfalle der Polizei – der flotte Ausbruch wird bundesweit in den Medien vermeldet. Die Ratsfraktionen folgen einem Vorschlag von Kämmerer Ulrich Cyprian nicht. Das könnte laufende Projekte gefährden. Im 1875 errichteten Brauhaus an der Neusser Straße bedient Margot Wienges seit 50 Jahren ihre Gäste. Der chinesische Maschinenhersteller XCMG eröffnet seine 50 Millionen Euro teure Europazentrale in Fichtenhain. Dank einer Stiftung veranstaltet die Dante-Gesellschaft ihre Treffen auch weiterhin in Krefeld. Das jüdische Gemeindezentrum an der Wiedstraße feiert sein fünfjähriges Bestehen. Unbekannte beschmiereten Häuser, unter anderem das Deutsche Textilmuseum im historischen Stadtkern von Linn. Ein Jungbulle entkommt aus einem Viehtransport und wird zwei Stunden von der Polizei auf dem Europaring gejagt. Das erschöpfte Tier wurde

eingefangen. Die Sozialdemokraten stimmen für Frank Meyer als ihren Kandidaten für die Oberbürgermeisterwahl 2015. Die Bezirksregierung Düsseldorf genehmigt den städtischen Haushalt nicht. Über die Entwicklung der wesentlichen Haushaltsdaten muss der Kämmerer der Regierungspräsidentin nun vierteljährlich berichten. In den kommenden Jahren sollen 50 Millionen Euro pro Jahr eingespart werden. Vor dem Rathaus demonstrieren etwa 1000 Industriearbeiter, weil sie ihre Arbeitsplätze in Gefahr sehen. Das Kresch-Theater eröffnet das „Hotel Südwall“, ein neues Improvisationsformat. Die beiden Krefelder Bundestagsabgeordneten, Kerstin Radomski und Ulle Schauws, nehmen an ihrer ersten Plenarsitzung im Deutschen Bundestag teil. Seit 15 Jahren spielt Esther Keil an den Städtischen Bühnen. Das ehemalige Horten-Haus erhält die ersten Elemente der neuen Fassade. Das Museum Burg Linn zeigt die Ausstellung „Kunst des deutschen Steinzeugs“. Komiker Otto Waalkes tritt im Königspalast vor 2500 Zuschauern auf. Ein Sturm enturzelt einige Bäume und beschert der Feuerwehr zahlreiche Einsätze. Das Pariser Museum Louvre plant eine Ausstellung in der französischen Hauptstadt, in der auch



Abb. 1. Erste Ratssitzung nach der Kommunalwahl: Oberbürgermeister Gregor Kathstede gratuliert dem 1. Bürgermeister Frank Meyer und der 2. Bürgermeisterin Karin Meincke zur Wahl.

der fränkische Goldhelm aus Gellep gezeigt werden soll. Weil eine Fensterbaufirma nicht die geforderten Fenster liefert, zeichnet sich bei der Eröffnung des Kaiser Wilhelm Museums eine deutliche Verzögerung bis in Frühjahr 2015 an. Das Deutsche Textilmuseum zeigt die Ausstellung „Fastentuch modern“. Das Mies 1:1 Projekt auf dem Egelsberg wird abgebaut.

November

Auf einem Acker bei Höxhöfe endet eine Verfolgungsjagd, bei der 20 Streifenwagen einem Pkw nachjagen. Die Polizei stellt dort drei Insassen, die Beute und Einbruchswerkzeug dabei haben. Die Krefelder NS-Dokumentationsstelle bekommt von der Landeszentrale für politische Bildung 25 000 Euro für die Verbesserung der Dauerausstellung. Die städtischen Kulturinstitute müssen noch mehr sparen. Der Etat für das Museum Burg Linn beträgt 2013 nur noch 13 000 Euro für alle Wechselausstellungen. Ein Runder Tisch der Parteien über einen Nothaushalt endet mit einem Eklat, da CDU und UWG das Gespräch über freiwillige Leistungen verlassen. Die Situation eskaliert, als die SPD über den gesamten Haushalt diskutieren will. Die niederländische Diskussion über die „Zwarte Pieten“ des Sinter Klaas aus Venlo beschäftigt auch die Rheinstadt. In Uerdingen blickt man jedoch gelassen auf die Aufregung im Nachbarland. In der heftigen Haushaltsdiskussion möchte Oberbürgermeister Gregor Kathstede die Gemüter beruhigen. Er kündigt für das Jahr 2015 jedoch „brutale und massive Eingriffe“ an. Für die Inszenierung des Stücks „Der Kirschgarten“ konstruieren die Mitarbeiter des Theaters Krefeld ein Becken mit sechs Tonnen Wasser. Beim A-Gang öffnen Künstler einmal mehr ihre Ateliers. An das Pogrom der Nationalsozialisten vor 75 Jahren wird am Platz an der alten Synagoge gedacht. Das Museum Burg Linn stellt weitere Ergebnisse des Hafenprojektes vor. Ein Sammler aus Gellep überlässt dem Museum Fundstücke für die Katalogisierung. Der Abriss der Werkkunstschule an der Petersstraße beginnt, eine denkmalgeschützte Fassade bleibt für einen Neubau der Wohnstätte erhalten. Die Verträge für die neue Feuerwache an der Ritterstraße sind unterschrieben. Ein Mannheimer Unternehmen baut die 37,5 Millionen teure Wache. Einmal mehr kursiert in Krefelder Medien die Meldung über den Verkauf des Stadtbades an der Neusser Straße. Die Pappköpp präsentieren ihr neues Programm „Daarestiet TV“. Die Deutsche Post erweiterte ihr Frachtzentrum im Forstwald. Dort können über 28 000 Pakete pro Stunde bearbeitet werden. Die Stadt Krefeld reicht eine Klage gegen das Ergebnis des Zensus 2011 ein: Demnach soll die Einwohnerzahl nur noch bei 222 247 Personen liegen. In Uerdingen beginnen die Bauarbeiten für ein neues Logistikzentrum. Die Kosten liegen bei rund 40 Millionen Euro.



Abb. 2. Einbau der sanierten Alt-Fenster im Kaiser Wilhelm Museum.

Der Ausbau des Hafenrings für 6,3 Millionen Euro beginnt. Der ehemalige Bundestagsabgeordnete Otto Fricke aus Krefeld-Uerdingen „wickelt“ die FDP-Bundestagsfraktion ab. Nach einer landesweiten Diskussion über die Zusammenlegung von Kommunal- und Oberbürgermeisterwahl 2014 entscheidet sich der Oberbürgermeister, dass er seine Amtszeit bis 2015 erfüllt. Andere Oberbürgermeister in NRW treten frühzeitig zu den Kommunalwahlen an, um unter anderem Kosten zu sparen. Die Montag-Stiftung engagiert sich in dem Gebäudekomplex an der Lewerentzstraße. In der „Alten Samtweberei“ sollen Wohnungen und Büros entstehen. Wegen des Nothaushaltes sagt die Stadt die Fashionworld 2014 ab. Damit können rund 250 000 Euro eingespart werden. Das Theater Krefeld/Mönchengladbach wird mit seinem Führungsteam um Intendant Michael Grosse

bis 2020 weiter zusammenarbeiten. Das Juweliergeschäft Kammen an der Hochstraße schließt nach 126 Jahren. Das markante kleine Haus wird kurze Zeit später abgerissen, weil eine Denkmalswürdigkeit nicht gegeben sei. Die Arbeitslosenquote liegt bei 11,2 Prozent, 12 755 Menschen in Krefeld sind ohne Arbeit. Das Podio-Theater muss das Gelände einer Brauerei wieder verlassen, weil dort eine neue Produktionsanlage gebaut werden soll.

Dezember

Die „Fledermaus“ feiert eine berauschende Premiere im Stadttheater. Der Müllverbrennungsanlage in Elfrath droht eine zu geringe Auslastung. Ehemalige Kunden lassen ihren Müll andersorts entsorgen, wie der Kreis Viersen, der ab 2015 seinen Müll in Solingen und Köln verbrennen lässt. Die Adolf-Luther-Stiftung gibt zehn Werke des Künstlers als Dauerleihgabe an das Städel-Museum in Frankfurt. Das Dante-Denkmal bekommt zwischen Theater und Mediothek einen neuen Standort. Die neue „Legalwand“ für Sprayer am Voltaplatz wird gut angenommen. Die Idee eines zweiten Wertstoffhofes im Westen der Stadt wird von der GSAK während einer Sitzung des Umweltausschusses ins Spiel gebracht. Die neueste Ausgabe des Krefelder Jahrbuchs „Die Heimat“ stellt die Schriftleitung in der Alten Kirche vor. Einige Autoren halten kurze Vorträge über ihre Beiträge. Die Diskussion über eine fünfte Gesamtschule entbrennt wieder in der Politik. Die „Pension Schöller“ feiert eine umjubelte Premiere im Theater. In der Deutschen Eishockey Liga glänzen die Stürmer der Krefeld Pinguine. Zur



Abb. 3. Das Modell der neuen Feuerwache für die Berufsfeuerwehr Krefeld an der Neuen Ritterstraße.

Halbzeit der Saison bilden Kevin Clark, Daniel Pietta und Adam Courchaine die erfolgreichste Reihe mit 37 von 80 Treffern bei den Pinguinen. Wegen einer Bombenentschärfung müssen rund um den Sprödenalplatz 1 800 Menschen ihre Wohnungen zeitweise räumen. Der Caritasverband stellt ein Projekt vor, bei dem sogenannte „Junkies“ den Theaterplatz sauber halten. Nach 45 Jahren schließt Helga Fischer ihr Musikfachgeschäft am Südwall. In einer geheimen Abstimmung lehnt der Rat die Zahlung von 1,1 Millionen Euro Mehrkosten für das Kaiser Wilhelm Museum ab. Gleichzeitig stimmten die Mitglieder des Hauptausschusses der Verlängerung des Museumsdepot-Mietvertrages für weitere zwei Jahre zu. Einmal mehr rückt in den Medien ein Kaufvertrag für das Stadtbad Neusser Straße in „greifbare Nähe“. Ein Gericht verurteilt eine Tierquälerin zu einem Jahr auf Bewährung. Die 17-Jährige tötete und verletzte Tiere in und um Krefeld. Ein hiesiger Unternehmer erwirbt von der Stadt das Haus Schönhausen. Die Verwaltung der Musikschule, die dort untergebracht war, zieht in einen Neubau bei Haus Sollbrüggen. Am Hauptbahnhof hält endlich ein Intercityzug mit einer direkten Verbindung in die Hauptstadt Berlin. Das Fehlen einer Umweltverträglichkeitsprüfung sorgt für den Baustopp an einer Stromleitung. Das Niederrheinische Literaturhaus beendet ein erfolgreiches erstes Jahr mit rund 40 Veranstaltungen. Das Museum Burg Linn zeigt seine neu geordnete Gläsernsammlung. Die Funde sind teilweise 2 000 Jahre alt. Eine Initiative wehrt sich gegen die Bebauung eines ehemaligen Kasernenareals in Forstwald. Das Gelände soll stattdessen aufgeforstet werden. Seit 40 Jahren können Bedürftige den Heiligabend in der Gemeinde St. Martin feiern. In Gellep-Stratum fürchten die Katholiken, dass ihre Kirche St. Andreas geschlossen wird. Der Gastronom Luciano Valera schließt sein Lokal „Quincy“ in der Innenstadt. Der Winterzirkus auf dem Sprödenalplatz erfreut zahlreiche Besucher zwischen den Jahren.

Januar

Die Silvesternacht verläuft mit 216 Einsätzen für die Polizei normal. Das erste Baby des neuen Jahres in Krefeld kommt um 0.18 Uhr auf die Welt und erhält den Namen „Ut-ku“, was bedeutet: Am Ende kommt er ans Ziel. Die Krefeld Pinguine beginnen das Jahr auf Platz vier der DEL-Tabelle. Die Albert-Schweitzer-Schule an der Lewerenzstraße ist fast fertig. Sie fügt sich zum Corneliusplatz hin wie einst die Gewebeschule, die früher an dieser Stelle stand. Die Schornsteinfeger kommen ins Rathaus und wünschen viel Glück für die kommenden Monate. „Bald tut sich was“, titelt eine Krefelder Zeitung in Sachen Stadtbad an der Neusser Straße. Es wird nicht der letzte Bericht dieser Art sein. Dafür bewegt sich tatsächlich etwas im alten Horten-Haus. Dort entkernen 120 Arbeiter

den Bau. Nach fast drei Jahren Schließung und Umbau steht das Haus der Seidenkultur an der Luisenstraße vor der Wiedereröffnung. Eigentlich handelt es sich um eine Neu-Eröffnung, denn dort ist durch private Initiative und mit Spendengeldern ein modernes Museum entstanden. Der Kommunalwahlkampf nimmt Fahrt auf, die Parteien positionieren sich in der Öffentlichkeit. Das Museum Burg Linn präsentiert eine stadtgeschichtliche Ausstellung über das Philippswerk. Viele ehemalige Mitarbeiter des Linner Werkes besuchen mit ihren Familien die Schau. Für Flüchtlinge wird die Don-Bosco-Schule umgebaut. Immer mehr Fachbereiche ziehen aus dem Stadthaus am Konrad-Adenauer-Platz aus. Das denkmalgeschützte Eiermann-Gebäude soll in den kommenden Jahren saniert werden. Eine mysteriöse Quelle von Infraschall wird in einem Gebiet am Inrath gesucht. Im ersten Monat des Jahres beginnt ein Ärgernis, das sich bis in den Herbst hinziehen wird: Gelbe Säcke bleiben am Straßenrand liegen, Gelbe Tonnen werden nicht fristgerecht geleert. Immer wieder beschweren sich Anwohner über den nicht abgeholt Müll. Die Wohnstätte präsentiert Entwürfe für den Bau ihrer Zentrale an der Stelle der ehemaligen Werkkunstschule. Eine 20-minütige Verfolgungsjagd liefert ein 21-Jähriger der Polizei. Mit über 100 Stundenkilometer rast er von Bockum in die Innenstadt. An der Dionysiuskirche rammt er einen Baum. Die umfangreichen, oberirdischen Umbauarbeiten auf dem Ostwall kündigen sich mit ersten Baustellenschildern an, bereits seit zwei Jahren wird im Untergrund gewerkelt. Die Villa Heusgen ist kein Bau von Ludwig Mies van der Rohe. Eine schwedische Quelle nennt Rudolf Wettstein und Willi Kaiser als Architekten. Mit der Proklamation im Seidenweberhaus von Michael I. und Karin I. fängt die närrische Zeit an. Auf der Kaiserstraße werden Szenen für die TV-Serie „Alarm für Cobra 11“ gedreht. Die Sängerin Christina Stürmer begeistert ihre Fans in der Kulturfabrik. Die Pläne eines Brauhauses im einstigen Bahnhofsgebäude in Uerdingen werden nicht realisiert. Der Schließungsplan für die Comenius-Schule an der Mariannenstraße stößt auf den Widerstand der Schülereltern. Das Stadtarchiv Krefeld übernimmt das Archiv des Fichte-Gymnasiums.

Februar

Philibert Reuters löst Wilfried Fabel als Fraktionsvorsitzender der CDU ab. Der milde Winter sorgte dafür, dass das Salzlager der GSAK noch gut gefüllt ist. In London wird eine Liste mit sogenannter „entarteter Kunst“ wieder entdeckt. Darauf sind auch 98 Kunstwerke aufgelistet, die von den Nationalsozialisten aus dem Kaiser Wilhelm Museum konfisziert wurden. Bundesweit macht zeitgleich der „Fall Gurlitt“ Schlagzeilen, bei ihm wurden zahlreiche Kunstwerke gefunden, deren Herkunft unklar ist. Die Krefelder Wälder haben sich etwas erholt, der Anteil der kranken Bäu-

me ist gesunken. Dennoch sind alle Eichen in Krefeld erkrankt. Der Gebäudekomplex „Alte Samtweberei“ geht in Form eines Erbbaurechtes an die Montag-Stiftung aus Bonn. Damit kann der Umbau des Areals beginnen. Die Klasse 4a der Grundschule Königshof führt als kreative Inszenierungsklasse im Rahmen des Programms „Kulturucksack“ ein Stück im Stadttheater auf. Im Stadtteil Dießem steht die letzte Kneipe vor der Schließung. Der 87-jährige Emil Hemmers findet keinen Nachfolger für das Lokal „Alt-Dießem“ an der Oberdießemer Straße. Beim Moltke-Forum spricht als einer der letzten Gäste der Verleger und Autor Michael Krüger. Was soll mit dem Seidenweberhaus passieren? Die Idee einer Bürgerbefragung wäre eine Möglichkeit, um diese Frage zu klären. Zuerst müssten jedoch die Kosten für Sanierung oder Abriss feststehen. Nach wie vor beschäftigt Bürger und Politik der Straßenstrich an der Neuen Ritterstraße. Trotz vermehrter Kontrollen hat sich das Problem nicht gelöst. Im Deutschen Textilmuseum wird die Ausstellung „Europe – Asia II.“ eröffnet. Die Stadt lässt etwa 400 kranke Straßenbäume fällen. Das Thema „Inklusion“ bewegt die Gemüter, vor allem die Frage der Finanzierung wird auch in Krefeld diskutiert. Das Eigenkapital der Stadt schrumpft: Von Ende 2011 bis Ende 2012 sank es von 661,7 Millionen auf 639,8 Millionen Euro. Die Zahl der Unfälle (7672) und der Verletzten (877) ist in Krefeld auf einen Tiefstand gefallen. Das Kresch-Theater inszeniert eine beklemmende Version von Kafkas „Der Prozess“. Die neue Gesamtschule Uerdingen kann 140 Kinder nicht aufnehmen. Insgesamt wurden dort 706 Kinder angemeldet. Die Sparmaßnahmen zwingen das Kulturbüro der Stadt Krefeld Angebote wie das Open-Air-Kino einzustellen, außerdem werden zwei Konzerte der Serenaden gestrichen. Dafür bleiben jedoch andere Veranstaltungen unangetastet. Die Schwäne auf dem Brunnen auf dem Schwanenmarkt werden wohl von Metalldieben gestohlen.

März

Karnevalsskandal: Eine Möhne wird in der Traditionsgaststätte Gleumes nicht hineingelassen. Die soll zehn Euro Mindestverzehr zahlen. Der auswärtige Gastro-Konzern, der das Brauhaus betreibt, interessiert sich auch im Nachhinein nicht für die Krefelder Tradition, Möhnen überall kostenfrei Zugang zu gewähren. Für ihren neuen Theatersaal stellt die japanische Firma Kawai mit Europasitz in Krefeld der hiesigen Musikschule einen neuen Flügel zur Verfügung. Die Jecken sind los: 50 000 feiern den Tulpensonntag in der Rheinstadt, 120 000 in der Seidenstadt. Einen großen Opernabend mit der ausgezeichneten Sopranistin Sophie Witte präsentiert das Stadttheater mit der Inszenierung von „Manon“. Fast die Hälfte aller Krefelder Kinder nutzt das Ganztagsangebot in den Schulen. Im Keller eines Bungalows am Oelhausenweg

tötet eine Explosion eine Frau. Die Ursache bleibt zunächst ungeklärt. Die Leiche eines Säuglings wird in Stahldorf gefunden. Während des Uerdinger Karnevals haben dreiste Diebe drei tonnenschwere und gut zehn Meter lange Lkw-Anhänger gestohlen, die am Bahnhof abgestellt waren. Wieder ein Großbrand: In Gellep-Stratum wird ein Zimmereibetrieb ein Raub der Flammen. Ein großes Bauschild markiert den offiziellen Beginn der oberirdischen Arbeiten auf dem Ostwall im Haltestellenbereich Rheinstraße. Immer noch ist das Glasdach für die neue Haltestelle ein Streitpunkt zwischen den Parteien. Im Rathaus ehrt der Oberbürgermeister „ehrlüche Finder“, das sind Kinder und Jugendliche, die Fundsachen abgegeben haben. Die Suche nach dem Kindsmörder aus Stahldorf geht weiter. Eine Hundertschaft der Polizei durchsucht das Gelände rund um die Fundstelle. Wegen einer neuen Verordnung, welche die Höhe von Geländern auf Brücken tangiert, muss die Stadt Warnschilder an einigen Brücken aufstellen, da deren Geländer zu niedrig sind. Für die Play-Off-Partien-Karten der Pinguine stehen die Fans Schlange am Königpalast. Ohne große Probleme werden die Verkehrsumleitungen rund um den Ostwall eingerichtet. Busse, Bahnen und Pkws fahren nun Umleitungen durch die Innenstadt. Verschiedene Medien berichten über einen massiven Stellenabbau bei der Westdeutschen Zeitung. Von 100 Redakteursstellen sollen 50 Prozent wegfallen. Die Redaktion in Krefeld soll erhalten bleiben, aber von den Entlassungen werden auch dort Redakteure und Angestellte betroffen sein. Der getötete Säugling wird beigesetzt, die Suche nach der Mutter fortgesetzt. Eine Belohnung in Höhe von 5000 Euro wird ausgelobt. Auch einen Massengentest führt die Polizei durch. Erst haben sich alle gefreut, dass sich am Ostwall endlich etwas bewegt. Nun passiert etwas, und einige Einzelhändler klagen über die Bauarbeiten. Ein Teilbereich des Rheinblickareals wird von der Stadt versiegelt und darf nicht mehr betreten werden. Dort haben nicht genehmigte Abbrucharbeiten stattgefunden. Der Bürgerverein Linn möchte sich für den Erhalt und Reaktivierung der Wassermühle des Mühlenhofs am Greiffenhorstpark einsetzen. Im Rathaus Krefeld passt nun ein Wachdienst auf. Im Haushaltsjahr 2013 fehlen der Stadt 32,4 Millionen Euro, das sind 15,9 Millionen Euro mehr als bei der Haushaltsaufstellung. Weil kein städtischer Eigenanteil geleistet werden kann und somit auch keine Landesmittel fließen, verzögert sich die Umgestaltung des Karlsplatzes. Die Kunstmuseen Krefeld können mit Hilfe von verschiedenen Geldgebern die Skulptur „Gate (white)“ von Michael Craig-Martin erwerben. Es steht seit seiner Ausstellung im Garten von Haus Lange. Polizei und Stadt zeichnen Bürger mit Zivilcourage im Rathaus aus. Experten sprechen auf einer Fachtagung der Lebenshilfe Krefeld über das Thema Inklusion in der Schule. Bei einem Brand in einem Mehrfamilienhaus an der Glockenspitz rettet die Feuer-

wehr 14 Menschen per Drehleiter. Die Krefeld Pinguine beenden die Hauptrunde auf dem zweiten Tabellenplatz, die Meisterträume platzen leider bereits nach dem Viertelfinale gegen Ingolstadt.

April

Nach Verhandlungen der IG Metall mit dem finnischen Konzern Outokumpu soll es in Krefeld bis 2020 keine betriebsbedingten Kündigungen geben. Zudem will das Unternehmen bis 2016 rund 108 Millionen Euro in das Kaltwalzwerk sowie 9,5 Millionen Euro in Forschung und Entwicklung investieren. Nach langem und zum Teil zähem Ringen verabschiedet der Rat mit großer Mehrheit den neuen Flächennutzungsplan. Weil für Nachpflanzungen kein Geld vorhanden ist, prägen immer mehr Baumstümpfe das Bild entlang der Straßen. Im Rahmen des Bildungs- und Teilhabepaketes wurden seit 2011 15 000 Anträge bearbeitet und 1,7 Millionen Euro verteilt. Für Antragssteller betreibt die Stadt ein besonderes Servicecenter im Seidenweberhaus. Das Museumscafé in Linn ist offizielle Pilgerstation des Jacobwegs. Mit einer Ausstellung des Modehauses Schinke Couture wird das sanierte und umgebaute Museum „Haus der Seidenkultur“ wiedereröffnet. Die Kunstmuseen Krefeld zeigen die Ausstellung „Living in the Material World“ mit Werken von zwölf jungen Künstlern. Die Bücherei in Uerdingen ist zwar geschlossen, trotzdem feiert ein Kreis in der Rheinstadt das 100-jährige Bestehen. Zur Feierstunde liest auch der Kabarettist Wilfried Schmickler. Einige Tage später wird das letzte Inventar aus

dem ehemaligen Amtsgericht Uerdingen, wo sich die Bücherei befand, herausgeholt. Die „Alte Samtweberei“ an der Lewerentzstraße erfreut sich großer Beliebtheit, für die Immobilienflächen bewerben sich immer mehr Interessenten. Bei einem Dachstuhlbrand an der Seidenstraße wird ein Mann schwer verletzt. Später stellt sich heraus, dass er sich umbringen wollte. Für ihre Wahlplakate verwendet die CDU das Stadtwappen, was nicht erlaubt ist. Nun muss das Hoheitszeichen überklebt werden. Eine „geheime“ Sparliste der Verwaltung wird öffentlich – der Kommunalwahlkampf wirft seine Schatten voraus. Der Vorschlag, das Kinder- und Jugendtheater wegen des Nothaushaltes zu schließen, scheint allerdings vorerst vom Tisch zu sein. Im Jahr 2013 hat jeder Krefelder statistisch gesehen 804 Kilogramm Abfall erzeugt. Der Künstler Caco kündigt an, die Stadt Richtung Bremen zu verlassen. In der Musikschule Krefeld finden die Kawai-Meisterkurse statt. Die Kreuzung St.-Anton-Straße/Ostwall wird wegen der Umbauarbeiten für den Verkehr gesperrt. Eine Wildwiese für Insekten entsteht am Von-Beckerath-Platz. Das Museum Burg Linn eröffnet eine Ausstellung über den Ersten Weltkrieg. Im Uerdinger Siemenswerk geht die Angst um, dass der Konzern dort Stellen abbaut.

Mai

An der Schwertstraße brennt eine Erdgeschosswohnung. Zwei junge Männer retten sich durch Sprünge aus dem ersten Stock. Die Polizei ermittelt einen 23-Jährigen, der das Feuer vorsätzlich gelegt haben soll, und



Abb. 4. Oberbürgermeister Gregor Kathstede, Künstler Michael Craig-Martin, Barbara Könyches von der Kunststiftung NRW und Museumsleiter Dr. Martin Hentschel mit dem Werk Gate (white), 2011, im Garten von Haus Lange.

verhaftet ihn. Die Arbeitslosenquote steigt leicht auf 11,3 Prozent. Das Krefelder Siemenswerk geht wohl doch nicht an einen französischen Konzern. In Verberg findet die Eärpelstour statt und die „RTL-Dschungelkönigin“ Melanie Müller besucht Krefeld für eine Veranstaltung in einem Gastronomiebetrieb am Ostwall. Zeitzeugen und Schauspieler erinnern sich im Stadttheater an den Schriftsteller Heinar Kipphardt (1922 bis 1982), der unter anderem am Gymnasium am Moltkeplatz sein Abitur machte. Der Verein Kunst und Krefeld bezieht sein neues Domizil in der Alten Post an der Steinstraße. Die Sanierung des Rheindeichs in Uerdingen beginnt. Wegen der Ostwallarbeiten können Straßenbahnen das Depot an der St. Töniser Straße nicht mehr erreichen. Deswegen richten die Stadtwerke ein Ersatzdepot an der Gladbacher Straße auf einem stillgelegten Streckenstück ein. Wieder sorgen die Kosten für das Glasdach an der Haltestelle Rheinstraße für Diskussionsstoff. Eine ehemalige Miss Krefeld soll eine Geiselnahme mit geplant haben und wird verhaftet. Der Künstler Anatol zeigt in Uerdingen Kunstwerke in der einstigen Druckerei Schotte. Die einzige Krefelder Unesco-Projektschule, die Paul-Gerhardt-Grundschule in Uerdingen, stellt ihr Projekt „Welterbe Erde – Mach Dich stark für Vielfalt“ vor. Sieben historische Feuerwehren messen sich in der Vorburg in Linn. Die Freiwillige Feuerwehr nimmt ihre Wache in Hüls in Betrieb. Die Baukosten betragen 2,88 Millionen Euro. Das ehemalige Bayer-Casino soll ein Denkmal werden, der Konzern möchte das Gebäude von Helmut Hentrich jedoch lieber abreißen lassen. In Hüls präsentieren polnische und deutsche Künstler eine gemeinsame Ausstellung. Am Südwall wird ein Café-Besitzer von Schüssen getroffen. Eine Familienfehde soll der Hintergrund der Tat sein. Der Täter wird später in Lüdenscheid gefasst. Die Mennonitengemeinde Krefeld veranstaltet einen Gemeindefest, an dem über 400 Mennoniten aus Deutschland, der Schweiz und den Niederlanden teilnehmen. In Stahldorf soll eine Moschee ein insgesamt 25 Meter hohes Minarett erhalten. Der Krefelder Bauunternehmer Ulrich Schmitter stellt sein Rheinblick-Projekt vor. Bei der Kommunalwahl liegt die SPD (34,7 Prozent) hauchdünn vor der CDU (33,7 Prozent), beide Parteien erhalten 20 Ratsmandate. Im neuen Rat sind zehn Parteien vertreten. Die Wohnstätte AG überweist als Geschäftsgewinn 3,16 Millionen Euro an die Stadtkasse. Ende 2013 befinden sich 1580 Häuser mit 9101 Wohnungen im Eigentum der Gesellschaft.

Juni

Im Königpalast kämpft der Boxer Felix Sturm vor 8000 Zuschauern um seinen WM-Titel, den er an diesem Abend verliert. Der Westdeutsche Rundfunk aus Köln berichtet über Radarmessungen in Krefeld, die angeblich fehlerhaft durchgeführt werden. Das Lkw-Durchfahrtsverbot scheint keine Wirkung



Abb. 5. Sanierung des Rheindeichs in Krefeld-Uerdingen.

zu haben. Bis Ende 2014 hat die Stadt Zeit, das Problem mit den Stickstoffwerten in den

Griff zu bekommen. Die Ratsfraktionen einigen sich darauf, die Zahl der Bürgermeister und Ausschüsse zu verringern. Über 40000 Besucher kommen zum Flachsmarkt nach Linn. Eine schwere Gewitterfront zieht über Krefeld hinweg. Dabei wird ein Mann von einem umstürzenden Baum auf dem Steeger Dyk erschlagen. Rund 100 Bäume werden durch den Sturm entwurzelt. Der Zoo Krefeld eröffnet ein neues Gehege für die Pinguine. Der Brunnen auf dem Theaterplatz wurde in ein Blumenbeet umfunktioniert. An der Neuen Ritterstraße erfolgt der erste Spatenstich für die neue Feuerwache. Die Quelle des Infraschalls am Inrath bleibt weiterhin unklar. Die Kreuzung St.-Anton-Straße/Ostwall ist wieder für den Verkehr frei. In den Wochen der Sperrung ist ein Verkehrschaos ausgeblieben. Der Verein Impuls Krefeld versteigert alte Hortenkacheln im Gesamtwert von 7300 Euro. Der Erlös wird an wohltätige Einrichtungen gespendet. Ein linkes Parteienbündnis möchte in der Uerdinger Stadtbücherei ein neues Quartierzentrum einrichten. Die Frage der Finanzierung ist jedoch nicht geklärt. Der Verkauf des Brempter Hofes in der RheinStadt kommt nicht zustande, weil eine Käufergemeinschaft einen Optionsvertrag doch nicht unterschreiben will. In die Diskussion über ein Depot für die Krefelder Museen wird nun ein Neubau am Stadthaus in Betracht gezogen. In der Villa Merländer präsentiert die NS-Dokumentationsstelle eine neue Dauerausstellung. Ministerpräsidentin Hannelore Kraft lässt sich in Krefeld das Projekt „Kultur-



Abb. 6. An der Paul-Gerhardt-Schule in Uerdingen haben die Schüler das Unesco-Fest „Welterbe Erde – mach dich stark für Vielfalt“ gefeiert. Rechts: Angela Ortmann, Unesco-Koordinatorin der Paul-Gerhardt-Schule, mit der Schulleiterin Gabriele Hötter.

rucksack“ erklären. Das Kulturbüro der Stadt Krefeld organisiert das hiesige, kostenfreie Kulturangebot für Kinder- und Jugendliche. Die sogenannte Ringlösung der Straßenbahnlinie in Hüls scheint endgültig vom Tisch zu sein. Mit viel Musik veranstaltet die Stadt „Kultur findet Stadt(t)“. Teile der Fassade der seit Jahren geschlossenen Gaststätte Et Bröckske an der Marktstraße fallen herab. Deswegen muss die Straße dort teilweise abgesperrt werden. Das Gebäude steht vorläufig unter Denkmalschutz, ein Käufer für das Haus findet sich allerdings nicht. Das Deutsche Textilmuseum Krefeld eröffnet die Ausstellung „Häkelkosmos. Vom Korallenriff zum Schwarzen Loch“. Binnen weniger Wochen besuchen Tausende die neue Ausstellung.

Juli

Statt der Fashionworld möchte der Einzelhandel „Krefeld pur“ als Ersatz für die abgesetzte Modenschau präsentieren. Der Straßenstrich an der Neuen Ritterstraße soll zeitlich zwischen 6 und 22 Uhr verboten werden. Statt der zuerst berechneten 41,8 Millionen Euro fehlen dem Kämmerer „nur“ 35,6 Millionen Euro. Das sei aber kein Grund, die Sparmaßnahmen einzustellen, betonte der Kämmerer. Zum Auftakt des Gesamtprogramms des Literarischen Sommers 2014 liest Saša Stanišić aus seinem Buch „Vor dem Fest“ im Crefelder Ruderclub vor. Die SWK erhalten bis Dezember zwölf neue Straßenbahnen im Wert von 30 Millionen Euro. Oberbürgermeister Gregor Kathstede ist erstmals in das Präsidium des Deutschen Städtetages gewählt worden. Das Gut Heyenbaum in Verberg soll bis 2016 zu einem Wohnkomplex umgebaut werden. Nach wie vor ungelöst bleibt die Ursache für den Infraschall am Inrath. Ein Betrieb konnte als Quelle zwischenzeitlich ausgeschlossen werden. Für das Stadtbad Neusser Straße wird ein Optionsvertrag unterzeichnet. Eine Firma aus Erftstadt hat bis Dezember 2015 Zeit, Pläne zu konkretisieren. Wegen ergiebiger Dauerregenfälle müssen in der Stadt Arbeiten an manchen Baustellen wie am Ostwall zeitweise eingestellt werden. Mit einem Wandbild wird der Künstler Fritz Hühnen an der Viktoriastraße geehrt. Eine 300 Jahre alte Blutbuche mit einem Stammdurchmesser von 2,50 Metern muss im Greiffenhorstpark in Linn gefällt werden. Der kranke Baum kann nicht mehr gerettet werden. Seit Jahren war er bereits mit Stahlseilen abgesichert worden. Als neues Domizil bezieht der Uerdinger Heimatbund das sogenannte „Bügeleisenhaus“ an der Bruchstraße. Die Krefelder feiern ausgelassen den WM-Sieg der deutschen Fußball-Nationalmannschaft. Der Künstler Georg Opdenberg zeigt eine Ausstellung auf Burg Linn. Bundesweites Aufsehen erregt der Diebstahl von 300000 Litern Bier aus einer Lagerhalle in Linn. Die Polizei entdeckt das Bier wenige Tage später in Rheinland-Pfalz. Am Rheinhafen brennt es wiederholt auf dem Gelände einer Düngemittelfabrik. Die Feuer-



Abb. 7. Gabriela von Hollen-Heindorf, Mitarbeiterin des Museums Kunst der Westküste (links) und Hilla Holzauer, ehrenamtliche Museumshelferin aus Föhr (Mitte), bauen gemeinsam mit Dr. Annette Schieck, Leiterin des Deutschen Textilmuseums, das „Föhr Riff“ auf.

wehr hat den Brand schnell unter Kontrolle. In die Sanierung von Schulen investiert die Stadt während der Sommerferien rund 800000 Euro. Beim Workcamp haben 14 Jugendliche aus neun Nationen das Außengelände der städtischen Kindertagesstätte an der Märklinstraße neu gestaltet. Bei der Ausstellung „Der Himmel so weit“ auf Schloss Moyland bei Kleve sind auch Werke von Krefelder Künstlern wie Heinrich Nauen und Joseph Beuys zu sehen. Die Kunstmuseen Krefeld haben ein Werk von Helmuth Macke ausgeliehen. Erstmals findet die Kirmes in

Uerdingen nur noch auf dem historischen Marktplatz statt. Nach dem Umbau der Haltestelle Rheinstraße soll neben der „K-Bahn“, die offiziell U76 heißt, auch die Linie U70 bis in die Innenstadt fahren. Im Schönhauspark zeigt ein Duisburger Tanzensemble die Premiere ihres Stückes „Protected Zone“. Es ist Teil des neuen Formates „Move in Town“ des Kulturbüros Krefeld. Trotz strömenden Regens schauen sich über 150 Zuschauer die Inszenierung im Platanenhain an. Die Bibliothek des Deutschen Textilmuseums nimmt die 10000ste Monographie in ihren Bestand



Abb. 8. Jugendliche aus neun Nationen haben im Rahmen eines Projektes des Internationalen Jugendgemeinschaftsdienstes das Außengelände der städtischen Kita Märklinstraße neu gestaltet.



Abb. 9. Oberbürgermeister Gregor Kathstede, Ministerin Ute Schäfer, Preisträgerin Camille Henrot, Förderpreisträger Manuel Graf und Fritz Behrens (v.l.), Präsident der Kulturstiftung NRW, bei der Verleihung des Nam June Paik Awards im Museum Haus Lange in Krefeld.

auf. Es ist die größte Fachbibliothek zum Thema Textiles in Deutschland.

August

Mit einem Heimspiel gegen den FC Schalke 04 II beginnt für den KFC Uerdingen die neue Saison in der Regionalliga. Die Arbeiten an und in der neuen Volksbankzentrale am Dionysiusplatz gehen auf die Zielgrade. Im Dezember sollen die 150 Mitarbeiter dort ihre Arbeit aufnehmen. In der Rheinlandhalle fangen die Krefeld Pinguine mit dem Eistraining an. Zum Auftakt kommen einige Hundert Fans an die Westparkstraße. Mit einer Party feiert Wirt Leo Herwix das 20-jährige Bestehen des Fasskellers an der Hülser Straße. Oberbürgermeister Gregor Kathstede gibt bekannt, dass er 2015 nicht mehr zur Wahl antreten wird. Begründung: Er wolle mehr Zeit für seine Familie haben. Für die Anwohner des Lutherplatzes werden die Trinkgelage auf dem Areal immer mehr zum Ärgernis. Das Folklorefest auf dem Platz an der Alten Kirche beginnt mit einem kubanischen Abend. Der 21-jährige Krefelder Majid Kessab gewinnt die Fernseh-Tanzshow „Got to dance“. Die Rheinstädter feiern die Erweiterung des Stadtparks in Uerdingen vor 30 Jahren. Die Krefelder Karnevalisten gründen mit dem „Comitee Krefelder Carnival“ eine neue Dachorganisation. Ohne Erfolg bleibt die Suche nach der Mutter des getöteten Säuglings in Stahldorf. Im Theater begrüßt Generalintendant Michael Grosse alle Mitarbeiter zur neuen Spielzeit. Bei der Westdeutschen Zeitung wurden die angekündigten Stellenstreichungen nun umgesetzt. Auch in Krefeld haben Redakteure

Kündigungen erhalten. Die Sparkasse Krefeld vermeldet, dass an Stelle ihrer Filiale an der Friedrichstraße ein Neubau entstehen soll. Der Investor soll Anfang Oktober vorgestellt werden. Das Museum Burg Linn eröffnet eine archäologische Mitmach-Ausstellung.

September

Die Neubauten der Musikschule Krefeld werden offiziell in Betrieb genommen. Für einigen Wirbel sorgen neue Meldungen über ein weiteres Defizit in der Stadtkasse. Angeblich fehlen 15 Millionen Euro und dann wieder nicht. Mit einem russischen Abend eröffnen die Niederrheinischen Sinfoniker ihre neue Spielzeit im Seidenweberhaus. Lisa Schmidla gewinnt im deutschen Ruder-Doppelvierer eine Goldmedaille bei der Weltmeisterschaft in Amsterdam. Erstmals spielen die Krefeld Pinguine in der Champions Hockey League. Der Brempter Hof hat nun doch einen Käufer gefunden. Das Pionierhaus in der „Alten Samtweberei“ wird eröffnet. Am Hansahaus wird ein Glockenspiel installiert. Der Ärger mit Handwerksunternehmen beim Umbau und der Sanierung des Kaiser Wilhelm Museums hat nicht nur Auswirkung auf die Wiedereröffnung. Die „gedeckelten“ 12,5 Millionen Euro für die Arbeiten sind passé, eine Zeitung berichtet von geschätzten 17 bis 18 Millionen Euro. Zum 30. Mal findet ein Festival des Jazzklubs Krefeld statt, rund 700 Zuschauer kommen in die Vorbürg nach Linn. Eine Krefelder Delegation besucht Venlo anlässlich des 50-jährigen Bestehens der Städtepartnerschaft. Die 23-jährige Krefelder Ringerin Aline Focken gewinnt das WM-Finale im us-

bekischen Taschkent. Der Künstler Jochen Stücke aus Krefeld stellt Werke aus seinem „Pariser Album“ im Von-der-Heydt-Museum in Wuppertal aus. Das 15. Mies-van-der-Rohe-Stipendium geht an die Italienerin Rossella Biscotti. Ihre Ausstellung „10x10“ wird im Museum Haus Esters gezeigt. Die Hochschule Niederrhein begrüßt 3250 Erstsemester im König-Palast. Das Kulturzentrum Fabrik Heeder feiert sein 25-jähriges Bestehen. In Krefelder Zeitungen wird über eine mögliche Schließung des Dr.-Isidor-Hirschfelder-Schullandheimes in Herongen berichtet. Der Umbau der St.Dionysuskirche soll im Oktober beginnen. Die Umbauarbeiten für die City-Seelsorge und „Unser täglich Brot“ sollen im Frühjahr 2015 abgeschlossen sein. Die Gemeinde wird in dieser Zeit andere Kirchen in der Innenstadt nutzen. Statt der Fashionworld veranstalten Krefelder Einzelhändler „Krefeld pur“ als Ersatzveranstaltung. Auch im Jahr 2015 soll das große Modespektakel in der Innenstadt dem Rotstift zum Opfer fallen. Zum elften Mal findet das Bandoneon-Festival statt. Das Kulturbüro der Stadt Krefeld hat mehrere Musiker eingeladen. Die Firma Compo am Krefelder Hafen investiert 65 Millionen Euro in den Neubau ihrer Anlagen. Der erste Spatenstich für ein Minarett erfolgt in Stahldorf. Angesichts der nicht enden wollenen Probleme mit den Gänsen am Elfrather Badensee denken Verwaltung und Politik über eine Schließung des Freibades nach. Die französische Künstlerin Camille Henrot erhält in Krefeld den mit 25000 Euro dotierten Nam June Paik Award der Kunststiftung Nordrhein-Westfalen. NRW-Kulturministerin Ute Schäfer und Dr. Fritz Behrens, Präsident der Kunststiftung NRW, übergeben den Preis im Museum Haus Lange. Den gleichzeitig verliehenen und mit 15000 Euro dotierten Förderpreis erhält der Düsseldorfer Künstler Manuel Graf.



Abb. 10. Krefelds Oberbürgermeister Gregor Kathstede und der Venloer Bürgermeister Antoin Scholten bei den Feierlichkeiten zu 50 Jahren Städtepartnerschaft in Venlo. Kathstede trug sich zu diesem Anlass auch in das Goldene Buch der Partnerstadt ein.

Nachruf auf Dr. Guido Rotthoff

Leitender Stadtarchivdirektor in Krefeld 1959 – 1987

von Claudia Rotthoff-Kraus

Vor nunmehr über einem Jahr, am 15. Juni 2013, verstarb nach kurzer schwerer Krankheit Dr. Guido Rotthoff, der langjährige Direktor des Krefelder Stadtarchivs. Er wurde am 27. Oktober 1922 in Krefeld „innerhalb der vier Wälle“ geboren. Seine Kindheit und Jugend war somit äußerlich geprägt von den politischen und sozialen Umbrüchen im Gefolge des Ersten Weltkriegs, die schon bald in die Vorboten des Zweiten Weltkriegs münden sollten. Seine erste Lebenszeit begleitete Dr. Isidor Hirschfelder, jener jüdische Kinderarzt in Krefeld, dessen Schicksal exemplarisch für viele weitere Opfer des Nationalsozialismus Eingang in den 5. Band der Krefelder Stadtgeschichte gefunden hat. Zu seinen ersten schemenhaften Erinnerungen zur Zeitgeschichte gehörte die Ankunft des Reichspräsidenten Hindenburg am Krefelder Hauptbahnhof im März 1926. Die jüngste Geschichte seiner Vaterstadt kannte Guido Rotthoff also nicht nur als Historiker.

Seine Schulzeit verbrachte er im Schatten von St. Dionysius, nach der Volksschule besuchte er das Städtische Arndt-Gymnasium, dem er über die Teilnahme an Schülerprojekten, denen er sich als Zeitzeuge zur Verfügung stellte, bis wenige Monate vor seinem Tod verbunden blieb. Bereits während der Gymnasialzeit erwachte das Interesse des späteren Stadtarchivars an der Krefelder Geschichte, hatte er in Dr. Karl Heinzelmann, dem späteren Herausgeber der von Gottfried Buschbell begonnenen Krefelder Stadtgeschichte, doch einen auch in der Lokalgeschichte kompetenten Geschichtslehrer gefunden. In die Gymnasialzeit fiel sein bis zuletzt gern erinnertes Engagement in der Katholischen Jugendbewegung, die auch nach deren Verbot durch die Nationalsozialisten nicht abbrach, sondern eher noch intensiver wurde. In diesen Jahren wuchsen auch seine jahrzehntelang gepflegten Freundschaften zu Msgr. Dr. Rudolf Besouw und zum späteren Pfarrer Hermann Lunkebein. Dem Abitur im Jahre 1941 folgte wie für die meisten seiner Generation die wohl schwerste Zeit ihres Lebens, der Krieg. Es war Dr. Rotthoff vergönnt, diesen nicht nur zu überleben, sondern seine Vaterstadt bereits im Juni 1945 unverehrt wiederzusehen. Viele seiner Klassenkameraden und Jugendfreunde hatten dieses Glück nicht.

Bereits zum Wintersemester 1945/1946 konnte Guido Rotthoff an der Universität Bonn sein Studium der Fächer Geschichte, Latein, Griechisch, Historische Hilfswissenschaften sowie Philosophie aufnehmen, das er 1951 mit dem Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien abschloss. Aber schon einige Jahre zuvor hatten sich andere berufliche Perspektiven aufzutun begonnen. Ein Hauptseminar seines akademischen Lehrers Professor Dr. Paul Egon Hübinger lenkte im Sommersemester 1947 sein wissenschaftliches Interesse auf die Probleme der Reichsgutforschung und mündete im Jahre 1951 in seine Dissertation zum Thema „Studien zur Geschichte des Reichsguts in Niederlothringen und Friesland während der salisch-sächsischen Kaiserzeit“. Es eröffnete sich die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Karriere, die Dr. Rotthoff aber aufgrund der damit verbundenen neuerlichen Unsicherheiten – die durchlebte Kriegszeit hatte hier sehr sensibel gemacht – und aus Rücksicht auf seine wachsende Familie nicht weiter verfolgte. Er wandte sich vielmehr einer anderen, nicht minder anspruchsvollen beruflichen Herausforderung zu, die diesen Verzicht wett zu machen versprach: Der Be-

ruf des wissenschaftlichen Archivars. Von 1952 bis 1954 absolvierte er am Institut für Archivwissenschaft in Marburg seine Referendarszeit, die er mit dem Zweiten Staatsexamen und der Qualifikation zum Staatsarchivassessor abschloss. Erste berufliche Stationen führten ihn dann zunächst kurz ins Nordrhein-Westfälische Hauptstaatsarchiv nach Düsseldorf sowie von 1954 bis 1959 zur Archivberatungsstelle des Landschaftsverbandes Rheinland, damals ebenfalls in Düsseldorf ansässig. Hier erschloss er vor allem Pfarr- und Adelsarchive im Rheinland und in der Eifel, eine Tätigkeit, die damals, wie er hin und wieder gerne erzählte, auch schon einmal Expeditionscharakter annehmen konnte.

In die Zeit seiner Tätigkeit bei der Archivberatungsstelle datiert auch die Grundlegung des – neben der Krefelder Geschichte – zweiten Schwerpunktes im wissenschaftlichen Lebenswerk von Dr. Guido Rotthoff: Die Stiftskirche des Hl. Viktor zu Xanten. Hier galt sein besonderes Interesse der Edition der für den Xantener Dom außergewöhnlich gut überlieferten mittelalterlichen Baurechnungen, die er in jahrelanger, mühevoller, in



Abb. 1. Dr. Guido Rotthoff an seinem Arbeitsplatz im Stadtarchiv Krefeld

der Freizeit geleisteter Kleinarbeit schließlich bis Ende des 15. Jahrhunderts bearbeitete und herausgab. Ein weiteres seiner Xantener Editionsprojekte stellte die von Renate Jacques begonnene Dokumentation der reichhaltigen Paramentensammlung der Stiftskirche dar, ein Thema, das zudem auch in die Familiengeschichte wies, betrieben doch Verwandte im 19. Jahrhundert in Krefeld eine Paramentenweberei.

Im Jahre 1959 fand Dr. Guido Rotthoff dann in der Leitung des Stadtarchivs seiner Vaterstadt Krefeld seine berufliche Heimat. Man wird sagen dürfen, dass er dieses Institut als erster hauptamtlicher Facharchivar eigentlich erst aufgebaut hat, sein Vorgänger, der Historiker Dr. Dr. Carl Müller, war noch mit vielfältigen anderen Aufgaben betraut gewesen. Mit dem Dienstantritt von Dr. Rotthoff erhielt das Archiv auch erstmals eine eigene Unterkunft im ehemaligen „Ratskeller“, zwar eine deutliche Verbesserung, aber mit so vielen baulichen Mängeln behaftet, dass der neue Archivleiter mehr als einmal auch seine fundierten handwerklichen Kenntnisse zum Einsatz bringen musste. Bald war das Archiv auf einem guten Weg zu einer stadteschichtlichen Informations- und Forschungsstelle für alle Krefelder Bürger, aber auch für auswärtige Benutzer, hier vor allem Studenten, die Material für ihre Arbeiten suchten. Dr. Rotthoff hatte auch ein offenes Ohr für die stadteschichtliche Bildung von Schülern, seine Beteiligung an den damals aus städtischen Mitteln (!) finanzierten „Stadtbürgerlichen Briefen für die Jugend“ legt davon Zeugnis ab. Von Anfang an pflegte er zudem eine intensive, bis wenige Jahre vor seinem Tod fortgeführte Publikations-tätigkeit zur Stadtgeschichte, manchmal, wie er selbst sagte, zu unbedeutenden Details, die dann aber schließlich doch der umfangreichen jüngst erschienenen Stadtgeschichte zu etwas mehr Leben und Anschaulichkeit verhalfen. Nicht nur die lange Liste seiner Beiträge in der „Heimat“ macht dies anschaulich, aus seiner Feder stammt auch eine Reihe stadt- und regionalgeschichtlicher Beiträge der wichtigsten wissenschaftlichen Zeitschriften des rheinischen Raumes. An Monographien seien vor allem das 1968 erschienene Uerdinger Urkundenbuch, die drei im Rahmen des „Rheinischen Städteatlas“ edierten „Lieferungen“ zu Uerdingen (1976), Linn (1978) und schließlich Krefeld (2003), die Edition des Inventars der „Sammlung Vielhaber“ im Stadtarchiv (1988), vor allem aber seine großen Beiträge in den Bänden 1 (Von der Frühzeit bis zum Mittelalter), 2 (Reformationszeit) und 4 (Das kölnische Umland) der neuen großen Krefelder Stadtgeschichte. Er initiierte die bis heute bestehende Publikationsreihe des Stadtarchivs, die „Krefelder Studien“, deren erste Bände er selbst intensiv betreute. Er war immer der Meinung, dass die Aufgabe eines Archivars sich nicht in der Bewahrung und Bereitstellung des Materials erschöpfen darf, sondern dieser auch im-

mer selbst „Historiker“ sein muss. Das gilt für Städte in besonderem Maße. Es war Dr. Rotthoff daher eine besondere Freude, auch Dieter Hangebruch, seinen langjährigen und besten Mitarbeiter am Krefelder Stadtarchiv, für eine intensive stadteschichtliche Forschungs- und Publikationstätigkeit gewinnen zu können. Mehrere umfangreiche Beiträge der großen Stadtgeschichte sind der Feder von Herrn Hangebruch zu verdanken.

In den späten 1960er- und frühen 1970er-Jahren machte sich gerade im kommunalen Archivwesen ein Mangel an ausreichend qualifizierten Fachkräften unterhalb der Ebene des Höheren und Gehobenen Dienstes immer stärker bemerkbar. Daher wurden entsprechende Fortbildungskurse für geeignete Mitarbeiter aus Kommunalverwaltungen eingerichtet. Auch hier stellte sich Dr. Guido Rotthoff außerhalb der regulären Dienstzeit bereitwillig für eine Dozententätigkeit zur Verfügung.

Als einen besonderen Höhepunkt der Krefelder Tätigkeit von Dr. Guido Rotthoff wird man die 600-Jahr-Feier der Stadterhebung des Jahres 1373 nennen dürfen. Er beteiligte sich intensiv an der Vorbereitung und Gestaltung dieses Jubiläums, u. a. durch eine Ausstellung. Pünktlich zum Jahre 1973 legte das Stadtarchiv den ersten Band der „Krefelder Studien“ vor, in dem die Bürger nachlesen konnten, was sie überhaupt feierten.

Wenige Jahre später begann sich dann am Horizont endlich eine zweckmäßige und würdige Unterbringung des Stadtarchivs abzuzeichnen. Noch in seinen letzten Lebensjahren konnte Dr. Rotthoff intensiv von den jahrelangen Mühen und Schwierigkeiten der Planung und Umsetzung des Archivbaus auf dem ehemaligen Verseidag-Gelände berichten. Schließlich wurde im Jahre 1982 der Neubau bezogen.

Ein Jahr später erinnerte das Stadtarchiv dann mit einer umfangreichen Ausstellung im Museum Linn an die 300 Jahre zuvor dokumentierte Auswanderung von Krefelder Familien nach Pennsylvania im Jahre 1683. Die Vorbereitungen führten Dr. Rotthoff bis nach Philadelphia, wo dieser Geschichte in einem liebevoll gestalteten Museum gedacht wird.

Seine ganze Dienstzeit hindurch war Dr. Guido Rotthoff zahlreichen rheinischen wissenschaftlichen Institutionen und Geschichtsvereinen eng verbunden, heute würde man sagen: Er war gut vernetzt und brachte sich ein. Er gehörte zu den Gründungsmitgliedern des Arbeitskreises der niederrheinischen Kommunalarchivare, für den er sich z. B. im Jahre 1985 am Zustandekommen der Ausstellung „Kurköln, Land unter dem Krummstab“ in Kempen in erheblichem Maße engagierte. Eine weitere, ihm sehr am Herzen liegende informelle Kontaktgruppe

war der sogenannte BeNeLim-Konvent, ein lockerer Zusammenschluss belgischer und niederländisch- limburgischer Archivare, die ihm als einem der ersten deutschen Kollegen bereits in den früheren 1960er-Jahren die Hand reichten. An weiteren Vereinigungen seien genannt: die „Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde“ in Köln, der „Verein zur Erhaltung des Xantener Domes“, der „Historische Verein für den Niederrhein“, insbesondere das alte Erzbistum Köln“ sowie der „Verein für Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande“ mit Sitz in Bonn.

Vor allem ist hier aber natürlich der Krefelder „Verein für Heimatkunde“ zu nennen. Es war Dr. Rotthoff eine besondere Freude, dass der Verein ihm den Band des Jahres 2002 zum 80. Geburtstag widmete. Seine Verbundenheit mit dem Verein mag man auch daraus ablesen, dass er sich noch im Jahre 2009 als Beisitzer im Vorstand bestätigen ließ. Dem langjährigen Vereinsvorsitzenden Dr. Reinhard Feinendegen war er zeit seines Lebens über das gemeinsame Interesse an der Krefelder Geschichte hinaus freundschaftlich verbunden. Dr. Rotthoff empfand es sehr schmerzlich, dass der zehn Jahre Jüngere ihm im Jahre 2012 im Tod vorausging.

Auch nach seiner Pensionierung im Jahre 1987 blieb Dr. Rotthoff der Erforschung der Krefelder Geschichte intensiv verbunden. Neben einer zweckmäßigen Unterbringung des Archivs hatte die Erstellung einer heutigen wissenschaftlichen Ansprüchen genügenden, aber trotzdem gut lesbaren Stadtgeschichte immer zu seinen Wünschen gehört. Erste Vorüberlegungen waren bereits anlässlich des Stadtjubiläums im Jahre 1973 erfolgt, waren damals aber noch verfrüht. Als dann Ende der 1980er-Jahre ein solches Projekt vor allem dank des Engagements des damaligen Beigeordneten und Kulturdezernenten Dr. Hans Vogt und des unvergessenen Dr. Reinhard Feinendegen in greifbare Nähe rückte, war Dr. Guido Rotthoff für das Mittelalter und die Reformationszeit der Autor der Wahl. Die Mitarbeit an der Stadtgeschichte war die Hauptaufgabe seiner letzten Lebensjahrzehnte.

Es war Dr. Guido Rotthoff vergönnt, bis zuletzt als freier, selbstständig denkender und handelnder Mensch zu leben. Seit 2007 wohnte er im Hanseanum, bis März 2009 noch mit seiner Frau Helene Rotthoff, geb. Wagner, auch sie eine Krefelderin. Nachdem seine Frau nach langer schwerer Krankheit verstorben war, fand Dr. Rotthoff seit Herbst 2009 noch einmal die Kraft zu wissenschaftlicher Arbeit, unter anderem sei hier sein Beitrag zu dem seinem Freund Dr. Reinhard Feinendegen gewidmeten Band der Heimat genannt. Ein langjähriges wissenschaftliches Projekt hätte er gerne noch abgeschlossen, seit 2011 ließen dann aber seine Kräfte doch deutlich nach. Immerhin konnte er es einem späteren Bearbeiter geordnet übergeben.

Seinem Sarg folgte eine große Schar von Menschen, die ihm bis zuletzt freundschaftlich verbunden waren, nicht wenige hatten ihn noch in den ersten Monaten des Jahres als anregenden Gesprächspartner erlebt, viele Beileidsschreiben bekundeten seine Freundlichkeit, Hilfsbereitschaft und geistige Offenheit. Mit ihm hat Krefeld einen profilierten und jahrzehntelang engagierten Anwalt seiner Identität verloren.

Dr. Claudia Rotthoff-Kraus: Geboren in Krefeld; Studium der Geschichte und Romanistik, Promotion (Rheinische Landesgeschichte) in Bonn; seither wissenschaftliche Mitarbeit an mehreren Forschungs- und Editionsprojekten vor allem zur spätmittelalterlichen Reichsgeschichte und zur rheinischen Landesgeschichte; Stellvertretende Vorsitzende des Geschichtsvereins für das Bistum Aachen.

Liste der Veröffentlichungen Dr. Guido Rotthoff:

Studien zur Geschichte des Reichsguts in Niederlothringen und Friesland während der sächsisch-salischen Kaiserzeit. Das Reichsgut in den heutigen Niederlanden, Belgien, Luxemburg und Nordfrankreich, Bonn 1953 (Rheinisches Archiv 44).

(Hrsg. und Bearb.), Carl Wilkes und Guido Rotthoff, Die Stiftskirche des Hl. Viktor zu Xanten, hrsg. im Auftrag des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft e.V. und des Vereins zur Erhaltung des Xantener Domes e.V. von Walter Bader. Band III, Teil 2: Die Baurechnungen der Jahre 1357 bis 1437, Berlin 1957.

Zur Geschichte des Hauses Traar, in: Die Heimat 29 (1958), S. 116 – 118.

(Bearb.), Die Urkunden des Archivs der Pfarrkirche St. Chrysanthus und Daria in Münsteriefel, Euskirchen 1959 (Veröffentlichungen des Vereins der Geschichts- und Heimatfreunde des Kreises Euskirchen e.V., A-Reihe, Heft 2).

Urkundenbuch und Aktenverzeichnis „Haus Dreven“ Hohenbudberg, Krefeld 1959.

Kinderarbeit in Krefelder Textilfirmen, in: Die Heimat 30 (1959), S. 93 – 95.

Uerdinger Medizin 1766, in: Die Heimat 31 (1960), S. 16ff.

Rathäuser und Rathausprojekte in Krefeld, in: Die Heimat 31 (1960), S. 65 – 72.

Ein Krefelder Unternehmer in Kitzingen, in: Die Heimat 31 (1960), S. 126f.

Von der Leyen in Brasilien, in: Die Heimat 31 (1960), S. 128f.

(Bearb.), Inventar des Archivs der Pfarrkirche St. Suitbertus in Kaiserswerth, Essen 1961 (Inventare nichtstaatlicher Archive, hrsg. von der Archivberatungsstelle des Landschaftsverbandes Rheinland, 6).

Der mittelalterliche Markt Krefelds, in: Die Heimat 32 (1961), S. 3 – 5.

Die Häuser zum „Schiffgen“ und zum „goldenen Ring“ in Krefeld, in: Die Heimat 32 (1961), S. 78f.

Zus. mit Franz Heckmanns, Das Uerdinger Grundbuch von 1658, in: Die Heimat 32 (1961), S. 87 – 98.

Das Anwesenheitsbuch der Loge „Zur vollkommenen Gleichheit“, in: Die Heimat 32 (1961), S. 109 – 113.

Das Wappen der Stadt Krefeld (Krefeld von A bis Z, Stadtbürgerliche Briefe für die Jugend, hrsg. vom Schuldezernenten der Stadt Krefeld, Nr. 1, Mai 1961).

Stadtgraben – Überbevölkerung, in: Die Heimat 33 (1962), S. 12.

Eine Reise des Cornelius de Greiff in den Rheingau und die Rheinpfalz, in: Die Heimat 33 (1962), S. 13.

Siegelstempel für Dr. Johansen, in: Die Heimat 33 (1962), S. 18.

Ein böhmischer Herr besucht Krefeld, in: Die Heimat 33 (1962), S. 42.

Das ältere Krefelder Obertor und die östlichen Türme der Stadtmauer, in: Die Heimat 33 (1962), S. 47 – 52.

Tollwutbekämpfung 1827, in: Die Heimat 33 (1962), S. 90ff.

Hermann von Wynteren, ein Xantener Steinmetz, in: Sechzehnhundert Jahre Xantener Dom, Xantener Domblätter Nr. 6, Köln 1963. In Verbindung mit Herbert van Bebber hrsg. i. A. des Vereins zur Erhaltung des Xantener Domes e.V. von Walter Bader, S. 161 – 165.

Artikel „Krefeld“, in: Handbuch der Historischen Stätten Deutschlands, 3. Band: Nordrhein-Westfalen, hrsg. von Walther Zimmermann, Hugo Borger, Friedrich von Klocke und Johannes Bauermann, Stuttgart 1963, S. 377 – 379.

Artikel „Linn“, in: Handbuch der Historischen Stätten Deutschlands, 3. Band: Nordrhein-Westfalen, hrsg. von Walther Zimmermann, Hugo Borger, Friedrich von Klocke und Johannes Bauermann, Stuttgart 1963, S. 406f.

Artikel „Uerdingen“, in: Handbuch der Historischen Stätten Deutschlands, 3. Band: Nordrhein-Westfalen, hrsg. von Walther Zimmermann, Hugo Borger, Friedrich von Klocke und Johannes Bauermann, Stuttgart 1963, S. 611f.

Hohenbudbergs kirchliche Anfänge, in: Die Heimat 34 (1963), S. 63 – 66.

Krefeld bis zur Verbindung mit Moers (Krefeld von A bis Z, Stadtbürgerliche Briefe für die Jugend, hrsg. vom Schuldezernenten der Stadt Krefeld, Nr. 49, Mai 1963).

Kriegsleiden des Geismüllers, in: Die Heimat 35 (1964), S. 41f.

Krakau – Krefeld 1605, in: Die Heimat 35 (1964), S. 42 – 46.

Vagedes-Studien, in: Die Heimat 35 (1964), S. 87f.

Die Gedenktafel der Gräfin Johanna von Horn, Tochter des Grafen Friedrich von Moers, in: Die Heimat 35 (1964), S. 110ff.

Aus der Geschichte des Linner Schützenwesens, in: Linner Burg-, Trachten und Heimatfest 1965, S. 23 – 30.

Das Münkerhofverzeichnis, in: Die Heimat 36 (1965), S. 65 – 77.

Das öffentliche Badewesen in Krefeld und Uerdingen, in: „Badezentrum Krefeld“, Festschrift zur Eröffnung 1967.

Zur Baugeschichte der Alten Kirche, in: Die Heimat 38 (1967), S. 31 – 35.

Die Stadtwohnung von Cornelius de Greiff, in: Die Heimat 38 (1967), S. 48ff.

(Bearb.), Urkundenbuch der Stadt und des Amtes Uerdingen, Krefeld 1968 (Verlag des Uerdinger Heimatbundes) (Inventare nichtstaatlicher Archive 10).

Ein Kölner Einblattdruck von 1487 für Xanten, in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 170 (1968), S. 264 – 267.

Ein vergessener Krefelder Stadtplan, in: Die Heimat 39 (1968), S. 39 – 43.

Anmerkung zu Ferdinand von Braunschweig, in: Die Heimat 39 (1968), S. 137f.

Aus der Geschichte der Krefelder Eisenbahn, in: 100 Jahre Krefelder Eisenbahn 1868 – 1968, Krefeld [1969].

Die Stadtentstehung am linken Niederrhein, in: Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern 14, Linker Niederrhein: Krefeld, Xanten, Kleve. Mainz 1969, S. 102ff.

- Wiener Dokumente über einen Konkurrenzstreit der Firma Friedrich und Heinrich von der Leyen, in: Die Heimat 41 (1970), S. 69f.
- Aus Duisburger Intelligenzzetteln, in: Die Heimat 41 (1970), S. 71.
- Ältere Krefelder Kartographie (Krefeld von A bis Z, Stadtbürgerliche Briefe für die Jugend, hrsg. vom Schuldezernenten der Stadt Krefeld, Nr. 211, Februar 1970).
- Krefelds Stadterhebung (Krefeld von A bis Z, Stadtbürgerliche Briefe für die Jugend, hrsg. vom Schuldezernenten der Stadt Krefeld, Nr. 227, Oktober 1970).
- Die Stadtrechtsurkunde (Krefeld von A bis Z, Stadtbürgerliche Briefe für die Jugend, hrsg. vom Schuldezernenten der Stadt Krefeld, Nr. 230, November 1970).
- Eine unbekannte Ansicht von Krefeld, in: Die Heimat 42 (1971), S. 39f.
- Die älteste Urkunde der Stadt Linn von 1314, in: Die Heimat 42 (1971), S. 41f.
- Das Land Linn in Moerser Urkunden, in: Die Heimat 42 (1971), S. 121f.
- „Gegeben zu Prag“. Der Krefelder Stadtrechtsbrief von 1373, in: Die Heimat 43 (1972), S. 10ff.
- Kritische Anmerkung. Eine Heilig-Geist-Ordensniederlassung in Krefeld?, in: Die Heimat 43 (1972), S. 55f.
- Krefelds Stadterhebung 1373, in: Krefelder Studien 1, hrsg. vom Stadtarchiv Krefeld, Krefeld 1973, S. 1 – 37.
- Organisation und Finanzierung des Xantener Dombaues im 15. Jahrhundert, in: Xantener Dombblätter 7, 1973, S. 1 – 26.
- Von „Krinvelde“ bis Krefeld. Vor 600 Jahren zur Stadt erhoben. Eine ungewöhnliche Entwicklung, in: Mitteilungen der Westdeutschen Gesellschaft für Familienkunde e. V., 26 (1973), S. 29f. – Auch in: Kirchenzeitung für das Bistum Aachen, Ausgabe 6. Mai 1973, S. 2f.
- Gildegavia – Keldaggouue – Gellepgau, in: Renate Pirling, Das römisch-fränkische Gräberfeld von Krefeld-Gellep 1960 – 1963, Berlin 1974 (Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit, Serie B: Die fränkischen Altertümer des Rheinlandes, Bd. 8), S. 215 – 223.
- Christliche Anfänge im Raum Krefeld und Entwicklung der Pfarre des Klosters Krefeld bis zur Reformation, in: Katholisches Krefeld. Streiflichter aus Geschichte und Gegenwart, hrsg. von Regionaldekan Edmund Bungartz, Krefeld 1974, S. 19 – 42.
- Quirinus überläßt das Feld den Krähen, in: Die Heimat 45 (1974), S. 83f.
- (Hrsg. und Bearb.), Die Stiftskirche des Hl. Viktor zu Xanten, hrsg. im Auftrag des Vereins zur Erhaltung des Xantener Domes e. V. von Walter Bader, Band IV, Teil 2: Die Bauzeichnungen der Jahre 1438/39 bis 1491/92, Kevelaer 1975.
- Aus den Anfängen der Verwaltung des Linner Landes, in: Die Heimat 46 (1975), S. 87 – 90.
- Rheinischer Städteatlas, Lieferung III Nr. 19: Uerdingen, hrsg. vom Landschaftsverband Rheinland, Amt für rheinische Landeskunde, Köln 1976.
- Eine unbekannte Forstkarte von 1802/1803, in: Die Heimat 47 (1976), S. 108f.
- Studien zur mittelalterlichen Geschichte im Raum Krefeld, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 41 (1977), S. 1 – 39.
- Eine Karte des Dorfes Bockum, in: Die Heimat 48 (1977), S. 26f.
- 150 Jahre Krefelder Adreßbücher, in: Die Heimat 48 (1977), S. 129f.
- Eine Uerdinger Urkunde von 1317, in: Die Heimat 48 (1977), S. 174ff.
- Rheinischer Städteatlas, Lieferung IV Nr. 23: Linn, hrsg. vom Landschaftsverband Rheinland, Amt für rheinische Landeskunde, Köln 1978.
- Die Sammlung Vielhaber im Stadtarchiv Krefeld, in: Archiv und Geschichte. Festschrift Rudolf Brandts, Köln 1978 (Landschaftsverband Rheinland, Archivberatungsstelle, 11. Archivheft), S. 243 – 256.
- Den ersten Rheinhafen in Krefeld wollte der „Oberkellner“ bauen..., in: Panta Rhei(n), alles fließt. Eine Dokumentation über die Erweiterung des Rheinhafens Krefeld, hrsg. vom Ingenieurbüro Raimund Krawinkel, Krefeld, Krefeld o. J. [1978], S. 17 – 22.
- Zur Geschichte der Juden in Krefeld, in: Die Heimat 49 (1978), S. 154 ff.
- Hausordnung des Reformierten Armenhauses in Krefeld von 1787, in: Die Heimat 50 (1979), S. 37.
- Juden-Statistik für Krefeld und Orte des ehemaligen Kreises Krefeld, die heute zur Stadt Krefeld gehören, in: Krefelder Juden (Krefelder Studien 2, hrsg. vom Stadtarchiv Krefeld, 1. Aufl. Bonn 1980, 2. Aufl. ebd. 1981), S. 75.
- Liegenschaftsrechte um 1563 in Bockum, in: Die Heimat 51 (1980), S. 94f.
- Das erste Krefelder Armenhaus, in: Die Heimat 52 (1981), S. 44f.
- Die Glasgemälde von Hermann op den Graeff, in: Die Heimat 52 (1981), S. 130f.
- Die Auswanderung von Krefeld nach Pennsylvanien im Jahre 1683, in: Die Heimat 53 (1982), S. 13 – 22. – Auch in: Mennonitische Geschichtsblätter 40 (1983), S. 59 – 83.
- Karl Marx und der Aufstand der Krefelder Seidenfabrikarbeiter 1828. Eine Richtigstellung, in: Die Heimat 53 (1982), S. 31.
- Juden und Katholiken während des Dritten Reiches in Krefeld, in: Lebensraum Bistum Aachen, Tradition – Aktualität – Zukunft, hrsg. von Philipp Boonen, Aachen 1982, S. 193 – 201.
- Beziehungen zwischen Stift und Stadt Xanten im 14./15. Jahrhundert, in: Stift und Stadt am Niederrhein, hrsg. von Erich Meuthen, Kleve 1984 (Klever Archiv 5), S. 47 – 52.
- Königshof in Krefeld-Fischeln, in: Die Heimat 55 (1984), S. 58.
- Das Epochenjahr 1584 der Krefelder Geschichte, in: Die Heimat 55 (1984), S. 112f.
- Der angebliche Brunnen des Wiedenhofes, in: Die Heimat 55 (1984), S. 122ff.
- Gerichtswesen und Rechtsordnungen, in: Kurköln, Land unter dem Krummstab, Kevelaer 1985 (Veröffentlichungen der staatlichen Archive des Landes Nordrhein-Westfalen, Reihe C: Quellen und Forschungen, Band 22 – Schriftenreihe des Kreises Viersen 35a), S. 257 – 268.
- Das Lehns- und Ständewesen, in: Kurköln, Land unter dem Krummstab, Kevelaer 1985 (Veröffentlichungen der staatlichen Archive des Landes Nordrhein-Westfalen, Reihe C: Quellen und Forschungen, Band 22 – Schriftenreihe des Kreises Viersen 35a), S. 269 – 280.
- Max von der Leyen und die Anfänge von Gut Schirmau, in: Die Heimat 56 (1985), S. 89f.
- Eine Zeitungsente von 1814 – Ludwig XVIII., Prätendent auf das französische Königtum, in Krefeld?, in: Die Heimat 56 (1985), S. 126.
- Haus Traar, in: Traar. Ein Haus- und Heimatbuch. Hrsg. für den Heimatverein Krefeld-Traar von Theodor Giesberts und Bernd Giesbertz, Krefeld 1986, S. 14 – 51.
- Ein unbekannter Grundriß Krefelds aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, in: Die Heimat 57, (1986), S. 121ff.
- Die Errichtung des Krefelder Hofes vor 75 Jahren, in: Die Heimat 57, (1986), S. 176f.

(Bearb.) Renate Jacques und Guido Rotthoff, Die Stiftskirche des Hl. Viktor zu Xanten, hrsg. im Auftrag des Vereins zur Erhaltung des Xantener Domes e. V. von Hans Peter Hilger, Band VI, Teil 4: Paramente der Stiftskirche, Dokumentation und Kommentar, Kritischer Katalog und Restaurierungsbericht, Krefeld 1987.

Einrichtung und Ausstattung des Stadtarchivs Krefeld, in: Beiträge zum Kommunalen Archivwesen, Heft 17 (1987), S. 121 – 127.

(Bearb.), Inventar der Sammlung Vielhaber im Stadtarchiv Krefeld, Köln 1988 (Inventare nichtstaatlicher Archive, hrsg. von der Archivberatungsstelle des Landschaftsverbandes Rheinland 30)

Pro und contra Gelleppgau, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 54 (1990), S. 251 – 254.

Königsgut und Burg in Oppum?, in: Die Heimat 61 (1990), S. 142f.

Zum Einsturz der Alten Kirche vor 40 Jahren, in: Die Heimat 62 (1991), S. 128f.

Zur Geschichte von Odilienberg, in: De Maasgouw. Tijdschrift voor Limburgse geschiedenis en oudheidkunde 114 (1995), Sp. 23 – 34.

Zur Ersterwähnung von Krefeld-Fischeln im Jahre 943, in: Die Heimat 66 (1995), S. 69.

Zu den frühen Generationen der Herren und Grafen von Moers, in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 200 (1997), S. 9 – 22.

Das Mittelalter, in: Krefeld. Die Geschichte der Stadt, hrsg. im Auftrag der Stadt Krefeld von Reinhard Feinendegen und Hans Vogt, Band 1: Von der Frühzeit bis zum Mittelalter, Krefeld 1998, S. 299 – 484.

Eine Ansicht von Hüls aus dem 17. Jahrhundert?, in: Die Heimat 69 (1998), S. 137f.

Die Reformationszeit, in: Krefeld. Die Geschichte der Stadt, Band 2: Von der Reformationszeit bis 1794, Krefeld 2000, S. 7 – 110.

Vergessene Krefelder Baupläne, in: Die Heimat 74 (2003), S. 53 – 56.

Rheinischer Städteatlas, Lieferung IV, Nr. 23: Krefeld, hrsg. vom Landschaftsverband Rheinland, Amt für Rheinische Landeskunde, Köln 2003.

Das kölnische Umland, in: Krefeld. Die Geschichte der Stadt, Band 4: Kirchen-, Kultur-, Baugeschichte (1600-1900), Krefeld 2003, S. 120 – 156.

Die Katholische Armenverwaltung und -pflege in Krefeld im 18. Jahrhundert. Zum

250jährigen Bestehen der Armenverwaltung, in: Die Heimat 75 (2004), S. 68 – 73.

Katholische Armenverwaltung und -pflege in Krefeld im 18. Jahrhundert, in: Stiftung Katholische Armenverwaltung Krefeld (Hrsg.), 1755 – 2005 – 250 Jahre stark für die Schwächsten, Krefeld 2005, S. 16 – 30.

Zur Datierung des Gericus-Sarkophags in der Gerresheimer Basilika, in: Düsseldorf Jahrbuch 79 (2009), S. 311 – 314.

Zur Geschichte des Hauses Neuenhofen, in: Die Heimat 80 (2009) (Festschrift für Reinhard Feinendegen), S. 76 – 79.

Besprechungen/Rezensionen

Friedrich Gorissen, Geldern und Kleve. Über die Entstehung der beiden niederrheinischen Territorien und ihre politischen Voraussetzungen. „Kleverland am Niederrhein“, Kleve 1951, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 17 (1952), S. 267f.

Das Rathaus zu Krefeld, Erinnerung und Planung, Krefeld 1951, in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 151/152 (1952), S. 463.

Theodor Mayer, Fürsten und Staat. Studien zur Verfassungsgeschichte des deutschen Mittelalters, Weimar 1950, in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 153/154 (1953), S. 278 – 280.

Walter Mohr, König Heinrich I. (919-936). Eine kritische Studie zur Geschichtsschreibung der letzten hundert Jahre, Saarlouis 1950, in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 153/154 (1953), S. 280f.

Walter Bader, St. Quirinus zu Neuß, Rheinisches Bilderbuch, hrsg. von der Landesbildstelle Niederrhein, Ratingen o. J. (ca. 1954/55), in: Rheinische Vierteljahrsblätter 21 (1956), S. 394f.

Repertorium der Akten des ehemaligen Reichskammergerichts im Staatsarchiv Koblenz, bearb. von Otto Graf von Looz-Corswarem und Hellmuth Scheidt, Koblenz 1957 (Veröff. der Landesarchivverwaltung Rheinland-Pfalz 1), in: Rheinische Vierteljahrsblätter 25 (1960), S. 198f.

Friedrich Albert Meyer, Die Landnahme der Industrie im Rheinhausener Raum. Versuch der Geschichte eines großen wirtschaftlichen Strukturwandels. Der Rheinhausener Stadtgeschichte zweiter Teil, Rheinhausen 1965. – Ders., Von der Ruhr über den Rhein. Rheinhausens Schwerindustrie. Geschichte und Entwicklung, Rheinhausen 1966, in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 168/169 (1967), S. 395 – 398.

Erich Wisplinghoff (Bearb.), Urkunden und Quellen zur Geschichte von Stadt und Abtei Siegburg. I. Band: (948) 1065 – 1399), Siegburg 1964, in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 170 (1968), S. 295-297.

Dorothea Coenen, Die katholische Kirche am Niederrhein von der Reformation bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts. Untersuchungen zur Geschichte der Konfessionsbildung im Bereich des Archidiakonats Xanten unter der klevischen und brandenburgischen Herrschaft, Münster 1967, in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 170 (1968), S. 323 – 325.

Friedrich Gorissen (Bearb.), Regesten zur politischen Geschichte des Niederrheins, I. Stadtrechnungen von Wesel. 4 Bände (1349 – 1450) sowie 5. Band als Register, Bonn 1963, 1968 (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 55), in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 171 (1969), S. 294 – 296.

E. Roebroeck, Het Land van Montfort. Een agrarische samenleving in een grensgebied 1647 – 1820, Assen 1967, in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 171 (1969), S. 320f.

Friedrich Wilhelm Oediger (Bearb.), Die Erzdiözese Köln um 1300. Zweites Heft: Die Kirchen des Archidiakonats Xanten, Bonn 1969 (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 12: Erläuterungen zum geschichtlichen Atlas der Rheinlande 9), in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 173 (1971), S. 234 – 236.

Günther Binding/Elisabeth Bindung, Archäologisch-historische Untersuchungen zur Frühgeschichte Duisburgs, Duisburg 1969 (Duisburger Forschungen, Beiheft 12), in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 173 (1971), S. 270.

J. Baerten, Het graafschap Loon (11de – 14de eeuw). Ontstaan-politiek-instellingen, Assen 1969 (Maaslandse Monografieën 9), in: Rheinische Vierteljahrsblätter 36 (1972), S. 353 – 355.

Walter Kaemmerer, Urkundenbuch der Stadt Düren 748 – 1500. I. Band: Allgemeine Quellentexte. 1. Teil: Urkundentexte von 748 – 1400, Düren 1971 (Beiträge zur Geschichte des Dürener Landes 12), in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 175 (1973), S. 266 – 268.

Rudolf Stampfuss und Anneliese Triller, Geschichte der Stadt Dinslaken 1273 – 1973, Neustadt/Aisch 1973 (Beiträge zur Geschichte und Volkskunde des Kreises Dinslaken am Niederrhein 10), in: Rheinische Vierteljahrsblätter 39 (1975), S. 396 – 398.

Wilfried Ehbrecht (Hrsg.), Lingen 975 – 1975. Zur Genese eines Stadtprofils, Lingen/Ems 1975, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 41 (1977), S. 382 – 384.

Walther Föhl, Aufsätze aus zwei Jahrzehnten, Kempen 1976 (Schriftenreihe des Kreises Viersen 28), in: Rheinische Vierteljahrsblätter 42 (1978), S. 621f.

Friedrich Wilhelm Oediger (Hrsg.), Der Liber quondam notarii (Wilhelmi Ysbrandi de Clivis) (1362) – 1446, in Inhaltsangaben und Auszügen, Köln/Bonn 1978 (Schriftenreihe des Kreises Kleve, Bd. 1), in: Rheinische Vierteljahrsblätter 44 (1980), S. 372f.

Günter Aders (Bearb.), Urkunden und Akten der Neuenahrer Herrschaften und Besitzungen Alpen, Bedburg, Hackenbroich, Helpenstein, Linnep, Wevelinghoven und Wülfrath sowie der Erbvogtei Köln, Köln/Bonn 1977 (Inventare nichtstaatlicher Archive 21), in: Rheinische Vierteljahrsblätter 44 (1980), S. 373f.

Der Kreis Viersen am Niederrhein, hrsg. vom Oberkreisdirektor, Stuttgart/Aalen 1978, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 44 (1980), S. 445f.

Walter Kaemmerer, Urkundenbuch der Stadt Düren. II. Band: Schöffenerkunden von 1261 – 1550, Düren 1978 (Beiträge zur Geschichte des Dürener Landes 14), in: Annalen des

Historischen Vereins für den Niederrhein 183 (1980), S. 271f.

Anton Doll, Hans-Josef Schmidt und Manfred Wilmanns (Bearb.), Der Weg zur Gleichberechtigung der Juden. Koblenz 1979 (Veröff. der Landesarchivverwaltung Rheinland-Pfalz), in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 183 (1980) S. 355f.

Hans Georg Kirchhoff: Glehn. Ein geschichtliches Lesebuch, hrsg. von der Gemeindeverwaltung Korschenbroich, Korschenbroich 1979, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 45 (1981), S. 429 – 431.

Walter Kaemmerer, Aachener Quellentexte, Aachen 1980 (Veröff. des Stadtarchivs Aachen, Bd. 1), in: Rheinische Vierteljahrsblätter 46 (1982), S. 332 – 334.

Hermann Schröter, Geschichte und Schicksal der Essener Juden. Gedenkbuch für die jüdischen Mitbürger der Stadt Essen, hrsg. von der Stadt Essen 1980, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 46 (1982), S. 396f.

Norbert Klinkenberg, Sozialer Katholizismus in Mönchengladbach. Ein Beitrag zum Thema Katholische Kirche und Soziale Frage im 19. Jahrhundert, Mönchengladbach 1981 (Veröff. des bischöflichen Diözesanarchivs 38), in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 186(1983), S. 247f.

C. A. A. Linssen, Historische opstellen over Lotharingen in de Middeleeuwen, Assen/Maastricht 1985 (Maaslandse Monografieën 41), in: Rheinische Vierteljahrsblätter 51 (1987), S. 350f.

Epitaph für Gregor Hövelmann. Beiträge zur Geschichte des Niederrheins dem Freund gewidmet, hrsg. von Stefan Frankewitz, Geldern 1987, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 52 (1988), S. 318-322.

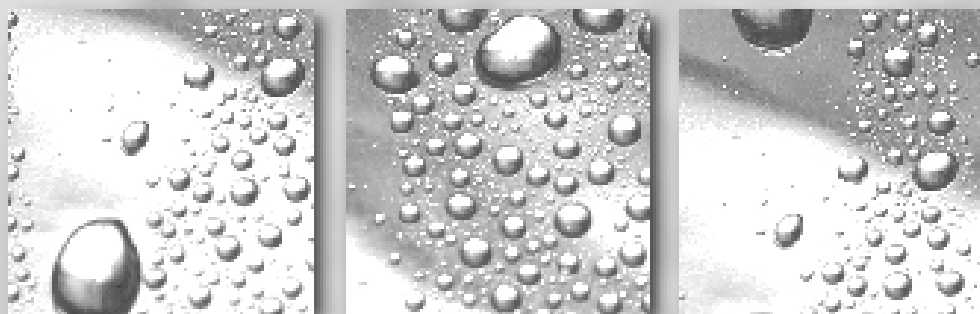
Urkundenbuch der Stadt Duisburg 1 (904 – 1350), in Zusammenarbeit mit Joseph Milz bearb. von Werner Bergmann, Hans Budde, Günter Spitzbart, Duisburg 1989 (Duisburger Geschichtsquellen 8, gleichzeitig als Publikation der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde LXVII), in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 194 (1991), S. 213 – 216.

Dieter Scheler (Bearb.), Die Goldene Rose des Herzogs Johann von Kleve. Der Bericht Arnold Heymericks von der Überreichung der Goldenen Rose im Jahr 1489, Kleve 1992 (Klever Archiv 13), in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 198 (1995), S. 242f.

Paul Wietzorek, St. Tönis. Aus der Geschichte einer niederrheinischen Gemeinde 1188-1969, Horb am Neckar 1991, in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 198 (1995), S. 283f.

alles clean

NBRG



NBRG Schmitz GmbH Gebäudedienste
Am Herberthof 6 · 47809 Krefeld
Telefon 02151/55 88 0 · Fax 02151/55 88 40
gl@nbrg.de · www.nbrg.de



Mennoniten auf der Hülsisch-Moersischen Straße in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts

Eine Untersuchung vor dem Hintergrund der Entwicklung in Krefeld

von Margret Grobe

Die Eigenentwicklung der Hülsisch-Moersischen Straße beginnt im 15. Jahrhundert, als sie sich „staatsrechtlich zu einer Exklave der Grafschaft Moers entwickelte“¹. Diese Besonderheit zeigt sich vor allem in der Aufnahme von Andersgläubigen, die im Umland kein Bleiberecht bekommen haben. Das gilt sowohl für Katholiken aus protestantisch regierten Regionen als auch für Mennoniten.

Bei einer Kirchenvisitation 1641 wird für die Hülsisch-Moersische Straße die Zahl von sechs *Ketzern*, für den Flecken Hüls nur einer genannt.² Da in jenem Zeitraum aus katholischer Sicht jeder als Ketzer oder Häretiker bezeichnet wird, der nicht katholisch ist, kann es sich sowohl um Evangelische aller Richtungen als auch um Mennoniten gehandelt haben. Wiedertäuferische Tendenzen sind schon früh erkennbar, wenn in den 60er Jahren des 16. Jahrhunderts³ zu einer Versammlung in Hüls eine große Zahl, 700 ist wohl eine biblische Übertreibung, an Wiedertäufern zusammengekommen sein soll.

Auch in Krefeld muss zu Beginn des 17. Jahrhunderts bereits eine auffällig große Zahl an Mennoniten gelebt haben. Wie wäre es sonst erklärbar, dass sich am 5. Februar 1609 der Krefelder Prediger bei der Synode in Moers darüber beschwert hat, dass „zu Krefeld die Wiedertäufer einreisen und sich nicht allein mit ihren Zusammenkünften begnügen, sondern auch aus der Gemeinde Leute zu sich herüberziehen“⁴. An der Klage erkennt man sowohl die Angst der Reformierten als auch ihre Bosheit oder Unkenntnis. Nach dem Münsteraner Wiedertäufer-Debakel von 1536 spaltet sich eine gemäßigte, betont friedfertige Gruppe, zu der auch die Niederrheiner gehören, ab und nennt sich nach ihrem Vordenker Menno Simons „Mennoniten“⁵. Hier werden sie aber sprachlich in einen Topf mit den militanten Münsteranern geworfen.

Eine Bestimmung dessen, wer Mennonit ist, ist nicht immer leicht oder eindeutig. Da diese in Krefeld bis 1738 keine eigenen Proclamationsregister haben dürfen, sondern ihre Aufgebote im reformierten Kirchenbuch vermerkt werden, ist eine Bestimmung oft nur über die Kenntnis der Namen oder der Familiengeschichte möglich. Auch die The-

orie, dass im Reformierten Kirchenbuch das dritte Aufgebot nicht durchgestrichen oder das Heiratsdatum nicht eingetragen ist, trifft nur sehr vereinzelt zu. Deshalb wird ergänzend eine Einwohnerliste der Hülsisch-Moersischen Straße vom 8. Oktober 1665 herangezogen,⁶ weil sie die einzige ist, die Berufe angibt und in der Mennoniten als „anab.“ heraushebend gekennzeichnet werden. Dieses Merkmal ist zwar von anderer Hand nachgetragen worden und auch nicht immer fehlerfrei, aber es ist der einzige Anhaltspunkt, den die momentane Quellenlage bietet. Hilfreich wegen der Namensnennungen, die die Zeit des Zuzugs eingrenzen, sind auch weitere Quellen aus der Sammlung Roosen.⁶

Auf die Mennoniten will ich im Folgenden mein Augenmerk richten. Dabei lege ich vor allem die Archivalie 2197 der Sammlung Roosen im Kreisarchiv Viersen „Rechnungswesen der Moersischen Straße 1648 – 1711“ zugrunde. Sie enthält u. a. mehrere vollständige Listen der Bewohner zwischen 1648 und 1698.⁷ Fünf sind Abgaben-Listen, die älteste ist vom 25. Mai 1648, es folgt eine von August 1651 und des Weiteren eine von Oktober 1661, dann eine vom 30. Juni 1690 und abschließend die vom 23. November 1698. Eine weitere Liste von Mai 1657 wird wegen der Namensnennungen mit herangezogen. Diese Quellen geben Auskunft über einen begrenzten Zeitraum, in dem in Krefeld drei unterschiedlich große mennonitische Flüchtlingswellen angekommen sind.

Ist die Situation auf der Hülsisch-Moersischen Straße vergleichbar? Welche Mennoniten haben im 17. Jahrhundert auf der Hülsisch-Moersischen Straße gelebt, woher stammen sie und wie ist ihr sozialer Status gewesen? Wichtig ist mir vor allem eine Beantwortung der Frage, ob die Entwicklung in dieser kleinen Moersischen Exklave genauso verläuft wie die in der größeren, der Stadt Krefeld.

Ein Bericht, vermutlich aus den Jahren 1662-1667⁸, beschreibt Krefeld folgendermaßen: „Die Herlichkeit Creuelt bestehet in ein Kleines Stättlein, deßen circuit 15 colnische morgen begreiffet, hatt von alters nur 50 hußplätzen gehabt. letzo aber, weiln die auß Landt von Gulich vertriebene Memnoniten sich in

200 danieder gesetzt, 96 heuser. Darinnen ein closter vnd geringe Kirchlein, warinnen den Catholischen meß zu celebriren zugeglaßen wirdt, hatt sonsten eine reformirte pfar Kirch. Vnder Creuelt gehoret nur eine baurschafft Einrath gñand, bestehendt in 40 ad 50 heuser. Die gantze Herschafft Creuelt kan in einer Stunde vmbritten werden. Zwischen Creuelt vnd die Graffschafft Morß ist Collnisch territorium vnd muß man ein stundtlang vber Collnisch gehen, ehe man in die Graffschafft kommen kan.“⁹

Im Vergleich zur Hauptstadt der Grafschaft, Moers, dessen Größe in der gleichen Quelle mit 200 Häusern und einer Fläche von 20 kölnischen Morgen angegeben wird, ist Krefeld ein unbedeutender Ort. Die Grundfläche der Stadt beträgt nur ein Viertel von Uerdingen und die Hälfte von Linn. Wäre Krefeld kurkölnisch wie diese beiden, hätte es wohl keinerlei Chancen auf eine Stadterhebung gehabt.¹⁰ Die andere moersische Exklave, die Hülsisch-Moersische Straße, die kaum auf einem historischen Atlas zu entdecken ist, wird überhaupt nicht genannt, weil sie weder eine Kirche noch eine Kapelle hat und von daher für die Synode nicht existent ist.

Während die Geschichte der Mennoniten in Krefeld seit Jahrzehnten aufgearbeitet wird, verweist man bei Hüls meist nur darauf, dass es dort ähnlich sei, weil auch dort auf Grund der liberalen oranischen Politik Mennoniten Zuflucht gefunden haben. Analog zu Krefeld wird angenommen, dass sie vorwiegend aus den jüdischen Gebieten stammen.¹¹ So entsteht der Eindruck, es gäbe eine gleichlaufende Entwicklung zwischen diesen beiden moersischen Landesteilen.

Beiden ist schon auf den ersten flüchtigen Blick gemeinsam, dass es sich um moersische Exklaven, umschlossen von kurkölnischem Gebiet, handelt. Ebenso haben beide eine vorwiegend katholische Bevölkerung und in beiden werden Mennoniten geduldet. Aber laufen die Entwicklungen hinsichtlich des prozentualen Anteils der Mennoniten, der Zeit der Zuwanderung und der sozialen Stellung synchron?

Um vergleichen zu können, vorweg eine kurze Zusammenfassung der bekannten Krefeld-

felder Fakten. 1601, beim Regierungsantritt Wilhelms von Oranien, gibt es keine einheitlichen Mennoniten.¹² Spätere Zulassungspatente lauten auf die gesamte Grafschaft Moers, aber in der Hauptstadt Moers ist der Widerstand so groß, dass eine Ansiedlung unmöglich ist. In Krefeld, das nach Kriegen und der Zerstörung von 1584 stark entvölkert ist, kann sich Wilhelm mit der Hoffnung auf eine Neubesiedelung der Stadt gegen die Widerstände der Reformierten durchsetzen. Seit 1609 ziehen nachweislich Mennoniten aus dem Umland zu, von denen nur einige namentlich bekannt sind wie ein Zweig der Gerberfamilie Dahmen-Velbereider aus Gladbach, Goerdts Lemmen, ein Getreidegroßhändler aus Benrad, op den Graff, ein Tuchhändler aus Aldekerk, Schroers oder Remkes aus Dülken.¹³ Um 1622, als Mennoniten im Jülicher Land von der Ausweisung durch den Kölner Erzbischof bedroht werden, gehen die ersten nach Krefeld.

1654 nehmen in Mönchengladbach die Repressalien so zu, dass fast alle Mennoniten ihre Heimat verlassen. Während ein großer Teil, es ist die Rede von 200 Personen oder 70 Familien, nach Krefeld zieht, flüchten andere vorübergehend in umliegende Herrschaften.

1694 werden die, die ins benachbarte Rheydt geflüchtet sind und dort auf dem Schloss des Herrn von Bylandt Aufnahme gefunden haben, von Truppen des Düsseldorfer Kurfürsten Jan Wellem überfallen. Wer nicht flüchten kann, wird nach Paffendorf verschleppt, eingekerkert und gefoltert. Die Krefelder Verwandten und Glaubensgenossen setzen sich in Den Haag für die Freilassung der Gefangenen ein und bringen das geforderte Lösegeld auf. So ist es naheliegend, dass auch diese sich anschließend nach Krefeld begeben. Es soll sich um eine Gruppe von ca. 35 Familien gehandelt haben.¹⁴ Aus den Angaben des Müncherhof-Verzeichnisses ist abzulesen, dass zugezogene Mennoniten im Jahre 1716 ein Viertel der Krefelder Bevölkerung ausmachen.¹⁵

Durch drei Vertreibungswellen im 17. Jahrhundert vervielfältigen sich sowohl die Anzahl der Mennoniten als auch die Probleme zwischen den verschiedenen konfessionellen Bevölkerungsteilen. Um die Reformierten zu beruhigen, die sich über Jahrzehnte in der Moerser Synode und in Den Haag beklagen, weil sie eine Verschlechterung ihrer Lebenssituation befürchten, versuchen die Mennoniten die Lage zu entschärfen, indem sie argumentieren, dass die Stadt im Gegenteil von ihnen Nutzen habe, denn unter „ihnen sei kein Bäcker, kein Wirt, kein Schmied, kein Schneider und kein Zimmermann zu finden. Bei ihnen seien auch wenig Landbesitzer. Alles, was sie nötig hätten, müssten sie bei anderen kaufen. Sie gingen allein mit Flachsgarn und Leinentuch um, aus dem viele einfache Leute einen nicht geringen

Nutzen zögen“.¹⁶ Auch wenn diese Aussage der Wirklichkeit nicht ganz entspricht, so ist doch der größte Teil aller Flüchtlinge mit Leinenherstellung und -vertrieb beschäftigt. Vor allem letztere, die Linnenreider, zahlen 1716 so viel Steuern, dass das Steueraufkommen der Mennoniten überproportional hoch ist.

Woher stammen die Mennoniten auf der Hülsisch-Moersischen Straße?

Die Hülsisch-Moersische Straße, deren Grundfläche zu den Ländereien der Papenburg gehört hat, wird erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts intensiver besiedelt.¹⁷ Eine Liste vom **27. Mai 1648** nennt 37 Haushalte und ihre jeweiligen Abgaben. In der folgenden vom **27. August 1651** geht es wahrscheinlich um die Tilgung von Gemeindeschulden im Umlageverfahren für 36 Haushalte. Beide Namenslisten sind fast identisch; erst unter den letzten Namen sind Änderungen zu erkennen. Es werden in beiden Listen vier Mennoniten namentlich genannt: Hilleken op den Graff, Henrich Seymes, Peter Lemmen und Neypers. Alle vier Familien stammen aus der unmittelbaren Hülser Umgebung. **Hilleken op den Graff** ist eine Tochter des oben genannten Mennoniten Hermann op den Graeff, der von Aldekerk nach Krefeld ausgewandert ist. Auch **Henrich Niepers** (Neyper) ist bereits am 13. Dezember 1637 in Hüls nachweisbar, als er anstelle seiner verstorbenen Frau mit dem Kaxgut vor der Mühlenpforte im kurkölnischen Hüls behandelt wird.¹⁸ Dieser Vorgang ist umso erstaunlicher, als Mennoniten in katholischen Gebieten keinen Grundbesitz haben durften. 1665¹⁹ wird er als Ackermann bezeichnet – auch ein Hinweis auf seine lokale Herkunft. **Peter Lemmen** ist Mennonit, wenn auch sein Sohn Adam in der Liste von 1665 nicht als solcher bezeichnet wird.²⁰ Da der über Adam Lemmen stehende Derich Baum fälschlicherweise als „anab.“ gekennzeichnet wird, nehme ich an, dass der unbekannte Schreiber sich beim Nachtrag in der Zeile geirrt hat. Peter Lemmen ist ein Bruder des Krefelders Goerdts Lemmen. Die Familie stammt möglicherweise von Benrad.²¹ Bereits am 25. September 1630 wird er in den Kempener Häretiker-Verhören als „Lemmen Peter zu Hulß anabaptista von der murßen straße“ genannt.²² Er ist Händler. Wie sein Bruder ist auch er Großhändler in Getreide. Beide zusammen betätigen sich auch als Pferdehändler.²³ **Henrich Seymes** ist Krämer, Händler im großen Stil. 1655 tritt er bei einem Getreidehandel als „Consort“ von Peter Lemmen in Erscheinung.²⁴ Bis zu seinem Tod ist er einer der beiden Armenprovisoren. Dieses Amt würde man keinem zugezogenen Mennoniten anvertrauen. So spricht vieles dafür, dass auch er aus dem Umland stammt. Der Name „Simons“ als Patronym ist weit verbreitet. Es könnte sich aber auch

um einen größeren Familienverband aus der hülsischen Gegend handeln. Vor der Liste von 1651 steht durchgestrichen die vereinzelte Notiz: „Dreutgen Seimus kompt ahn summen(?) 50dlr ahn pension mit diß 1651 jahr 2 1/2 dlr.“²⁵ In einer weiteren Einzelnotiz vom 21. Januar 1675 wird der Name „Weinert Seimes“ genannt. Hermann op den Graffs Schwiegervater Andries Pletges war in erster Ehe mit einer Grietgen Simons verheiratet. Auch im kurkölnischen Hüls und in Kempener Kirchenbüchern kommt der Name vor.

Die nächste Gemeindesteuerliste ist datiert auf den **8. Oktober 1661**. In Krefeld sind die geschätzten 70 Familien der vertriebenen Dahleiner Täufer untergekommen. Wie sieht das auf der Hülsisch-Moersischen Straße aus? Auch hier hat sich die Zahl der genannten Einwohner seit 1651 stark vergrößert. Es sind nicht mehr nur 36, sondern 57 Namen von Steuerzahlern angegeben, statt vier sind es jetzt sechs Mennoniten. Hilleken op den Graff wird nicht mehr genannt, obwohl sie erst 1691 stirbt. Statt des verstorbenen Peter Lemmen zahlt sein Sohn Adam. Neu sind Jacob Selbach, Jan Camp und Petter den Kremmer. **Jacob Selbach** ist ein Sohn des Dahleiner Täufers Wilhelm Selbach; laut Dahleiner Täuferverzeichnis vom 23. September 1638 ist dieser „mit keinen gütern versehen, ernehrt sich seines handtwerks mit Kordenweben“.²⁶ Die Dahleiner Täufer, die sich seit 1637 gegen ihre Ausweisung oder gegen die pekuniären Auflagen wehren, die ihnen ein Bleiben ermöglichen würden, müssen 1654 ihre Heimat verlassen. Wann Wilhelm Selbach gegangen ist, bleibt unbekannt. 1666 lebt er in Krefeld, ist Hausbesitzer und stellt dieses der Mennonitengemeinde als Versammlungshaus zur Verfügung. Es gilt damit als Vorläufer der Mennonitenkirche.²⁷ Sein Sohn Jacob ist Weber und bereits 1657 in Hüls nachweisbar²⁸, damals noch unter den „heuer leut“ aufgeführt. Über **Peter den Kreimer** (Krimmer, Kremmer) wird 1665 gesagt, „anab. Peter krämer ist ein kreimer“. Auch in der Steuerliste von 1661 wird sein Beruf als namentliches Unterscheidungsmerkmal genannt, sein wahrer Nachname bleibt unbekannt. Er erscheint in den betrachteten Steuerlisten nur dieses eine Mal. Sein Steueraufkommen ist gering, es liegt unter einem Prozent des Gesamtaufkommens. Mehr ist momentan über ihn nicht in Erfahrung zu bringen.²⁹ Auch die Herkunft von **Johann Camp** ist nicht mit Sicherheit klärbar. Sein Beruf als Weber und die Zeit seines Zuzugs lassen die Möglichkeit zu, dass er der Jan Camp aus der Bedtrader Honschaft ist, der im Täuferverzeichnis von 1654 aufgeführt wird: „Jan Camp Mercken eheleuth, ein behausung bruch und landt, 1 ¼ morgen, ernehrt sich mit weffen (weben), 3 kinder“.³⁰ Bei der Häufigkeit des Namens ist kein sicherer Nachweis der Identität möglich, solange die Namen seiner Frau und dieser Kinder nicht bekannt sind. In Krefeld steigt die Bevölkerung durch den Zuzug von 70 Mennoniten-

familien im Jahre 1654 von geschätzt 1050 Einwohner in den Jahren 1650/53 bezogen auf Stadt und Land um etwa 275 Mennoniten an.³¹ Auch auf der Hülsisch-Moersischen Straße wächst die Zahl der Mennoniten an, außer bei Selbach ist aber kein Bezug zur Vertreibung beweisbar.

Die Namens- und Steuerliste vom **30. Juni 1690**³² zeigt den Stand zwischen den beiden großen Flüchtlingswellen von 1654 und 1694 für die Moersische Straße auf. Die Zahl der Steuerzahler erhöht sich auf 71, die der Mennoniten auf 9. Das heißt, die Bevölkerung vermehrt sich nur wenig, jedoch vergrößert sich die Anzahl der Mennoniten um die Hälfte. Sieht man sich die Namen an, stellt man fest, dass ein Generationswechsel stattgefunden hat. Statt Henrich Simons erscheint sein Sohn Jacob, statt Hendrich nun Johann Nieper, statt Johann nun Paulus Camp. Adam Lemmen lebt zwar noch, hat aber offensichtlich wirtschaftliche Probleme, so dass nicht er, sondern seine älteste Schwester Treingen Lemmen (verwitwete te Neues, verheiratet mit Derich Siepman aus Kervendonken. Lemmen) die Lemmen-Familie und das stark geschrumpfte Vermögen repräsentiert. Unverändert lebt hier Jacob Selbach. Peter Kremer wird nicht mehr genannt. Drei neue Familien sind hinzugekommen: Henderich Fenners, Theiß und Wilhelm Flickerts, und Michel Reiffers. Die Vorfahren von **Henderich Fenners** stammen vom Fenners-Hof in Hüls-Orbroich,³³ es gibt auch hier wie bei Nieper und Lemmen einen katholischen und einen mennonitischen Zweig. Bereits 1665 und 1674 werden Hendrich und sein Vater Theiß Venners (Fenners, Vinners) genannt. Henrich ist von Beruf Krämer, heiratet Barbara Simons, eine Tochter von Henderich Simons, was ihm ein beachtliches Erbe vor allem an Land im Orbroich und mit Sicherheit auch Ansehen und Anerkennung innerhalb der mennonitischen Gemeinschaft gebracht hat. Ein weiterer Zuzug ist **Theiß Flickerts** aus Mönchengladbach. 1665 wohnt er bei seinem ebenfalls mennonitischen Vater Abel auf der Moersischen Straße.³⁴ Laut Mönchengladbacher Täuferverzeichnis leben 1654 in Obergeburth „Theiß Flickerts Oellitgen eheleuth wohnen zur pacht, haben 1 ½ viertheill pleenß broichs, 1 kindt; ernehret sich des leinen webens“. Abel ist demnach schon früher geflüchtet und hat seinen Sohn nach 1654 aufgenommen. Auch **Michael Reiffers**, der aus Dahlen oder Wickrath gebürtig sein muss, gehört zu den Zugezogenen. Der Name erscheint auch in den Variationen Riepers, Reifers, Reifferscheidt. Sein Vater wird im Dähler Täuferverzeichnis von 1638 beschrieben: „Henrich Reiffers ist von Collen burtig, deßen elteren folgentds zu Mullheimb gestorben, hat sich A° 1635 zu Dahlem verheiratet“.³⁵ Von dort vertrieben, war das nächste Ziel seiner Flucht Wickrath, denn seine Tochter Magdalena, Michaels Schwester, wird 1679 bei ihrer Proclamation mit Johann Niepers von Hüls als „von

Wickrath“ apostrophiert.³⁶ 1674 erscheint Michael erstmals in Listen der Moersischen Straße³⁷. Sein Beruf wird nirgends angegeben. Zwei Mönchengladbacher Flüchtlingsfamilien sind hinzugekommen. Die Zahl der Mennoniten wächst zwar, innerhalb der Gesamtzahl der Bewohner bleibt sie aber klein. Auf der Hülsisch-Moersischen Straße hat sich die Zahl der Haushalte in den vergangenen sieben Jahren um mehr als die Hälfte vergrößert, nämlich von 36 auf 57, die Zahl der Mennoniten hat sich sogar verdoppelt. Trotz des Zuzugs der Flüchtlinge Flickerts, Selbach, Reiffers und möglicherweise Camp bleibt die Zahl gering. Es fehlt der große Zuzug der Vertriebenen aus dem Jülicher Land und damit auch der Einfluss, den diese Fremden auf das Denken und vor allem auf die Wirtschaft haben.

Die nächste Steuerliste ist vom **23. November 1698**,³⁸ also vier Jahre nach der letzten großen Flüchtlingswelle, die Krefeld mit schätzungsweise 35 Familien aus Rheydt trifft³⁹. Die Hülsisch-Moersische Straße weist jetzt 79 Haushalte auf, darunter 14 mennonitische. Es gibt keine mennonitischen Zuzüge, sondern die Erhöhung geschieht durch Aufspaltung der Familien in der Generationenfolge. Jacob **Simons** ist vor dem 21. Januar 1692 hochverschuldet gestorben. Das bedeutet, dass der Name dieser bedeutenden Mennonitenfamilie, die von 1648 bis 1690 immer die höchste Steuer-summe aufgebracht hat, nicht mehr existiert. Es zahlen für die Töchter Hendrich Simons deren Ehemänner Dietrich Claessen Köter, Hendrich Fenners und Wilhelm Flickerts. Die Neuzugezogenen heiraten in die alten Familien ein, deren ursprünglicher Besitz so neu verteilt wird. Es vermehren sich die **Flickerts**. Es gibt neben Wihlem(!) Flickerts, der mit Sophie Simons, Henrichs Tochter, verheiratet ist, deren Söhne Jan und Theiß. Anstelle von **Jacob Selbach** erscheinen Geiret (Gerhard), der mit Hilleken Fenners verheiratet ist, Wihlm(!), der 1694 in Jüchen verhaftet wurde, und Greitgen (Gritgen) Selbachs. Zusätzlich zu **Henderich Fenners**

(∞ mit Barbara Simons, ebenfalls einer Tochter von Hendrich) erscheint ihr Sohn Theiß.⁴⁰ Unverändert steht der Name von **Michel Reiffers**. Als Neuzugang scheint Conrad Lemmen genannt zu werden. Es handelt sich um Conrad Jansen Koenen, den Ehemann der Feiken te Neues, die wiederum eine Enkelin von Peter Lemmen ist. Eingehen müsste man auch auf **Jan Kreinen**, obwohl er hier zum einzigen Mal genannt wird. Er stammt aus Grefrath, ist mit der Mennonitin Agnes Hermes von Gladbach verheiratet.⁴¹ Er zahlt nur einen sehr geringen Betrag, zählt von daher wohl zu den „heuer leut“, den Mietern. Das gleiche gilt 1707 für seine Witwe Nesken⁴². 1714 zahlt dann ihr Schwiegersohn Henrich von Dülcken schon eine Summe, die etwa 40 % der meist zahlenden Familie Rosen beträgt⁴³. Die Familie ist aber aus einem anderen Grund hier zu nennen.

1665 lebt bei dem alteingesessenen Mennoniten Henrich Niepers „beywohnend **Meister Wihlem anab**“. Wer in dieser Liste als „beywohnend“ bezeichnet wird, ist arm, alt oder beides. So werden genannt „eine Wittib“, oder eine verarmte „Wittib una domus olim“ oder Flüchtlinge. Zu dieser Annahme passt auch, dass er 1657 unter „heuer leut“ geführt wird, und sein geringes Steueraufkommen 1662 und 1674⁴⁴. Die Bezeichnung „Meister“ muss kein handwerklicher Rang sein, sondern kann auch eine Ehrenbezeichnung für verdiente Leute sein. In der Steuerliste von 1674 steht er mit seinem vollen Namen „M. Wihlm Kreinen“. Danach erscheint er nicht mehr. Ein **Wilhelm Kreinen** aus Grefrath hat 1632 gemeinsam mit Herman op den Graff Krefeld auf der Dordrechter Synode vertreten. Das könnte altersmäßig der Meister Wihlem sein, der im Alter bei seinem Glaubensgenossen Niepers wohnt. Betrachtet man die Anzahl der Haushalte von Mennoniten und Nichtmennoniten im Zeitraum von 1648 bis 1698, so verdoppelt sich die Anzahl der Haushalte der Nicht-Mennoniten. Die der Mennonitenhaushalte wächst auf 22% der Gesamthaushalte. Damit nähert man sich den Krefelder Ergebnissen von 25%.

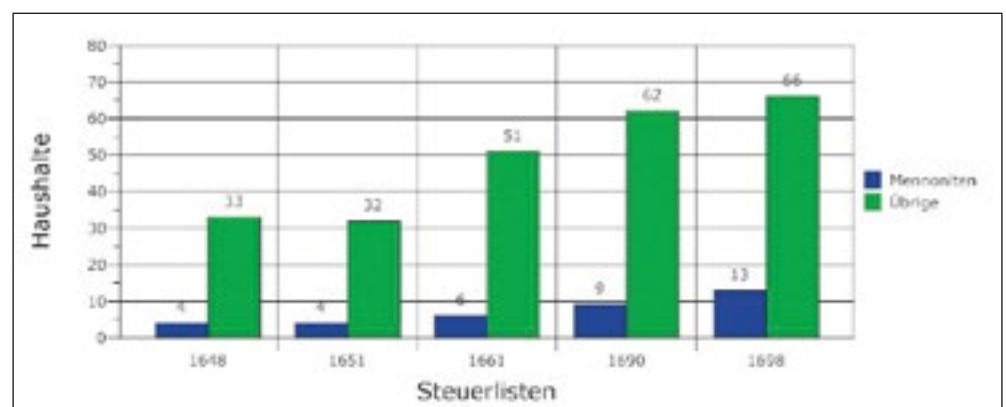


Abb. 1. Zahl der mennonitischen Haushalte in der Zeit von 1648 bis 1698

Ist damit Hüls die Miniaturausgabe von Krefeld?

In Krefeld sind es vorwiegend Flüchtlinge, die um 1654 in Mönchengladbach leben. Ein großer Teil von ihnen hat dort Vermögen gehabt. Das wird meist ausgewiesen mit „hat erbschaft“ oder „hat große erbschaft“ wie bei Köthers, ter Meer, Nehen, Scheuten, Jentges, te Camp und anderen. Viele ernähren sich durch den Handel mit Leinentuch und -garn.

In Hüls sind nur drei mit Sicherheit aus Mönchengladbach und Umgebung gekommen. Flickerts und Selbach sind Weber, beide ohne großes Vermögen, eventuell muss man Camp, der ebenfalls Weber ist, noch dazu zählen. Reiffers Beruf ist unbekannt. In absoluten Zahlen sind es drei oder vier im Gegensatz zu ca. 105 nach Krefeld geflüchteten Familien. Der Prozentsatz der Mennonitenhaushalte liegt zwar dicht beieinander, aber anders als Krefeld wird Hüls nicht von den großen Flüchtlingswellen getroffen.

Weshalb sind nicht größere Ströme nach Hüls gekommen?

Die Vertriebenen sind meist Leinwandhändler oder Weber. In Krefeld treffen sich Dahlemer Nachbarn wieder, die oft miteinander verwandt sind. Sie ziehen möglichst schnell wieder in Nachbarschaften, heiraten weiterhin untereinander und leben in der Gemeinde. „Gemeinde“ ist für sie nicht nur eine kirchliche Organisation. Sie ist auch Vermittlerin von Handelsbeziehungen zu anderen, vor allem niederländischen Gemeinden. Sie ist Geldgeberin für größere wirtschaftliche Transaktionen. In ihr werden Ehen mit den Kindern von Geschäftspartnern arrangiert, die zur Sicherung oder Vermehrung des Vermögens dienen.

Die Hülsisch-Moersische Straße hingegen ist klein und kann sich flächenmäßig als Exklave im kurkölnischen Gebiet nicht ausdehnen. Die schon dort lebenden Glaubensgenossen stammen großenteils von hier, besitzen hier Land und verdienen ihr Geld im bäuerlichen Umfeld, selbst dann noch, wenn sie Getreidehändler wie Lemmen und Simons sind, die beide noch zusätzlich über einen größeren Besitz an Land verfügen.

Wenn die Moerser Regierung beiden Exklaven die gleiche Duldungspolitik verordnet, so liegt es auf der Hand, dass Krefeld die erste Wahl ist. Da aber der oben genannte Beschluss von 1657 einen Zuzug von außerhalb unterbindet, so bedeutet Hüls sowohl räumlich als auch konfessionell die größtmögliche Nähe und ist damit die zweitbeste Lösung. Die Hülsener Mennoniten sind den Krefelder Gemeinden zugeordnet. Wie die

Krefelder müssen sie ihr Aufgebot beim reformierten Pfarrer in Krefeld bestellen, der kirchliche Mittelpunkt ist für sie die mennonitische Gemeinde.

Auf der Hülsisch-Moersischen Straße ist das Leben miteinander nicht unbedingt christlich und friedlich zu nennen. 1656 klagt der Prediger aus Kapellen auf der Moerser Synode, dass „die einwohner Zu Hüß sich gelüsten laßen, mit ihrer päpstischen proceßionibus auch über die Mörsische straße daselbst Zugehen, und den leuthen in die häuser Zufallen, auch mit schlagen die jenigen zu vexieren, so sich Ihren abgotterey nicht bequämen wollen“.⁴⁵

Aber nicht nur vom „feindlichen Ausland“, dem kurkölnischen Hüls, kommen Übergriffe. Auch innerhalb der Bewohnerschaft gibt es deftige Auseinandersetzungen wie die zwischen Theiß Flickerts und dem katholischen Tilman Rosen im Jahre 1673.⁴⁶ Und allein die Regesten der Urkunden der Sammlung Roosen machen deutlich, dass es ungezählte juristische Auseinandersetzungen zwischen Mennoniten (am häufigsten ist Adam Lemmen beteiligt) und Mennoniten oder Mennoniten und Katholiken gibt.

Auch scheint es nicht die sicherste Umgebung gewesen zu sein. So wird mehrmals über Diebstähle geklagt. Oder es klagt Adam Lemmen am 26. Februar 1664, dass ein Holzklotz durch das Fenster seines Hauses geworfen worden sei, als er sich dort mit Gördt Lemmen aufhielt. Ähnliches sei auch seinem Nachbarn Jacob Selbach geschehen.⁴⁷

Wie ist die wirtschaftliche Situation der Mennoniten auf der Hülsisch-Moersischen Straße?

Betrachtet man die Höhe des Steueraufkommens in den oben paradigmatisch untersuchten Jahren, so zahlen die wenigen Mennoniten durchgehend eine höhere Steuersumme

als die übrigen Bewohner. Die Hauptlast tragen bis 1690 die Familien Simons, op den Graff und Lemmen. Das ändert sich 1698, als zwar das Steueraufkommen immer noch überproportional hoch ist, es sich aber auf mehr Familienzweige verteilt.

Von 1648 bis 1691 hat die Familie Simons immer gemeinsam mit der katholischen Familie Rosen das höchste Steueraufkommen. Als Jacob Simons hoch verschuldet stirbt, übernimmt sein Schwager Wilhelm Flickerts die Position des reichsten Mennoniten. Ähnlich sieht es bei Lemmen aus. Adam Lemmen erscheint ab 1690 in keiner Steuerliste mehr, obwohl er noch bis 1702 lebt. Bereits vorher repräsentieren seine Schwestern, Schwäger und Neffen das Lemmen-Vermögen. Warum diese vormals reiche Familie so unbedeutend wird, ist noch nicht erforscht.

Abschließend sei festgestellt, dass die Entwicklung in Krefeld und auf der Hülsisch-Moersischen Straße nicht in allen Punkten synchron verläuft. Gemeinsam ist, dass in beiden Exklaven die Mennoniten einen überproportionalen Anteil an Steuern aufbringen. Die Krefelder Mennoniten kommen vor allem als Folge der Vertreibung aus dem Jülichischen in zwei großen Wellen, so dass sie 1716 ein Viertel der Bevölkerung ausmachen.

Der Anteil der mennonitischen Bevölkerung in Hüls ist vergleichbar hoch, obwohl man nicht von den großen Flüchtlingswellen getroffen wird. Über die Hälfte der dortigen Mennoniten stammt von den Höfen des umliegenden Landes. Einzelne Vertriebene kommen wohl eher, weil Moers und Krefeld Sanktionen erlassen, die einen Zuzug vorübergehend erschweren.

Beiden ist gemeinsam ein hoher Anteil an Händlern, doch während in Krefeld der Leinwandhandel überwiegt, sind es in Hüls „Händler in Allerlei“. Hüls hat nicht den Bezug zum Leinwandvertrieb wie Krefeld. Einige Flüchtlinge wie Selbach und Camp sind zwar Weber, beeinflussen aber die Wirtschaft in Hüls nicht.

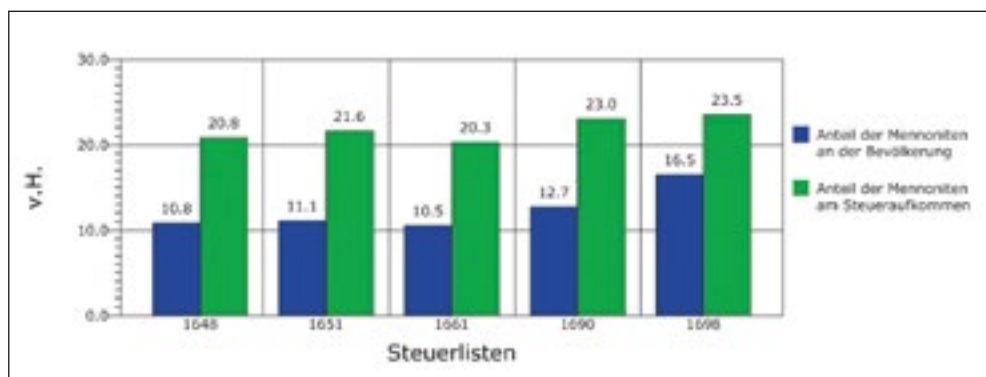


Abb. 2. Der Bevölkerungsanteil und das Steueraufkommen der Mennoniten in der Zeit von 1648 bis 1698

Wie verläuft die weitere Entwicklung?

Die Zahl der Mennoniten nimmt hier im 18. Jahrhundert ab. Die Gründe sind teilweise banal. Ende des 17. Jahrhunderts sterben die männlichen Linien der Simons, Lemmen und Riefers aus, Namen und Besitz werden auf Nachkommen der weiblichen Linie übertragen.

Erkennbar ist das an der Gemeindesteuerverzeichnisse vom 7. April 1704.⁴⁸ Hier werden Peter und Mateiß Lemen, eigentlich Peter und Matthias te Neues, genannt, beides Enkel von Peter Lemmen. Es erscheint ein Peter Seymes, der 1706 als Peter Seymes Funcken bezeichnet wird. Er ist der Ehemann von Drutgen Niepers, einer Tochter von Hendrich Niepers und Helena Flickerts, letztere eine Enkelin Hendrich Simons. Wahrscheinlich geht es um den Erbeile seiner Frau aus dem Nachlass der Familie Simons. 1702 zahlt Dierich Seymes, nämlich Dietrich Claessen Köter, unter dem Mädchennamen seiner Frau Gritgen. 1727 tritt ein Mewis Symons, das ist Mewis ter Meer, der zweite Ehemann der obengenannten Helena Flickerts, in Erscheinung.

Auswärtige Mennoniten heiraten ein. Sie werden aber nicht lange auf der Hülsisch-Moersischen Straße sesshaft.

Adelheid Riefers heiratet 1702 Theiß Reiners aus dem Rheidt, auch genannt Kremers.⁴⁹ Hilleken Venners heiratet erst den Nachbarn Gerhard Selbach und in zweiter Ehe Johannes Siegfried, dessen Herkunft im Dunkeln bleibt, wenn er auch bei der Proclamation als „tot hult“ bezeichnet wird. 1720 kommt Hubert Pluiß, Mennonit aus Gaul bei Maastricht, als zweiter Ehemann von Gritgen Riefers hinzu. Gritgen Riefers stirbt 1719 kinderlos, ihr Erbe muss ihr Witwer 1723 an ihre Schwester Oletgen und deren Mann Theiß Reiners auszahlen.⁵⁰

Nach 1700 verlassen Mennoniten vermehrt die Hülsisch-Moersische Straße. Dabei

handelt es sich nicht um eine wirtschaftlich schwache Schicht, sondern um Nachkommen der „alten“ Familien. Ein wichtiger Grund wird sein, dass Krefeld 1694 den Mennoniten das Bürgerrecht zugesteht. Das bedeutet vor allem freie Berufsausübung und die Erlaubnis, Besitz zu erwerben. Damit ist Krefeld nicht mehr zweite Wahl wie 1654, als allein Nijmegen den Vertriebenen das kostenlose Bürgerrecht anbietet. Außerdem wird 1670 der Bau einer eigenen Kirche erlaubt, die eine zentrale kulturelle Begegnungsstätte ist.

Moers und seine Exklaven werden 1702 preußisch. Die preußischen Könige unterstützen persönlich den Aufstieg der Familie von der Leyen um des Seidengewerbes willen. Die wirtschaftliche Bedeutung Krefelds nimmt durch diesen Wechsel zu. Es bietet als aufstrebende Stadt mit Fabriken mehr Chancen als die kleine Hülsisch-Moersische Straße, in der schon rein räumlich wenig Wandel möglich ist. Durch mehrere Stadterweiterungen wird vor allem für die mennonitischen Flüchtlinge Wohnraum geschaffen.⁵¹ Damit erhöht sich der Lebenswert im Gegensatz zur Hülsisch-Moersischen Straße, wo nur Teilungen von Grundstücken möglich sind und vor allem Handel, Handwerk und bürgerliches Leben ein Einkommen ermöglichen.

1703 heiratet Peter Andriessen, Sohn eines Andreas, der aus Goch oder Emmerich stammen könnte⁵², Gertrud Simons, die Tochter von Jacob Simons. Ihre Söhne Johannes und Andreas verlassen Hüls und ziehen nach Krefeld.⁵³ 1757 findet man beide als Arbeiter „an der seiden fabriq“.⁵⁴ Andreas Andriessen, eine Verwandtschaft ist nicht nachweisbar, heiratet Entgen Fenners, eine weitere Enkelin Hendrich Simons. Auch ihre Söhne Wilhelm und Johannes „de jonge tot hult“ ziehen nach Krefeld.⁵⁵ Johannes lebt dort 1750 als Sammetmacher mit seiner Frau Catharina Preyers Bender und zwei minderjährigen Kindern.⁵⁶ Jacob Selbach, Sohn von Gerhard Selbach und Hilleken Fenners, bekommt 1740 das Bürgerrecht und lebt 1750 als Sammetmacher in Krefeld.⁵⁷

Eine Liste vom 1. Oktober 1720, in der die Mennoniten aufgeführt werden, die eine Sonderkontributionssteuer zur Befreiung vom Militärdienst zahlen, erscheinen am Ende die neun der Hülsisch-Moersischen Straße: Abraham Selbach, petter(!) te Neues, Mattheiß te Neues, Johannes Sigfried, Pieter Andrieß, Andrieß Andrießen, Johannes Andrießen, Mewes ter Meer und Jacob fenners (!).⁵⁸

Im Taufbuch der Mennonitischen Gemeinde werden mit dem Zusatz „tot hult“ nach 1733 nur noch die Namen der Familien Andriessen, Selbach und te Neues verzeichnet.⁵⁹ 1738 gibt es nur noch zwei Mennoniten auf der Hülsisch-Moersischen Straße, die Kontributionssteuer zahlen, nämlich Mattheis te Neues und Jacob Fenners (Fenners).

Damit ist die Bedeutung der Mennoniten für Hüls für alle Zeiten vorbei. 1737 stellt die Moerser Regierung in einem Schreiben an die reformierte Gemeinde in Krefeld fest, dass Mennoniten die Stadt Krefeld und das Fürstentum Moers „durch fabriken und den commercio empor zu bringen und wirklich gebracht, daß sothanes städtlein nach proportion seiner größe und situation würcklich eins der vornehmsten handelsstätten in Deutschland geworden...“⁶⁰ sei. Welche Chancen bietet dann noch die benachbarte Hülsisch-Moersische Straße?

Margret Grobe geb. Onnertz, geboren 1944 in Krefeld-Uerdingen, Abitur 1963 am damaligen Städtischen Mädchengymnasium Krefeld-Uerdingen. Studium der Germanistik, Geschichte und Philosophie an der Universität Bonn, schwerpunktmäßig am Institut für Rheinische Landesgeschichte bei den Professoren Franz Petri und Rudolf Schützeichel; 1969 1. Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasium; 1969 bis 1971 Referendariat in Aachen; 1971 2. Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien; von 1971 bis 2006 im gymnasialen Schuldienst im Kreis Kleve tätig.

Anmerkungen

¹ Rotthoff, Guido, Das Mittelalter, in: Reinhard Feinendegen und Hans Vogt (Hrsg.), Krefeld. Die Geschichte der Stadt Bd. 1, Krefeld 1998, S. 468 f.

² Niepoh, Wilhelm, Evangelische im Kempener Raum, Kempen 1958, S. 52 f.

³ Rotthoff, Guido, Die Reformation in Krefeld, in: Reinhard Feinendegen und Hans Vogt (Hrsg.): Krefeld. Die Geschichte der Stadt Bd. 2, S.102f. legt das Ereignis in das Jahr 1561; Mackes, Karl, Aus dem alten Neuwerk (Krefeld. Geschichte der Stadt, Bd. 2, a.a.O., S. 254) auf 1565.

⁴ Mast, Paul, Geschichte der Kreissynode Moers, Moers 1955 ff., S. 17 ff.

⁵ Landesarchiv NRW Düsseldorf Kurköln II 2550, in gedruckter Form in: Hangebruch, Dieter, Die Herrschaft

Hüls im 17. und 18. Jahrhundert in: Krefeld. Geschichte der Stadt Bd. 2, S. 662 ff.

⁶ Vor allem Kreisarchiv Viersen (KrAVie) Sammlung Roosen 609, sie enthält Abgabenlisten u.a. aus den Jahren 1651 – 1657.

⁷ KrAVie Sammlung Roosen 2197 Blatt 1, 3, 6, 8, 10.

⁸ Nicht 1624 wie Mast, a.a.O., 2. Heft 1956, S. 33 behauptet; vgl. Deisel, Frank, Zur Revision der Datierung der ältesten Stadtbeschreibung, in: Die Heimat 62 (1991), S. 16 f.

⁹ Mast, Paul, a.a.O., S. 33 f.; laut Kriedte, Peter, Vom Leinen zur Seide. Bevölkerungs-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Krefelds. Vom Beginn des 17. Jahrhunderts bis 1794, in: Krefeld. Geschichte der Stadt Bd. 2, S. 253 f., gelten die Zahlen für die Jahre 1662/67.

¹⁰ Buschbell, Gottfried, Geschichte der Stadt Krefeld I, Krefeld 1953, S. 228 ff.

¹¹ So z.B. Föhl, Walter, Die Moersische Straße in Hüls um das Jahr 1673, in: HHBI 4 (1956), S. 13f., Hangebruch, Dieter, Zur Geschichte der Toleranz in Krefeld am Beispiel der Mennoniten, in: 300 Jahre Mennonitenkirche Krefeld, Krefeld 1993, S. 4 ff., Kaiser, Hans, Die Territorienbildung in den ehemals kurkölnischen Ämtern Kempen, Oedt und Linn (= Schriftenreihe des Kreises Viersen, Bd. 29), Mönchengladbach 1979, S. 152 f.

¹² Hangebruch, Dieter, Krefeld unter oranischer und preußischer Herrschaft, in: Krefeld. Geschichte der Stadt Band 2, S. 189 f.

¹³ Ebd. S. 190 f.

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Siehe: Haushaltsvorstände und Hausbesitzer in Krefeld im 18. Jahrhundert (= Krefelder Archiv, NF Bd. 2), Krefeld 1993.

¹⁶ Mast, a.a.O., S. 124 f.

¹⁷ Kaiser, Territorienbildung, a.a.O. S. 152 f.

¹⁸ StAKr Lagerbuch Hüls, fol 84r.

¹⁹ Hangebruch, Dieter, Die Herrschaft Hüls, a.a.O., S. 662 f; Landesarchiv NRW Düsseldorf Kurköln II 2550 Nr. 5 Niepers statt Siepers, Nr. 2 Johann Camp (nicht Wilhelm).

²⁰ Vgl. Anmerkung 12.

²¹ Niepoth, Evangelische, a.a.O., S. 58 f.

²² Föhl, Walter, Gegenreformation im Kempener Land (= Schriftenreihe des Landkreises Kempen-Krefeld, Bd. 11), Hüls 1958, S. 25 f.

²³ www.historische-daten.de/genealogie/deutsch/Familiengeschichte_Empelmann.htm.

²⁴ KrAVie Sammlung Roosen Nr. 95 Gerichtsprotokolle.

²⁵ Auch die „Helena Simons von der Meursenstraße“, die am 12. Juni 1695 Dietrich Jacobs te Camp aus Reid heiratet und die wahrscheinlich mit der Helena Semans aus den species facti identisch sein dürfte, ist keine Nachfahrin von Hendrich Simons. Ihre ältesten Kinder heißen Geertruydt und Jacob. Eventuell war Dreutgen Seimus ihre Mutter und ein Jacob Seimes, von dessen Existenz Lichtenberg in seinem Nachlass ausgeht, ihr Vater. Da aber auch die Großeltern te Camp Jacob und Geertgen heißen, bleibt offen, nach wem die Kinder benannt sind.

²⁶ Krumme, Ekkehard, Die Täufer in Gladbach, in: Rheydter Jahrbuch 12 (1977), S. 20 f.

²⁷ Klötzer, Ralf, Verfolgt, geduldet, anerkannt, in: Sie kamen als Fremde, Krefeld 1993, S. 42 f.

²⁸ KrAVie Sammlung Roosen 2197 Blatt 2, vom 18. Mai 1657 über Leistungen, die zu erbringen sind.

²⁹ Den ebenfalls in der Liste von 1665 als „anab.“ bezeichneten Blaufärber „Peter Thomaßen“, der bei Henrich Jaspers wohnt, lasse ich außer Acht, weil er in keiner Steuerliste aufgeführt ist.

³⁰ Krumme, a.a.O., S.47 f.

³¹ Kriedte, Taufgesinnte und großes Kapital. Die nieder-rheinisch-bergischen Mennoniten und der Aufstieg des Krefelder Seidengewerbes (Mitte des 17. Jahrhunderts – 1815), Göttingen 2007, S. 73 ff.

³² KrAVie Sammlung Roosen 2197 Blatt 8.

³³ Niepoth, Evangelische, S. 45 f.

³⁴ Hangebruch, Dieter, Die Herrschaft Hüls, S. 662 f.

³⁵ Krumme, a.a.O., S. 21 f.

³⁶ Edition Brühl Nr. 232/1+2.

³⁷ KrAVie Sammlung Roosen 609 Blatt 1.

³⁸ KrAVie Sammlung Roosen 2197 Blatt 10.

³⁹ Kriedte, Peter, Vom Leinen zur Seide, S. 253 ff.

⁴⁰ Der ebenfalls in der Quelle genannte Peter Fenners *1671 gehört zur katholischen Linie der Familie.

⁴¹ Niepoth, Evangelische, a.a.O. S. 47 f.

⁴² KrAVie Sammlung Roosen 1094 vom 13.1.1707.

⁴³ KrAVie Sammlung Roosen 1412_1 vom 12.1.1714.

⁴⁴ KrAVie Sammlung Roosen 609.

⁴⁵ Mast, a.a.O., S. 117f.

⁴⁶ Siehe Niepoth und Föhl, HHBI 4 (1956).

⁴⁷ Landesarchiv NRW Düsseldorf Kurköln Nr. 2554.

⁴⁸ Alle im Folgenden genannten aus: KrAVie Sammlung Roosen 2197.

⁴⁹ Ebd. S. 63 f.

⁵⁰ KrAVie Sammlung Roosen 823.

⁵¹ Krefeld. Die Geschichte der Stadt Bd. 2, S. 203 f. und Abb. 8 S. 204 f.

⁵² Niepoth, Wilhelm, Krefelder Genealogie, in: Die Heimat 32 (1961), S. 117 f.

⁵³ Niepoth, Evangelische, a.a.O., S. 65 f.

⁵⁴ Peters, Leo, Fragment einer Krefelder Bevölkerungsliste von 1757, in: Die Heimat 56 (1985), S. 52 ff.

⁵⁵ Ebd.

⁵⁶ Risler, Walther, Die Krefelder Mennonitengemeinde im Jahre 1740, in: Die Heimat 30 (1959), S. 23 f.

⁵⁷ Ebd. S. 30 f.

⁵⁸ StAKr 80/4 Nr. 402/1-51.

⁵⁹ StAKr 80/4/90.

⁶⁰ Kriedte, Peter, Taufgesinnte a.a.O., S. 101 f.

Wir helfen weiter mit Sicherheit und Technik und beim Umgang mit Gefahrstoffen

UNSER LIEFERPROGRAMM

- Personliche Schulung
- Inso- und Berufsberatung
- Körperreinigung und -pflege
- Etiketten und Rollen
- Klebe- und Dichtstoffe
- Behälter und Verpackungsmittel
- Haken, Zangen, Sicken
- Antriebsstechnik
- Betriebshygiene
- Echtliche und Antriebs
- Profil, Bronze- und Formteile
- Dienstleistungen
- Betriebs- und Gebäudemineralien
- Mischprogramme
- Luftleitung und Abzugssysteme
- Echungen
- Prüfen, Warten, Instandsetzen
- Bestischer Beschutz



Wir helfen weiter
mit Sicherheit und Technik
und beim Umgang mit Gefahrstoffen

Hauser



Hauser GmbH | Diefenbacher Bruch 66 | D-47808 Krefeld
Telefon 021 81 81 08-51 | Telefax 021 81 81 08-84
www.HauserGruppe.de | E-Mail: info@hausergruppe.de

Die erhaltende Kulturlandschaftspflege im Forstwald

von Helmut Sallmann

Das Areal Forstwald in der geschichtlichen Entwicklung

Das Areal des heutigen Forstwalds wurde 1844 im Zuge der preußischen Uraufnahme skizziert. Man erkennt bereits die von Gerhard Schumacher ab 1830 angelegten Wald- und Wegstrukturen, das landwirtschaftliche Areal und die spätmittelalterliche Landwehr. Auch das 1838 erbaute Forsthaus und das Gleis der Eisenbahn sind schon sichtbar. 15 Jahre früher hätte man nur die offene Heidelandschaft gesehen, wie sie in der Tranchot-Karte dargestellt ist. Die Wälle der Allmende und die hellen Agrarflächen um die Höfe sind erkennbar. Der Name Forstwald war noch nicht gebräuchlich. Der Volksmund hat später den Wald am Forsthaus „Forstwald“ genannt. (Abb.1)

Krefeld-Forstwald mit den Wohngebieten und der Kulturlandschaft Forstwald

Im Landschaftsplan der Stadt Krefeld wird der Forstwald als bewaldetes Naherholungsgebiet geführt. Hinweise auf die Spuren vergangener Nutzungen oder historischer Hinterlassenschaften sind nicht vorhanden. Durch die vielfältige Benutzung des Areals für Freizeitaktivitäten kam es häufig zu Beeinträchtigungen der Landschaft und der historischen Strukturen. Intensive Aufklärungsarbeit, von privater Seite geführt und von vielen Unterstützern gefördert, hat hier zu einer veränderten Wahrnehmung geführt. Seit längerer Zeit gibt es eine neue Sicht auf diesen Teil der Landschaft. Die geschichtlichen Spuren sollen erhalten bleiben. (Abb. 2)

1. Denkmalpflege am Bodendenkmal Landwehr

Die Instandsetzung und Sicherung

Von großer Bedeutung für den Erhalt der gesamten historischen Kulturlandschaft Forstwald war die Instandsetzung und Sicherung des Bodendenkmals Landwehr. Der Anstoß dazu wurde 2005 von der Bezirksvertretung West an die Verwaltung gegeben. Für den Fachbereich 67 sicher



Abb. 1. Die Karte gewährt einen Rückblick in die Zeit der Entstehung des Forstwalds



Abb. 2. Die Deutsche Grundkarte (DGK) M 1:5000 mit dem Ausschnitt Forstwald



Abb. 3. Eine neue Infosteile an der Landwehr

kein einfaches Unterfangen, erstmals ein komplettes Bodendenkmal instand zu setzen und zu sichern. Die Aufgabe muss man nach dem vorläufigen Abschluss als gelungen betrachten. Mit dem Aufstellen von drei Infostelen an der Landwehr konnten die über mehrere Jahre laufenden Arbeiten jetzt abgeschlossen werden. Die Landwehr wurde

in den vergangenen zwei Jahren komplett instandgesetzt und gesichert. Neue Info-Tafeln weisen jetzt auf das Bodendenkmal hin und geben auch Hinweise zur Geschichte und zur Nutzung. Die „neue“ Landwehr wurde am 28. Januar 2013 in einer Feierstunde von der Verwaltung der Öffentlichkeit vorgestellt.



Abb. 4. Der Landwehrgraben nach der Ablage der Stämme – heute zeigt sich wieder Vegetation



Abb. 5. Die offizielle Übergabe der Landwehr durch die Verwaltung am 28. Januar 2013.

2. Die Inwertsetzung der historischen Kulturlandschaft Forstwald

Die Anregung, den Bereich des historischen Forstwalds um die Begrifflichkeit einer historischen Kulturlandschaft zu ergänzen, wurde in 2012 von der Verwaltung aufgenommen. Die Verwaltung wird dem Rat der Stadt Krefeld vorschlagen, die „Historische Kulturlandschaft Forstwald“ in den Landschaftsplan aufzunehmen. Nach den Vorgaben des Bundesnaturschutzgesetzes werden damit Landschaften bezeichnet, deren geschichtliche Entwicklung von regionaler Bedeutung ist und die über sichtbare Strukturen verschiedener abgeschlossener Epochen verfügen. Diese Änderung dient der Bewahrung von Landschaft und Historie und eröffnet dem Fachbereich eine gezieltere Pflege. Hierdurch werden sowohl die Erholungsfunktionen als auch die Historie des Areals gestärkt. So konnte der stetige Verlust der historischen Strukturen im Forstwald gestoppt werden. Die Besucher können wieder nachvollziehen, was hier einmal gewesen ist.

Unser Bestreben, die Kulturlandschaft Forstwald zu bewahren und seine historischen Strukturen zu sichern, wird auch vom Landschaftsverband Rheinland unterstützt. Der LVR hat nach mehreren Exkursionen in das hiesige Landschaftsschutzgebiet und der Sichtung des historischen Materials sein Interesse für diesen Landschaftsausschnitt mit seinen in Grün gebetteten Denkmalstrukturen bekundet. Das KuLaDig-Team (Kultur-Landschaft-Digital) des LVR hat den geschichtlich und auch heute noch interessanten Kulturlandschaftsbereich Forstwald 2011/2012 digital erfasst. Dieser ist heute unter www.kuladig.de allgemein zugänglich. Im Verlauf wurde die Kulturlandschaft Forstwald zum Objekt des Monats Juni 2012 erklärt.

Beispielhafte Landschaftspflege in der Kulturlandschaft Forstwald



Abb. 6. Die Alleen wurden durch Neupflanzungen wieder sichtbar gemacht.



Abb. 7. Alte Querwege zur Landwehr wurden zu Ruhezon.



Abb. 8 und 9. Die Trampelpfade vom Parkplatz am Tennisgelände in den Wald wurden aufgehoben und bepflanzt.

Die evangelische und die mennonitische Gemeinde in Krefeld 1918 – 1945

Teil 2

von Hertha Sagebiel

Inhalt

Teil 1 (veröffentlicht in: die Heimat 84, 2013, S. 164 – 172)

- I. Die evangelische Gemeinde Krefeld
 1. Die ab 1918 veränderte Stellung der Evangelischen in Krefeld
 2. Die politische Orientierung der Gemeinde in der Nachkriegszeit
 3. Pfarrstellenbesetzung bis 1945
 4. Gemeindegewachstum, Konfessionsfragen, Ein- und Austritte
 5. Gemeindegemeinschaft
 6. Andere Kirchen und Sekten
 7. Die Ausweitung der Krefelder Gemeinde in die Außenbezirke
 8. Liturgie
 9. Gemeindeleben, Vereine, Diakonie
 10. Schulen
 11. Kinder- und Jugendarbeit im Dritten Reich
 12. Parteiungen und Kirchenwahlen 1921 – 1934

Teil 2

13. Parteiungen und Pfarrwahlen 1933 – 1940
 14. Die Stellung der Pastoren zum Nationalsozialismus
 15. Die Kirchenblätter im Dritten Reich
 16. Bausachen
- II. Die mennonitische Gemeinde Krefeld
 1. Gemeindeleben, Vereine, Diakonie
 2. Die Einstellung der Pastoren zum Nationalsozialismus
 3. Die Eidfrage
 4. Das Kriegsende
- III. Die evangelische Gemeinde Uerdingen

13. Parteiungen und Pfarrwahlen 1933 – 1940

Welche Probleme die Krefelder Gemeinde im Dritten Reich hatte, wird am deutlichsten im Zusammenhang mit den Pfarrberufungen (Abb. 5). Deshalb gehören sie wesentlich in die Gemeindegeschichte der Zeit.

Als erster DC-Pfarrer wurde Pastor **Engels** nach Krefeld geholt. Von seiner Einführung in Krefeld am 29. Oktober 1933 berichtete der Superintendent dem Konsistorium: Der Gottesdienst „bekam ein besonderes Gepräge durch die Beteiligung der Jugendgruppen, des Posaunenchores und des Kampfchores der Glaubensbewegung ‚Deutsche Christen‘“.²⁵

Zum Nachfolger für Pastor Bender erkoren sich die DC im Mai 1934 Pastor **Haape**. Er war 1931 für einige Wochen Hilfsprediger in Krefeld gewesen. Sie meinten, er sei rhetorisch begabt und positiver Christ. Über diese Wahl kam es in Krefeld zu erregten Auseinandersetzungen. Der Streit spaltete auch die DC-Gruppe. So sprach sich Pastor Dungs gegen die Methoden und die Schnelligkeit dieser Pfarrwahl aus. Ein Presbyter und früherer Volkskirchenbund-Anhänger wollte, man solle mehrere Kandidaten in Erwägung ziehen, und ein anderes Mal beklagte er, dass in Bezug auf die Wahl so viel hinter den Kulissen gearbeitet werde, man müsse einhellig hinter allen Pfarrern stehen und alle hören, Haape sei auch zu jung, um der gewünschte, verantwortungsvolle Vertreter der Gemeinde sein zu können. Er griff sogar direkt den Wortführer der DC an, als er feststellte, dieser sei ja eigentlich ein Neuling in der Gemeinde, woraufhin der konterte, nicht in der Gemeinde, wohl im Presbyterium. Die Krefelder setzten sich auch über den Hinweis aus dem Konsistorium hinweg, Haape sei in seiner jetzigen Gemeinde erst zu kurz, um schon zu wechseln; desgleichen missachteten sie die Ansicht des Konsistoriums, er sei nicht als Pfarrer einer Stadtgemeinde geeignet. Auch nach der Wahl Haapes versuchte das Konsistorium noch, mit Presbytern zu sprechen, um wegen der Lage der Gemeinde Einfluss zu nehmen.²⁶ Dennoch wählten die Krefelder am 25. Juli Haape, und die Wahl wurde im Oktober genehmigt.

Während in Krefeld um die Wahl Haapes gestritten wurde, erhielt Pastor Dungs einen Ruf nach Mülheim, den er, wie er sagte, nicht angenommen hätte, wenn sich die Verhältnisse in Krefeld nicht so zugespitzt hätten. Wieder hatten die DC-Presbyter gleich einen Nachfolger fest im Auge, Pastor **Lauer**, der 1931/1932 für rund ein Jahr Hilfspredi-

ger in Krefeld gewesen war. Schon damals hatten Nichtgenannte, vermutlich Presbyter, versucht, Lauers Anstellung in Krefeld zu erreichen, und Ärger erregt, als sie Unterschriften dafür gesammelt hatten. So etwas wurde als ungehörig empfunden. Die Pfarrwahlkommission schlug am 13. Juli 1934 die Wahl von Haape und Lauer endgültig vor, und das Presbyterium nahm ihren Bericht an, so dass damit die Wahl faktisch schon vorweggenommen war. In Zusammenhang mit diesen Vorgängen verzeichnet das Protokoll, Pastor Wewer habe einen der DC-Presbyter gebeten, sich in Zukunft nicht mehr so verletzend auszudrücken, da man sonst gezwungen sei, nicht mehr an den Sitzungen teilzunehmen. Das Protokoll der Wahl Lauers am 5. September unterschrieb von den Pastoren nur Pastor Engels. Demnach hatten sich die Übrigen von der Handlung ferngehalten.

Zur Wahl Lauers findet sich eine Konsistorialnotiz, dass man von der Wahl Lauers wie Haapes auf private Anfrage aus Krefeld hin dringend abgeraten habe. Beide seien erst seit gut einem Jahr im Amt und nach der Kirchenordnung sei ein Wechsel so früh nicht zulässig. Nur die Tatsache, dass Lauer sich nicht um Probepredigten bemüht habe, außerdem, dass die Kreise „Deutscher Christen“ sich bemühten, ihn für Pfarrstellen zu gewinnen, und die Überlegung, dass Lauer durch den Wechsel nach Krefeld der Rheinischen Kirche erhalten bleibe, hätten zur Bestätigung der Wahl geführt.²⁷

Beide wurden am 2. Dezember 1934 eingeführt, und auch das Protokoll der Einführung trägt nur die Unterschrift von Pastor Engels als einzigem Pastor.

Die unterschiedlichen Haltungen der Gruppen zeigen sich an relativ kleinen Anlässen. Als die DC-Ortsgruppe Bockum-Oppum die Überlassung des Kirchraums für DC-Gemeindeabende beantragte, erklärte Pastor Schütz, dann müsse man den Raum beiden Gruppen zu Verfügung stellen. Pastor Engels hielt diese Folgerung für nicht stichhaltig, denn die DC stünden auf dem Boden des Reichskirchenregiments, die Bekenntnisgemeinde aber in scharfem Gegensatz dazu. Der Antrag der DC wurde genehmigt.



Abb. 5. (vgl. Teil 1, S. 166)

1. Pfarrer Karl Starck (1894 – 1928)
2. Pfarrer Karl Theile (1895 – 1921)
3. Pfarrer Ludwig Keller (1899 – 1933)
4. Pfarrer Ernst Bender (1906 – 1934)
5. Pfarrer Ernst Wewer (1907 – 1939)
6. Pfarrer Ernst Schütz (1910 – 1935)
7. Pfarrer Friedrich Neuhaus (1922 – 1954)
8. Pfarrer Heinz Dungs (1928 – 1934)
9. Pfarrer Paul Engels (1933 – 1960)
10. Pfarrer Johannes Lauer (1934 – 1963)
11. Pfarrer Hans Haape (1934 – 1974)
12. Pfarrer Bartho von Werner (1937 – 1944)
13. Pfarrer Heinrich Hamer (1940 – 1947)

Immerhin erhielt im Februar 1935 die Bekenntnisgemeinde die Alte Kirche für einen Gottesdienst.

Im Februar 1934 war unter der Ägide von Pastor Engels die Eingliederung der evangelischen Jugend in die HJ vollzogen worden. Im März legte das Presbyterium die gesamte Jugendfrage in Engels' Hände, nachdem Pastor Neuhaus den Vorsitz im Jugendausschuss niedergelegt hatte. Im April berichtete Pastor Engels, die Jugendarbeit lasse sich gut an, allerdings habe sich vom MBK (Mädchenbibelkreis) niemand zur Verfügung gestellt. Das liege an der Leiterin. Pastor Schütz stellte sich vor den MBK und meinte, sie machten treu Kindergottesdienst und mehr gehe nicht. Pastor Wewer war noch von der Inneren Mission beauftrag-

ter Leiter des kirchlichen Jugendamtes. Im November 1934 begannen die Presbyter, es ihm zu entwinden. Er sagte, das sei gegen seine Person gerichtet. Anfang 1935 wurden alle Jugend- und Wohlfahrtssachen einem Ausschuss zugewiesen, im Juni akzeptierte man ohne Einwand, dass die Jugend- und Wohlfahrtsamtsarbeiten größtenteils von der NSV, der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt, übernommen wurde.

Im Oktober 1934 reichte Pastor Schütz sein Pensionierungsgesuch ein, er wurde am 1. Mai 1935 emeritiert, die Wiederbesetzung der Stelle vorläufig wegen der ungeklärten Finanzsituation der Kirche untersagt; im Mai 1936 wurde sie erlaubt, zog sich jedoch hin, weil aus der Krefelder Gemeinde Protest gegen den vom Presbyterium ausersehenen

Kandidaten **von Werner** erhoben wurde. Nachdem die Wahl trotzdem am 20. Oktober erfolgt war, legten Bockumer Gemeindeglieder beim Superintendenten Einspruch ein. Der erreichte bei seinen Vermittlungsversuchen keinen Fortschritt und gab die Sache an das Konsistorium weiter.

Innerhalb kürzester Zeit hatten die Bockumer 1 000 Unterschriften gegen die Wahl gesammelt. Die Protestierenden betonten, nur 15 Männer des DC-Presbyteriums vergewaltigten sie. Das aus den Wahlen von 1933 hervorgegangene Presbyterium habe sich seither nur durch Kooptation ergänzt, so dass ein unbeschränktes DC-Regiment erhalten geblieben sei. Keines der Presbyteriumsmitglieder habe eine persönliche Bindung zum Pfarrbezirk. Es gehe um Kirchen- und Macht-

politik, nicht um die Gemeinde. Für den von den Bockumern gewünschten Hilfsprediger Schmidt hätten sich 800 Gemeindeglieder durch ihre Unterschrift erklärt. Er gehöre keiner Gruppe an. Bei einer Vorwahl im Presbyterium am 7. Oktober hätten noch 13, darunter alle Pfarrer, für Schmidt, nur 8 für von Werner gestimmt. Dann sei bis zur Wahl am 20. so viel Agitation betrieben worden, dass von Werner gewählt worden sei. Aber auch dieses Mal hätten alle fünf Pfarrer für Schmidt gestimmt. Die Antragsteller hatten über von Werner allerlei menschlich Negative erfahren und kannten Urteile, die auch an von Werners geistiger Befähigung Zweifel anmeldeten. Dem entsprach eine Stellungnahme des Vikariatsvaters, die sowohl hinsichtlich der geistigen wie der menschlichen Qualitäten von Werners vernichtend war. Andere Beurteilungen untermauerten dies. Auch der Bruderrat der Bekenntnisgemeinde protestierte gegen die Wahl. Dieser Protest trug unter anderem die Unterschriften der beiden Krefelder Pfarrer Neuhaus und Wewer.

Der Superintendent versuchte, die Krefelder Sache in einer Presbyteriumsberatung zu regeln, musste aber feststellen, dass die Presbyter nicht zu belehren waren. Dabei, so meinte er gegenüber dem Konsistorium, hätten ihnen die verschiedenen Urteile über von Werner eigentlich den Mut nehmen müssen, an ihrer Wahl festzuhalten. Aber auch die Tatsache, dass alle Pastoren und so viele Gemeindeglieder dagegen waren, half nichts.

Die Presbyter hielten den ihnen gemachten Vorwürfen entgegen, sie hätten Haape gewählt, der nicht DC sei, seinetwegen sei Dungs, DC, gegangen. Sie hätten Neuhaus als Präses und sein Amtieren verlängert, obgleich er „Vorsitzender des Bruderrates der Bekenntnisfront“ sei und obwohl sonst DC-Pfarrer Engels an der Reihe gewesen wäre. Sie betonten, wie liberal sie gegenüber den Bekenntnisleuten seien, versuchten aber auch, Pastor Wewer als Liberalen und Freund der Freimaurer anzuschwärzen, und meinten, die Mitglieder der Bekenntnisfront könnten der Predigt eines DC-Pastors gar nicht richtig folgen.

Schon im Oktober 1932 hatten die DC im Vorfeld der Novemberwahlen Mitglieder der kirchlichen Körperschaften, die Freimaurer waren, angegriffen. Dagegen hatten die Pfarrer sich verahrt und die kirchliche Haltung und den Einsatz dieser Personen hergehoben.

Das Konsistorium gab keine Wahlbestätigung. Zwar sah es jeden einzelnen Einwand gegen von Werner nicht als genügend für diese Verweigerung an, insgesamt werfe alles aber Licht auf die Person; von Werner sei zudem gefühlsselig, ihm fehle Klarheit und Menschenkenntnis, seine Schriftauslegung

sei mangelhaft, die kirchenpolitisch stark erregte Krefelder Gemeinde brauche aber „eine nüchterne, schriftgemäße, kräftige und vollmächtige Predigt“. Mit Sicherheit würde von Werner in Krefeld in die Auseinandersetzungen hineingezogen und der Zwiespalt dort vertieft werden.

Protesten des Presbyteriums begegnete man mit dem Hinweis, nicht die politische Haltung von Werners habe den Ausschlag zur Ablehnung durch den Provinzialkirchenausschuss gegeben, vielmehr die Einsicht, dass er und die Gemeinde nicht zusammenpassen könnten. Das habe das Presbyterium indirekt auch dadurch zugegeben, dass es erwogen habe, infolge der Wahl von Werners Pastor Neuhaus oder Pastor Wewer nach Bockum zu versetzen. In dem Zusammenhang ging man auch noch einmal auf die Wahl von Haape und Lauer ein. Sie seien beide als DC-Anhänger gewählt worden, hätten sich allerdings von ihren Wählern kirchenpolitisch gelöst. Das Presbyterium habe jedoch bei den drei letzten Wahlen planmäßig und ausnahmslos DC gewählt. Das Konsistorium habe alle drei Wahlen bestätigt. Der Evangelische Oberkirchenrat wollte die Ablehnung nicht anerkennen, entscheidend sei, ob eine schwere Störung des Gemeindelebens in Krefeld zu erwarten sei. Das sei nicht sicher. Das Konsistorium versuchte noch einmal, die Wahl zu verhindern. Das Krefelder Presbyterium hatte sich inzwischen direkt an den Reichsminister für kirchliche Angelegenheiten gewandt, der ihm mitteilte, der Ev. Oberkirchenrat habe die Entscheidung des Konsistoriums aufgehoben. So folgte auf den letzten Vorbehalt des Konsistori-

ums endgültig die Verfügung, dass es bei der Wahl bleibe. Im November 1937 wurde Pastor von Werner in Krefeld eingeführt.²⁸

Keine zwei Jahre später, im Juli 1939, kam das Presbyterium beim Konsistorium um die Versetzung von Werners ein. In Krefeld sei eine gedeihliche Führung des Pfarramtes nicht mehr möglich. Selbst die Presbyter, die sich unnachgiebig für von Werner eingesetzt hatten, erklärten, alles Bemühen um ihn sei vergebens. Sie bezeichneten seine Arbeit als völligen Bankrott. Von Werner gehe eigene Wege, verweigere Jugend- und Frauenarbeit, halte sich entgegen seinem schriftlich gegebenen Wort zu den Thüringer DC, das war die extremste DC-Gruppierung, auch habe er entgegen seiner Zusage seine kirchenpolitische Betätigung verschärft. Das Presbyterium lieferte eine „Charakterologische Beurteilung“ von Werners, in der es ihm Geltungsdrang und Anerkennungsbedürfnis, innere Haltlosigkeit, Eitelkeit, Trotz, asoziale Lebenseinstellung, mittelmäßige Intelligenz bescheinigte. Der Umgang mit ihm sei unmöglich und er sei auch nicht wahrhaftig. Maßnahmen erfolgten nicht, der Kriegsbeginn unterband sie wohl. Im Oktober 1942 ging von Werner zur SA-Standarte 40, 1944 wurde seine Scheidung bekannt, woraufhin das Konsistorium den Krefeldern erklärte, danach könne über eine anderweitige Verwendung von Werners, allerdings erst nach dessen Entlassung aus der Wehrmacht, entschieden werden. Am 26. September 1944 fiel von Werner.²⁹

Im August 1939 schied Pastor Wewer aus, und die Entscheidung über seinen Nachfol-



Abb. 6. Die evangelische Gemeinde, Krefelder Adressbuch 1942

ger Hamer ging ganz andere Wege. Offensichtlich wollte das Konsistorium Hamer, der Schwierigkeiten in Mettmann hatte, anderweitig unterbringen und legte dessen Wahl den Krefeldern nah. Pastor Haape ließ sich dazu bringen, der Pfarrwahlkommission die Wahl nahezulegen. Dem Presbyterium langte der Hinweis, dass Hamer vom Bruderrat der Bekennenden Kirche wegen seiner Zusammenarbeit mit dem Konsistorium aus der Pfarrbruderschaft ausgeschlossen worden sei. Es gab geringen Einspruch gegen die Wahl. Ein Gemeindeglied schrieb dem Präses des Presbyteriums Haape, ein neues Experiment drohe. Er wisse, dass Hamer die Gemeinde in Mettmann zerstört habe. Aber er resigniere angesichts der Tatsache, dass Hamer das kleinere Übel von zweien sei.³⁰

Es gab bald Schwierigkeiten mit Pastor Hamer, der sich öffentlich abfällig über das Regime äußerte und durch die Verbreitung von Schriften die Machthaber ärgerte.³¹

Seit 1942 (Abb. 6) war Pastor von Werner nicht mehr in Krefeld, ab 1943 bis Ende September 1944 wurden die Pastoren Neuhaus, Haape und Lauer nacheinander in andere Gemeinden abgeordnet. In Krefeld waren nur noch vier Pastoren, im August 1944 reaktivierte man Pastor Schütz, der aber fast taub und nur bedingt einsatzfähig war. Pastor Lauer erkrankte im Herbst 1943, so dass er nur in kleinen Landgemeinden noch Dienst tun konnte. Ein Versuch im Oktober 1944, nach Krefeld zurückzukommen, schlug fehl. Mitte Dezember fiel Pastor Lauer wegen Krankheit wieder aus. Er wurde vorläufig beurlaubt. Das Presbyterium bat, ihn eventuell in einer kleinen Gemeinde arbeiten zu lassen, von einer Pensionierung aber abzusehen, er habe zehn Jahre zur größten Befriedigung in Krefeld Dienst getan, ein Übermaß an Arbeit geleistet und entgegen ärztlichem Rat wieder in Krefeld zu arbeiten versucht, deshalb sei man ihm besonders verpflichtet und hoffe auf seine Genesung. Nach dem Krieg konnte Pastor Lauer sein Amt wieder ausüben.

Nach den schweren Angriffen auf Krefeld hatte Pastor Hamer Anfang 1945 keine Wohnung, lebte auf einem von der Stadt entfernten Bauernhof, hatte dann ein Notquartier in der Stadt. Er wandte sich an das Konsistorium und bat, ihn abzuordnen. Außer Präses Haape sei keiner dagegen und in Krefeld gebe es nach den großen Zerstörungen gar nicht mehr so viel zu tun. Daraufhin reagierte das Presbyterium bitterböse. Im Februar 1945 nahm es zunächst zur Kenntnis, dass in Pastor Hamers Bezirk acht Wochen lang kein kirchlicher Unterricht abgehalten worden sei, obwohl es noch am 17. Dezember entschieden habe, dass der kirchliche Unterricht besonders wichtig sei und auf keinen Fall ausfallen dürfe. „Dieser Zustand wird als unhaltbar und auch nicht durch die Verhältnisse bedingt bezeichnet.“ Dann wollte es am liebsten das Dienstverhältnis mit Pastor

Hamer lösen, weil er seine Gemeinde in Notzeiten verlassen wollte. Auf die Arbeit Pastor Hamers könne aber nicht verzichtet werden, die Kollegen seien außerstande, seine Arbeit mitzutun. Der Generalsuperintendent notierte gegenüber dem Konsistorium, in Krefeld herrschten unerquickliche Verhältnisse. Dies habe ihm bei einem Besuch Rendant Gotzen bestätigt.³² Pastor Hamer versuchte daraufhin Urlaub zu bekommen, er wollte zu seiner nach Mecklenburg evakuierten Familie. Schließlich erlangte er Krankheitsurlaub durch Attest. Das löste das Misstrauen der Gemeinde aus, die in der Krankheit einen Vorwand sah. In der Nachkriegszeit gab es allerlei Schwierigkeiten mit ihm. Einem Veretzungsverfahren kam er 1947 durch Amtsniederlegung zuvor.³³

14. Die Stellung der Pastoren zum Nationalsozialismus

Es ist äußerst schwierig, die Haltung der Pastoren während des Dritten Reichs zu beurteilen. Unangreifbar und deutlich fassbar ist die Haltung von Pastor Neuhaus und von Pastor Wewer, der sich aber nicht so wie sein Amtsbruder in der Bekennenden Kirche engagierte. Seine von den DC als liberal denunzierte politische Herkunft dürfte der Grund dafür gewesen sein. Pastor Engels wurde der DC-Pfarrer, den die Presbyter sich bei seiner Wahl erhofft hatten. Die Pastoren Lauer und Haape entwickelten sich nicht so, wie ihre Wähler erwartet hatten. Sie hielten sich zurück, jedoch in größerer Loyalität gegenüber den DC-Leuten, der Konsistorialverwaltung und dem Regime als die Pastoren Neuhaus und Wewer.

Pastor Lauer lässt sich aus den vorliegenden Unterlagen nicht näher fassen. Über Pastor Haape kann man einige Schlüsse ziehen. Noch in der Zeit, als der Vorsitz des Presbyteriums bei Pastor Engels lag, holte er als Vorsitzender der evangelischen Schulgemeinde Krefeld den Reichswart der evangelischen Schulgemeinde ins Presbyterium und ließ ihn über die Bekenntnisschule referieren. Der pochte auf Gewissensfreiheit und erhob als Forderung der Schulgemeinde, sie sei für den völkischen Staat, aber nicht für die völkische Religion. Als Pastor Haape in einer gottesdienstlichen Veranstaltung über die Lage der Gemeinde sprechen sollte – in der Zeit, als das Presbyterium die Wahl Pastor von Werners erkämpfte, als zudem Kirchenwahlen in Aussicht standen, die jedoch nie verwirklicht wurden, und nachdem schon eine Veranstaltung stattgefunden hatte, die im Sinn der Presbyter verlaufen war –, da wich Haape aus und meinte, besser spräche ein Auswärtiger. In Haapes Präseszeit wehrte sich die Gemeinde scharf gegen einen ihr zugewiesenen Hilfsprediger aus Thüringen und machte zur Voraussetzung, dass er überhaupt auch nur für einige Wochen bleiben dürfe, dass er sich jeglicher kirchen-

politischer Tätigkeit enthielt. Für den vom Konsistorium plötzlich entlassenen Hilfsprediger Pelter, der der Bekennenden Kirche zugehörte, setzte sich Pastor Haape ein. Bei der Pfarrberufung Hamer hielt er eine Vermittlerposition. Unter seiner Leitung sprach das Presbyterium auch die Forderung der Abberufung Pastor von Werners aus. Bezeichnender noch ist der eher unscheinbare Versuch, zu einer anderen Ausrichtung zu kommen, der sich in Haapes Antrag im Presbyterium zeigt, neben dem „Weckruf“ auch einige Exemplare des „Sonntagsgrußes“ auf Kosten der Gemeinde zur Verfügung zu stellen. Haape scheint insgesamt eine Vermittlungsposition erstrebt und sich selbst nicht öffentlich festgelegt zu haben. Pastor Engels versuchte 1937 als Präses, in der Gemeinde zu Frieden zu gelangen. Beide Gruppen sollten gegenseitig anerkennen, dass ihr Boden die Überzeugung sei, Jesus Christus ist Versöhner und Erlöser. Sie sollten beide mit gegenseitigen Diffamierungen aufhören und keine Flugblätter mehr verteilen. Dass die Pastoren Wewer und Neuhaus das Presbyterium verließen, als es um die Einigungsbestrebungen ging – Wewer erklärte später, einen dienstlichen Termin gehabt zu haben –, erschwerte Engels' Bemühen, machte aber zugleich deutlich, dass es angesichts der grundlegenden theologischen Verwirrung für die Bruderratsleute der Bekennenden Kirche keinen Minimalkonsens geben konnte.

Unter Engels' Vorsitz verfasste das Presbyterium 1937 eine Erklärung, mit der es meinte, einen Vorschlag zur Neuordnung der kirchlichen Lage entwickelt zu haben. Die Pastoren Neuhaus und Wewer lehnten sie mit einer Stellungnahme ab, in der sie herausstellten, die Erklärung sei völlig unklar und in sich widersprüchlich. Sie ist tatsächlich armselig und zeugt von mangelndem analytischem Denken. Sie aber trotzdem so gut zu finden, dass man meinte, mit dieser Erklärung, der alle rheinischen Gemeinden zustimmen sollten, den Lösungsweg für die kirchenpolitischen Probleme gefunden zu haben, zeugt von Selbstüberschätzung und Unfähigkeit zu Selbstkritik.

In Zusammenhang mit Engels' Bemühungen ist im Blick auf die Haltung der Pastoren festzustellen, dass wieder Neuhaus und Wewer den klarsten Weg gingen. Haape und Lauer hielten sich still. Dahinter mag entschieden die Absicht gestanden haben, soviel Frieden wie möglich in der Gemeinde zu retten.

Am meisten ließ sich Pastor Engels auf den Nationalsozialismus ein. Dienst an der Gemeinde und Dienst am Volk verschwammen in seinen Vorstellungen. Wie viele war er verblendet von seinen Wünschen und den Veränderungen nach der als schrecklich erfahrenen Zeit seit 1918. Er ließ sich mitreißen von den hehren Worten, mit denen die neuen Machthaber ihr Tun verbrämten, und hielt sie für die Wahrheit statt der ihnen oft

widersprechenden Wirklichkeit. Wer sich in die Zeit und das Denken damals zu versetzen versucht, wird viele Begründungen für das Hereinfallen auf die Nationalsozialisten finden. Dagegen kamen die entlarvenden Analysen aus den Reihen der Bekennenden Kirche nicht an. Die geblendeten Leute vermochten damals deren zwingende theologische Argumente nicht aufzunehmen,

- dass die Kirche niemals an irgendein politisches System gebunden sein kann, wenn sie denn Kirche Jesu Christi ist,
- dass sie niemals irgendwem, keinem Volk, keiner Ideologie dienen kann, sondern allein dem Zeugnis von Gottes in der Bibel überlieferter Offenbarung, über das hinaus es keine ergänzende Offenbarung durch Ereignisse, „Führer“ oder andere Anlässe gibt,
- dass sie nicht Kirche für das Volk, sondern nur für alle Christen sein kann, nicht Kirche im Dritten Reich, sondern nur in der Welt in nach Zeit, Raum und Art verschiedenen politischen Ordnungen, von deren Geist sie in ihrem innersten Anliegen nicht berührt sein kann,
- dass die Gemeinschaft der Christen sich auch innerhalb eines Staates oder Volkes nicht über Blut oder Rasse definieren kann und der Ausschluss Angehöriger anderer Völker oder Rassen eine Kirche zwingend als nicht christlich erweise.³⁴

Einige Dokumente erhellen ein wenig die Hintergründe von Pfarrer Engels' Handeln. Das eine ist ein 1938 an das Konsistorium geschickter Bericht über eine Veranstaltung für alle in der Gemeinde Beschäftigten, die Pastor Engels „Betriebsappell“ nannte und als Beispiel zur Nachahmung empfehlen wollte. Das sei keine Gemeinschaftsfahrt gewesen, sondern habe der „völkischen Arbeitsweise unserer Tage“ entsprochen. Man hörte sich einen Vortrag des Kaiserswerther Pastors Bachmann: „Unser Dienst in Kirche und Volk“ an, Gesang und Gebet gaben den Rahmen, und am Schluss der Veranstaltung stand ein dreifaches Siegfried Heil auf den Führer.³⁵ Die Umplakatierung eines an sich gar nicht neuen Tuns als Betriebsappell und völkische Arbeitsweise, die Überzeugung, damit neue Wege zu gehen, erscheint von heute her naiv.

Im Sommer 1944 verfasste Pastor Engels einen Rechenschaftsbericht über seine Amtstätigkeit in Krefeld vom Oktober 1933 bis zum Juni 1944.³⁶ Der Bericht verschweigt nicht, dass der Verfasser „als Exponent einer bestimmten kirchenpolitischen Gruppe“ nach Krefeld geholt worden war. Er lässt an einigen Punkten vermuten, dass der Verfasser dem NS-Staat 1944 nicht mehr ungebrochen positiv gegenüberstand. Engels erklärte, er habe „in klarer Ergebnisheit dem neuen Staat gegenüber dennoch (!) das ganze unverkürzte Evangelium vom gekreuzigten und auferstandenen Heiland“ verkündigen wollen. Auf alle Fälle setzte er sich damit von den extremen DC-Anhängern ab. Auch gab

er „in Demut und Beugung“ zu, in den Jahren nach 1933 nicht immer richtig gehandelt zu haben, beklagte „die bewusste Entfernung der christlichen Konfessionen aus dem öffentlichen Leben“ und stellte fest, dass die „HJ nach ihrer inneren Struktur und Weltanschauung keinen Jugendverband neben sich dulden“ konnte, meinte aber andererseits, der Kirche sei das Recht der religiösen Arbeit mit den ihr zugehörigen Jugendlichen nicht abgesprochen worden. Eine solche Äußerung im Sommer 1944 erscheint zum mindesten naiv und täuscht über die Tatsache hinweg, dass die kirchliche Arbeit tatsächlich nicht gewünscht und nach Möglichkeit verhindert wurde. Engels hob hervor, als Redakteur des Gemeindeblattes „Weckruf“ Verweise und Drohungen der Reichspropagandabehörden erhalten, einen Beleidigungsprozess von dem damaligen Leiter der Deutschen Glaubensbewegung, Professor Hauer, angehängt bekommen und ständig mit einem Fuß im Gefängnis gestanden zu haben. Als er das schrieb, war das Erscheinen des Blattes wegen Papiermangels inzwischen eingestellt.

Im Übrigen betonte der Verfasser, wie erfolgreich er in Krefeld arbeitete, Bibelstunden

einführte, die Jugendarbeit als Einziger förderte, als Standortpfarrer Seelsorge betrieb und noch andere Sonderaufgaben ausübte, die er alle aufzählte, wobei er immer wieder darauf hinwies, wie seine Kollegen all das nicht taten, von ihm Aufgebautes wieder einschlafen ließen. De facto unterstellte er ihnen, sich zu drücken, dies immer pauschal, ohne Namensnennung. Er entwarf ein Bild von sich selbst als größtem, vielleicht einzigem Seelsorger, der sich in seinen vielen Aufgaben verzehrte, dem man Ehrgeiz unterstellte, der aber nur als Seelsorger dienen wollte.

Der Rückblick zeigt, wie schon die oben erwähnte Erklärung von 1937, Ehrgeiz, Selbstbewusstsein und mangelnde Selbstkritik. Dem Verfasser scheint der Mut oder die Fähigkeit gefehlt zu haben, sich mit dem Regime und seiner Rolle darin auseinanderzusetzen. Es fehlt zum Beispiel im Zusammenhang mit seiner Jugendarbeit jeder Hinweis auf die vor ihm von Pastor Neuhaus getane Arbeit, die dieser im BK, im Schülerbibelkreis im Rahmen der Bekennenden Kirche, fortführte. Das wäre möglich gewesen, auch ohne Stellung zu dessen anderer kirchenpolitischer Position nehmen zu müssen. Aber Voraussetzung dafür wäre wohl gewesen, die ei-



Abb. 7. Evangelischer Anzeiger für Krefeld und Uerdingen, 1920

gene Jugendarbeit hinterfragen zu lassen. Denn es waren ja grundsätzliche theologische Motive, die diesem Kollegen und Pastor Wewer, vielleicht auch den Pastoren Lauer und Haape, die Mitarbeit in seiner Jugend- und sonstigen Arbeit versagten. Viele Jahre später fand Pastor Engels andere Worte: „... der goldtreue Friedrich Neuhaus mit seiner ganzen Liebe zu der Arbeit an der Jugend der höheren Schulen, wie sie im BK zusammengefasst war.“³⁷ Im selben Zusammenhang nannte er Pastor Wewer „unermüdlich“.

Bei aller Kritik wäre es sicher völlig falsch, den Bericht unehrlich zu nennen. Am Anfang seiner Rückschau beschrieb Pastor Engels begeistert die Gemeinde, aus der er nach Krefeld kam. Sie war stark pietistisch, in ihrer Gemeinschaftshaltung geschlossen, lebendig, vielleicht etwas separatistisch. Die Mischung aus Selbstbewusstsein im Wissen, die richtige Sache zu vertreten, christlicher Demut und mangelnder Fähigkeit zur Selbstkritik, die bei Pastor Engels entgegnetritt, könnte dort ihre Wurzeln haben. Pastor Engels war ein wirklicher Seelsorger, der auch in damaliger Zeit ehrlich bemüht war, das Evangelium zu verkündigen, und dabei Viele erreichte.³⁸ Er wollte lebendiges kirchliches Leben fördern; in seinem Bericht erwähnt er manche Anregung, die er gab, die wert gewesen wäre, von seinen Amtsbrüdern aufgegriffen zu werden.

15. Die Kirchenblätter im Dritten Reich

1921 wurde entschieden, den Krefelder „Evangelischen Anzeiger“ (Abb. 7), der von der Gemeinde zu hoch bezuschusst werden musste, eingehen zu lassen und stattdessen eine Krefelder regionale Seite im überregionalen „Sonntagsgruß“ einzurichten. Gegenüber den DC war der „Sonntagsgruß“ ablehnend und stand bald auf der Seite der Bekennenden Kirche.

Im Januar 1934 machte die DC-Mehrheit im Presbyterium das bisherige DC-Blatt „Weckruf“ an Stelle des „Sonntagsgrußes“ zum Krefelder Gemeindeblatt. Der „Weckruf“ wurde erst vom stellvertretenden Gauleiter Richard Ammelung herausgegeben, ab 15. Oktober 1933 übernahm Pastor Dungs die Schriftleitung, nach dessen Weggang Pastor Engels. Dieser stellte seine Arbeit unter den nicht gerade bescheidenen Anspruch, den „Essener Sonntagsgruß nicht zu unterbieten oder schwachmatt zu setzen.“³⁹

Noch im Juli 1939 scheiterte der Antrag des damaligen Präses Haape, neben dem „Weckruf“ auch einige Exemplare des „Sonntagsgrußes“ von Seiten der Gemeinde zur Verfügung zu stellen, mit 7:6 Stimmen. Bis zur Einstellung beider Blätter Ende Mai 1941 brachte auch der „Sonntagsgruß“ weiter Krefelder Gemeindenachrichten. Schon im Oktober 1940 teilte Pastor Engels dem

Presbyterium mit, dass die Auflage des „Weckruf“ von 2700 auf 1300 gesunken sei. Diese Entwicklung korrespondiert mit dem Rückzug der ehemals lautstärksten DC-Mitglieder aus dem Presbyterium und überhaupt aus der Gemeinde. Es war politisch nicht mehr opportun, sich als Christ zu bekennen. Insofern muss man auch die Gemeindeglieder, die als DC-Anhänger im Presbyterium waren, sehr differenziert betrachten. Es waren andere, die erst laut tönten und dann verschwanden, als die, die, wengleich DC, bis zuletzt aktiv Gemeindearbeit machten und sich womöglich erst in den späten 30er Jahren, als dies gar nicht mehr politisch für sie vorteilhaft war, noch ins Presbyterium aufnehmen ließen.

Der „Weckruf“ begann in völliger Identifikation mit dem politischen, auch kirchenpolitischen Geschehen. Als die Organisation der Kirche im Sommer 1933 zerschlagen wurde, begrüßte die Zeitung diese „Einleitung der Neuordnung“, die Pastor Dungs in einer Predigt unter das Motto stellte: Neben dem Christuskreuz das Hakenkreuz.⁴⁰ Aber der „Weckruf“ druckte auch Pastor Neuhaus' Predigt zur Einweihung des Landheims Wanckum, die gänzlich andere Töne hatte, die alleinige, unbedingte, unverfügbare Herrschaft Gottes herausstellte.⁴¹ Schon unter Pastor Dungs' Leitung setzte sich die Zeitung von den von Professor Hauer vertretenen Thüringer DC ab, die sich vom Boden des Evangeliums gelöst hätten und den Menschen zum Maß des Glaubens machten.⁴² Hier lagen später auch die grundsätzlichen Unterschiede zu Pastor von Werner, der Anhänger der Thüringer DC war.

Unter Pastor Engels' Einfluss verstärkte sich der volksmissionarische, erbauliche Charakter; hinzu kam, dass für den „Weckruf“ ebenso wie für alle Kirchenblätter bald das Verbot galt, sich mit der Kirchenpolitik zu befassen. Deshalb erfährt man über die Meldung von Ereignissen hinaus bald nichts mehr über die inneren Vorgänge in der Krefelder Gemeinde. Es blieb eine unbedingte Loyalität gegenüber den Nationalsozialisten, die Vorstellung, Hitler sei ein von Gott gesandter Heilsbringer. Die Feindbilder der Nationalsozialisten wurden beibehalten und deren Machenschaften, die vom Boden des Christentums aus nicht zu billigen waren, gerechtfertigt.

16. Bausachen

Ein Teil der Bauangelegenheiten wurde schon im Rahmen der Ausweitung der kirchlichen Arbeit in die Vororte behandelt. In den 20er Jahren arbeitete der Architekt Esch nebenamtlich für die Kirche, in den 30er Jahren zeitweise Lechmig [Architekt der Oppumer Kreuzkirche 1936 (Abb. 8)]. Nach dem Ersten Weltkrieg drang das Telefon vor, 1931 bewirkte das Lätwerk der Pauluskirche Funkstörungen bei der Post, es gab aber noch keine technischen Mittel, dem abzuhelfen.

Die Gemeinde mietete den Wiedenhof noch bis 1927, gab ihn dann auf, nachdem sie Baracken, später ist von Hallen die Rede, für die Gemeinde- und Jugendarbeit gekauft und im Gemeindegarten hinter den Häusern am Westwall aufgebaut hatte. Die Nachkriegszeit brachte Mangel auch für die verschie-

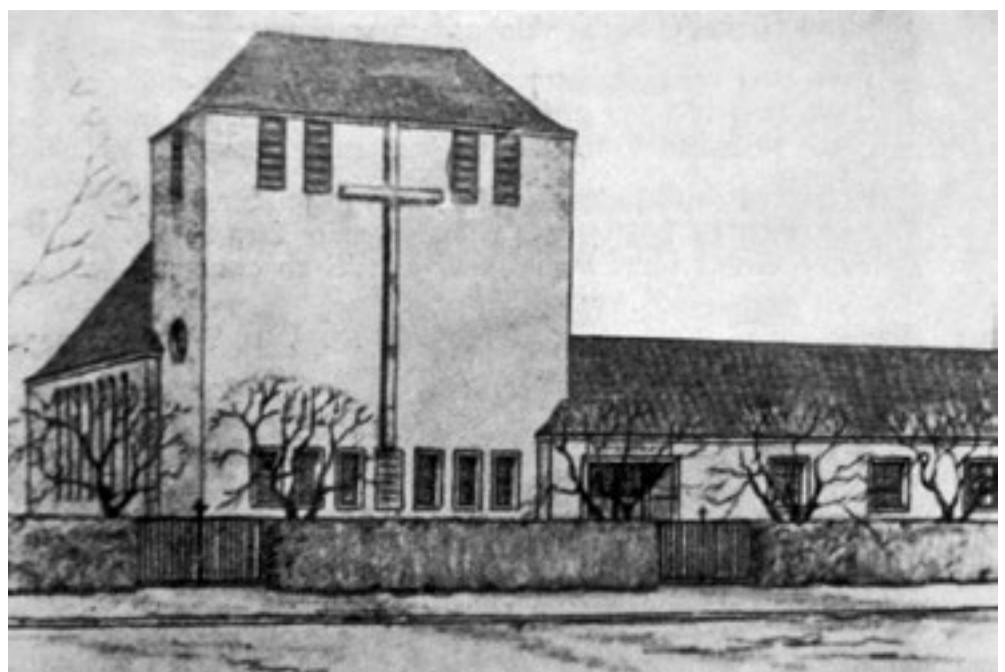


Abb. 8. Oppumer Kreuzkirche, 1936

denen Vereine, die im Rahmen der Kirche selbständig waren. So musste die Gemeinde 1919 bei Renovierungen des Bürgervereins und der Herberge zur Heimat helfen und 1927 beim Ankauf eines Hauses der Frauenhilfe. Ende 1927 beantragte die Frauenhilfe eine Unterstützung für die Erweiterung ihres Marthahauses. Der Bürgerverein geriet weiter in Schwierigkeiten und musste 1932 um Darlehen einkommen. Dass man in Bezug auf den Wiedenhof ein schlechtes Gewissen hatte, dürfte die Bemerkung belegen, in jedem Fall sollte das Haus des Bürgervereins nicht das Geschick anderer evangelischer Häuser haben. Als der Bürgerverein sich 1937 auflöste, wurde sein Vereinshaus dennoch verkauft und nicht von der Gemeinde übernommen.

1933 gab die Gemeinde dem Jungmänner- und Männerverein ein Darlehen zum Kauf des Hauses Westwall 37/39. 1936 konnte für einen Kindergarten das Haus Dreikönigenstr. 138 gekauft werden.

Obwohl immer wieder angesprochen und auch bei den städtischen Behörden angeht, gelang es nie, dem Platz an der Alten Kirche ein befriedigendes Aussehen zu verschaffen. In entscheidenden Zeiten fehlte der Gemeinde auch das Geld, Grundstücke um die Kirche herum aufzukaufen, um so langfristig doch zu einer Verbesserung der Situation zu kommen. 1935 wurde das Denkmal für den Grafen Hermann von Neuenahr-Moers enthüllt. Es wird wohl als Provokation zu verstehen sein, dass 1938 und 1939 zur Karnevalszeit die Plätze vor der Alten Kirche und der Friedenskirche Schaustellern als Rummelplätze zur Verfügung gestellt wurden.⁴⁴

Im Ersten Weltkrieg hatte die Gemeinde die Glocken der Friedens-, Paulus- und Lutherkirche abgeben müssen. Ebenso mussten Orgelpfeifen, die aus Zinn waren, abgeliefert werden. Bei Kriegsende waren die Krefelder Materialien schon eingeschmolzen, und man konnte erst im Lauf der 20er Jahre daran gehen, die Orgeln wieder herzurichten und neue Glocken zu bestellen. Erst im Oktober 1927 fiel der Entschluss, das volle Geläut von drei Glocken für die Paulus- und für die Lutherkirche zu erneuern.

Im Zweiten Weltkrieg wiederholte sich der Vorgang. 1940 wurden alle Glocken für die Ablieferung erfasst (Abb. 9). Der „Weckruf“ meinte dazu, nach dem Sammelkrieg seien die Glocken von den Sammelstellen aus, wo sie noch waren, in die Hände jüdischer Schieber gekommen, die aus ihrer Vernichtung noch Profit geschlagen hätten, jetzt aber opfer man die Glocken auf dem Altar des Vaterlandes.⁴⁵ Im Januar 1942 wurden die Glocken der Friedenskirche abgenommen, bis zum März waren die der Lutherkirche und die der Pauluskirche weg, und die der Alten Kirche wurden gerade ausgebaut. Jeweils durfte die kleinste Glocke zurück-

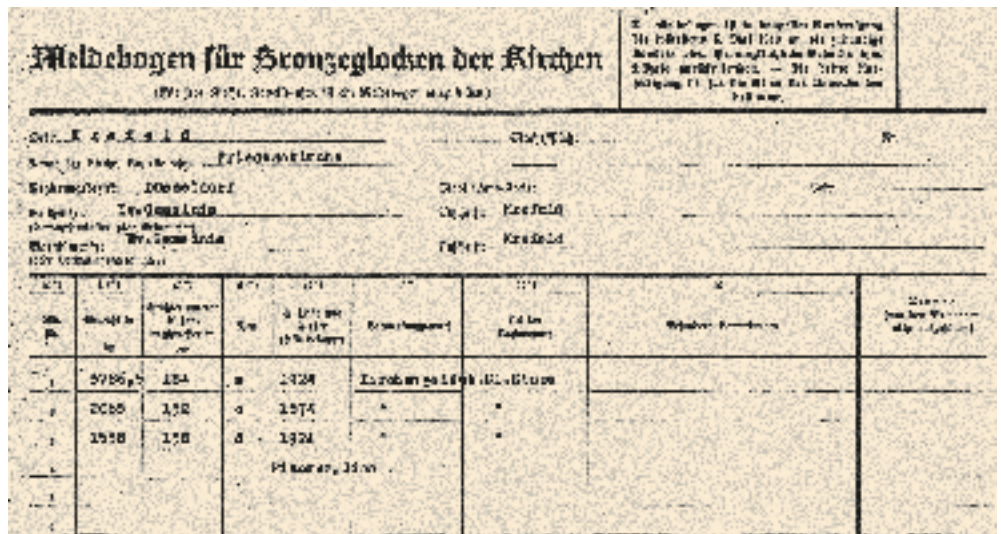


Abb. 9. Meldebogen für die Bronzeglocken der Kirchen, Krefeld 1940

bleiben. 1944 kam der Erlass, Orgelpfeifen abzuliefern.

Ende der 20er Jahre richtete die Gemeinde in dem Haus Westwall 42 ein Jugendheim ein. Dem besonderen Einsatz Pastor Neuhaus' war es zu verdanken, dass 1933 in der Wankumer Heide bei Herongen ein Jugendheim gebaut werden konnte. Schon 1933 beschloss das Presbyterium, das Heim für das Landjahr zu Verfügung zu stellen und der Gemeinde nur begrenzten Raum zu reservieren. Die Einschränkung der kirchlichen Jugendarbeit verhinderte mehr und mehr die Nutzung des Heims. Im Krieg wurden darin erst Gefangene untergebracht, dann wurde es von verschiedenen staatlichen Stellen belegt, so dass man schon den Verkauf erwog, da die Gemeinde nichts davon hatte. Schließlich vermietete man das Haus an die HJ-Gebietsführung Mülheim/Ruhr, die mit Zwangsmitteln sogar dessen Räumung erzwirkte, nachdem die Krefelder dort die Kinder ihres ausgebombten Waisenhauses untergebracht hatten; diese mussten deshalb im April 1944 nach Emmerichshofen in Mainfranken ausweichen. Fünf Monate später, im September 1944, hatte die HJ Herongen geräumt, Schanzarbeiter wohnten dort.

Im August 1940 bekam die Friedenskirche eine neue Orgel. Im November desselben Jahres wurde die Friedenskirche leichter, die Lutherkirche schwer durch einen Wirbelsturm beschädigt. Der Turm der Lutherkirche stürzte auf das Kirchenschiff, durchschlug Dach und Gewölbe. Da der Krieg begonnen hatte, war die Reparatur erschwert, erst Anfang Dezember 1941 war das Dach wieder gedeckt. Der Turmhelm wurde seitdem nicht wieder aufgebaut.

Bei Kriegsbeginn beschlagnahmte die Wehrmacht die Pfarrwohnung Westwall und den

Gemeindegarten mit den Baracken. Dies lag im Rahmen der allenthalben gezielt gegen die Kirche gerichteten Maßnahmen. In der kleinen Baracke blieb die Wehrmacht mit Unterbrechung bis zum März 1944. Erste Kriegsschäden gab es im Juli 1941 durch Brandbomben an der Alten Kirche. Der Angriff vom 21. Juni 1943 vernichtete die Alte Kirche, die Pauluskirche und die Friedenskirche, zwei Pfarrhäuser, Altersheim, Waisenhaus, Mariannenstift mit Kindergarten und die Küsterei an der Alten Kirche. Ein großer Teil der anderen kirchlichen Gebäude war beschädigt. Im Januar 1945 meldete Krefeld ans Konsistorium Bombenschäden an der Lutherkirche, an der Willicher Kapelle, an der Oppumer Kapelle, geringere am Ernst-Moritz-Arndthaus in Bockum und am dortigen Pfarrhaus. Bei Kriegsende waren die Pfarrhäuser Westwall, Dionysiusstraße, Luisenplatz und Luisenstraße zerstört. Das CVJM-Haus war beschädigt.

Die Zerstörung bis zum Kriegsende war fast total. Eine Aufstellung von 1948 zählt auf, dass von vier Kirchen drei total zerstört, von drei Kapellen eine schwer, eine mittelmäßig, eine leicht beschädigt, von 21 Gebäuden 13 total, fünf schwer und eines leicht zertrümmert seien.⁴⁶

Vom Februar bis Mai 1940 beschlagnahmte die Wehrmacht das Pfarrhaus Westwall. Im Juni 1943 wurde die Oppumer Kirche zur Unterbringung der Möbel von Bombengeschädigten beschlagnahmt. Neben der Lutherkirche war sie bis dahin der letzte brauchbare Kirchenraum.⁴⁷ Diese Maßnahmen zusammen mit der 1944 vom Zellenleiter der NSDAP veranlassten Entwendung der Schieferabdeckung von Dach und Wänden der Willicher Kapelle sind sichtbarer Ausdruck der nicht gerade kirchenfreundlich zu nennenden Haltung des Regimes.

II. Die mennonitische Gemeinde Krefeld

Im Vergleich zum 19. Jahrhundert verloren die Mennoniten, zumal nach dem Ersten Weltkrieg, an wirtschaftlichem und politischem Einfluss. Gesellschaftlich waren sie völlig integriert (Abb. 10). Es war ihnen kein Problem, als Beamte im öffentlichen Dienst zu stehen. Ihr Ja war an Stelle des Eides anerkannt.

1. Gemeindeleben, Vereine, Diakonie

Neben den eigenen Kreisen trugen die Mennoniten weiterhin verschiedene, vor allem karitative, gemeinsam mit den Evangelischen, so den Verein für Kleinkinderschulen und nicht zuletzt das Evangelische Krankenhaus. 1928 erwähnt ein Jahresrückblick, Hanns Müller sei Leiter des interkonfessionellen Krefelder Hilfsbündnisses für geistige Wohlfahrtspflege und wirke im Vorstand der Vereinigung für religionswissenschaftliche Vorträge mit.⁴⁸ Im und nach dem Ersten Weltkrieg unterstützten die Mennoniten die Krefelder bei der Finanzierung der Suppenküche. Die Ausgaben der Gemeinde für verschiedene Hilfsmaßnahmen waren erstaunlich und kamen nicht nur Mennoniten zugute. Nach dem Krieg halfen der Gemeinde ihre ausländischen Beziehungen. In schlimmsten Inflationszeiten erhielt sie mehrfach be-

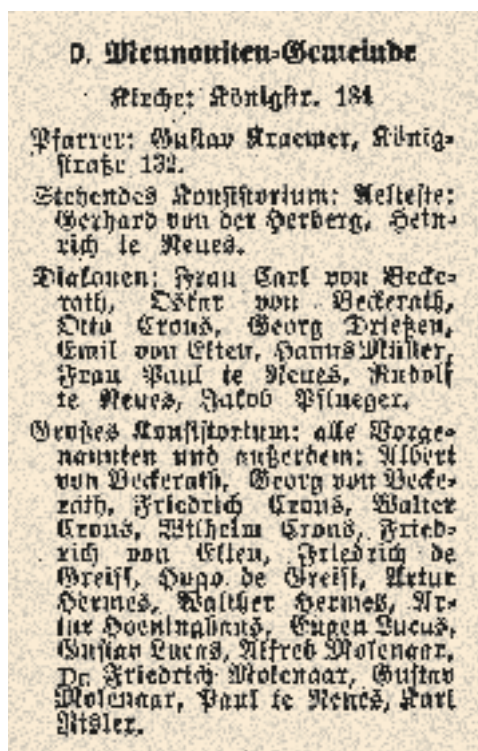


Abb. 10. Mennoniten-Gemeinde, Krefelder Adressbuch 1920

deutende Sach- und Geldspenden aus verschiedenen Ländern, von Gemeinden und Einzelpersonen. Dennoch musste auch sie zeitweise den Gebrauch der Kirche wegen Kohlenmangels einschränken. Die Mennoniten nahmen Kontakte mit den Moravian und den Quäkern auf, um Hilfe für Krefeld zu erlangen, später, als sie selbst keine Hilfe mehr brauchten, spendeten sie für die den Moravian nahestehenden Herrnhuter, daneben für verschiedene Zwecke, vor allem für nötlende Mennoniten in Osteuropa und daher stammende mennonitische Flüchtlinge. Die Krefelder Nothilfe unterstützten sie bis in die 30er Jahre hinein.

Zu welchem Einsatz die Gemeindeglieder bei Bedarf bereit waren, um die Existenz der Gemeinde zu sichern, zeigte sich, als in der Inflationszeit mehrere, anonym gebliebene Mitglieder im Rahmen einer Sammlung einen Betrag in Schweizer Franken zeichneten, um den Gemeindebediensteten, solange es nötig war, feste Frankschulden als Gehalt zu zahlen und so die Kapitalverhältnisse der Gemeinde zu regeln.⁴⁹

2. Die Einstellung der Pastoren zum Nationalsozialismus

In Pastor Kraemers bis 1936 gehende Amtszeit fiel noch der Beginn des Dritten Reichs. Pastor **Kraemer** (Abb. 11) wird man als deutschnational ausgerichteten Mann bezeichnen müssen. Er selbst war nur unter der Voraussetzung nach Krefeld gekommen, dass man in der Gemeinde nichts gegen die Teilnahme am Wehrdienst hatte.⁵⁰ Wie viele seiner Generation fühlte er sich durch den Ersten Weltkrieg und alles, was danach kam, betrogen und war der Ansicht, dass der Krieg nicht zunächst auf dem Schlachtfeld, sondern zuhause verloren worden war.⁵¹ Die Weimarer Republik war ihm die Zeit der Greuel, des Selbstnutzes, der Verlogenheit, in der verachtenswerte Menschen die Politik bestimmten und der Bolschewismus drohte; Zeit ungerechter Demütigung durch die Sieger, des moralischen und kulturellen Niedergangs.⁵²

Schon seine gedruckten Taufpredigten von 1934 und 1935⁵³ zeigten Nähe zum nationalsozialistischen Staat, dessen Zusage, auf dem Boden des positiven Christentums zu stehen, Kraemer als ideale Voraussetzung für Mennoniten sah, deren dogmenfreies, an Christus orientiertes, nicht im Sinn der Kirchenlehren gelehrt, sondern gelebtes Christentum für ihn notwendig identisch war mit positivem Christentum. Dass Staat und Kirche streng getrennt wurden, demzufolge die Konfessionsschulen verschwanden, war alte mennonitische Forderung. Wie viele DC-Anhänger machte Kraemer die Denkfehler, die die Nationalsozialisten bei den Christen erreichen wollten, um sie zu täuschen. Schirachs Aussage, die weltanschauliche Erzie-



Abb. 11. Pastor Kraemer

hung für den Staat sei ausschließlich Sache der HJ, interpretierte Kraemer so zum Beispiel als Einschränkung des Anspruchs in Bezug auf den Staat und daneben gelassenen Freiraum für die christliche Erziehung. Er glaubte Hitlers Reden von Vorsehung im Sinn seines christlichen Vorsehungsglaubens, zumal alles, was passiere, Gottes Wille und darum gut sei. Entsprechend benutzte er das Vokabular der Nationalsozialisten, sprach von dienen, sich einordnen, opfern, tüchtig sein, durchhaltend sein, Disziplin, Treue, Heldischem im Menschen usw. Dabei setzte er voraus, dass der Inhalt, den er den Worten gab, identisch mit dem war, den die Nationalsozialisten hineinlegten. In einem Vortrag von 1938⁵⁴ scheinen sich Kraemers Inhalte in Richtung der nationalsozialistischen verschoben zu haben. Den Christen, die mit dem Regime überkreuz lagen, warf er vor, weil sie an Dogmen gebunden seien, das wahre positive Christentum nicht akzeptieren zu wollen, das Sache des Nationalsozialismus sei. Sie stießen sich an falschen Ansichten, die solche Leute verträten, die den Nationalsozialismus selbst falsch verstanden hätten. Auf dem Weg zum Ziel, um das es gehe, gebe es natürlich Missverständnisse und passierten Fehler.

Bei Kraemer finden sich Äußerungen, die Jesus und Hitler nebeneinandersetzen: Beide seien Führer, beide wirkten aus der Kraft des Glaubens, beide suchten nichts für sich selbst.⁵⁵ Kraemer war trunken von der Einigkeit, Einheit, gesellschaftlichen Gleichheit,

den guten Einrichtungen von der Winterhilfe bis zum Straßenbau, er verteidigte die Erbgesundheitsgesetze, die gegen hoffnungslose Rassenverseuchung schützten, setzte körperliche Gesundheit und seelische Gesundheit als zwei Seiten einer Sache, woraus saubere, ehrliche, abgehärtete, straffe, naturnahe Jungen und edle, mütterliche Mädchen hervorgingen. Er lobte die NS-Kunstpörderung an Stelle der Besudelung und Verwüstung durch perverse Ungeister und die Befreiung vom Treiben galizischer Pressebanditen. Dies sind alles seine Ausdrücke. Vernebelung durch Klischees und Infiltration hatten ihr Werk getan.

Sogar die Ausgrenzung der Juden suchte Kraemer, wenn auch mit Mühe, zu rechtfertigen. Da es um das gesamte Judentum gehe, könne nicht Rücksicht auf viele einzelne ehrenwerte Juden genommen werden. Als Gruppe lastete er den Juden viel Übles an, womit er die Ausgrenzung rechtfertigte. Den persönlich unschuldigen Juden treffe das Gericht, das das ganze Volk betreffe. Das sei Gottesordnung.⁵⁶

Er konnte sich auch zu der Äußerung versteigen, verpflichtend für den Christen sei nur, was dem Glauben, dem Geist und der Gesinnung Jesu Christi gemäß sei, und das laufe auf das hinaus, was das Programm der NSDAP positives Christentum nenne.

Beliebigkeit des Gebrauchs von Bibelstellen, Beliebigkeit der Sprachhüllen, Schwärmerum, hier zeigte sich bei aller berechtigten Kritik an den Lehrgebäuden der katholischen und evangelischen lutherischen, reformierten sowie unierten Kirche die Gefahr der Bindungslosigkeit und der fehlenden Korrektur durch systematisch-theologisches Denken. Wahrhaftigkeit, Humanität, Liebe, Güte und Gottvertrauen sind eben nicht Essenzen des Glaubens, das Gemeinchristliche, wie Kraemer behauptete, sondern allenfalls seine Auswirkungen.

Spätere Äußerungen Pastor Kraemers klingen, wenn sie auch keine konkreten politischen Aussagen mehr enthalten, differenziert und kritisch. Dabei ist zu bedenken, dass, zumal bei vielfältigsten Texten, kritische Bemerkungen nicht ungefährlich waren. Am 27. Februar 1942 hielt Pastor Kraemer eine Festansprache in Heubuden.⁵⁷ Da sprach er vom offenen und versteckten Kampf gegen Christus und das Christentum in unserem Volk, davon, dass die Jugend vielfach nicht nur ohne jeden Religionsunterricht groß werde, ihr vielmehr, nicht ohne Mitschuld der Kirchen, das Christentum als abgetanes, gefährliches jüdische Gifterbe verächtlich gemacht werde. Nach tausend Jahren Christentum herrsche ihm gegenüber in weiten Kreisen Gleichgültigkeit, sogar Feindschaft. Viele der heutigen Antichristen seien durch christliche Schulung gegangen, hätten aber Christus nie wirklich gesehen.

Er bemerkte die Bereitschaft der Zeit, blind auf Autorität hin zu glauben und sich Dogmen blind zu unterwerfen, allerdings nicht bezüglich der Religion. In einer Predigt vom 30. Oktober 1943⁵⁸ erwähnte er die Sinnlosigkeit menschlicher Macht und Anmaßung, forderte, statt über die Gerechtigkeit Gottes zu grübeln, erst einmal über die eigene und die des eigenen Volkes nachzudenken. Gültig bleibe: Was der Mensch sät, das erntet er.

Mit Beginn des Jahres 1937 trat Pastor **Cattepoel** (Abb. 12) an die Stelle des pensionierten Pastors Kraemer, nachdem er diesem im Jahr zuvor schon in der Gemeindegemeinschaft geholfen hatte. Die von ihm überlieferten Predigten und Vorträge aus der Zeit bis 1945 haben zum großen Teil einen schöngeistigen Charakter. Oft ist ein Bibelspruch mehr Aufhänger für Gedankenketten als Anlass zur Schriftauslegung. Das Allgemeinchristliche wird gepredigt. Darin setzte Pastor Cattepoel die Tendenz seines Vorgängers fort.

Soweit er politische Äußerungen tat, weisen sie ihn zum mindesten bis 1941 als Wirklichkeitsblind aus. Er vertrat in Bezug auf den Nationalsozialismus im Großen und Ganzen die gleiche Haltung wie Pastor Kraemer lange Zeit, zeigte tiefe Bewunderung für den sogenannten Führer, Vertrauen in die politische Führung, verteidigte das nationale Erwachen, lehnte dabei die extremen DC immer ab, desgleichen aber auch die Bekennende Kirche, weil sie eine starre biblisch-konfessionelle Orthodoxie vertrete.⁵⁹ Immer wieder ließ sich Pastor Cattepoel über den Glauben des „Führers“ aus, der, wenn er auch politisch sei, so doch der einen Glaubenskraft



Abb. 12. Pastor Dr. Dirk Cattepoel

im Menschen entspringe. Jeder Glaube sei im Ursprung Glaube an Gott.⁶⁰ Noch 1940 meinte er, weil die Deutschen Gottes Schreiten durch die Geschichte gehorchen wollten, würden sie gesegnet.⁶¹

Sein Klischeedenken über die Juden fand seinen Grund darin, dass die Existenz des jüdischen Volkes auf dessen Ablehnung des Christentums beruhe; dass es daher, statt ein Volk des Geistes zu werden, ein Volk des Geldes geworden sei.⁶² Aber schon in Teilen des Alten Testaments meinte er den Beleg zu finden, dass höchstes Glück der Juden viele Kinder, ein langes Leben und Reichtum seien. Sie gäben sich mit dem Diesseits zufrieden.⁶³ Diese theologische Verkürzung war für einen ausgebildeten Theologen zumal eher reformierter Tradition unredlich.

Cattepoels pauschales Urteil über die Juden verwundert um so mehr, als er sich wiederholt gegen die Überbewertung der Rasse wandte und den Unsinn der Rasseideologie schon dadurch herausstellte, dass er erklärte, das deutsche Volk überbrücke vier oder fünf Rassen, die trotzdem durch die Volksgemeinschaft zusammengehalten seien. Für entscheidend hielt er die Formung durch die Umwelt. Im Übrigen gehe es bei der Religion nicht um Art-, sondern um Wahrheits- und Gottesgemäßheit.⁶⁴

Es gibt kritische, eigene Töne, so schon 1939, als Pastor Cattepoel sich gegen die Überbetonung des Gesunden wandte und über die Funktion der Schwachen und Kranken sprach.⁶⁵ Von hier geht ein gerader Weg zu einer Predigt vom 21. September 1941, in der er sich entschieden gegen die Tötung unheilbar Kranker aussprach. Die einzig erlaubte Frage sei, ob hinter dem Tun Liebe und Ehrfurcht vor Gott stehe. Da dies nicht so sei, seien Egoismus und Lieblosigkeit die wahren Motive. Den Schwachen in Dankbarkeit zu dienen sei die Stärke der Christen. Wer das tue, wisse, wie viel Liebe dadurch in die Welt gekommen sei.⁶⁶ Und schon 1939 setzte er sich mit der Provokation im Gleichnis vom barmherzigen Samariter auseinander. Für Volksgenossen Jesu müsse es empörend gewesen sein, dass ausgerechnet ein Samariter der Gute war. „Wir müssten schon das Beispiel von einem barmherzigen Juden gebrauchen, um eine gleiche Empörung zu wecken, wie sie damals über Jesu Worte entstanden ist.“⁶⁷

Im Sommer 1941 wurde Pastor Cattepoel für einige Wochen zum Heeresdienst eingezogen. Seit 1942 war er in der Wehrmachtsseelsorge tätig, Ende 1943 schrieb er der Gemeinde aus der Ukraine. Vom Sommer 1941 an gibt es nur wenig überlieferte Texte, die aber die Vermutung nahelegen, dass Pastor Cattepoel seine Haltung geändert hatte. Die früher immer wieder zu findenden Aussagen, die Bewunderung, ja Verehrung für den „Führer“ und seine Mitstreiter zeig-

ten, die der Propaganda gläubig folgten und den Feinden die Schuld am Krieg anlasteten⁶⁸, fehlen seitdem.

Viel spätere Zeugnisse mennonitischer Persönlichkeiten besagen, dass Pastor Kraemer Pastor Cattepoel nach seinen Vorstellungen zu formen trachtete und ihn unter Druck setzte, seine, Kraemers, theologische Ansichten zu vertreten, andernfalls könne er nicht seine Nachfolge antreten. Pastor Cattepoel änderte nach diesen Zeugnissen unter diesem Druck seine Dissertation.⁶⁹ Wie weit Pastor Kraemers Macht und Einfluss in der Krefelder Gemeinde Pastor Cattepoel vielleicht auch in seinen politischen Äußerungen gegen besseres Wissen und Gewissen bestimmte, ist nicht festzustellen. Sicher ist, dass Pastor Kraemer in der Gemeinde eine erhebliche Anhängerschaft hatte. Pastor Cattepoel selbst bezeugte nach dem Krieg aber auch, dass er dem Nationalsozialismus zunächst durchaus positiv gegenüberstand.⁷⁰

3. Die Eidfrage

Über die Gemeinde im Dritten Reich lässt sich kaum etwas feststellen (Abb. 13). Im Sinne der Krefelder war es offensichtlich, dass der Zusammenschluss der Mennoniten in der Vereinigung der deutschen Mennonitengemeinden entgegen manchen Bestrebungen nicht enger erfolgte. Das vom Reichskriegsministerium 1935 für eingezogene wehrpflichtige Mennoniten erlassene

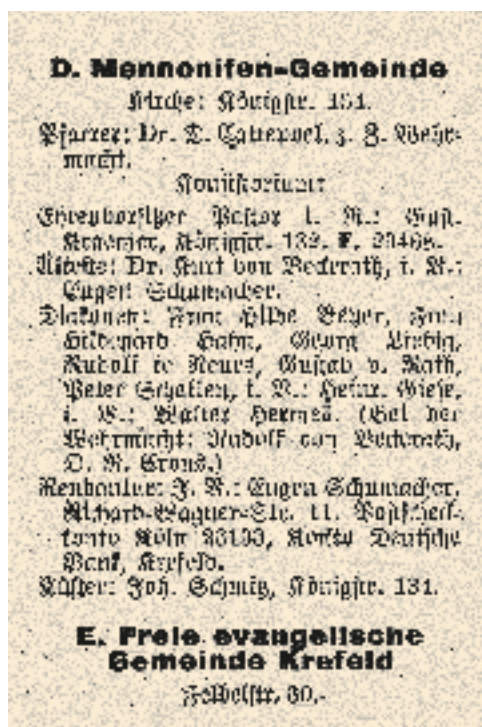


Abb. 13. Mennoniten-Gemeinde, Krefelder Adressbuch 1942



Abb. 14. Krefeld, Mennonitenkirche

Gelöbnis an Stelle des Eides scheint den Mitgliedern des Konsistoriums keine grundsätzlichen Kopfschmerzen bereitet zu haben, und 1937 wollten die Krefelder mit den Mennoniten von Gronau und Emden Kontakt aufnehmen, um mit ihnen unter den deutschen Mennoniten dafür zu wirken, dass den Gemeindegliedern der Eid ohne Anrufung Gottes, wie der Staat ihn erlaubte, freigestellt werden sollte. Nur der religiöse Eid sollte abgelehnt werden. Die Krefelder wollten sogar ihren Austritt aus der Vereinigung der deutschen Mennoniten erklären, falls diese bei der im Juni 1937 stattfindenden Versammlung Beschlüsse fasste, die sie in der Eidfrage in Gegensatz zum Staat bringen könnten.⁷¹ Damit war das Eidverbot endgültig unterlaufen. Von der ursprünglichen Absicht des Verbots war nichts geblieben. Denn bei der Eidverweigerung geht es im tieferen Sinn nicht nur um die religiöse Form der Anrufung Gottes, die Gott zum Zeugen zu zwingen, damit verfügbar zu machen versucht, vielmehr geht es auch bei dem der religiösen Form entkleideten Eid um die Nutzung der aus dem religiösen Ursprung kommenden Reste magischer Bindung. Denn wieso könnte sonst ein Eid zusätzlich zu einem Ja oder Nein Gewicht haben.

Bei der Vereidigung auf einen Staat, eine Person, eine Verfassung tritt obendrein die Tendenz hinzu, den Vereidigten über sein eigenes Gewissen hinaus, über den freien, ausschließlich Gott unterworfenen Willen

hinaus, zu Gefolgschaft, zu blindem Gehorsam zu verpflichten. So wollten die Nationalsozialisten den Eid nutzen und in genau dem gleichen Sinn das Gelöbnis, das die Mennoniten statt des Eides abzulegen hatten, ebenso auch den Eid ohne den religiösen Bezug. Da liegt der Bruch, dass dem Christen überhaupt unmöglich ist, unbedingten Gehorsam, wie ihn solche Formeln verlangen, zu versprechen. Alles muss unter dem Vorbehalt der Vorläufigkeit jeder menschlichen Aussage stehen. Diese Erkenntnisse, die die Mennoniten, wenn auch nicht als Lehrgebäude dargelegt und gelernt, so doch als Grundhaltung durch die Jahrhunderte gelebt hatten, waren im Verlauf der Zeit verschüttet worden.⁷²

4. Das Kriegsende

In der Nacht zum 22. Juni 1943 verlor die Gemeinde bei dem großen Angriff auf Krefeld alle Gebäude. Kirche, Altersheim, Pfarrhaus und sechs weitere Häuser waren zerstört. Trotz intensiver Bemühungen bald nach Kriegsende, über ausländische Beziehungen Geld und Material für den Wiederaufbau der Kirche zu erhalten, konnte die Gemeinde ihn erst 1949 durch Grundstücksverkäufe absichern und den Architekten Busch mit seiner Leitung betrauen. Die 1950 fertiggestellte Kirche war im Vergleich zur alten, durch den Umbau Ende des 19. Jahrhunderts geprägten (Abb. 14), einfach gehalten.

Nach dem Krieg wuchs die Krefelder Gemeinde vor allem durch den Zuzug von Flüchtlingen auf mehr als das Doppelte. Ihre Mitglieder lebten allerdings verstreut in einem Gebiet, das weite Teile des Rheinlands und des Ruhrgebiets umfasste.

III. Die evangelische Gemeinde Uerdingen

Pastor Heinrich Kaz leitete die Uerdinger Gemeinde von 1904 bis 1927 (Abb. 15). Wie er so setzten auch seine beiden Nachfolger Wilhelm Bork (1927 – 1938) und Ernst Hasheider (1939 – 1980) (Abb. 16) die Gemeindechronik in unterschiedlicher Ausführlichkeit fort. Hatte die Gemeinde 1910 3200 Mitglieder, so wurden es bis 1935 4091, davon 3258 in Uerdingen, 584 in Linn, 199 in Lank und 50 in Gellep. 1932 wechselte Uerdingen von der Kreissynode Moers zur Kreissynode Gladbach.

Steht in der Chronik nichts über die Kriegsjahre 1914 – 1918, über die es eine eigene, wohl verlorene Chronik gab, so berichtete Pfarrer **Kaz** aus der Besatzungszeit nach dem Ersten Weltkrieg, das Pfarrhaus sei beständig von Offizieren belegt gewesen. Schlimmer als die Qualen und Leiden infolge der Besatzung und als die Revolution sei aber der Terror der Separatisten gewesen, denen sich auch einige verblendete Gemeindeglieder angeschlossen hätten.

Erst Pfarrer **Bork** berichtete über konfessionelle Spannungen. Er trug Konflikte bei der Besetzung der Lehrerstellen nach dem Pa-

ritätsprinzip aus; in der Tatsache, dass die Straßenbahn Krefeld-Hohenbudberg genau an der evangelischen Kirche vorbeigelegt wurde, sah er eine bewusste Provokation, eine Missachtung des Gotteshauses und der Gottesdienste; außerdem erwähnte er immer wieder Streit mit den Katholiken wegen des Rekatholisierungsdrucks, den sie vor allem auf Kranke und Sterbende ausübten, und weil sie darüber hinaus die Evangelischen schlechtmachten. So verwundert es nicht, dass er 1933 aufatmend notierte, zum ersten Mal seit vielen Jahren sei in der überwiegend katholischen Stadt die Vorherrschaft des Zentrums gebrochen.

1925 wurde Strom in die 1912 gekauften Häuser Bruchstraße 20/22 gelegt. In den 20er Jahren bekam die alte, 1961 abgerissene Kirche ein elektrisches Läutwerk, außerdem wurde sie durch Stiftung des Geheimen Kommerzienrats ter Meer ausgemalt und mit einem Kronleuchter und Wandleuchten versehen. 1926 wurde für Karfreitag ein großer, in Oberammergau gefertigter Crucifixus aus Lindenholz angeschafft (Abb. 17), Nachbildung eines Nürnberger Crucifixus von Riemenschneider.

Pfarrer Bork war ein engagierter Liturgiker, der bei seinem Bemühen, den Gottesdienst liturgisch auszugestalten, wie er bemerkte, auf die gute Vorarbeit seines Amtsvorgängers aufbauen konnte. Dafür sprechen auch die noch unter seinem Vorgänger vorgenommenen Kirchenverschönerungen. Die Kirchenmusik war ihm wichtiger Teil der Verkündigung. Mit der Begründung setzte er durch, dass die Gemeinde nach dem Gottesdienst beim Orgelschlussspiel sitzen blieb.



Abb. 17. Kruzifix in der evangelischen Kirche Uerdingen

Diese Regelung konnte er auf Dauer nicht aufrechterhalten, nach gut einem Jahr wurde sie wieder aufgehoben. 1936 richtete Pfarrer Bork eine „Messe“ am frühen Ostersonntag ein. Seine liturgischen Neuerungen wiesen ihn als Anhänger der liturgischen Berneucher Bewegung aus. Dafür spricht auch seine Berufung unter anderen auf Wilhelm Stählin in Zusammenhang mit dem Weltbund für Freundschaftsarbeit. Wichtig war ihm auch der Kindergottesdienst, den er genauso ernst genommen wissen wollte wie den Gottesdienst der Erwachsenen.

1924 wurde am ersten Advent zum ersten Mal Gottesdienst in Lank gehalten, seitdem fanden dort monatlich und an den zweiten hohen Feiertagen Gottesdienste statt. 1928 wurde der Grundstein der dortigen Christuskirche gelegt (Abb. 18), 1929 war die Einweihung. 1938 führte Pfarrer Bork einen Kindergottesdienst in Lank ein.

In Linn wurde 1933 in der neuen Katholischen Volksschule ein Raum extra für die Evangelische Gemeinde zur Verfügung gestellt, in dem am 6. August erstmals und dann bis zum Krieg, als das Militär die Schule belegte, Gottesdienst gehalten wurde. Mit der Zeit vermehrte man die Gottesdienste. 1940 wurden in der Gemeinde regelmäßig sonntags zwei Hauptgottesdienste gehalten, alle zwei Wochen sogar drei.⁷³ 1945, nach Kriegsende, heißt es, es werde nach alter Ordnung in Linn – wieder in der Katholischen Volksschule – 14-tägig Gottesdienst gehalten und in Lank jeden Sonntag.



Abb. 15. Pfarrer Heinrich Kaz (1904 – 1927)



Abb. 16. Pfarrer Ernst Hasheider (1939 – 1980)

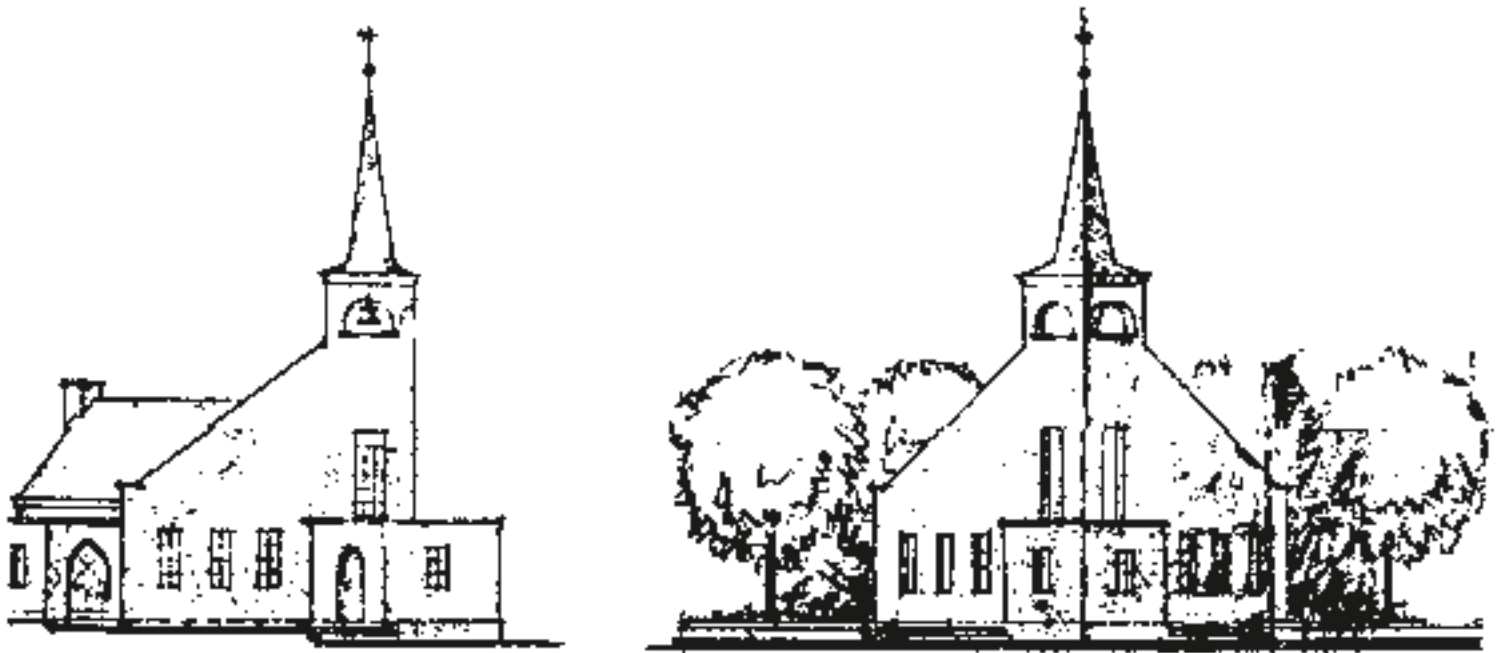


Abb. 18. Christuskirche in Lank, nicht ausgeführter Entwurf 1928

1927 wurde ein Gemeindebeamter angestellt, der das Gemeindeamt zu verwalten und die Organistenstelle wahrzunehmen hatte. Im gleichen Jahr gründete Rektor Carus den Evangelischen Arbeiterverein Uerdingen. Es war die Zeit, aus der Pfarrer Bork von Schwierigkeiten berichtete, die Interessen der Evangelischen zu behaupten.

Politisch war Pastor Bork zurückhaltend. Schon 1930 feierte er den zweiten Advent in seiner Gemeinde als Friedenssonntag, wiederholte das 1931, allerdings ohne dies ausdrücklich anzukündigen, da die Frage Krieg und Frieden so schwierig sei, die Lage des Volks trostlos und „jedes offene Wort so leicht Missdeutungen ausgesetzt“ sei.⁷⁴ Er selbst war Mitglied der Deutschen Vereinigung des Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirche und hatte seine Gemeinde dafür geworben. 1932 war er froh, dass in seiner Gemeinde die Wahl zur Größeren Gemeindevertretung ohne Wahlkampf gelungen war und sachliche Arbeit in den kirchlichen Körperschaften möglich blieb. 1933 bemerkte er zu den Wahlen, dass wie überall auch in Uerdingen die DC mächtig vordrang und durch eine Einheitsliste zur Hälfte altbewährte Kräfte, zur anderen junge neu ins Presbyterium gewählt wurden. Er schweigt über deren politische Orientierung. Altbewährte Mitglieder wurden durchaus auch DC-Mitglieder.⁷⁵ 1934 notierte er, äußerlich sei die Gemeinde trotz des anhaltenden Kirchenstreits im Frieden und seine Aufgabe sehe er darin, das reine Evangelium zu predigen. Erst spätere Zeiten würden ein abschließendes Wort über den Kirchenkampf sprechen können. Er selbst hat sich intensiv mit dem Schriftgut aller Seiten aus der Zeit

des Kirchenkampfs auseinandergesetzt.⁷⁶ Nach der erzwungenen Auflösung des Evangelischen Arbeitervereins versuchte man, dessen seelsorgerische Arbeit im Rahmen des kirchlichen Männerwerks mit denselben Leuten fortzusetzen, was nur zeitweise zum Teil gelang.⁷⁷

Bemerkte Pastor Bork schon zu 1936, dass gewisse Parteikreise den Austritt aus der Kirche forderten und damit Erfolg hatten, so sprach er 1937 von einer Verwirrung der Geister infolge der weltanschaulichen und kirchenpolitischen Lage, die das Gemeindeleben beeinträchtigte.

Die Jahre nach dem Weggang Pastor Borks sind in der Chronik nur summarisch und, obwohl die Formulierungen Gleichzeitigkeit vermuten lassen könnten, offensichtlich im Nachhinein aufgezeichnet worden. Es fehlt die unmittelbare Betroffenheit der Borkschen Bemerkungen, und das Gemeindeleben ist allzu deutlich in Richtung der Regimekritik und des Widerstandes verschoben. Pfarrer **Hasheider** wurde 1939 als neuer Pastor gewählt, schon 1937 war er als Hilfsprediger nach Uerdingen gekommen. Von ihm ist aus der Zeit, bis er im Juni 1940 zum Kriegsdienst eingezogen wurde, berichtet, dass er 1940 vor Gericht gezogen worden sei, da er als politisch nicht zuverlässig angesehen wurde.

Andererseits versuchte die Gemeinde, ihn im Februar 1940 vom drohenden Kriegsdienst unter anderem mit dem Hinweis zu befreien, er sei Parteimitglied.⁷⁸ Gerade das Nebeneinander dieser beiden Überlieferungen zeigt die Schwierigkeit, zu gerechter Beurteilung der Zeit und der Menschen zu gelangen,

ganz unmöglich ist es ohne authentische Aussagen Betroffener aus der Zeit selbst.

Zwar kehrte Pfarrer Hasheider schon im Februar 1945 zurück, doch nahm sein Stellvertreter während der Kriegsjahre, der emeritierte ehemalige Krefelder Pfarrer Wewer, die Amtsgeschäfte in Uerdingen bis zum 1. April 1945 wahr. Seit dem 2. März war Lank von den Amerikanern besetzt, die Front verlief zwischen Lank und Uerdingen, das am 4. März besetzt wurde. Im letzten Moment waren in Uerdingen noch Kirche und Pfarrhaus beschädigt worden. Insgesamt hielten sich die Schäden in den zur Kirchengemeinde Uerdingen gehörenden Orten in Grenzen. Nach der Evakuierung der Uerdinger und Linner von Mitte März bis Ende April 1945 konnte der Wiederaufbau beginnen. In den relativ unzerstörten Orten der Gemeinde setzte schnell der Zuzug der Flüchtlinge ein, so dass sie bis 1946 schon um rund 1200 Mitglieder zunahm.

Dr. phil. Hertha Sagebiel geb. Köhne, geb. 1942 in Gütersloh. Studium der Theologie und Geschichte in Marburg, Bonn, Münster. Erstes theologisches Examen bei der Evangelischen Landeskirche von Westfalen in Bielefeld, landesgeschichtliche Promotion und Staatsexamen in Münster. Referendariat am Staatsarchiv Detmold und der Archivschule Marburg. Nach dem Examen vorübergehende kommissarische Leitung des Stadtarchivs Paderborn und des Archivs der von Bodelschwinghschen Anstalten Bethel. Verschiedene Beiträge zur westfälischen Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts, Mitarbeit an Band 4 der Krefelder Stadtgeschichte.

Die benutzten Archive

A EGV K	Archiv des Evangelischen Gemeindeverbands Krefeld
A EKG Ue	Archiv der Evangelischen Kirchengemeinde Uerdingen
A EK Rh	Archiv der Evangelischen Kirche im Rheinland
HStAd	Hauptstaatsarchiv Düsseldorf
StA K	Stadtarchiv Krefeld
StA K Dep.	
AMG K	Stadtarchiv Krefeld, Depositum: Archiv der Mennonitengemeinde Krefeld

Anmerkungen

- ²⁵ A EK Rh Best. 41 Krefeld 5 Bd. 4.
- ²⁶ ebd.
- ²⁷ ebd.
- ²⁸ Zu den Vorgängen um die Wahl von Werners außer den Protokollen der Gemeinde A EK Rh Best. 41 Krefeld 5 Bd. 4.
- ²⁹ A EK Rh Best. 41 Krefeld 5 Bd. 5.
- ³⁰ A EGV K 11-1-2.
- ³¹ A EK Rh Personalakte Hamer.
- ³² ebd.
- ³³ A EK Rh Best. 41 Krefeld 5 Bd. 5.
- ³⁴ Abgesehen von dem zahlreichen Kleinschrifttum der Zeit sei hier nur verwiesen auf: Karl Barth, Theologische Existenz heute!, München 1933. Barth war auch spiritus rector beim Verfassen der Barmer Theologischen Erklärung von 1924. [vgl. auch: Wilhelm Veith, Zur Geschichte des Kirchenkampfes 1933 bis 1945 im Kirchenkreis Gladbach, o.J., o.V., o.O. – nach 1984].
- ³⁵ A EK Rh Best. 41 Krefeld 2.
- ³⁶ A EK Rh Best. 41 Krefeld 5 Bd. 5. Die siebeneinhalb Tippseiten umfassende „Arbeitsschau über die bisherigen Jahre meiner Amtstätigkeit in Krefeld Oktober 1933 bis Juni 1944“ ist undatiert. Der Lage in den Akten nach ist sie im Juli oder August 1944 im Konsistorium eingegangen. Bestimmte Formulierungen belegen, dass sie während des Krieges und vor den Angriffen Ende 1944/Anfang 1945 auf Krefeld verfasst worden ist. Ein direkter Anlass ist nicht genannt, er mag in der geschwächten Gesundheit gelegen haben, kann aber auch angesichts der politischen und Kriegslage der Versuch gewesen sein, das eigene Tun zu überprüfen.
- ³⁷ Engels S. 2f. seines Beitrags „Ein Blick in das Heute“ in: 400 Jahre Evangelische Gemeinde Krefeld, o. J. (1960).
- ³⁸ Angesichts der Überlieferungssituation ist es besonders misslich, dass die Einsicht in die Personalakten der damals amtierenden Krefelder Pastoren aus Personenschutz-Gesetzesgründen außer in einem Fall noch nicht möglich war. Es mag sein, dass diese eines Tages noch entscheidende Differenzierungen ermöglichen.
- ³⁹ A EK Rh Best. 41 Krefeld 5 Bd. 5, Arbeitsschau 1944. [Abb. in: Die Heimat 66, 1995, S. 58, 60 (Janß)].
- ⁴⁰ „Weckruf“ Juli 1933.
- ⁴¹ ebd. 6.8.1933.
- ⁴² ebd. 24.12.1933.
- ⁴³ Außer den Protokollen der Ev. Kirchengemeinde Krefeld ist herangezogen A EK Rh Best. 41 Krefeld 14 Bauakten, sowohl Provinzialkirchliches Bauamt Bd. 1 und 2 als auch die Ortsbauakten Bd. 2 und 3.
- ⁴⁴ A EGV K 24-5.
- ⁴⁵ „Weckruf“ Jg. 8, 1940 Nr. 17 v. 21.4.1940.
- ⁴⁶ A EGV K 03-1.
- ⁴⁷ A EK Rh Best. 41 Krefeld 5 Bd. 5.
- ⁴⁸ StA K Dep. AMG K 80/4/103 Bd. 2.
- ⁴⁹ ebd.
- ⁵⁰ StA K Dep. AMG K 80/4 B 159 Kraemer, Gustav: Wir und unsere Volksgemeinschaft 1938. Druck eines Vortrags vom 25.1.1938 (zit. Volksgemeinschaft), S. 18.
- ⁵¹ ebd., S. 7.
- ⁵² ebd. S. 6, 8, 12ff. StA K Dep. AMG K 80/4 B 161, Taufansprache 1935, S. 4.
- ⁵³ StA K Dep. AMG K 80/4/B 161.
- ⁵⁴ Volksgemeinschaft, s. Anm. 50.
- ⁵⁵ ebd., S. 10, 20, 29 aber auch schon in der Taufansprache von 1934, s. Anm. 53.
- ⁵⁶ ebd., S. 14.
- ⁵⁷ Pastor Kraemer. Gedenkschrift herausgegeben vom Konsistorium der Mennoniten-Gemeinde zu Krefeld, Krefeld 1948. S. 28 – 44.
- ⁵⁸ Predigt über 1. Petrusbrief 5 V. 6 Von der Demut ebd. S. 45 – 54.
- ⁵⁹ So in einem im April 1936 bei der Tagung des niederländischen Verbandes mennonitischer Prediger in Rotterdam gehaltenen Referat: Die religiösen Strömungen und Richtungen im heutigen Deutschland. StA K Dep.
- AMG K 80/4/322. Die Einschätzung entspricht der oben erwähnten Pastor Kraemers 1938.
- ⁶⁰ Predigt vom 21.7.1940 StA K Dep. AMG K 80/4/325.
- ⁶¹ Predigt vom 16.6.1940 StA K Dep. AMG K 80/4/325.
- ⁶² Vortrag: Die Aufgaben des Christentums in der Gegenwart vom 18.10.1941 StA K Dep. AMG K 80/4/326. Öfter argumentiert er auch so herum: Dass das Christentum antijüdisch sei, beweise die Tatsache, dass die Juden das einzige Volk im Abendland seien, das das Christentum nicht angenommen haben. So z. B. in: „Hat das Christentum eine Zukunft?“ Februar 1940 StA K Dep. AMG K 80/4/326 und 120 (Datierung in 326).
- ⁶³ Predigt vom 9.4.1939 StA K Dep. AMG K 80/4/323.
- ⁶⁴ So z.B. in einem Vortrag: Deutschtum, Rasse, Religion, gehalten am 13.7.1937 StA K Dep. AMG K 80/4/322.
- ⁶⁵ Predigt vom 15.1.1939 StA K Dep. AMG K 80/4/323.
- ⁶⁶ StA K Dep. AMG K 80/4/7326.
- ⁶⁷ Predigt vom 15.10.1939 StA K Dep. AMG K 80/4/323.
- ⁶⁸ Predigten vom 3.9.1939 StA K Dep. AMG K 80/4/323, 12.5.1940 AMG K 80/4/325, indirekt auch im Vortrag: Hat das Christentum eine Zukunft?, vgl. Anm. 62, wo er fragte, was aus der englischen Staatskirche würde, wenn die in England herrschenden Kreise unter den Schlägen der deutschen Wehrmacht das Weite suchen müssten.
- ⁶⁹ Mennonitengemeinde Krefeld, Briefwechsel mit mennonitischen Pastoren und Ältesten 1950 – 1955.
- ⁷⁰ StA K Dep. AMG K 80/4/473 Aufsatz: Ein deutscher Pfarrer sieht Deutschland, Dez. 1946.
- ⁷¹ StA K Dep. AMG K 80/4/103 Bd. 2. Zur Eidfrage auch 80/4/73.
- ⁷² Zur Eidfrage: Fast Heinold, Die Eidesverweigerung bei den Mennoniten. Mennonitische Geschichtsblätter 22 NF 17 1965 S. 18 – 32. Goertz, Hans-Jürgen: Besprechung des Buchs „Eid-Gewissen-Treuepflicht“. Mennonitische Geschichtsblätter 23 NF 18 S. 74 – 78, und derselbe: Nationale Erhebung und religiöser Niedergang in: Umstrittenes Täuferum 1525 – 1975, 2. Aufl. Göttingen 1977, S. 159 – 189.
- ⁷³ A E KG Ue 51.
- ⁷⁴ A E KG Ue A 2, 4 zu 1931.
- ⁷⁵ A E KG Ue 55.
- ⁷⁶ A E KG Ue 54, 56, 57 Die gesammelten Materialien zu den Auseinandersetzungen der Zeit sind mit Unterstreichungen und Bemerkungen versehen.
- ⁷⁷ A E KG Ue 132.
- ⁷⁸ A E KG Ue 51.

„Kurz vor der Schwelle schlägt es ihn zu Boden“

Zum kurzen Leben und schmalen Werk des Krefelder Autors Ingo Arendt

von Klaus M. Schmidt

Prolog

Er tauchte auf und verschwand wieder. Er lebte in prekären Verhältnissen, war krank und trank zu viel. Er war ein Außenseiter und fiel auf – durch unangepasstes Verhalten und sein literarisches Talent. In der Krefelder Literaturszene, die von Mitte der 1980er- bis Mitte der 1990er-Jahre von nicht wenigen Talenten bevölkert war, polarisierten seine Texte am meisten. Die Suche nach den Spuren Ingo Arendts über 20 Jahre nach seinem frühen Tod im Jahr 1993 war mühsam. Nur wenige erinnern sich an ihn, zwar nicht dunkel, aber schlecht. Den Satz: „Das weiß ich nicht mehr genau“, hat der Autor dieses Textes bei der Recherche aus vielen Mündern gehört.

Vita

„Ingo Arendt, geb. 1955 in Hohenstein-Ernstthal/DDR. Studierte Germanistik, Slavistik [sic!], Philosophie und Soziologie. Lebt in Krefeld.“¹ Bei seiner ersten Veröffentlichung in Krefeld, die nicht im Selbstverlag erscheint, wird der Autor Ingo Arendt mit dieser knappen biographischen Notiz vorgestellt. Bei weiteren Veröffentlichungen Arendts in der Zeitschrift „Literatur in Krefeld“ bleibt es bei diesem Hinweis auf Geburtsort und Studium. Die Schreibweise von „Slavistik“ wird dabei zu „Slawistik“ korrigiert. Gelegentlich wird die Notiz durch den Hinweis auf seinen 1990 in einer bibliophilen Ausgabe erschienenen Gedichtband „Was in uns stirbt“ ergänzt.²

Nach dem Tod Arendts im Oktober 1993 bringt Herausgeber Klaus Ulrich Düsseldorf in der „Literatur in Krefeld“ Arendts Gedicht „Saumlinie der Trauer“ zum Abdruck. Darunter schreibt er: „Im Oktober starb Ingo Arendt im Alter von 38 Jahren. Viele Jahre war er Mitglied der Literaturwerkstatt Krefeld, [...]“³ Es folgt wieder der Hinweis auf den Band „Was in uns stirbt“, dem das Gedicht entnommen sei. Die Autorennotiz in den Mitarbeiterangaben dieser Ausgabe nennt wieder Geburtsjahr und -ort, unterlässt aber den Hinweis auf das Studium und endet mit dem Zusatz: „gestorben im Oktober 1993 in Krefeld.“⁴

Warum Düsseldorf nicht den genauen Todestag, sondern nur den Sterbemonat

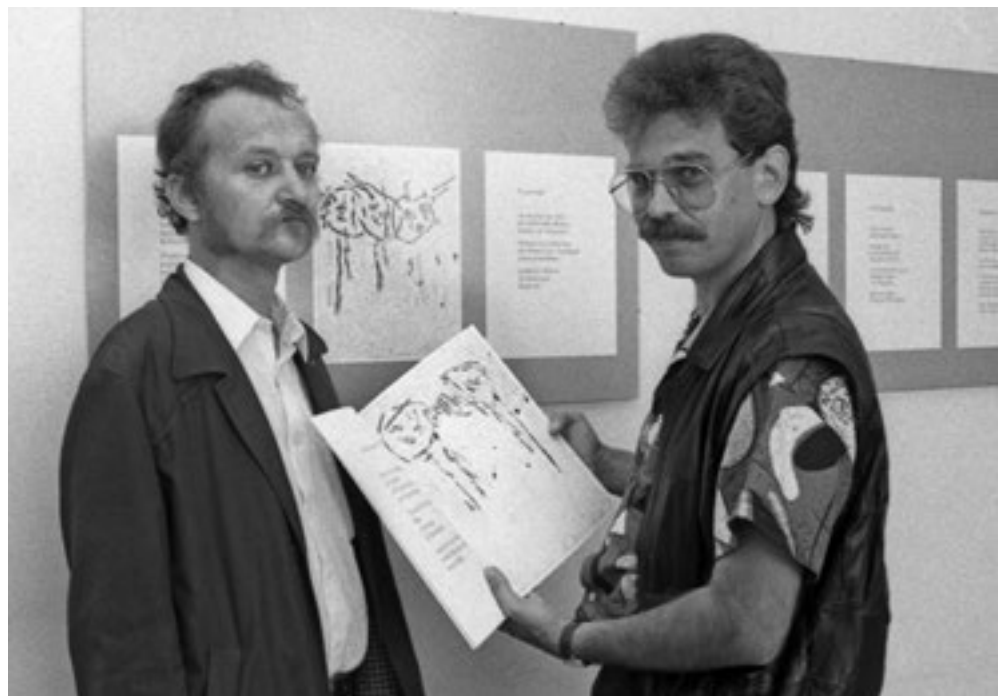
nennt, erschließt sich aus dem Vorwort von Thomas Hoeps zu dem Band „Die Festung der Tage“. Hoeps schreibt: „Ingo Arendt [...] wurde im Oktober 1993 tot aufgefunden.“⁵ Ein genauer Todestag kann also gar nicht genannt werden. Auch die genaue Todesursache ist unklar. Im Frühjahr 2014, also über 20 Jahre später, ergeben Anrufe bei Ordnungsamt und Polizei in Krefeld, die beim Auffinden beteiligt gewesen sein könnten, lediglich, dass Akten aus dieser Zeit nicht mehr vorhanden sind.

Alle, die der Autor dieses Textes zu Ingo Arendt befragt hat – den ehemaligen Kulturredakteur der Westdeutschen Zeitung Krefeld, für den Arendt Feuilleton-Artikel verfasste, einen Illustrator von Veröffentlichungen Arendts sowie ehemalige Mitglieder der Literaturwerkstatt Krefeld, der Ingo Arendt angehörte, erinnern sich kaum oder nur schlecht an Fakten aus Arendts Leben. Dass

er an Epilepsie litt und übermäßig trank, ist jedoch noch allen gegenwärtig. „Eine tödliche Mischung“ nannte das einer der Befragten. Mehr als ein Hinweis auf eine mögliche Todesursache ist das nicht. Auch einen Selbstmord kann man nicht ausschließen.

Was man nicht über Ingo Arendt weiß, überwiegt die dürren Fakten bei weitem. Man weiß zum Beispiel nicht, wann er aus der ehemaligen DDR in den Westen übersiedelte, ob er vor seinem Aufenthalt in Krefeld noch an anderen Orten wohnte, wo er studiert hat und mit welchem Abschluss er sein Studium beendet hat, falls er es beendet hat. Man weiß nicht, wann genau er in Krefeld ansässig wurde, mit wem er hier über den Kreis der Mitglieder der Literaturwerkstatt Krefeld hinaus bekannt, vielleicht sogar vertraut war.

Als berufliche Tätigkeit ist nur seine freie Mitarbeit beim Feuilleton der Westdeutschen



Ingo Arendt (links) und sein Illustrator John Waszek präsentieren im August 1990 den bibliophilen Band „Was in uns stirbt“.

Zeitung Krefeld überliefert.⁶ Davon allein konnte man damals schon nicht leben. Die Vermutung liegt nahe, dass Arendt Sozialleistungen für den Lebensunterhalt erhalten hat. Zumindest hatte er eine eigene Wohnung, die sich wohl auf der Roßstraße in der Krefelder Innenstadt befand. Sie soll sehr spartanisch möbliert gewesen sein.

Das Grab eines Ingo Arendt gibt es auf einem Krefelder Friedhof nicht, diese Auskunft erteilt die Krefelder Friedhofsverwaltung. Da die Ruhezeit auf den Krefelder Friedhöfen für Erwachsene 30 Jahre beträgt, müsste hier aber ein Grab bis zum Jahr 2023 zu finden sein, wenn Arendt in Krefeld beerdigt worden wäre. Haben also zum Zeitpunkt seines Todes noch Angehörige gelebt, die den Leichnam an einen anderen Ort, vielleicht den Geburtsort, überführt haben? Auch darüber ist heute nichts mehr in Erfahrung zu bringen. Arendts Spur verläuft sich also im Nichts.

Editionsgeschichte

Arendt wollte nicht nur schreiben, er wollte veröffentlichen. Der Drang war offenbar so groß, dass er das zunächst im Selbstverlag tat, was bekanntermaßen nur selten zum Erfolg führt. Der Kulturredakteur Hans Martin Frese nennt zwei im Selbstverlag erschienene Gedichtbände.⁷ „Die Einzelkämpfer mit der Angst“ und „Der lange Atem der Gefühle“ sollen sie geheißt haben, beide 1983 veröffentlicht worden sein. Die Titel sind identisch mit den Kapitelüberschriften der ersten beiden Kapitel des postum erschienenen Gedichtbandes „Die dröhnenden Krusten des Mutterbodens“⁸, der insgesamt drei Kapitel aufweist. (Das dritte Kapitel heißt: „Umnachtetes Glück“.) Frank Lingnau weist auf drei Gedichtbände Arendts „im Selbstverlag“ hin, nennt aber keine Titel.⁹ Außerdem soll es „einige Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften gegeben“¹⁰ haben. Hier sind weder Titel noch Erscheinungsdaten bekannt.

„Ein Winterabend 1986. [...] Einer ist neu in diesem Kreis, niemand kennt ihn. Er hatte sich kurz als Ingo Arendt vorgestellt, dann weiter nichts gesagt.“¹¹ So erinnert sich Lingnau an ein Treffen der Krefelder Literaturwerkstatt, die durch den Krefelder Drucker und Verleger Klaus Ulrich Düsseldorf (1927 – 1997) initiiert wurde. Das Jahr 1980 kann als Gründungsjahr angenommen werden. Hier trafen sich Krefelder Autorinnen und Autoren, lasen sich ihre Texte vor, übten aneinander Kritik. Diese Werkstatt, deren Treffen Arendt wohl relativ regelmäßig besucht hat, war für ihn das Tor zu literarischen Veröffentlichungen jenseits des Selbstverlags. Düsseldorf gab die Zeitschrift „Literatur in Krefeld“ heraus, die nicht nur ein Forum für Mitglieder der Literaturwerkstatt war, und veröffentlichte in seinem Sassafra Verlag Gedichte und Erzählungen von Autoren der Region in schmalen Bänden.

In sechs Ausgaben der „Literatur in Krefeld“ sind zwischen 1986 und 1993 drei Erzählungen von Arendt sowie neun Gedichte veröffentlicht worden.¹² Die Prosatexte finden sich auch in dem postum erschienenen Band „Die Festung der Tage“¹³, von den neun Gedichten findet man nur vier in den zwei durch Düsseldorf gedruckten Gedichtbänden wieder. Die fünf nur in der Zeitschrift zu findenden Gedichte sind: „Zwanzig Uhr sechzehn“¹⁴, „das lauernde Zimmer“¹⁵, „am anderen Ende“¹⁶, „fernwärme“¹⁷ und eines ohne Titel, dessen erste Zeile lautet: „von haareraufenden wipfeln“¹⁸.

„Was in uns stirbt“, heißt Arendts erster Gedichtband, der in Düsseldorf Druckerei hergestellt wurde, allerdings ohne Verlagsangabe, dafür aber in bibliophiler Aufmachung.¹⁹ Der Band enthält zwölf Gedichte, von denen sich neun auch in „Die dröhnenden Krusten des Mutterbodens“ wiederfinden. Nur in „Was in uns stirbt“ findet man die Texte „Nächtliches Heimspiel“²⁰, „Unser Dunkel“²¹ und „Nachtschatten“²². Als Herausgeber wird die Literaturwerkstatt Krefeld genannt, Satz und Druck wurden durch Arendt selbst, Lingnau, Herbert Slegers (beides ebenfalls Mitglieder der Literaturwerkstatt) und Düsseldorf besorgt. Drei Illustrationen (Zinkätzungen) stammen von John Waszek, Krefelder Künstler und Autor, jedoch nicht Werkstattmitglied.²³

Zwei weitere Bücher Arendts wurden postum veröffentlicht. „Die Festung der Tage“ mit sechs Erzählungen und einem Vorwort von Thomas Hoeps²⁴ erscheint 1994. Titelzeichnung und sechs Illustrationen (ebenfalls Zeichnungen) im Innenteil stammen wieder von John Waszek. Im Impressum findet sich der Vermerk: „Gedruckt mit Unterstützung der Autoren Thomas Hoeps, Frank Lingnau, Matthias Schamp, Herbert Slegers und der Stadt Krefeld.“²⁵ Hoeps und Schamp waren zwar Krefelder Autoren, jedoch nicht Mitglieder der Literaturwerkstatt.

Dichtgedrängt versammelt schließlich der Band „Die dröhnenden Krusten des Mutterbodens“ 91 Gedichte von Ingo Arendt auf 72 Seiten.²⁶ Das Buch erscheint 1996, der Druck wurde gefördert durch die Stiftung Kunst und Kultur des Landes NRW. Arendt hatte das Typoskript „nicht lange vor seinem Tod“ Düsseldorf übergeben.²⁷

Rezeption zu Lebzeiten

Ingo Arendt war ein Außenseiter, der Umgang mit ihm war schwierig. Die Beurteilung seiner Werke konnten in Krefeld viele nicht von ihrer Sicht auf seine Person trennen. Düsseldorf hat dazu die Stimme einer nicht namentlich genannten Teilnehmerin der Literaturwerkstatt überliefert: „[...] ich [hatte] beim Lesen das Gefühl [...], hier schreit einer um Hilfe, der am Abgrund steht. Der andere Hilfe braucht als unsere Interpretationen.“²⁸ Düsseldorf

kommentiert das so knapp wie richtig: „Das trifft sicher zu. Aber es ging nicht um Hilfe für Ingo Arendt. Es ging um Werbung für das Verstehen dieser Lyrik, [...]“²⁹

Düsseldorf verdankt sich auch diese Skizze Arendts: „Wer ihn kennt, wird ihn beschreiben als einen mit ein bisschen hilflos ausgebreiteten Armen, in der linken Hand die Zigarette, die unvermeidliche, die die Fingerkuppen bräunt.“³⁰ Frank Lingnau erinnert sich an das erste Auftauchen Arendts in der Literaturwerkstatt und schreibt: „Am späten Abend [...] kramt auch er einige Kopien aus seiner Folkloretasche und verteilt sie [...] Dann liest er mit leiser, fast stockender Stimme ein Gedicht.“³¹ Als Reaktion auf die Lesung Arendts notiert Lingnau: „Wir sind beeindruckt und schockiert zugleich“³² – was die Bandbreite der Bewertung von Arendts Texten durch professionelle oder zumindest geschulte Leser präzise zusammenfasst.

Zur Veröffentlichung von Arendts Erzählung „Das Ruinenreich der Psychosenprinzessin“ in der Nummer 4 der „Literatur in Krefeld“ schreibt der Kulturredakteur Heinz-J. Ingenpahs, das sei „eine Beschreibung tiefster Betroffenheit“³³, und konstatiert: „Der Autor hat sich seiner Empfindungen mit einer wüsten Suada entledigt.“³⁴ Aber Ingenpahs, der Arendt wahrscheinlich nach dem Erscheinen des zitierten Artikels zeitweise als Mitarbeiter einsetzt und ihn zum Beispiel zu Ausstellungseröffnungen schickt, ist keineswegs entsetzt. Er kommt vielmehr zu dem Schluss: „Neugierde wird da wach.“³⁵

Hans Martin Frese zitiert bei seiner Besprechung des Bandes „Was in uns stirbt“ zunächst einige Gedichttitel wie „Unfallmeldung“, „Nächtliches Heimspiel“, „Schlachthof in der Nähe“, um dann zu folgern: „[Der Band] verspricht nicht gerade Erbauungsliteratur.“³⁶ Für Frese steht die „noble Aufmachung“ im Widerspruch zu den Texten, über die er angetan mittelt: „Die Gedichte [...] behalten ihre lakonische Sprödigkeit, ihre lapidare Unerbittlichkeit.“³⁷ Bei Ulrich Traub hingegen vermengt sich die Einschätzung wieder mit dem Blick auf den Autor. Er schreibt: „[Die Gedichte] sind von einer trauernden Ehrlichkeit. Vers um Vers ein sich immer wiederholender Hilferuf.“³⁸

Vor dem Hintergrund des bisher Berichteten wird klar, warum Lingnau seine Betrachtungen zu „Was in uns stirbt“ als „Ein Plädoyer für den Versuch, die Gedichte des Krefelder Schriftstellers Ingo Arendt zu lesen“ bezeichnet.³⁹ Er will natürlich für das Lesen der Gedichte Arendts werben, dass er sich aber gedrängt fühlt, gewissermaßen als Verteidiger aufzutreten, verweist letztlich nur darauf, wie hochgradig Arendt alle, die zu seinen ersten Lesern zählten, polarisierte.

Lingnau charakterisiert den Inhalt der Gedichte wie folgt: „Das Leiden an der Welt

steht im Zentrum seiner Gedichte, die auch immer als Mosaik einer lyrischen Biographie gelesen werden können.⁴⁰ Im Relativsatz überschreitet auch Lingnau die Grenze zwischen Werk und Autor. Lingnau schreibt aber weiter: „Die Ästhetik des Hässlichen [...] wird von Ingo Arendt zum Programm erhoben. [...] Das macht das Lesen seiner Texte häufig unangenehm und führt dazu, dass sie massiv der Kritik ausgesetzt sind. Doch auch Arendts Gedichte wollen nicht nur schockieren. Vielmehr registrieren und reflektieren seine Texte eine Welt, die als sinnentleert, bedrohlich und übermächtig erscheint.“⁴¹ Mithin wird hier Arendts Texten genau die Welthaltigkeit bescheinigt, die man als Voraussetzung guter Literatur ansehen kann.

„Zuletzt war er kaum noch erreichbar gewesen“, blickt Heinz-J. Ingenpahs gut ein Jahr nach Arendts Tod aus Anlass der Herausgabe des Erzählungsbandes „Die Festung der Tage“ zurück.⁴² Für ihn ist klar: „[...] als Schriftsteller von besonderer Qualität muss er noch entdeckt [...] werden.“⁴³ Weiter schreibt Ingenpahs: „Natürlich spiegelt sich in diesen Texten die Biographie des Autors“, und das sei eine „heillose Welt“.⁴⁴ Aber auch Ingenpahs entdeckt die Differenz zwischen dem Autor und den Objekten seiner Betrachtung: „[...] die Menschen [in Arendts Texten] geraten unter sein stets mikroskopierendes, oft gnadenloses Auge, schließlich er selbst. Er weiß alles von sich, diesem Eckensteher und Außenseiter, und er schreibt sich sein eigenes Sperrfeuer gegen den Terror – in ihm und außer sich.“⁴⁵ Das „verrätselte Dickicht“ seiner Sprache entspreche „auf wundervolle Weise dem allgemeinen Duktus eines Schriftstellers von hoher Qualität.“⁴⁶

Als 1996 der Gedichtband „Die dröhnenden Krusten des Mutterbodens“ erscheint, will Düsseldorf noch einmal „Einführung und Verständnishilfe“⁴⁷ liefern. Dazu veröffentlicht er gleich drei Texte des Werkstatt-Kollegen Herbert Slegers in der „Literatur in Krefeld“, die abschließend das ganze Dilemma der frühen Arendt-Leser verdeutlichen.

Offen berichtet Slegers in einem ersten Anlauf von Unsicherheit, Ratlosigkeit, „Scheu und spontaner Abwehr“⁴⁸ gegenüber den Texten Ingo Arendts. In einem zweiten Anlauf liefert er eine nachvollziehbare Interpretation des Gedichtes „Verhaltenes Liebesgedicht“⁴⁹, aber im dritten Anlauf schlagen die Wogen der eigenen Vorbehalte über Slegers zusammen.

Hier schreibt Slegers zum Beispiel: „Ingo Arendt [...] war vertraut mit der Kehrseite der üblich schönen Medaille, er weckte schlafende Hunde und gesellte sich zu den Leichen im Keller.“⁵⁰ Das hat der Autor dieses Textes schon damals hinterfragt: „Bitte schön, nicht die Gedichte also, sondern ‚er [also Ingo Arendt, Anm. d. Verf.] war das Beunruhigende [...]‘?“⁵¹

Am Ende kommt Slegers zu dem Schluss, Ingo Arendt habe zwar „der Sprache noch Bilder abgenötigt [...], die den Gang des Zeigers für eine Schreck- und Denkssekunde anhalten [...]“⁵², daraus aber habe sich Arendt „einen Strick [gedreht], mit dem er sich selbst strangulierte.“⁵³ Damit steht Slegers in krassem Widerspruch zu Ingenpahs („er schreibt sich sein eigenes Sperrfeuer gegen den Terror – in ihm und außer sich“), noch mehr aber zu Lingnau, der konstatierte: „Arendts Gedichte können auch verstanden werden als Versuche, sich in dieser Welt zu orientieren, in der es kaum noch Orientierungspunkte gibt. Das Schreiben wird hier zum Überlebenstraining.“⁵⁴

Epilog

Die wenigen erhaltenen Veröffentlichungen Ingo Arendts sind nicht das Werk eines früh Vollendeten. Sie hätten vielleicht den Beginn eines Werks markieren können, das dann vielleicht ein Verlag mit größerem Wirkungsgrad jenseits der Grenzen Krefelds publiziert hätte.

Seine Krankheit und – mit Verlaub – sein „unvernünftiges“ Verhalten haben Arendt wahrscheinlich das Leben gekostet. Oder: Für die Zumutungen des Lebens reichte Arendts Widerstandskraft schon früh nicht aus. Das „Überlebenstraining“ seiner Seele, den Schrecken der Welt in Worte zu bannen, konnte den Leib nicht retten.

Gleichwohl kann gar nicht genug betont werden, dass Arendt ein Künstler war. Allerdings hat er eben nicht voraussetzungslos fabuliert, sondern er wusste, wovon er schrieb. Seine Ästhetik war so davor gefeit, zum Selbstzweck zu degenerieren. Mag sich also seine Literatur auch aus eigenem Erleben und Empfinden speisen, so bringt er eben doch die Erfahrung mit allen Mitteln der Kunst in Form und rückt damit das Autobiographische in den Hintergrund, lässt das Allgemeingültige hervortreten.

Das gilt vor allem für die Prosa, und die Erzählung „Die in Unschuld gebadeten Hände“⁵⁵ ist ein Musterbeispiel: „[Hier] erzählt eine Verlorene über einen Verlorenen. Die Distanz der berichtenden Psychiatrie-Patientin zu dem, von dem sie berichtet, einem ‚Provinzschriftsteller‘ [...] rückt die Isoliertheit beider umso schärfer in den Blick des Lesers. Dieser unerhörte Kunstgriff macht Anteilnahme, besser: falsches Mitleid, unmöglich, [...]“⁵⁶

Die Erzählung endet mit einer Steigerung des berühmten Büchnerschen Schlusssatzes in der Erzählung „Lenz“. Heißt es dort: „So lebte er hin“⁵⁷, so wird Arendt mit seiner Ich-Erzählerin zum Schicksal des „Provinzschriftstellers“ gnadenlos deutlicher: „Wahrscheinlich wird er an Kälte zugrunde gehen.“⁵⁸

Und wie Arendt in dem kurzen Text „Im Schlussverkauf“⁵⁹ den Ich-Erzähler von der buchstäblichen Zerlegung seiner selbst berichten lässt, ist an groteskem Humor kaum zu überbieten. Da wird selbst für den Hund, der ihm letztlich den Kopf abreißt, noch etwas empfunden, die eigene Auslöschung aber wird anscheinend empfindungslos protokolliert.

„Es ist die Welt als Strafkolonie, mit der uns Arendt hier konfrontiert“⁶⁰, hat Thomas Hoeps in seinem Vorwort zu „Die Festung der Tage“ geschrieben, rückt Arendt damit in die Nähe Kafkas. Damit geht Hoeps in seiner immerhin uneingeschränkten Wertschätzung wahrscheinlich zu weit.

Was Arendt mit seinem unbestreitbaren Sprachvermögen noch an Texten zustande gebracht hätte, weiß keiner. Sicher wäre es für einen Autor seines Formats auch von Nutzen gewesen, aus dem Schatten jener geistigen Provinz zu treten, in der ihm immer wieder mit Vorbehalten gegen seine „düsteren“ Texte begegnet wurde. Aber das wusste er schon selbst: „Am Schreibtisch Schuldtürme von/Absagen als Niederlagen, die niemand gesteht/[...]//Weitab das Lächeln von Freunden/zwischen lauernden Masken bisweilen/der Aufschrei einer Faust.//Allein verharren im Warten/tagein, tagaus fragwürdiger/ das Wunder.“⁶¹

Bemerkungen zum Schluss

- Den Titel dieses Textes hat der Autor der Erzählung „Endspurt durch die Sackgasse“⁶² von Ingo Arendt entnommen.
- Die Bände „Die Festung der Tage“ und „Die dröhnenden Krusten des Mutterbodens“ werden noch im „Verzeichnis lieferbarer Bücher“ geführt. Das heißt, ein Buchhändler, der die Mühe nicht scheut, kann sie direkt beim Sassafras Verlag bestellen.
- Dank an John Waszek für das Öffnen seines privaten Archivs.

Klaus M. Schmidt, 1959, arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter beim Kulturbüro der Stadt Krefeld. Seit 1989 verfolgt er zudem als freier Journalist das kulturelle Geschehen in seiner Heimatstadt.

Anmerkungen

¹ Düsseldorf, Klaus Ulrich [als Herausgeber]: Autoren, Künstler und Mitarbeiter dieses Heftes. In: Literatur in Krefeld. Zeitschrift für Krefelder und Autoren vom Niederrhein, Nr. 4, Krefeld, April 1986, S. 28.

² Vgl. die Mitarbeiterangaben in: Literatur in Krefeld. Zeitschrift für Krefelder und Autoren vom Niederrhein, Ausgaben Nr. 10/11 (Dezember 1988), 17 (Dezember 1990), 18 (Mai 1991), 19 (Oktober 1991) und 23 (Jahreswechsel 1992/93).

³ Düsseldorf, Klaus Ulrich [als Herausgeber]: [editorische Notiz] zu: Arendt, Ingo: Saumlinie der Trauer. In: Literatur in Krefeld. Zeitschrift für Krefelder und Autoren vom Niederrhein, Nr. 26, Krefeld, Dezember 1993, S. 15.

⁴ A.a.O., S. 20

⁵ Hoeps, Thomas: Vorwort. In: Arendt, Ingo: Die Festung der Tage. Erzählungen, Krefeld 1994 (Sassafras), S. 5.

⁶ Vgl. N.N.: [Biographische Notiz=hinterer Klappentext]. In: Arendt, Ingo: Die dröhnenden Krusten des Mutterbodens. Gedichte, Krefeld 1996 (Sassafras).

⁷ Frese, Hans Martin [Kürzel: fr]: „Was in uns stirbt“. Bibliophiler Band – Ausstellung in der Stadtbücherei – Lesung. In: Rheinische Post, Krefelder Feuilleton, 3.8.1990.

⁸ Arendt, Ingo: Die dröhnenden Krusten des Mutterbodens. Gedichte, Krefeld 1996 (Sassafras).

⁹ Lingnau, Frank: Mit seinen Gedichten allein. Ein Plädoyer für den Versuch, die Gedichte des Krefelder Schriftstellers Ingo Arendt zu lesen. In: Literatur in Krefeld. Zeitschrift für Krefeld und Autoren vom Niederrhein, Nr. 17, Krefeld, Dezember 1990, S. 18.

¹⁰ Ebd.

¹¹ A.a.O., S. 17.

¹² Siehe die Fußnoten 1 und 2.

¹³ Arendt, Ingo: Die Festung der Tage. Erzählungen, Krefeld 1994 (Sassafras). [Mit einem Vorwort von Thomas Hoeps.]

¹⁴ In: Literatur in Krefeld. Zeitschrift für Krefelder und Autoren vom Niederrhein, Nr. 10/11, Krefeld, Dezember 1988, S. 32.

¹⁵ In: Literatur in Krefeld. Zeitschrift für Krefelder und Autoren vom Niederrhein, Nr. 19, Krefeld, Oktober 1991, S. 4.

¹⁶ In: Literatur in Krefeld. Zeitschrift für Krefelder und Autoren vom Niederrhein, Nr. 23, Krefeld, Jahreswechsel 1992/93, S. 8.

¹⁷ Ebd.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Arendt, Ingo: Was in uns stirbt. Krefeld 1990.

²⁰ A.a.O., S. 11.

²¹ A.a.O., S. 16.

²² A.a.O., S. 20.

²³ Vgl. a.a.O., S. 23.

²⁴ Siehe Fußnote 13.

²⁵ A.a.O., S. 2.

²⁶ Siehe Fußnote 8.

²⁷ Düsseldorf, Klaus Ulrich: Ingo Arendt. Die dröhnenden Krusten des Mutterbodens. Zur Herausgabe des Gedichtbandes. In: Literatur am Niederrhein. Zeitschrift für Literatur niederrheinischer Autoren, Nr. 34, Krefeld, August 1996, S. 11. [Anm. des Autors: Ab der Ausgabe Nr. 27 vom Mai 1994 wurde der Titel der Zeitschrift „Literatur in Krefeld“ in „Literatur am Niederrhein“ geändert.]

²⁸ Düsseldorf, Klaus Ulrich: Ingo Arendt. Was in uns stirbt. Ein bibliophiler Gedichtband. In: Literatur in Krefeld. Zeitschrift für Krefeld und Autoren vom Niederrhein, Nr. 17, Krefeld, Dezember 1990, S. 17.

²⁹ Ebd.

³⁰ Ebd.

³¹ Lingnau, Frank: Mit seinen Gedichten allein. Ein Plädoyer für den Versuch, die Gedichte des Krefelder Schriftstellers Ingo Arendt zu lesen, a.a.O., S.17.

³² Ebd.

³³ Ingenpahs, Heinz-J. [Kürzel: ipa]: Erinnerung an eine zauberische Liebe. Das vierte Heft „Literatur in Krefeld“

mit Beiträgen junger Autoren. In: Westdeutsche Zeitung, Kultur in Krefeld, 10. Mai 1986.

³⁴ Ebd.

³⁵ Ebd.

³⁶ Frese, siehe Fußnote 7.

³⁷ Ebd.

³⁸ Traub, Ulrich [Kürzel: tr]: Vers um Vers ein Hilferuf. Literaturwerkstatt gab bibliophilen Band „Was in uns stirbt“ heraus. In: Westdeutsche Zeitung, Kultur in Krefeld, 4. August 1990.

³⁹ Lingnau, siehe Fußnote 9, a.a.O., S. 17.

⁴⁰ A.a.O, S. 18.

⁴¹ A.a.O., S.19.

⁴² Ingenpahs, Heinz-J. [Kürzel: ipa]: Im Wörterdickicht. Erzählungen von Ingo Arendt bei Sassafras. In: Westdeutsche Zeitung, Kultur in Krefeld, 19. November 1994.

⁴³ Ebd.

⁴⁴ Ebd.

⁴⁵ Ebd.

⁴⁶ Ebd.

⁴⁷ Düsseldorf, siehe Fußnote 27, ebd.

⁴⁸ Slegers, Herbert: I – Brief an Ingo Arendt anlässlich der Herausgabe des Gedichtbandes „Was in uns stirbt“ im Frühjahr 1990. In: Literatur am Niederrhein. Zeitschrift für Literatur niederrheinischer Autoren. Nr. 34, Krefeld, August 1996, S. 11 f.

⁴⁹ Ders.: II – Notiz zu „Verhaltenes Liebesgedicht“, veröffentlicht 1990 in „Was in uns stirbt“. In: a.a.O. S. 12 f.

⁵⁰ Ders.: III – Notiz zur Herausgabe des Gedichtbandes „Die dröhnenden Krusten des Mutterbodens“. In: a.a.O. S. 15

⁵¹ Schmidt, Klaus Matthias: Das Wunder kam zu spät. Gedichtband des verstorbenen Autors Ingo Arendt bei Sassafras erschienen. In: Rheinische Post, Krefelder Feuilleton, 28. September 1996.

⁵² Slegers III, ebd.

⁵³ Ebd.

⁵⁴ Lingnau, Frank; siehe Fußnote 9, a.a.O., S. 19

⁵⁵ Arendt, Ingo: Die in Unschuld gebadeten Hände. In: Ders.: Die Festung der Tage, Erzählungen. Krefeld 1994 (Sassafras), S. 23 f.

⁵⁶ Schmidt, Klaus [identisch mit Schmidt, Klaus Matthias]: Der Terror der Gesellschaft gegen die „Unnormalen“. Autoren lasen in der Stadtbücherei aus den Werken des im Vorjahr 38jährig gestorbenen Ingo Arendt. In: Rheinische Post, Krefelder Feuilleton, 15. Dezember 1994.

⁵⁷ Büchner, Georg: Lenz. In: Ders.: Werke und Briefe, Darmstadt 1984?, S. 89.

⁵⁸ Arendt, Ingo: Die in Unschuld gebadeten Hände. In: Ders.: Die Festung der Tage. Erzählungen, Krefeld 1994 (Sassafras), S. 25.

⁵⁹ Arendt, Ingo: Im Schlußverkauf. In: Ders.: Die Festung der Tage. Erzählungen, Krefeld 1994 (Sassafras), S. 12 f.

⁶⁰ Hoeps, Thomas: Vorwort. In: Arendt, Ingo: Die Festung der Tage. Erzählungen, Krefeld 1994 (Sassafras), S. 7.

⁶¹ Arendt, Ingo: Krefeld. In: Ders.: Die dröhnenden Krusten des Mutterbodens. Gedichte, Krefeld 1996 (Sassafras), S. 11.

⁶² Arendt, Ingo: Endspurt durch die Sackgasse. In: Ders.: Die Festung der Tage. Erzählungen, Krefeld 1994 (Sassafras), S. 33.

Texte von Ingo Arendt

Die Kunst zu gebären

Von allen guten Geistern
verlassen am Schreibtisch jemand
in trübem Brüten zur Nacht

bevor der gleiche Mensch
einen Tag gealtert
nachts am Schreibtisch

überlegt, berechnet
dem ziellosen Grübeln
Wortkleider anzulegen.

Krefeld

An beiden zitternden Brennpunkten
Unterführungen, Ladenstraßen durch die
Bauten, als wären wir Höhlenwesen.

Die Stadt ohne Sehenswürdigkeiten
voller sichtbarer Entwürdigungen:
An kurzer Leine gezerrte Kinder

über der Zukunft eines Landes, das
einzig deutschen Doggen,
Schäferhunden
freien Auslauf gewährt.

Am Schreibtisch Schuldtürme von
Absagen als Niederlagen, die niemand
steht
beim Wühlen in Fotografien und Briefen

Hilferufe auf Reise nach Süden, bevor
die Überwachung aus dem Elternhaus
gebietend mit Schlüsseln rasselt.

Weitab das Lächeln von Freunden
zwischen lauernden Masken bisweilen
der Aufschrei einer Faust.

Allein verharren im Warten
tagein, tagaus fragwürdiger
das Wunder.

Unfallmeldung

Mein Versuch
mich umzubringen

rammte mir
in den Hinterkopf
die offene Wunde.

Keine Spur davon jetzt
fremder Schaulust
zu begaffen

doch wir fühlen
Härte bei Berührung.

Im Schlußverkauf

Mir hing der stumpfwinklig vom Rumpf gebeugte Kopf in der Schlinge. Zu meinen Füßen die mit abgepackten Rationen gefüllte Kühltruhe. Die Akademikerin, hinter der Staffelei halbrechts von mir, ließ ihre Hand verbissen über die Leinwand gleiten. Musterte sie mein Hängen kritischen Blicks, glückte es mir leicht, mich ihr zuzuwenden oder ihr den Hintern zu zeigen. Mit lächelnder Nachsicht verfolgte sie meine Schwimmbewegungen, mit deren Hilfe ich verordnete Richtungswechsel vollzog. Wir stellten ein Team dar.

Erst als die Dorfbevölkerung den Lärm in der Markthalle bemerkte, verhielten wir uns, jeder für sich, wie man uns ließ. Die Künstlerin wandte die Bildfläche ab von der Menschentraube, der ich überbetont lässig entgegengrinste. Natürlich schoben die Honoratioren sich vor, um gutabgehangene Stücke von mir an sich zu zerren. Als die

Arbeitslosen, die hier an der Grenze kaserniert waren, zum Zuge kamen, waren Hände und Füße, die am geringsten durchbluteten Körperteile, längst von der Bürgermeisterei, dem Pfarramt und den Würdenträgern der Finanzbehörde einverleibt worden. Ja, es gelang mir nur unter Aufbietung all meiner Kräfte, einen Aufschwung nach rechts zu vollziehen, der Künstlerin verdienten Lohn ihres Schaffens zuteil werden zu lassen. Irritiert blickte sie von ihrer Arbeit auf, als ich ihr meine Wade hinstreckte, lächelte eher höflich als dankbar. Aber ich gönnte ihr diesen kleinen Imbiß zur Stärkung ihrer künstlerischen Kräfte. Kaum pendelte ich zur gierigen Masse zurück, wurden durch einen einzigen Prankenhieb meine Lende und der Rest der Wade fortgerissen. Nein, ich spürte keinen Schmerz mehr, die Nervenenden waren frühzeitig abgestorben. Stattdessen befahl mich dumpfe Genugtuung, endlich, immerhin im besten Mannesalter, meinen

Mitmenschen nutzen zu dürfen. Ich baumelte als Mann ohne Unterleib, soeben hatte jemand meine Hoden gepflückt, aber wozu sollten mir die noch dienen. Die Malerin wuchs über sich hinaus, schien dennoch den Phasen meines leiblichen Abwrackens nicht mehr folgen zu können.

Der vorgepreschte Hund sollte nicht zu kurz kommen. Liebevoll klemmte ich den am geopfertem Brustkorb Verbissenen zwischen meine Ellenbogen-Stümpfe, hievte ihn in die Höhe, schon biß er sich an meinem Haarschopf fest. Mir überdehnten die Halsmuskeln, rissen. Bevor mein Schädel über den Rand der Tiefkühltruhe kullerte, sah ich Zuschauer, die dem Ausgang zustrebten. Die Kunstmalerin wollte mir das neueste Porträt präsentieren, hielt jedoch vor der auf Kacheln klatschenden Gehirnmasse inne und wandte sich widerwillig ihren Farben zu.

Nachweis:

Die Gedichte entstammen dem Band: „Die dröhnenden Krusten des Mutterbodens“ (Krefeld 1996). Die Erzählung wurde der Sammlung „Die Festung der Tage“ (Krefeld 1994) entnommen. Rechtschreibung und Zeichensetzung wurden nicht an die heute gültigen Regeln angepasst. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Sassafras Verlags, Krefeld.

Die Verfolgung der Juden in der niederländischen Provinz Limburg während des Zweiten Weltkrieges

von Herman van Rens, übertragen von Ingrid Schupetta

Der Holocaust war der unbegreiflichste und abscheulichste Massenmord während des Zwanzigsten Jahrhunderts. In Deutschland wurde der Judenmord ausgedacht. Das Verbrechen wurde im Namen des deutschen Volkes vollbracht. Es wurde zum größten Teil von deutschen Bürgern ausgeführt. Deutschland ist aber auch das Land, wo man sich – zu Recht – am meisten mit der quälenden Frage beschäftigt, wie das alles geschehen konnte, vor der eigenen Haustür und zu einer Zeit, die noch gar nicht so lange vergangen ist.

Am 20. März 2014 habe ich in Krefeld einen Vortrag über die Verfolgung der Juden in Limburg während des Zweiten Weltkrieges gehalten. Dies geschah in den Räumlichkei-

ten der Jüdischen Gemeinde anlässlich der Jahreshauptversammlung des Vereins für Heimatkunde. Ich war dazu von Robert Claßen (Verein für Heimatkunde) und Dr. Ingrid Schupetta (NS-Dokumentationsstelle der Stadt Krefeld) eingeladen worden. Dies zeigt das Bedürfnis der Menschen in den beiden Nachbarländern, auch gemeinsam über die Vergangenheit nachzudenken und daraus für die Zukunft zu lernen.

Der Holocaust in den Niederlanden

In fast ganz Europa, soweit es im Machtbereich Hitlers lag, wurden die Juden verfolgt und ermordet. Das Ziel war letztendlich überall gleich. Nach Auffassung der Natio-

nalsozialisten sollten die Juden aus Europa verschwinden. Der Weg dahin führte über verschiedene Stationen und unterschied sich von Land zu Land, von Region zu Region. Dieser Artikel handelt von der Judenverfolgung in der niederländischen Provinz Limburg. Er ist ein Beitrag zur lokalen Geschichtsschreibung von Limburg und vermittelt neue geschichtliche Erkenntnisse über die südlichste Provinz der Niederlande. Zum größten Teil beruht er auf der bislang kaum durchgeführten Auswertung örtlicher oder regionaler Archive. Außerdem ist die Untersuchung ein Beitrag zu der Diskussion, warum gerade in den Niederlanden ein größerer Anteil jüdischer Menschen deportiert und ermordet worden ist als in allen anderen Ländern Westeuropas.

Für deutsche Leser bedarf diese Fragestellung näherer Erklärung. Ich beginne mit einer Beschreibung des großen Unterschiedes zwischen dem Deutschen Reich und den Niederlanden im Bezug auf den Verlauf der Judenverfolgung. Dieser Unterschied beruht auf der Theorie, dass der Entscheidung zum Judenmord ein langer Prozess vorausging (Funktionalismus). Früher wurde, auch von Historikern, zu unrecht davon ausgegangen, dass Hitler von Anfang an die Absicht hatte, alle Juden zu ermorden, sobald er nur die Gelegenheit dazu bekam. Begriffe wie „Endlösung“ und „judenrein machen“, die schon in seinen frühen Reden und in seinem Buch „Mein Kampf“ vorkommen, schienen darauf zu verweisen. Das ist die „intentionalistische“ Sichtweise in Bezug auf den Judenmord.

Diese Auffassung hat sich inzwischen als falsch erwiesen. Hitler wollte 1933 Deutschland von der „jüdischen Rasse“ „säubern“. Er wollte das durch eine derart schlechte Behandlung erreichen, dass sie „freiwillig“ das Land verließen. Als es aufgrund der geschichtlichen Umstände und Entwicklungen unmöglich schien, sich der Juden durch die „freiwillige Ausreise“ zu entledigen, veränderte sich das Vorgehen der Nazis und auch die Bedeutung des Wortes „Endlösung“. Von 1938 bis 1939 war eine „freiwillige“ Emigration kaum noch möglich, weil es für alle Nachbarstaaten Zuwanderungsbegrenzungen gab. So blieb den Juden kein anderer Weg als die illegale Grenzüberschreitung, die Flucht.

Nach Kriegsbeginn wurden Pläne entworfen, alle verbliebenen deutschen Juden auf die unter französischer Herrschaft stehende afrikanische Insel Madagaskar zu verschiffen. Es stellte sich heraus, dass das gegen die nach wie vor bestehende Übermacht der britischen Marine nicht möglich war. Deswegen wurden die Juden in Ghettos abgeschoben, die vor allem im besetzten Polen eilig hergerichtet wurden. Nach dem Überfall auf die Sowjetunion 1941 wurden Juden auch in von den Deutschen eingerichtete Ghettos auf dem Gebiet der besetzten Staaten der Sowjetunion gebracht. Schließlich wurde im Dezember 1941 – als sich herausstellte, dass aufgrund der Kriegslage eine weitere Deportation der Juden in Richtung Sibirien unmöglich war – der Entschluss zum Judenmord gefasst. Ausgenommen wurden vorläufig nur „Prominente“, Juden, die über 65 Jahre alt waren und „Halbjuden“. Für sie richtete man das „Altersghetto Theresienstadt“ in Böhmen, auf halber Strecke zwischen Dresden und Prag, ein. Der Judenmord fand 1941 an Erschießungsplätzen wie in der Nähe von Riga, Kaunas oder Minsk oder in den Lagern der „Aktion Reinhard“ statt (Treblinka, Sobibor, Belzec). Erst 1942 wurden auch deutsche Juden in das zentrale Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau gebracht.

Die deutschen Juden befanden sich seit 1933 in den Händen der Nationalsozialisten. Sie

durchliefen alle Stadien der „funktionalistischen“ Entwicklung (Entrechtung, Enteignung, Entpersönlichung). Viele wurden schließlich ermordet, aber wenige kamen direkt nach Auschwitz. Die Entwicklung zum Judenmord in Deutschland war unvorhersehbar und änderte sich häufig. Letztendlich gelang es 65 Prozent der Juden, die 1933 in Deutschland wohnten, das Naziregime zu überleben, die meisten davon waren ins Ausland geflohen.

Von den 1450 Juden, die in Krefeld wohnten, überlebten 55 Prozent. Viele hundert wurden ermordet. Ort, Zeit und Umstände ihres Todes waren sehr verschieden. Mindestens 140 Krefelder Juden flohen schutzsuchend in die Niederlande, nach Belgien oder Frankreich. Sie wurden aus den Ländern, wo sie Schutz gesucht hatten, deportiert.

Die Deportationen aus Krefeld begannen im Jahr 1941. Eine Gruppe von 50 Menschen, zumeist im erwerbsfähigen Alter, wurde am 25. Oktober in das Ghetto von Litzmannstadt (Lodz, damals annektiert und Teil des Deutschen Reiches) deportiert. Von dort ging es für viele in die Orte der Vernichtung wie Chelmo und Auschwitz. Am 11. Dezember wurden 144 Juden aus Krefeld nach Riga in Lettland geschickt. Viele wurden in den Wäldern bei Rumbula und Bikerniki erschossen. 149 Juden aus Krefeld wurden im April und Juni 1942 in das Durchgangslager Izbica in der Nähe von Lublin gebracht. Die meisten dürften gemeinsam mit den polnischen Juden in Sobibor oder Belzec im Verlaufe des Jahres 1942 vergast worden sein, wenn sie nicht in Izbica durch die Willkür der örtlichen Gestapo-Beamten ermordet worden waren.

Die letzte Gruppe mit 233 Juden wurde am 25. Juli 1942 in das Altersghetto Theresienstadt deportiert, zunächst noch mit dem Ziel, dass sie dort unter möglichst widrigen Umständen vegetieren sollten. Die meisten wurden allerdings wenige Monate später in die Vernichtungslager Treblinka oder Auschwitz-Birkenau gebracht und dort ermordet.

Völlig anders war die Situation in den Niederlanden. Als erstmal beschlossen war, dass auch die Juden aus den Niederlanden deportiert werden sollten, gab es bereits die auf höchster Ebene gefasste Entscheidung, alle Juden zu ermorden. Die niederländischen Juden gerieten damit direkt in die letzte Stufe der „Endlösung“. Die Deportationen aus den Niederlanden begannen am 15. Juli 1942. Praktisch alle Züge aus dem zentralen Durchgangslager Westerbork fuhren direkt in die Vernichtungslager Sobibor oder Auschwitz. Von den niederländischen Juden überlebten nur 23 Prozent. Fast nur solche, die sich dem Zugriff entzogen, indem sie sich versteckten (onderduikers bzw. Untergetauchte), überlebten den Krieg.

Die Geschichte des Judenmords verlief in den Niederlanden also viel gradliniger als in

Deutschland. Das heißt aber nicht, dass es in den Niederlanden keine Unterschiede in der Art und Weise gab, wie die Juden verfolgt wurden. Der Vortrag vom 20. März 2014 und dieser Artikel beschreiben, wie sich der Ablauf der Ereignisse in Limburg von den restlichen Niederlanden unterscheidet.

Die Juden in der Provinz Limburg

In den 1930er-Jahren lebte in Limburg eine jüdische Bevölkerung, die von einer starken Überalterung und schrumpfenden Gemeinden geprägt war. In der Zeitspanne von 1870 bis 1930 war ihre Zahl um die Hälfte zurückgegangen, auf etwa 800 Menschen. Die Juden in Limburg waren – wie auch die Juden in den übrigen Niederlanden – gut in die Gemeinschaft integriert. Es gab wenig Antisemitismus. Gesellschaftlich und wirtschaftlich waren die Juden vorwiegend im Bereich des Handels mit Vieh, Fleisch und im Textilsektor vertreten. Ein Teil war dadurch zu ansehnlichem Wohlstand gekommen. Auch in dieser Hinsicht glichen die Limburger dem niederländischen Judentum außerhalb Amsterdams. In religiöser Hinsicht waren die meisten Juden Mitglieder der niederländischen israelitischen Religionsgemeinschaft, aber ihre Integration in ein katholisches Umfeld beeinflusste stark die Praktiken der Religionsausübung und die kulturellen Gebräuche. Sie hatten jedoch mit ihrer Kultur keineswegs gebrochen. Sie bekannten sich zum Judentum und wurden auch von ihrer Umwelt als Juden gesehen.

Die Flüchtlinge, die zwischen 1933 und 1940 aus Deutschland in Limburg ankamen, brachten große Veränderungen in die jüdischen Gemeinden und ihre gesellschaftliche Position. Sie gerieten in eine Umgebung, in der antidemokratische und faschistische Strömungen immer mehr Anhänger bekamen. Dies führte jedoch nicht zu einer großen Zunahme des Antisemitismus. Das wird dadurch erklärt, dass, nachdem die nationalsozialistische Partei NSB in Limburg gute Wahlergebnisse hatte, die katholische Volkskirche die Gegenbewegung gegen die NSB anführte. Die Neuankömmlinge wurden verhältnismäßig einfach in das jüdische und sonstige Zusammenleben aufgenommen. Ihnen wurde durch verschiedene jüdische Hilfsorganisationen geholfen. Durch ihre Ankunft verdoppelte sich die Anzahl der Juden in der Provinz, und die Wertschätzung in Limburg bekam einen positiven Impuls.

Die Verfolgung

Nach dem deutschen Einfall in die Niederlande wurden die Juden im ganzen Land Opfer von Diskriminierung, Stigmatisierung, Isolation und Enteignung. Es kam zu einer Vielzahl von antijüdischen Maßnahmen und Anordnungen. Eine dieser Maßnahmen war



Abb. 1. Die Schule in Maastricht, vor der sich die Juden am 25. August 1942 versammeln mussten.

das Aufstellen von kleinen Schildern mit der Aufschrift „Verboden voor Joden“ (Für Juden verboten) an Straßen und Plätzen. Häufig entfernten Unbekannte diese Tafeln. Weil die Ordnungskräfte ihrer nicht habhaft werden konnten, wurde am 20. Mai 1942 eine Gruppe von zehn angesehenen Bürgern aus Maastricht zum Opfer deutscher Willkür. Zur Vergeltung wurden sie von der Sicherheitspolizei festgenommen und in das Konzentrationslager Amersfoort eingesperrt. Sie wurden mit dem ersten Transport, der am 15. Juli 1942 nach Auschwitz ging, deportiert.

Einen Höhepunkt fanden die antijüdischen Maßnahmen in der Meldepflicht für Juden im Juni 1942. Die Bürgermeisterämter sollten Listen aller Juden anfertigen. Die Bürgermeister wurden somit zu meist unfreiwilligen Beteiligten in dem sich vollziehenden Drama. Wenig später sollten diese Listen zur Grundlage der Deportationen nach Osteuropa werden.

Die Massenverhaftungen und die darauf folgenden Transporte in die Vernichtungslager begannen in den Niederlanden im Juli, in Limburg im August 1942. Dabei ist in Limburg ein deutlicher und bedeutsamer Unterschied zum Ablauf in vielen anderen Teilen der Niederlande festzustellen. Aus Limburg wurden die Juden im Rahmen einer begrenzten Anzahl großer Verhaftungsaktionen weggeführt. Dies ist ein Unterschied zu der Situation in den Städten im Westen der Niederlande, wo die Deportationen einen kontinuierlichen Charakter hatten. Zusätzlich wurden in Limburg bis zum April 1943 Menschen über 60 Jahren von den Deportatio-

nen ausgenommen. Auch dies unterscheidet sich vom Rest der Niederlande, wo von vornherein sämtliche Altersstufen deportiert wurden.

Am 2. August 1942 wurde erneut eine Gruppe von Juden Opfer einer Vergeltungsaktion: katholisch getaufte Juden wurden bei einer Razzia aufgegriffen und deportiert. Grund dafür war, dass am Sonntag, dem 26. Juli, in den katholischen Kirchen ein Hirtenbrief verlesen wurde, in dem die niederländischen Bischöfe gegen die Transporte von Juden in den Osten protestierten, die vor einigen Tagen begonnen hatten.

In Limburg wurden verhältnismäßig wenige Männer zu den jüdischen Arbeitslagern in den Niederlanden einbestellt. Das war in den meisten anderen Teilen des Landes anders, besonders in den drei nördlichen Provinzen (Groningen, Friesland und Drenthe). Die verwaltungsmäßige Vorbereitung des Aufrufes in die Arbeitslager wurde auch in Limburg durchgeführt und fand einige Tage vor den ersten Massenverhaftungen statt. Außerdem galt für beide Aktionen eine altersmäßige Begrenzung auf 60 Jahre. Möglicherweise hat das zu einiger Verwirrung sowohl bei den Opfern als auch bei den betroffenen örtlichen Behörden geführt.

Die ersten massenhaften Verhaftungen nahmen am 25. August 1942 ihren Lauf. Die meisten der Limburger Juden, die unter 60 Jahre waren, hatten einen Tag zuvor einen Aufruf bekommen, der den Befehl enthielt sich zum Arbeitseinsatz in einer Sammelstelle einzufinden. Sie befand sich in einem Schulge-



Abb. 2. Erinnerungstafel an die Deportation der Limburger Juden

bäude hinter dem Bahnhof von Maastricht. Der Aufruf wurde ihnen von niederländischen Polizisten überbracht, Beamte der Gemeindepolizei oder der den Gemeinden unterstellten Feldwache (der Polizei auf dem Lande). Juden wurden so einen Tag vor ihrer bevorstehenden Verschleppung informiert. Die Tarnbezeichnung „Arbeitseinsatz“ wurde dadurch etwas glaubwürdiger, dass man die Alten verschonte und auch viele Ausnahmen zuließ, wenn Menschen krank waren oder andere Gründe für eine Rückstellung anführen konnten. In dieser Hinsicht unterscheidet sich die Lage in Limburg wesentlich vom Rest der Niederlande; wie gesagt, wurden die Juden dort sämtlich festgenommen und deportiert.

In Limburg hatten die Juden einen Tag Zeit, sich zu verstecken oder rückstellen zu lassen, so dass von den 600 Juden, die nach Westerbork gebracht werden sollten, tatsächlich nur weniger als 300 in das Lager kamen. Die meisten Häftlinge wurden gezwungen, in den ersten Zug nach Osten zu steigen, der am 28. August aus den Niederlanden abfuhr. Das war zufällig auch der erste Zug, der in Kosel Halt machte, ungefähr 80 Kilometer vor Auschwitz. Hier wurden die Männer zwischen 16 und 50 Jahren, darunter 75 aus Limburg, aus dem Zug geholt und in Zwangsarbeitslager gebracht. Diese Lager unterstanden nicht der Konzentrationslager-SS, sondern einer anderen Abteilung, der Organisation Schmelt. Sie war unter anderem für die Verbesserung der Infrastruktur in Schlesien zuständig. Die große Mehrheit der Zwangsarbeiter kam bei schwerster körperlicher Arbeit durch Krankheiten und Hunger ums Leben.

Die Frauen und Kinder sowie die Männer zwischen 50 und 60 Jahren aus dem Transport vom 28. August wurden am 31. August in Auschwitz-Birkenau vergast.

Die zweite große Aktion war eine unangekündigte Razzia am 10. und 11. November 1942, die ebenfalls durch die niederländische Polizei durchgeführt wurde. Juden waren angehalten, ihre Häuser nicht zu verlassen und hatten deswegen wenig Chancen, zu entkommen. Auch diesmal waren nur Personen unter 60 Jahren betroffen und es gab viele Freistellungen von Kranken und den sie pflegenden Angehörigen. Ungefähr 125 Limburger wurden durch die Limburger Polizei an die deutsche Sicherheitspolizei übergeben.

Nach diesen beiden Verhaftungswellen blieben in Limburg nur die Alten und Kranken zurück. Ende März 1943 erhielten sie die Nachricht, dass ab dem 10. April allen Juden der Aufenthalt in acht niederländischen Provinzen, darunter auch Limburg, verboten sein würde. Sämtliche Mitglieder der übrig gebliebenen jüdischen Gemeinschaft sollten gezwungenermaßen in das Konzentrationslager Vught in der Nähe der Stadt Herzogenbusch in der Provinz Nord-Brabant „umziehen“. Vught wurde, im Gegensatz zu Westerbork, als ein Arbeitslager angesehen. Man konnte davon ausgehen, dass man von dort aus nicht in den Osten deportiert werden würde, sondern dort bleiben könne, solange die Besatzung dauerte. Doch trafen von den 500 Personen, die nach Vught hätten gehen sollen, nur 215 tatsächlich dort ein. Es stellte sich heraus, dass viele die Zeitspanne zwischen der Bekanntmachung und dem Zwangsumzug nutzten, um unterzutauchen. Die meisten der älteren Limburger, die nach Vught hätten gehen sollen, wurden am 8. Mai nach Westerbork gebracht und dort schon am 11. Mai in einen Zug nach Sobibor gesetzt. Sobibor war ein reines Vernichtungslager und so kann man sicher sein, dass sie dort alle am 14. Mai bzw. in den Folgetagen vergast wurden.

Dieses Schema der Verhaftungen und Deportationen führte dazu, dass die Limburger Juden je nach Alter und Geschlecht an unterschiedlichen Orten ermordet wurden. Die Älteren starben in Sobibor, die Männer zwischen 16 und 50 Jahren in den Zwangsarbeiterlagern im westlichen Polen und die Frauen und Kinder in Auschwitz.

Die große Mehrheit der Limburger Juden wurde nach einer Ankündigung einen Tag vor der Deportation festgenommen. Unangekündigte Razzien betrafen die katholischen Juden (am 2. August 1942) und eine Gruppe von 125 Menschen im November 1942. Die meisten Juden hatte eine kurze Zeitspanne, um über das Verstecken nachzudenken und ein Versteck vorzubereiten. Ungefähr die Hälfte tauchte wirklich ab. Das ist für die Niederlande ein vergleichsweise hoher Anteil.

Eine Wahl zwischen dem Gehorsam gegenüber den deutschen Behörden und dem Untertauchen war den Limburger Juden möglich. Die Juden wussten, genau wie die anderen Limburger, dass ihnen im Osten ein hartes Leben bevorstand. Aber, um es in die Worte des Historikers Bart van der Boom zu fassen, sie „wussten nichts von ihrem Schicksal“, nämlich dass auf die meisten Opfer ein Tod in den Gaskammern wartete. Auf der anderen Seite waren die Gefahren eines Untertauchens kaum überschaubar. Die größte Angst war, dass man in einem Versteck aufgegriffen werden könnte und dass dies als Strafe höchstwahrscheinlich zu einer Deportation in das Konzentrationslager Mauthausen führen würde. Mauthausen, dies wusste man bereits, stand für einen sicheren Tod. In der schweren Entscheidung zwischen dem Verstecken und dem Gehorsam trafen viele Juden, die sich „freiwillig“ meldeten, eine in ihren Augen vernünftige Wahl.

In einer ähnlichen Lage befanden sich die nicht-jüdischen Limburger, die entscheiden mussten, ob sie den bedrängten Juden zur Hilfe kommen mussten oder nicht. Auch sie konnten weder die Gefahr, in der sich die Juden befanden, noch die Gefahr, in die sie sich mit einer Hilfeleistung begaben, wirklich einschätzen. Viele Limburgerinnen und Limburger, einschließlich der Amtsträger und Polizeibeamten, taten sich damit sehr schwer.

Trotz alledem entschieden sich die Hälfte der Limburger Juden für ein Leben in der Illegalität oder die Flucht nach Belgien oder von dort aus weiter. Daraus könnte man umgekehrt schließen, dass die Juden, denen es durchaus möglich war, eine Wahl zwischen dem gehorsamen Melden bei den Besatzern und dem ungehorsamen Verstecken zu treffen, noch häufiger den Ungehorsam hätten wählen sollen.

Von einem Urteil, dass alle niederländischen Juden „wie die Schafe zur Schlachtbank“ getrotet wären, können sie aber trotzdem freigesprochen werden. Denn selbst bei den ungefähren oder falschen Informationen über das tatsächliche Schicksal im Osten wählte die Hälfte der Juden das Risiko des Untertauchens – sofern es ihnen denn möglich war.

Juden im Untergrund in Limburg

Die Hälfte der Juden aus Limburg tauchte unter. Danach suchten mehr als 2000 Nicht-Limburger Juden in der südlichsten Provinz der Niederlande Unterschlupf. Viele Menschen organisierten ihr Versteck selbst. Außerdem waren in Limburg Hilfsorganisationen mit der Hilfe für die Untergetauchten beschäftigt. Vor allem entstanden einzelne große Organisationen, die sich schwer-

punktmäßig bei der Hilfe für jüdische Kinder engagierten. Die Illegalen und ihre Helfer mussten häufig schwerwiegende Probleme lösen und zahlreiche Gefahren durchleben.

In der Provinz wurden 270 jüdische Untergetauchte im Auftrag der Sicherheitspolizei festgenommen. Es bestanden Unterschiede zwischen den Festnahmen der Illegalen in Nord- und in Südlimburg. Im Süden begannen die Verhaftungen früher als im Norden. Sie wurden dort ausschließlich durch oder zumindest im Auftrag der Sicherheitspolizei in Maastricht durchgeführt, während im Norden zusätzlich andere Behörden tätig waren.

Auch unter den Helferinnen und Helfern gab es Opfer. Nur wenige wurden allerdings allein wegen ihrer Hilfe für Juden festgenommen. Meist hatten sie sich an anderen Aktivitäten gegen die Besatzer beteiligt, die dann der eigentliche Grund für ihre Festnahme waren.

Ungefähr 650 Limburger Juden wollten ihr Leben durch Flucht oder Untertauchen retten. Von Ihnen wurden 160 jedoch festgenommen: 40 bei ihrer Flucht ins Ausland, 70 innerhalb Limburgs und 50 in anderen Teilen der Niederlande. In ganz Limburg waren 2400 Juden untergetaucht, 400 Limburger und 2000 Nicht-Limburger. Von ihnen erlebten 2100 die Befreiung. Die Anzahl der Untergetauchten war in Limburg auf Tausend Einwohner bezogen größer als in den ganzen Niederlanden. Die Prozentzahl der verhafteten Illegalen war kleiner als im Durchschnitt aller Provinzen.

Wir finden selbst in der kleinen Provinz Limburg große Unterschiede. Daraus sollen später noch wichtige Schlüsse gezogen werden.

Gleich nach der Befreiung spielte Limburg durch seine geografische Lage eine wichtige Rolle als erster Anlaufpunkt für die Untergetauchten und die aus den Lagern zurückkehrenden Juden. Die oft vertretene Auffassung, dass dies in den allgemeinen Schwierigkeiten des Nachkriegslebens unterging, entspricht nicht den Tatsachen. Die Erstversorgung wurde in Limburg mit viel Mitgefühl organisiert. Die kleine jüdische Gemeinschaft spielte dabei einen nicht zu unterschätzenden Part.

Forschungsbilanz

In Limburg haben nachweislich 44 Prozent der Juden überlebt. Diese relativ hohe Zahl kommt durch die Illegalen zu Stande. Die Überlebenschancen von Kindern waren höher als die der Erwachsenen. Sie waren für die Juden mit polnischer Abstammung größer als die mit einer deutschen. Was das Alter betrifft, so sind die Befunde in Limburg denen in den ganzen Niederlanden vollkommen entgegengesetzt. Nur hier hatten die Kinder Überlebenschancen.



Abb. 3. Gérard Pontier, Pfarrer in Heerlen

Wir stellen die Überlebenschancen in Limburg nun in einen internationalen Vergleich. Internationale Vergleiche sind ein schwieriges Unterfangen, weil die politischen, geografischen, sozialen und historischen Gegebenheiten in den von den Nazis besetzten Ländern höchst unterschiedlich waren. Das einzig erkennbare Muster ist, dass die Satellitenstaaten des Dritten Reiches ihre Juden einigermaßen beschützen konnten.

Oberflächliche Vergleiche mit den Nachbarländern Frankreich und Belgien gehen fehl. In Frankreich hatten die Deutschen dem einheimischen Verwaltungsapparat wesentlich mehr Spielräume gelassen als in den Niederlanden. Die französische Verwaltung lieferte die ausländischen Juden aus und versuchte die einheimischen zu schützen. Für Belgien bleibt der wesentliche Unterschied die Haltung der Bevölkerung. Sowohl die jüdischen als auch die nicht-jüdischen Belgier des südlichen Nachbarlandes, allen voran die Wallonen und die Bewohner der Stadt Brüssel, waren von vornherein gegen das deutsche Regime und von daher auch eher bereit, ihm entgegen zu wirken.

Limburg kann man mit dem Rest der Niederlande, vor allem den Provinzen am Rande vergleichen. Die Überlebenschance von Juden war in den nördlichen Provinzen Groningen, Friesland und Drenthe kleiner, in den südlichen Provinzen Nord-Brabant und Limburg größer als in Amsterdam. Das liegt wahrscheinlich an zwei Faktoren: der Effektivität, mit der die verschiedenen Außenstellen der Sicherheitspolizei illegale aufstöberten und dem Schema, nach dem die Verhaftun-

gen ausgeführt wurden. In den nördlichen Provinzen wurden die Juden zum größten Teil während nicht angekündigter Razzien festgenommen. In Limburg, wie in Nord-Brabant und in Utrecht, wurden die meisten Aktionen gegen Juden vorher angekündigt, so dass die jüdischen Opfer wenigstens überlegen konnten, ob sie untertauchen wollten. Die Hälfte verschwand tatsächlich in Verstecken. Das relativiert die Aussage, dass die meisten Juden aus Angst nicht in die Illegalität gingen. Wenn die Juden die Möglichkeit erhielten, ein Untertauchen abzuwägen und über gute Kontakte in die nicht-jüdischen Bevölkerung verfügten, überwandern sie ihre begreiflichen Bedenken und bemühten sich, einen sicheren Platz zu finden. In den großen Städten im Westen der Niederlande wussten die meisten Juden nicht, wann sie festgenommen werden sollten. Viele wurden ohne Vorwarnung aus ihren Häusern abgeholt. Die vorherige Ankündigung an die Opfer hatte die Wirkung, dass sie ihre Angst überwandern und die nötigen Schritte zum Untertauchen vornahmen.

Auch innerhalb der kleinen Provinz Limburg finden wir große Unterschiede, sowohl in dem Prozentsatz der überlebenden Juden als auch in der Anzahl der Illegalen, die von außerhalb kamen. Weil die ganze Provinz zum Amtsgebiet einer einzigen Außenstelle der Sicherheitspolizei gehörte, und die Verhaftungen ganz genau nach dem gleichen Schema erfolgten, muss die Ursache für die Unterschiede in anderen, eher lokalen Faktoren liegen. Ich folge mit meiner Erklärung den Aussagen des amerikanischen Psychologen Ervin Staub über eine society of enablement (Gesellschaft der Ertüchtigung). Durch mehr oder minder zufällige Ursachen konnte (und kann) eine gesellschaftliche Organisation kollektive Normen entwickeln, die entweder ein Wegschauen fördern oder ein Anbieten von Hilfe. Das Verhalten einzelner Personen wurzelt tief in den Normen und Werten der sie umgebenden Gruppe. Dies gibt ihnen eine grundlegende Sicherheit. Innerhalb von Gruppen trachten die einzelnen Mitglieder nach Anerkennung und Bestätigung ihres Tuns und Lassens. Für das Entstehen von Normen innerhalb einer Gruppe spielen die Haltung und das Vorbild einer kleinen Anzahl moralischer Führungspersonlichkeiten, die den Mitgliedern den Weg weisen, eine große Rolle. Hilfe, ebenso wie Wegsehen, wirkten in Limburg während des Krieges ansteckend. Eine Gesellschaft der Ertüchtigung, die auf Hilfe ausgerichtet ist, scheint vor allem in sicheren, kleinen Gemeinschaften zu funktionieren, in denen gegenseitiges Vertrauen zwischen den Mitgliedern einer Gruppe und ihren Führerinnen und Führern besteht.

In Limburg bestanden und entstanden einzelne kleine Gemeinschaften, die mehr als andere bereit waren, Juden zu helfen. Eine davon war die geschlossene Gesellschaft



Abb. 4. Henry Vullings, Pastor von Grubbenvorst, wurde in Bergen-Belsen ermordet.

der reformierten (calvinistischen) Minderheit in Heerlen und Umgebung. Die moralischen Vorbilder waren hier einzelne respektierte und streitbare Prediger und Gemeindevorstände. Eine große Rolle spielte der Pfarrer von Heerlen, Gérard Pontier. In den Dörfern von Nord-Limburg, westlich der Maas, sitzen genauso abgeschlossene Bauerngemeinschaften, die vor allem von einer Gruppe junger Priester stark beeinflusst waren. Sie setzten sich für die Rettung von Juden ein. Mit Verehrung ist hier der Name des in Bergen-Belsen ermordeten Pastors von Grubbenvorst, Henry Vullings, zu nennen.

Aus dem Niederländischen übertragen von Dr. Ingrid Schupetta, Leiterin der NS-Dokumentationsstelle der Stadt Krefeld.

Dr. Herman van Rens (1946) ist ein Historiker, der sich auf den Holocaust spezialisiert hat. Er promovierte im März 2013 mit einer Dissertation „Vervolgd in Limburg. Joden en Sinti in Nederlands-Limburg tijdens de Tweede Wereldoorlog“ (Hilversum 2013). Der ehemalige Hausarzt lebt unweit der Grenze in der Ortschaft Beek, wo er sich in zahlreichen Vereinen engagiert. Im März 2014 wurde er fast gleichzeitig erneut Großvater und Gemeinderat.

Die Dissertation erschien ausschließlich in den Niederlanden. Es gibt 2014 keine Übersetzungen und auch eine Neuauflage des vergriffenen Buches ist nicht geplant. Die NS-Dokumentationsstelle hat ein Exemplar, das zu den Öffnungszeiten des Stadtarchivs dort eingesehen werden kann.

„Zigeuner“: Fiktion und Wirklichkeit in einer westdeutschen Region

Ein Beitrag zur Minderheitengeschichte am Niederrhein im 19. und 20. Jahrhundert

von Ulrich Friedrich Opfermann

Der Niederrhein mit Krefeld als Zuzugsziel¹

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts erfuhr der Rhein-Ruhr-Raum eine starke Zuwanderung von Menschen aus den preußischen Armutsgebieten im Osten wie auch im Westen. Als ein kleiner Teil dieser Migrationsbewegung ist der vermehrte Zuzug von Gruppen zu sehen, bei denen es sich in der Vorstellung der eingesessenen Bevölkerung um „Zigeuner“ handelte und die als solche von der staatlichen Verwaltung bekämpft wurden. Seit der Reichsgründung wurden die Aktivitäten gegen sie erheblich ausgeweitet. Begründet wurden sie vom preußischen Staat und den Medien mit flächendeckendem „Umherziehen“, das sich zu einer allgemeinen Bedrohung ausgewachsen habe.²

Unterscheidungen

Die deutschen Staaten, so auch Preußen, trafen dabei die Unterscheidung zwischen „ausländischen Zigeunern“ ohne eine der Staatsangehörigkeiten des Deutschen Reichs und reichsangehörigen „inländischen Zigeunern“. Die ersteren versuchten sie, mit Einreiseverboten und Abschiebungen jenseits der Grenzen zu halten. Die zweiten versuchten sie, zur Domizilierung zu veranlassen. Bei diesen wurde in widersprüchlicher Weise die weitere Unterscheidung zwischen zwei Teilminderheiten getroffen. So grenzte die reichsweit geltende gesamtdeutsche Denkschrift über die Bekämpfung des Zigeunerunwesens von 1912 „nach Zigeunerart umherziehende Personen“ gegen „Zigeuner“ ab, sprach ansonsten beide Unterkategorien zusammenfassend nur von „Zigeunern“. Sie erläuterte, „nach den bisher bestehenden Vorschriften“ mache „den Zigeuner nicht die Rassen- und Stammesangehörigkeit aus.“ Innerhalb einer solchen Gesamtpopulation von „Zigeunern“ bestimmte sie die Unterkategorie dieses Namens noch wieder als ethnisch gesondertes „Zigeunervolk“. Dieses stehe „auf der niedrigsten Kulturstufe“ und war insoweit von den der Mehrheitsbevölkerung zugeordneten „nach Zigeunerart umherziehenden Personen“ abgesetzt.³

Die Vorschriften differenzierten auf diese Weise zwischen einerseits den Angehörigen

der romanessprachigen Roma und andererseits jenen Deklassierten aus der Mehrheitsbevölkerung, die in generationenlanger Randständigkeit eine eigene Gruppenidentität auszubilden begonnen hatten, sich z. T. als „Jenische“ bezeichneten und, wie es dem Blick von außen erscheinen mochte, „wie Zigeuner“ lebten.⁴ Die einen wie die anderen waren seit langem zur andauernden Migration und zu daraus sich ergebenden ambulanten Erwerbs- und Lebensweisen gezwungen. Sie waren beide den gleichen einschränkenden Maßnahmen, stigmatisierenden Zuschreibungen und exkludierenden Haltungen und Praktiken ausgesetzt. Ungeachtet ganz ähnlicher Ausschluss- und Verfolgungserfahrungen grenzten sie sich dennoch klar gegeneinander ab.

Die Forschung hat bisher wenig Wert auf Unterscheidung gelegt. In Untersuchungen zur Zigeunerverfolgung kommen Jenische als eigenständige Größe kaum vor, sie verschwinden hinter den „ethnischen Zigeunern“, den Roma. Die Forschung blieb sehr lange einem tradierten vereinheitlichenden und diffusen Zigeunerbegriff verhaftet, wie er bis heute im Alltagsdenken lebendig geblieben ist.⁵ Für den Niederrhein gilt, dass beide Gruppen in den Quellen gut unterscheidbar wahrgenommen werden können. Das bietet die Möglichkeit, ihre Geschichten nebeneinander zu stellen und nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden zu fragen.

Immigration, Binnenmigration und Erwerbsweisen

Nach der Reichsgründung begannen die Behörden mit der systematischen Erfassung der Minderheit. 1886 fragte eine von Bismarck für Preußen initiierte „Zigeunerehebung“ nach Durchreisefrequenz und Ortsbezug. Es zeigte sich, dass die meisten „Zigeuner“ ortsfest lebten, und nur eine Minderheit innerhalb der Minderheit tatsächlich „reiste“, was allerdings auch auf andere Teile der Bevölkerung zutraf.⁶

Die Minderheit der deutschen Roma war sehr klein. Als die seit 1899 als Erfassungsbehörde tätige „Zigeunerpolizeistelle München“ Mitte 1925 eine Zwischenbilanz zog, kam sie auf etwas mehr als 14 000 Personen,

bis 1938 ermittelte sie eine Gesamtzahl von etwa 30 000. Das waren zu diesem Zeitpunkt nicht ganz 0,04 Prozent der deutschen Bevölkerung.

Was den Niederrhein angeht, liegen für das 19. Jahrhundert bis in die 1880er Jahre über die Präsenz von „Zigeunern“ bislang behördliche oder mediale Angaben nicht vor. Die Nachfragen der niederrheinischen Mittelbehörden bei ihren Unterbehörden seit 1886⁷ zeigen für diese Region, dass Roma wie auch andere unter „Zigeuner“ subsumierte Gruppen eine seltene Erscheinung waren. Sie rechtfertigen es in keiner Weise, von einer „wahren Landplage“ zu sprechen, wie sie 1886 der Landrat in Neuß im Alarmton beschwor. Typisch war bis weit ins erste Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts eine Aussage wie die von 1886 aus dem Landkreis Krefeld. Demnach würden keine „Zigeuner“ im Kreis wohnen, und es habe „ein Bedürfnis zum Vorgehen gegen inländische Zigeuner sich [...] nicht fühlbar gemacht“.⁸

Das schloss die gelegentliche Gegenwart nicht ganz aus, so z. B. in Homberg, Landort der Rheinfähre von Ruhrort. Dort folgte dem Übersetzen unter Umständen die umgehende eskortierte Abschiebung über die nächste Kreisgrenze, wie sie im Sommer 1896 ein wohl erleichterter Moerser Landrat in den Akten vermerkte. Die Gruppe sei „bereits nach Crefeld abgeschoben“.⁹

Ist die Datenbasis mangels „Zigeunern“ auch schmal, so lassen sich doch einige Aussagen über die am Niederrhein reisenden Angehörigen der Minderheit treffen. Einzelreisende oder familiäre Kleinstgruppen treten nicht ins Bild. Es handelte sich immer um Gruppen mittlerer oder größerer Dimension, was seiner Natur nach ein besonderes Aufsehen erregte. Meistens waren Angehörigen solcher Gruppen verwandtschaftlich und freundschaftlich miteinander verbunden. Die ganz überwiegende Erwerbsweise dieser Roma war der Pferdehandel, was angesichts des ständigen Bedarfs an Pferden in einer landwirtschaftlich strukturierten Region nicht weiter erstaunen kann. Reiseziele waren nicht anders als bei jüdischen Tierhändlern oder solchen aus der Mehrheitsbevölkerung die einschlägigen Märkte, hier

also die regionalen Pferdemarkte (Linnich, Jülich, Köln usw.). Daneben gibt es den Hinweis, dass Roma abseits der großen Märkte mit der lokalen Bevölkerung Pferdehandel trieben.¹⁰ Von einer nicht wirtschaftlich begründeten, sondern auf eine separate Ethnizität zurückzuführenden, auf die Minderheit einzuschränkenden in der Regel betrügerischen und arbeitslosen „Nischenökonomie“, wie sie die frühere „Zigeunerforschung“ den Erwerbsaktivitäten von „Zigeunern“ unterstellte,¹¹ lässt sich nicht sprechen.

Ein kleinerer Teil betätigte sich im Unterhaltungsgewerbe, vor allem als Musiker oder Musikerin (Sängerin, Harfespielerin) und ausnahmsweise als Marionettenspieler. Hausierhandel mit Waren des ständigen Bedarfs (Regenschirme, Schuhriemen, Seife, Gummiband, Schreibfedern usw.), für die die stationären Läden auf dem Land fehlten, spielten wie das Korbmachen oder der Bettel bei Roma eine untergeordnete Rolle. Selten war das Zinggießen oder das Kesselflicken, wie sie in mehrheitsgesellschaftlicher Vorstellung für ganz besonders typisch gehalten werden. Kartenlegen, Handlesen und andere Formen des Wahrsagens oder magische Praktiken treten in den Quellen bislang nirgendwo auf. Herkunftsangaben von Roma-Pferdehändlern zeigen an, dass sie aus Mittel- und Ostdeutschland an den Niederrhein kamen. Einige Male hatten die Behörden es mit fernreisenden Bärenführern zu tun, deren Heimat der Balkan war. Jenische Bettler, Korbmacher, Kesselflicker und Scherenschleifer tauchen kaum einmal in den behördlichen Bestandsaufnahmen auf. Auf sie bezogen ist eine Bemerkung zu finden, die den vom Staat behaupteten Antagonismus von „Zigeunern“ hier und Eingewessenen dort ein Stück zurücknimmt. 1912 hieß es, Ortsansässige unterstützten die Fremden, wenn sie von den Ordnungskräften beim Bettel erwischt würden.¹² Festzuhalten ist auch, dass jegliche Erwerbstätigkeit nur unter der Bedingung des wechselseitigen Nutzens, von Kontakt und Akzeptanz möglich war.

Nicht Mangel an Subsistenzmitteln, also eine generelle Armut, war das objektive Unterscheidungsmerkmal von Roma gegenüber der Mehrheitsbevölkerung, sondern eher Besonderheiten der Kleidung und die abweichende „reisende“ Lebensweise in größerer Gruppe mit Wohnfahrzeugen. Häufiger als die Feststellung der Mittellosigkeit, die es auch gab, ist die von Geldmitteln, die mitunter als „reichlich“ beschrieben wurden. Als im April 1910 eine Aachener Zeitung eine Meldung über eine Gruppe von Pferdehändlern brachte, beschrieb sie kostspielig gekleidete Roma, die hohe Kauttionen hinterlegen konnten und malerische „Zigeunerinnen“.¹³

Regelmäßig betonten die Unterbehörden nach Überprüfungen, dass Gewerbescheine vorliegen würden, die Überprüften ihren

Dienst im preußischen Militär nachweisen könnten und inländische Staatsbürger seien. Im Juli 1910 lagerte eine größere Gruppe von Pferdehändlern mit acht Wagen „am Wäldchen bei Vennikel“ am Weg Traar-Kaldenhausen. Sie setzte sich zusammen aus Angehörigen der Familien Wernicke, Strauß, Hiller, Schmidt, Steinbach, Neues und Rebstock. Seit langem waren sie in Preußen beheimatet und also auch ausnahmslos preussische Staatsbürger.¹⁴

Zwar gab es den Transit aus oder in die Niederlande und aus oder nach Belgien, aber gerade bei den Pferdehändlern auch die ständige Zirkulation innerhalb des Niederrheins. Die wechselnden Aufenthaltsorte ergaben sich aus dem Markt- oder Festkalender. Auch das Hausiergewerbe verlangte, auf die Nachfrage zuzugehen, die sich nach dem Besuch eines Bauernhofs oder dem Rundgang durch den Ort erst einmal erschöpft hatte, und also wechselnde Ziele anzusteuern. Dafür wurden seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts Wohnfahrzeuge eingesetzt.¹⁵ Das waren erst in der späteren Zeit jene pittoresken „Zigeunerwagen“, die die Magazine für ein bürgerliches Publikum und völkercundlich-exotische Ansichtskarten abbildeten. 1886 berichtete ein Polizeidiener in Grimlinghausen der vorgesetzten Behörde von einem „gedeckten Wagen“,¹⁶ 1887 war in Straelen von einem „mit Leinwand überspannten Wagen“ die Rede,¹⁷ 1899 von „sehr primitiven Wagen“¹⁸. Nicht jeder konnte sich einen von Pferden gezogenen Wagen leisten. 1915 wurde in Moers eine kleine Gruppe von Musikern angehalten und kurzzeitig inhaftiert. Sie war mit einem „Ziehwagen“ und einem Kinderwagen unterwegs, also zu Fuß.¹⁹ Eine Einzigartigkeit von Roma waren Wohnwagen nicht. Für alle, die

ein Reisegewerbe ausübten, waren sie von Vorteil, also waren damit auch Familien aus der Mehrheitsbevölkerung oder Jenische unterwegs.

Die romantische Darstellung eines Teils oder der Gesamtheit der niederrheinischen Roma als ein unbekümmertes „fahrendes Volk“, das lieber arm als in der Unfreiheit einer regelmäßigen Erwerbstätigkeit lebe, hat mit ihrer Lebenswirklichkeit nichts zu tun.

Niederlassungsversuche

1906 erhöhte das wilhelminische Preußen mit der Ministerialanweisung zur Bekämpfung des Zigeunerunwesens den Eingliederungsdruck auf die Minderheit. Die geltenden sonderrechtlichen Bestimmungen waren in eine geschlossene Form gebracht. Gegen „ausländische Zigeuner“ und „Zigeuner“ ohne Nachweis der deutschen Staatsangehörigkeit galten ein Einreiseverbot und ein Abschiebegebot, gegen „inländische“ „vorbeugende“ und „unterdrückende Maßnahmen“. Dazu zählten eine möglichst restriktive, schikanöse Praxis bei der Ausstellung von Ausweisen, die Fortnahme als „verwahrlost“ betrachteter Kinder und deren Überweisung in die Fürsorgeerziehung, Eingriffe in die Gewerbefreiheit und in die Freizügigkeit wie die polizeiliche Überwachung auf der Reise oder die „der Zeit und Richtung nach von einander getrennt“ vorzunehmende Entlassung nach einer angesichts zahlreicher auf die Lebenssituation der Minderheit zugeschnittener Straftatbestände leicht geschehenen vorübergehenden Festnahme u. a. m.²⁰

Die grundsätzliche Haltung in weiten Teilen der Mehrheitsbevölkerung wie auch bei



Abb. 1. Jenische Korbmacher, Wickrath, 1895

vielen Polizei- und Verwaltungsangehörigen war von einem Generalverdacht bestimmt. Im medialen und behördlichen Sprachgebrauch war von den Familiengruppen kriminalisierend stets als von „Banden“ die Rede, und die Beschuldigungen reichten bis hin zur mythischen Wanderlegende von der Kindesentführung, wie sie sich 1903 auch am Niederrhein als Fiktion entpuppte.²¹

Angesichts der vielfältigen Reiseschwierigkeiten einerseits und der Niederlassungsfreiheit andererseits lag die Überlegung nahe, das Reisen auf das Notwendige zu beschränken und im Übrigen ortsansässig zu sein. Ortsfestigkeit begegnete der staatlichen Repression und folgte eigenen Interessen. Mit einem ordentlichen festen Wohnsitz konnten die Kinder der Schulpflicht nachkommen. Die Antragsteller konnten der behördlichen Verweigerungshaltung bei der Vergabe von Wandergewerbebescheinigen etwas entgegenzusetzen. Die Akten belegen eine ganze Reihe von Fällen (1897, 1898, 1906, 1908, 1909, 1910), in denen Angehörige des angeblichen „Nomadenvolks“ gegen Widerstand versuchten, sich ansässig zu machen. Regionale und lokale Verwaltungen waren bestrebt, „Zigeunerbanden“ möglichst aus dem je eigenen Zuständigkeitsbereich in den angrenzenden abzuschieben. Menschen aus der Mehrheitsbevölkerung lehnten Nachbarn aus der Minderheit oft ab.²² Man beklagte das „Nomadisieren“ und sorgte für dessen Fortsetzung in der Gestalt der Kettenabschiebung. Dennoch gelang es Roma wie Jenischen spätestens in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, feste Bezüge zu einzelnen Orten, so auch zu Krefeld, zu entwickeln.

An einem Abend im Juli 1908 überprüfte die Polizei in Moers eine „Zigeunerbande“, fünf Männer, vier Frauen und drei Kinder, die mit vier Wagen und neun Pferden unterwegs waren. Es handelte sich um die Familie des Pferdehändlers und Rom Friedrich Wilhelm Wernicke.²³ Die von ihm angeführte Gruppe konnte sich mit Gewerbepässen und Personalpapieren vorschriftsmäßig ausweisen. Wernicke und seine Familie waren preußische Staatsbürger. „3 Mitglieder hatten Bescheinigungen über Anmeldung zum stehenden Gewerbebetriebe (Pferdehandel), ausgestellt von der Polizeiverwaltung in Hamborn.“ Von Linnich im Kreis Jülich kommend war die Gruppe auf dem Weg zu ihrem „ständigen Wohnsitz Fahrn bei Hamborn“.²⁴

Im Oktober 1911 überprüfte die Polizei in Hüls zweimal eine Gruppe unter der Führung eines Pferdehändlers Friedrich Wernicke aus Dortmund. Einmal waren sechs Wagen mit elf Pferden auf dem Weg zum Pferdemarkt in Mönchengladbach, einmal vier Wagen mit 18 Pferden zum Pferdemarkt in Krefeld.²⁵ Das ältere Zuhause dieses Teils einer weit verzweigten Roma-Familie war Mittel- und

Ostdeutschland gewesen. Geboren 1842 im thüringischen Hettstedt war Friedrich Wilhelm Wernicke noch im Kaiserreich an den Niederrhein gewechselt und 1911 mit seiner Familie zeitweise in Krefeld gemeldet.²⁶

Einen konkreten Einblick in die Schwierigkeiten einer Niederlassung und in die Lebens- und Wohnsituation eröffnet ein behördlicher Schriftwechsel. Einige Einzelheiten sprechen wiederum für Angehörige der Familiengruppe Wernicke. Im September 1909 erschien in einer regionalen Tageszeitung ein anonymer Leserbrief unter der Überschrift „Zigeunerplage und kein Ende!“ In Homberg-Hochheide seien „Zigeuner“ zugezogen. Der Schreiber prognostizierte „bei der bekannten Frechheit und Aufdringlichkeit“ Belästigungen und Eigentumsübergriffe. Mehrere Diebstähle ordnete er den missliebigen Neubürgern zu und begründete damit eine als Frage formulierte Aufforderung: „Hat bei allen diesen Diebstählen denn die Polizei immer noch keine Handhabe, die Leute auszuweisen?“ Der Bürgermeister ließ die Familie überprüfen. Daraus ergab sich eine Absage an die Unterstellungen des Denunzianten. Der Bürgermeister stellte fest, die „Zigeuner“ seien preußische Staatsbürger. Sie hätten einen ordentlichen Beruf: Pferde-

händler. Ihre Kinder nähmen regelmäßig am Schulunterricht teil. Seien die Eltern auf dem Handel, so betreuten die erwachsenen Geschwister die jüngeren Kinder. Die Wohnung der Familie entspreche den polizeilichen Anforderungen. Und der Diebstahlsverdacht? „Auch lag bis jetzt kein Anlaß vor, gegen die Zigeuner polizeilich einzuschreiten.“²⁷

Regelmäßig kam es – bis eine Beschuldigung widerlegt war – zu Festnahmen und damit einhergehend zur Fortnahme von Kindern und zu deren zeitweiliger Überweisung in Fürsorgeerziehung. Die Verdachtshaltung der Behörden und der Eingesessenen wurde durch die Medien unterstützt. Im Juni 1910 hielt sich eine mit Gewerbebescheinigen ausgestattete Gruppe von Roma-Pferdehändlern im Kreis Düren auf. In der Zeitung war von Diebstählen und vom „Ausmelken des Rindviehs“ die Rede. Nach behördlicher Feststellung traf nichts davon zu.²⁸

Zu den früh in Krefeld Niedergelassenen gehörte Willy Rose, der mit den Eltern gegen 1897 aus der Nähe von Berlin kommend zugezogen war. Rose war als Reisender, Händler und Schausteller tätig. 1923 war er Erster Vorsitzender der Vereinigung der Händler, Schausteller und verwandter Berufe in Krefeld.

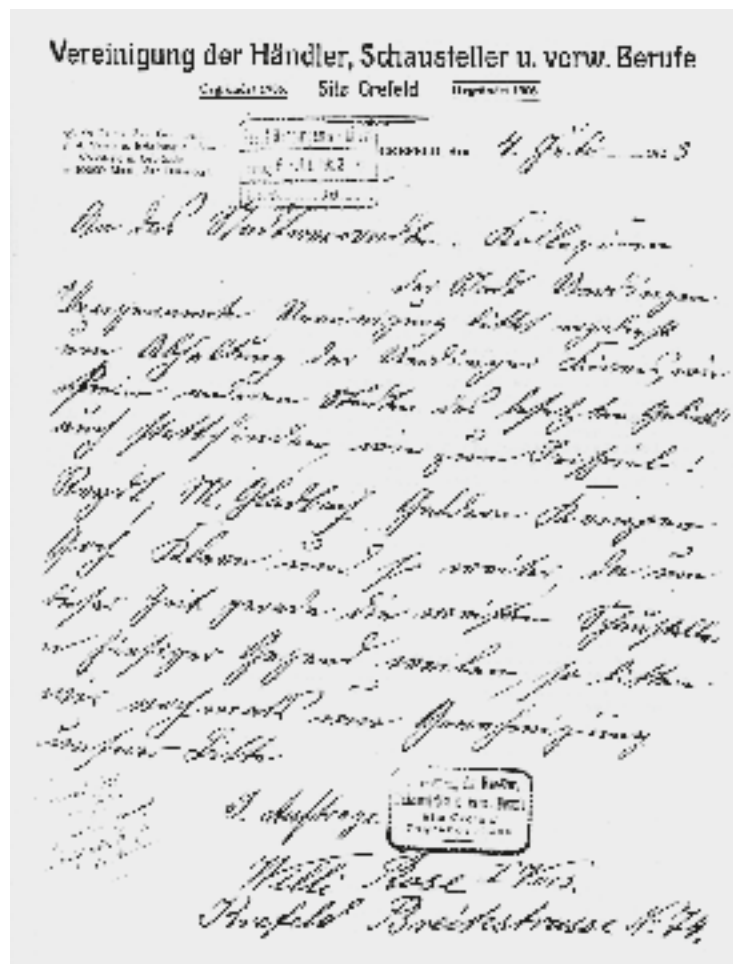


Abb. 2. Anfrage von Wilhelm Rose wegen Kirmesgenehmigung, 1923

feld. Es gibt an keiner Stelle die definitive Aussage, dass er der Minderheit angehörte, aber in der Summe der Merkmale (Name, Herkunft, Erwerbstätigkeiten) ist die Annahme berechtigt, dass es so war und, wie es das immer schon gegeben hatte, die Familie ohne großes Aufsehen in die Mehrheitsbevölkerung wechselte.²⁹

Wie eh und je war es vor allem die besondere Sichtbarkeit des Auffälligen, die die mehrheitsgesellschaftliche Vorstellung von der Lebenswirklichkeit der „Zigeuner“ bestimmte. Selektiv wahrgenommene spektakuläre Zigeunerbilder, womöglich massenmedial aufgegriffen und verstärkt, dominierten die Fremdwahrnehmung.

Vielfalt

Reisende (Pferde-)Händler wie die Wernicke waren auch die Pohl. Beide Familien waren verwandtschaftlich miteinander verbunden. Ungeachtet der „ethnischen“ Gemeinsamkeit vertraten dagegen die Blum, Rose und Seeger ein sich davon unterscheidendes Milieu mit eigenem Selbstverständnis. Sie waren vorwiegend als Artisten, Schausteller und Musiker im Unterhaltungsgewerbe tätig.

Bereisten die einen mit ihren Wohnwagen die Pferdemarkte, so die anderen die Kirmes- und Zirkusplätze. Das taten nicht allein sie. Zu den in Krefeld auf dem Karlsplatz oder dem Sprödentalplatz, dem volkstümlich so genannten „Kirmesplatz“, auftretenden Schaustellern und Artisten gehörten auch Menschen aus der Mehrheitsbevölkerung oder mit den Straßburgers auch eine Familie aus der jüdischen Minderheit. Die Erfolgreicheren wie die Inhaber des „Elektro-Selbstfahrers“ Tusch verfügten sowohl über Wohnwagen für die Reise als auch über eine feste Krefelder Wohnadresse, die Kleineren nur über Wohnwagen auf wechselnden Standplätzen: Das Reisen im Wagen war keine ethnische Besonderheit, sondern eine berufsbedingte Notwendigkeit. Handel, Fahrgeschäft, Klein- oder Großzirkus erforderten das Reisen im Wohnwagen und zogen wechselnde Meldeorte nach sich.

Es sind mithin drei Kategorien von Wohnwagenbewohnern auch in Krefeld zu unterscheiden: Roma verschiedener Profession, dann aus der Mehrheitsbevölkerung im Zirkus- und Jahrmarktsumfeld Tätige sowie Wohnungslose und schließlich jensische Korbmacher. Es sind auch jeweils nach außen relativ abgeschlossene Erwerbsmilieus zu unterscheiden, die sich intern nach „ethnischer“ Zuordnung auffächerten: Schausteller, Zirkusleute, Pferdehändler und Korbmacher.

Jensische Korbmacher waren um die Mitte des 19. Jahrhunderts, also mit der Einführung der Niederlassungsfreiheit in Preußen, mit den Familiengruppen Falkenstein, Hei-



Abb. 3. Innenstadtbereich, in dessen Umfeld auch einzelne Roma-Familien lebten

nen, Lorse, Prison und Schaack meist aus der Eifel an den Niederrhein gekommen. Zu ihr gehörten die Großeltern von Johann Josef Prison, der in den Krefelder Meldeunterlagen ein erstes Mal 1908 vermerkt ist und dort als „Korbmachermeister“ erscheint. Verheiratet war er mit Margaretha Lorse, die noch im Kreis Daun geboren war. Die jensischen Familien verteilten sich über den Niederrhein

und den angrenzenden Raum. Sie bildeten wechselnde Aufenthaltsschwerpunkte. Dazu gehörte auch Krefeld.

Ob Roma-Schausteller, Nicht-Roma-Schausteller, Roma-Pferdehändler oder jensische Korbmacher: die Gruppen führten entgegen dem pauschalen, Differenzierungen ignorierenden „Zigeuner“-Bild in ihren Erwerbsweisen und Verwandtschaftsbeziehungen jeweils ein Eigenleben. Das gilt ganz besonders für Roma und Jensische. Es gab als Ausdruck entschiedener wechselseitiger Grenzziehung wenig verwandtschaftliche Beziehungen zwischen diesen beiden Fraktionen der „Reisenden“.

Seit etwa dem Beginn des 20. Jahrhunderts, dann seit den 1920er Jahren gab es vermehrt Öffnungen zur Mehrheitsgesellschaft hin. Akkulturationsprozesse waren in Gang gekommen. Sogenannte „Zigeunerehen“ der Roma, deren Geltung allein auf gruppeninterner Normierung beruhte, waren eine Ausnahme geworden. Es gab ab und zu Heiraten vor allem Jensischer in die Mehrheitsbevölkerung hinein. Manche Roma-Familien hatten das traditionell katholische Bekenntnis aufgegeben und waren zum Protestantismus gewechselt. Zwar blieben sowohl Roma-Familien als auch jensische Familien durchweg bei den überlieferten Tätigkeiten. Indessen gab es seit den 1920er Jahren Abweichler: den Pferdepfleger, Kammerjäger, Melker, Gussputzer, die Hausgehilfin, den Landmessergehilfen, Tischler oder Samtweber. Annäherung an die Mehrheitsgesellschaft bedeutete nicht umfassende Integration. Die Angehörigen der Gruppen lebten ausweislich der städtischen Topografie in typischen Kleine-Leute-Quartieren, so z.B. in der Dreikönigen-, Kloster-, Mennoniten-Kirch-, Mittel- oder Petersstraße, oder auch in so-



Abb. 4. Cirkus Alberto, 1930er Jahre



Abb. 5. Anton Wernicke, geb. 1910. Kriminalisierung durch Polizeifotos, Polizeibehörde Krefeld, 1920er Jahre.

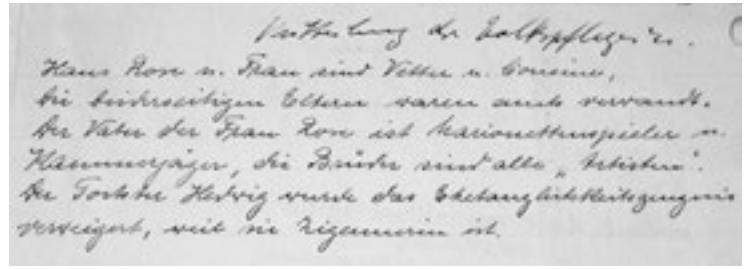


Abb. 6. „Mitteilung der Volkspflegerin“ an das Gesundheitsamt Krefeld, 1939

zialer Randlage zur Miete. Es gab mehrere Wohnwagenstellplätze, so seit den ausgehenden 1920er Jahren auf dem Grundstück Vennfelder Straße 13 oder seit Beginn der 1930er Jahre in der Hüttenallee 191. Soweit erkennbar handelte es sich nicht um separierte Standplätze von Roma, sie wurden von Reisenden jeder Herkunft genutzt.

Beispielhaft für die schrittweise Annäherung an die Mehrheitsgesellschaft unter schwierigen Bedingungen steht die Sinti-Familie Selma und Hans Rose. Für die Eltern von Selma Rose nennen verschiedene Quellen als Berufe des Vaters Marionettenspieler und Kammerjäger. Die zweite Tätigkeit übte auch Hans Rose aus. Es hatte also eine berufliche Umorientierung gegeben, mit der Ortsfestigkeit einhergehend. Die ab 1928 geborenen Kinder waren ausnahmslos am Niederrhein zur Welt gekommen, die jüngsten fünf in Bockum. 1931 war die kinderreiche Familie endgültig von Wuppertal-Vohwinkel nach Bockum gezogen. Dort gab es auf dem Gelände der heutigen Gartenstadt einen Flugplatz der belgischen Besatzungsstreitkräfte.³⁰ Einige der Baracken dort (Werner-Voß-Str. 22-29) wurden 1926 nach dem Abzug der Belgier von der Stadt als „Notwohnungen“ für etwa 150 Familien mit etwa 200 Kindern verwendet. Spätestens seit 1931 wurden dort auch einzelne Korbmacher- und Roma-Familien eingewiesen. Zu diesen gehörten die Roses.

Die Lebensbedingungen auf dem „Fluchplatz“ waren desolat. Eine erster Versuch zur Auflösung des Wohnplatzes nach Diebstahlsvorwürfen von eingesessenen Nachbarn und die Verteilung der Bewohner auf das Stadtgebiet scheiterte, weil die Bewohnerschaft des ins Auge gefassten neuen Bockumer Quartiers sich dem Zuzug dieser Mitbewohner widersetzte. 1935 wurden die Baracken geräumt. Die Familien wechselten in Wohnungen in der Glindholzstraße, so auch die Roses.

Die städtischen Behörden sahen die Bewohner eines Quartiers wie des Bockumer Flugplatzes jeweils ohne große Unterscheidung als insgesamt randständige Sozialfälle bzw. als Sicherheitsproblem. Gelegentlich scheinen sie jedoch aus eigenem Antrieb oder Ge-

heiß von oben besondere Aufmerksamkeit auf Roma verwendet zu haben. Jedenfalls gibt es aus den 1920er Jahren erkenntnisdienliche Fotos der Krefelder Polizei von seit zwei, drei Jahrzehnten in der Region reisenden Roma. Aus welchem Anlass sie entstanden, ist unbekannt. Ermittlungen zu etwaigen Straftaten müssen nicht dahinter gestanden haben, denn 1927 verfügte ein Runderlass des preußischen Innenministers Albert Grzesinski (SPD) u. a., „allen nichtsesshaften Zigeunern und nach Zigeunerart umherziehenden Personen“ über sechs Jahren die Fingerabdrücke abzunehmen und alle ab 18 zu fotografieren.³¹ Die Krefelder Fotos gingen später in die Datenbestände der nationalsozialistischen Rassenhygienischen Forschungsstelle (RHF) über.³² Insgesamt ist aber zu sagen, dass die Stadt wenig Handlungsbedarf sah. Auf eine Umfrage des Deutschen Städtetags reagierte sie mit der Erklärung, die Anwesenheit von „Zigeunern“ reduziere sich auf den sporadischen Zuzug von Reichsbürgern in Außenbezirke. „Vorkehrungen, um die Zigeuner sesshaft zu machen“ und für Schulbesuch zu sorgen, fand die Stadtverwaltung nicht notwendig.³³

Nationalsozialismus

Kommunale Initiative

Im späteren Entschädigungsverfahren beschrieben ehemalige Nachbarn der Familie Selma und Hans Rose deren Lebensverhältnisse in der Glindholzstraße als „ganz gut“ und hoben mit Anerkennung für einen klassisch bürgerlichen Wert hervor, „sie waren sehr sauber“. Tochter Elisabeth heiratete 1935 in eine „deutschblütige“ Krefelder Arbeiterfamilie ein. Ihre Schwester Hedwig verlobte sich 1936/1937 mit einem Hauptfeldwebel aus der Mehrheitsbevölkerung. Der Bruder Emil der beiden unterhielt 1939 eine Beziehung zu der Jenischen Margarethe Heinen. Auch er wollte heiraten und gab ebenfalls mit dieser Entscheidung das Heiratsmuster seiner Herkunftsgruppe auf. Während im September 1935, also etwa zum Zeitpunkt der Verkündung der Nürnberger Gesetze, die Heirat von Elisabeth Rose gerade noch gelang, kam Hedwig Rose zwei

Jahre später über die Verlobung nicht mehr hinaus. Seit 1936 waren Ehen zwischen „Zigeunern“ und Menschen aus der Mehrheitsbevölkerung sowohl nach dem Nürnberger Blutschutzgesetz als auch nach dem Ehegesundheitsgesetz verboten. Es lag bei den unteren und mittleren Behörden, die „Ehe-tauglichkeit“ in einem Genehmigungsverfahren zu überprüfen und zu entscheiden. Das Gesundheitsamt verweigerte Hedwig Rose aus rassenhygienischen Gründen das Ehe-tauglichkeitszeugnis.³⁴ 1939 legte das Krefelder Gesundheitsamt die bestehenden restriktiven Vorschriften gegenüber Emil Rose und dessen jensischer Braut verschärft aus. Es verhinderte damit deren Heirat, und es untersagte der Braut im gleichen Zug präventiv jede Heirat „mit einem erbgesunden Deutschblütigen“. Es blieb für sie nur noch eine Ehemöglichkeit innerhalb der jensischen Bevölkerungsgruppe. Für diesen Fall waren die sonst üblichen sozialen „Fördermaßnahmen (Ehestandsdarlehen, Kinderbeihilfe usw.)“ zu verweigern. Dass die als „minderwertig“ bezeichnete Familie der Braut „sozial [...] soweit bekannt, nicht auffällig geworden“ war, war belanglos. Der Amtsarzt entschied nach Rassenbiologie.³⁵

Roses waren auf dem Weg in die Mehrheitsgesellschaft gewesen. Dieser Weg wurde ihnen jetzt versperrt. Im Scheitern der Heiratspläne spiegeln sich wie im Brennglas die Radikalisierung der antiziganistischen Politik in den Vorkriegsjahren und die tragende Rolle lokaler Instanzen dabei.

Die „Wahrsagerin“, Händlerin und Romni Hela Wernicke und der reisende „deutschblütige“ Händler Heinz Stevens hatten ihren Lebensmittelpunkt in mehr als zehnjähriger eheähnlicher Gemeinschaft in den 1930er Jahren in Krefeld.³⁶ Eine „Zigeunerehe“ wollten die beiden nicht führen, sie wollten bürgerlich heiraten. Das verweigerte die Lokalbehörde mit der Erklärung, Hela Wernicke fehle eine Geburtsurkunde. 1941 verschärfte sich die behördliche Haltung. Hela Wernicke wurde von der Kripo Krefeld vorgeladen und hatte zu unterschreiben, dass sie „jeglichen Verkehr mit dem deutschblütigen Heinrich Stevens und überhaupt mit arischen Männern zu unterlassen“ habe. „Sollte ich ge-

gen diese Auflage verstoßen, so werde ich unweigerlich für unbefristete Zeit in einem Konzentrationslager untergebracht.“ Ab nun führte sie ein mit mehreren Ortswechseln verbundenes Doppelleben. Sie trennte sich räumlich von ihrem Partner, zu dem sie den Kontakt dennoch aufrechterhielt. Sie arbeitete als Hausgehilfin, bis es ihr gelang, in Bonn eine Genehmigung für ein Stadtgewerbe mit Textilien zu erhalten.

Hela Wernicke entsprach dem gängigen Zigeunerbild nicht, was ihr in der Frage des Kontakt- und Heiratsverbots wenig half. Entscheidend war das rassensystematische Gutachten der RHF, das vom Fantasma der „Blutsanteile“ ausging. Es wies sie als „Róm aus Ungarn“ aus. Das war eine im Formular des Gutachtens vorgedruckte Sammelbezeichnung für osteuropäische „Zigeuner“. Ungarn hatte keinen belegten Hintergrund, sondern war angelehnt an den Mythos von den Söhnen und Töchtern der Puszta und eine freie Erfindung. Vornamen und Familiennamen der Eltern erklärte bereits der Vordruck bei dieser Gruppe umstandslos und grundsätzlich zu Fälschungen.³⁷

Nach ihrem Umzug zu ihrer Mutter Anna in Köln beschrieb die Kölner Kripo die bis dahin strafrechtlich völlig Unauffällige so: Sie habe „etwa 10 Jahre mit dem deutschblütigen Heinrich Stevens in guten Verhältnissen“ zusammengelebt, sie falle „aus dem üblichen Rahmen der Zigeuner in Bezug auf Kleidung und Benehmen“ heraus und habe sich aus der Minderheit gelöst. Ein Bekannter schilderte sie in einer Vernehmung als „vornehme, elegante Dame“. 1942 konnte sie eine ärztlich verordnete Kur in Bad Tölz machen – zu der sie sich bei der Polizei an- und abmelden musste. Sie verbrachte sie mit Heinz Stevens, wurde denunziert und im nachfolgenden Verfahren mit „polizeilicher Vorbeugehaft“ sanktioniert. Im Oktober 1942 wurde sie als „Asoziale“ in das KZ Ravensbrück deportiert. Über Vernehmungen hinaus geschah Heinz Stevens, der sich für seine Frau nach Kräften einsetzte, nichts. Von der Deportation ins Generalgouvernement im Mai 1940 war Hela Wernicke im Gegensatz zu

ihren Geschwistern Lydia, Johann und Anton ausgenommen geblieben. Die Deportation nach Ravensbrück verhinderte wohl, dass sie nach Auschwitz-Birkenau kam wie ihre Mutter, ihr Bruder Hans mit Ehefrau und Kindern und ihr Bruder Josef, die dort starben. Sie, Anton, der in Dachau befreit wurde, Johann, der in Sachsenhausen befreit wurde, und möglicherweise auch Lydia überlebten. Sie kehrten nach ihrer Entlassung nach Krefeld zurück. Hela Wernicke und Heinz Stevens heirateten dort im September 1945.³⁸

Mochte die Empirie auch der Vorstellung eines durch grundlegende Andersartigkeit von „Zigeunern“ vorgegebenen Unvermögens zu einem geregelten Leben widersprechen und die als kollektiv und inkorrigibel gesehene „Gemeinschaftsunfähigkeit“ widerlegen, mochten Anklagen, Ermittlungen und Vorstrafen auch nicht existieren, nicht die Realität, sondern das rassenideologische Stereotyp entschied. Genau in diesen erbbiologischen und -hygienischen Kontext ist auch die nationalsozialistische Sterilisierungspolitik einzuordnen.

Kurz nach der Machtübergabe an die NSDAP und ihre Bündnispartner trat im Juli 1933 das gemeinhin als „Sterilisationsgesetz“ bezeichnete Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses in Kraft. Es handelte sich um ein wenig verändertes Vorhaben der vormaligen preußischen Regierung aus SPD, Zentrum und DDP. Durch den Staatsstreich von Papens 1932 war es unverabschiedet geblieben.³⁹ Das Sterilisationsgesetz von 1933 richtete sich gegen „Erbkranke“, darunter fiel auch die Indikation „angeborener Schwachsinn“. Befürworter einer biologischen „Lösung“ der sozialen Frage bzw. einer „Lösung der Zigeunerfrage“ sahen in dieser Diagnose eine geeignete Methode zur Beseitigung der als „asozial“ und daher als unerwünscht betrachteten Bevölkerungsteile. Die Antragsinitiative lag bei den unteren Behörden. Die Sterilisierung war auch „gegen den Willen des Unfruchtbarzumachenden“ durchzusetzen.

Auch in Krefeld wurden Mitglieder „asozialer“ Familien nach 1933 zwangssterilisiert. Die Akten dazu sind leider nur unvollständig überliefert. Das Gesundheitsamt behauptete 1946, der Criminal Investigation Command (CIC), die Strafverfolgungsbehörde der US-Armee, habe Aktenmaterial zu Sterilisationsverfahren an sich genommen, ohne sie zurückzugeben. Ebenso gut könnte die Stadtverwaltung Unterlagen vernichtet haben, um Ermittlungen durch Einrichtungen wie den CIC ins Leere laufen zu lassen.

Leiter des Krefelder Gesundheitsamts war zu diesem Zeitpunkt seit 1935 Obermedizinalrat Dr. Franz Klaholt.⁴⁰ Nachfolger nach dessen Pensionierung wurde 1947 Dr. Friedrich Schmetz,⁴¹ Stellvertreter seit 1936. Klaholt war zugleich Erster Beisitzer des Erbgesund-

heitsobergerichts Düsseldorf, also der Revisionsinstanz des Krefelder Erbgesundheitsgerichts. Klaholt war nicht Parteimitglied, „vertrat aber eine absolut regimekonforme Linie“, wenn es um Sterilisierungen ging.⁴² In seinem Amt war es die Erb- und Rassenabteilung, die Sterilisierungsanträge bearbeitete. Darin wird die rassenhygienische Funktion der Sterilisierungen deutlich. Um es mit Klaholts Worten zu sagen: Sterilisierung müsse von den Betroffenen „im Interesse der Volksgemeinschaft verlangt werden“.⁴³ Ein wichtiger Autor von umfangreichen Gutachten war der 25/26 Jahre alte Volontärarzt Dr. Paul Wegmann, ein Berufsanfänger.⁴⁴ Schmetz, bis 1933 Mitglied des Zentrum, anschließend in mehreren NS-Organisationen, nicht jedoch in der NSDAP, und Wegmann, SA-Mitglied, waren ebenso überzeugte Anhänger von Erbhygiene und Sterilisierung wie ihr Chef. Sie alle setzten nach dem Ende des Nationalsozialismus ihre Tätigkeit im Krefelder Gesundheitsamt ungestört fort.

Von 833 dokumentierten Beschlüssen des Erbgesundheitsgerichts betreffen vier Menschen aus einer der beiden hier in Rede stehenden Gruppen, nämlich Jenische. Belege für die Sterilisierung von Roma in Krefeld gibt es bisher nicht. Es ist bei „Zigeunern“ und „nach Zigeunerart Umherziehenden“ von zwar unsystematischen, aber doch von gezielten Sterilisierungen auszugehen, denn die vorliegenden vier Anträge galten allein Angehörigen einer Korbmacherfamilie Prison. In einem der Fälle gelang es dem als Pfleger bestellten Rechtsanwalt Paul Rutten, das Begründungskonstrukt zu entkräften und die Sterilisierung abzuwenden.⁴⁵

Das Gesundheitsamt entschied auch über Beihilfen für kinderreiche Familien und über die Ausstellung von Ehefähigkeitszeugnissen. 1936 stellte der Korbmacher Bernhard Falkenstein einen Beihilfeantrag. Die Ablehnungsgründe zeigen, dass traditionelle Zigeunerbilder sich nicht nur gegen Roma richteten. Mit einem Wagen sei Falkenstein über Land gezogen: „Zigeuner?“ Wie auch immer, es handle es sich um eine „vollkommen asoziale Familie“.⁴⁶ Wie es bei Roma regelmäßig geschah, kamen auch hier das rassenanthropologische und das rassenhygienische Motiv zusammen. Die vier festgestellten, ganz in die Verantwortlichkeit lokaler und regionaler Institutionen fallenden Sterilisierungsverfahren fanden in den Jahren 1936 und 1937 statt.

Zentralstaatliche Initiative und Zusammenarbeit mit den unteren Ebenen

Am 14. Dezember 1937 trat der „Grundlegende Erlaß über die vorbeugende Verbrechensbekämpfung durch die Polizei“ in Kraft, dem am 4. April 1938 Durchführungsvorschriften folgten. Er richtete sich nicht nur gegen „Berufs- und Gewohnheitsverbrecher“, sondern auch gegen strafrechtlich nicht oder nur ge-



Abb. 7. Anton Wernicke, geb. 1910. Polizeifoto, nach 1933.

ringfügig aufgefallene Menschen mit „asozialem Verhalten“. Dazu wurden „Zigeuner“ gerechnet. Im Sommer 1938 kam es mit der zentralstaatlichen Aktion Arbeitsscheu Reich zu den auf diesem Weg vorbereiteten Festnahmen und KZ-Internierungen von u. a. „Zigeunern und nach Zigeunerart umherziehenden Personen, wenn sie keinen Willen zur Arbeit gezeigt haben oder straffällig geworden“ seien.⁴⁷

Davon waren auch Krefelder betroffen. Bekannt ist bei einer unvollständigen Datenlage das Folgende: Nachdem Paul Prison 1937 sterilisiert worden war, kam er am 17. Juni 1938 als „Asozialer“ ins KZ Sachsenhausen. Am 1. April 1942 starb er unter unbekanntem Umständen im KZ Groß Rosen.⁴⁸ Zwei Krefelder Roma, Pferdehändler, die sich zum Zeitpunkt der Razzien in Köln aufhielten, wurden dort im kommunalen Zigeunerlager festgenommen.⁴⁹ Auch sie kamen nach Sachsenhausen. Eine weitere Deportation eines Mitglieds der jenischen Familiengruppe Prison ist aus Wesel überliefert. Peter Prison wurde seit dem 13. Juni 1938 „als Arbeitsscheuer und Asozialer“ im KZ Mauthausen festgehalten.⁵⁰

Wie die Behörden jeweils vorgingen, erhellt sich aus einer 1938 entstandenen Gestapoakte⁵¹ zu Heinz Stevens. Demnach waren im Vorfeld der Deportation – zu der es in diesem Fall am Ende nicht kam – neben polizeilichen Instanzen mindestens auch das Gesundheitsamt und das Jugendamt beteiligt. Das Gesundheitsamt hatte die von der Gestapo ermittelten „Asozialen und Arbeitsscheuen“ amtsärztlich zu überprüfen. Dem 27-jährigen Stevens wurde bescheinigt, von ansteckenden Krankheiten frei und über „Einsatzfähigkeit für alle körperlichen Arbeiten“ zu verfügen. Er sei „durchaus lagerfähig“, resümierte Dr. Schmetz. Das Jugendamt denunzierte seinen Klienten als arbeitscheuen „Straßenhändler“, der „dauernd in Zigeunergesellschaft“ lebe. Den Autoren dieser Auskünfte an die Gestapo muss der Grad der Bedrohlichkeit ihrer Mitteilungen völlig klar gewesen sein, denn Konzentrationslager als Bestimmungsort für als „asozial“ kategorisierte und die Rolle der Gestapo in diesem Zusammenhang waren kein Geheimnis.

Immer wieder wurden in den 1930er/40er Jahren jugendliche Jenische durch untere staatliche Instanzen in staatliche und konfessionelle Fürsorgeheime eingewiesen (katholisches Hilfsschulheim Bernhardshof bei Mayen, Provinzialerziehungsheim Rheindahlen bei Mönchengladbach, Provinzialerziehungsheim Halfeshof bei Solingen, katholisches Zöglingenheim Surwold-Börgermoor bei Papeburg im Emsland, katholische Alexianer Heil- und Pflegeanstalt Krefeld, Provinzial Heil- und Pflegeanstalt Johannisthal bei Süchteln).⁵² In das Jugend-Konzentrationslager Moringen kam nach seiner Sterilisation der Viersener Nikolaus Prison, dessen



Abb. 8. Fotografische Erfassung durch RHF nach Kripo-Art und mit Rassezuschiebung. Hans Pohl überlebte das Konzentrationslager und kehrte 1945 nach Krefeld zurück.

Schwester Maria in eine Heil- und Pflegeanstalt eingewiesen worden war.⁵³

Ob wie in Köln, Düsseldorf oder Essen auch in Krefeld in den 1930er Jahren kommunale „Zigeunerlager“ bestanden, ist unbekannt. Es fällt jedoch auf, dass von 1936 bis 1938, also in der Phase der Entstehung solcher Lager,⁵⁴ auf dem weitgehend unbebauten Grundstück Oppumer Straße 8 ein Wohnwagenstandplatz existierte, der nur von Roma-Familien genutzt wurde. Es ist nicht bekannt, ob er bewacht wurde.

Eine reichsweit betriebene und „wissenschaftlich“ abgestützte planmäßige Ausforschung und Kategorisierung von „Asozialen“ setzte mit der Gründung der Rassenhygienischen Forschungsstelle in Berlin-Dahlem ein. 1937 begann unter Leitung des Dr. Dr. Robert Ritter die reichsweite Sammlung von Daten für ein „Zigeunersippenarchiv“. Nach dessen Abschluss zu Beginn der 1940er Jahre begann der Aufbau eines separaten „Landfahrsippenarchivs“. Die Arbeiten daran beschränkten sich auf einzelne Teilregionen des Reichs und wurden 1944 eingestellt.⁵⁵ Die RHF-Unterscheidung zwischen „Zigeunern“ und „Landfahrern“ und die damit einhergehende Prioritätensetzung waren Ausdruck einer Neuausrichtung der Zigeunerbekämpfung nach strikt rassesystematischen Kriterien. „Das Bemühen der rassenbiologischen Institute“, stellte ein Mitarbeiter der RHF gegenüber Himmler im August 1938 fest, gehe dahin, „den Zigeuner-Begriff von zunächst zweitrangig erscheinenden... Verhaltensweisen abzulösen und ihn ausschließlich an rassekundlichen Merkmalen festzumachen.“⁵⁶ 1937/38 und 1940 rechenhierten „fliegende Arbeitsgruppen“ der RHF in diesem Sinn im rheinisch-westfälischen

Industriegebiet, so in Duisburg, Düsseldorf, Köln und Krefeld, und erfassten das regionale „Zigeunertum“.⁵⁷

Erfassung bedurfte der lokalen Zuarbeit, die, wie es aussieht, widerspruchlos erledigt wurde. Was Krefeld angeht, so kam sie mindestens von Gerichten und Stadtverwaltung. Ritter forderte zudem Anstaltsakten „zum Zwecke erb- und kriminalbiologischer Erhebungen“ auch aus der Anstalt Johannisthal bei Süchteln und aus dem Fürsorgeheim St. Josefshaus in Waldniel an.⁵⁸ Die RHF interessierte sich für alle Roma und nur vereinzelt für jenische Familien.⁵⁹ Von den niederrheinischen Jenischen war es allein die Namensgruppe Prison, der sie sich zuwandte.⁶⁰ Die RHF legte jeweils umfangreiche Datenbestände zu den Erfassten, darunter „Sippentafeln“, an.

Am 8. Dezember 1938 erließ Himmler einen Runderlass zur „Regelung der Zigeunerfrage aus dem Wesen dieser Rasse“. Der unterschied zwar noch zwischen „Vollzigeunern“, „Zigeunermischlingen“ und „nach Zigeunerart umherziehenden Personen“, aber im weiteren Verlauf mutierte die Aufteilung unter dem Einfluss der RHF zu „rassisch“ grundverschiedenen Einteilungen. Das waren eine aus „Vollzigeunern“ und „Zigeunermischlingen“ gebildete Gesamtgruppe des „Zigeunertums“ bzw. der „zigeunerischen Personen“ und eine „deutschblütige“ Gruppe der „Nichtzigeuner“. „Nach Zigeunerart umherziehende“ jenische Landfahrer wurden nicht weiter besonders erwähnt. Mit dieser rassesystematischen Kategorienbildung waren „Deutschblütige“ aus der systematischen Zigeunerbekämpfung herausgenommen. Die Akteure und Institutionen der Rassenhygiene und der Rassenpolitik

erhielten so eine normative Vorgabe, die es bis dahin nicht gegeben hatte. Die rassenbezogene „Zigeuner“-Definition galt nun exklusiv. Die Ausführungsbestimmungen des Reichskriminalpolizeiamts (RKPA) zum Himmler-Erlass verlangten die Erstellung von Gutachten durch die RHF nach dem neuen rassepolitischen Schema.

Zuschreibungen unterschiedlicher Grade der Zigeuner-Eigenschaft bzw. auch das befreiende „Nichtzigeuner“ entsprechend der RHF-Systematik sind auf einer Reihe von Krefelder Meldekarten zu finden:

- „Z, Röm [= Rom, d. Verf.] lt. Gutachten Rassenhygienische Forschungsstelle des Reichsgesundheitsamtes Bln.-Dahlem 12.9.1941“
- „Z. M. [= „Zigeuner-Mischling“] I. Grades Röm, lt. Rassenhygienische[!] Forschungsstelle des Reichsgesundheitsamtes Berlin-Dahlem v. 12.9.41“
- „N. Z. [= „Nicht-Zigeuner“] lt. Gutachten der Rassenhygienischen Forschungsstelle des Reichsgesundheitsamtes Bln.-Dahlem v. 12.9.41 (Angehörige einer Zigeuner-Mischlings-Familie)“.

Derartige Eintragungen gab es nur bei Roma und solchen Nicht-Roma („Nicht-Zigeunern“), die in Roma-Familien eingehiratet hatten. Meldekarten Jenischer sind ohne Hinweis auf eine besondere Rasseeigenschaft, und auch als „nach Zigeunerart“ lebend sind Jenische dort nicht vermerkt. Als „Zigeunermischlinge“ kamen sie kaum in Frage, da es Heiratsbeziehungen zu Roma kaum gab. „Zigeunermischlinge“, die sich als Jenische gesehen hätten und als solche verfolgt worden wären, sind nicht bekannt. Die „aus dem Wesen dieser Rasse“, nämlich einer „Rasse“ der Roma, getroffenen, von oben gesteuerten reichsweiten Verfolgungsmaßnahmen richteten sich allein gegen „ethnische Zigeuner“ im Sinne der nationalsozialistischen Rassensystematik

Während die Krefelder Behörden dabei waren, die Exklusionsvorgaben der oberen Instanzen vor Ort umzusetzen, konnte man in den örtlichen Tageszeitungen warmherzige bis begeisterte Zigeunerbeschreibungen antreffen. So waren dort im Oktober 1938 größere Anzeigen zu finden, die für „sensationelle Gastspielkonzerte“ von „echt ungarischen Zigeunerknaben“ in der Stadthalle warben. Die anschließenden Besprechungen quollen über von den üblichen Positivklischees. „Kinder der ungarischen Puszta“ präsentierten mit „Temperament und Leidenschaft“ „feurig glutvolle Rhythmen“ und „wundersam weiche Heimatmelodien“. Da zeige sich „geniales Können“ ohne Notenkenntnisse, aber – hier guckte die Erbbiologie heraus – „jahrhundertealter Musikerfamilien“. ⁶¹ Gleich drei Filme, in denen eine Romantik des „Fahrenden Volks“ vorgeführt wurde, erfreuten in diesem Monat in den Krefelder Lichtspielhäusern das Publikum:



Abb. 9, 10, 11. Romantische Verklärung neben Asozialen- und Zigeunerverfolgung, Filme von 1934, 1937, 1938

Die Csardasfürstin (darin u. a. der Ohrwurm „Nimm Zigeuner deine Geige“) mit Martha Eggerth und Hans Söhnker, der Zirkusfilm *Fahrendes Volk* mit Hans Albers und der Artistenfilm *Manege* mit Anneliese Uhlig und Attila Hörbiger. Die rassensystematische Radikalisierung der Zigeunerverfolgung vereinbarte sich konfliktfrei mit romantischem völkischem Philoziganismus. Hier liegt eine Differenz zum Antisemitismus, dem die romantische Komponente fast vollständig fehlt. ⁶²

Im reisenden Unterhaltungsgewerbe lag eine Möglichkeit, sich individuell der zunehmenden Verfolgung zu entziehen. Die nicht eng ortsgebundene Lebensweise war legitimiert, und das Milieu schützte. Einige Male ist auf Krefelder Meldekarten als zeitweises Domizil einschlägiger Namensträger die Adresse des Varietees *Seidenfaden* am Ostwall genannt. Im Januar 1942 gastierte dort mit Joe Rosé „ein komischer Herr“, der „jongliert“. Es handelte sich um den Artisten Josef Rose. ⁶³

Einer der auch am Niederrhein anzutreffenden Zirkusunternehmer war mit dem Zirkus *Alberto* der Sinto Wilhelm „Adam“ Lagrin, ein Musiker und Universalartist aus einer Artistenfamilie. Während Adam Lagrins Bruder Domenik beim Circus Belly untertauchen konnte, wurden andere Brüder in Buchenwald inhaftiert. Weiterer Familienmitglieder wurden nach Auschwitz deportiert. Adam Lagrin wurde „nur“ zwangsterilisiert. Als ihm ein Abtransport zu einem „Arbeitseinsatz“ angekündigt wurde, fürchtete die Familie das Schlimmste. Auch sie wurde vom Circus Belly aufgenommen und blieb so verschont. ⁶⁴

Deportationen

Mit Schnellbrief vom 27. April 1940 ordnete Himmler die „Umsiedlung“ von 2500 „Zigeunern“ „in geschlossenen Sippen“ aus dem grenznahen Raum West- und Norddeutschlands in das Generalgouvernement an. Am

21. Mai 1940 wurden aus dem Rheinland 938 Angehörige der Minderheit schlagartig aus ihren Wohnungen, Arbeitsstellen, Lehrstellen und Schulplätzen gerissen, nach Köln verbracht, dort in der Messe gesammelt und von dort mit ein bisschen Gepäck in Viehwaggons in den Osten deportiert. Etwa ein Drittel der Festgehaltenen kam aus dem Bereich der Kripoleitstelle Düsseldorf, ⁶⁵ darunter auch Roma-Familien aus Krefeld. Es ist bis heute nicht ermittelt, wie viele es waren. Der größte Teil der Deportierten kam nach mehrtägiger Fahrt in einen abgetrennten Teil des jüdischen „großen Ghettos“ von Siedlce. Die Lebens- und Arbeitsbedingungen dort waren für beide Häftlingsgruppen gleich katastrophal. ⁶⁶

Lokale Instanzen waren an der praktischen Umsetzung des Himmler-Befehls und auch an den Auswahlentscheidungen beteiligt, denn die Liste der zu Deportierenden stellten „auf Grund eigener Sachkenntnis“, das heißt aus tatsächlicher oder vermeintlicher Personen- und Ortskenntnis, die lokale Kripo und die Ortspolizeibehörden zusammen. ⁶⁷ Lokales Wissen und lokale Motive flossen auf noch unbekanntem Wege in die Entscheidungen ein. Vermerke auf einzelnen Meldekarteikarten sprechen dafür, dass die RHF-Einstufung in die Mischlings-Kategorie eine Rolle spielte („Mai 1940 Generalgouv. angesiedelt, die ganze Familie Zigeunermischling“).

Wie die Festnahme und der erste Deportationsschritt sich in Krefeld vollzogen, darüber berichtete Hedwig Rose aus der Familie Selma und Hans Rose in den 1960er Jahren. ⁶⁸ Demnach war im frühen Vorfeld der Deportation der Raub des Eigentums eingeleitet worden. „Kurz nach Kriegsausbruch 1939“ sei „jemand von der Stadtverwaltung“ in der Glindholzstraße aufgetaucht und habe „das ganze Inventar unserer Wohnung“ aufgenommen. Am frühen Morgen des Deportationstags sei ein mit Zivilisten

besetzter Bereitschaftswagen der Schutzpolizei vorgefahren. Es habe geheißen „Polizei, aufmachen!“ Vater Hans Rose, so die Aussage eines der Söhne, habe etwas zu sagen versucht. Die Reaktion sei gewesen, er solle „die Schnauze halten“, sonst werde er über den Haufen geschossen. Hedwig Rose war schon zur Arbeit gegangen. Von dort sei sie zurückgeholt worden. Jeder habe 25 Pfund Handgepäck mitführen dürfen. Die Familie sei in die Alte Kaserne gebracht worden. Dort seien noch weitere „Zigeuner-Mischlinge“ gewesen. Die Möbel, so später ein Nachbar, seien kurz nach der Festnahme aus der Wohnung geholt und mit offenem LKW abtransportiert worden. Sie seien, so eine weitere Aussage, zugunsten der Staatskasse versteigert worden. Das war von der Inventarisierung bis zur Versteigerung die Enteignungsprozedur, die später auch bei den Vernichtungsdeportationen gegen die jüdische Minderheit angewendet wurde.

Aus den Angaben der Überlebenden der Krefelder Familien Rose und Langburger nach 1945 lässt sich in den Grundlinien der Fortgang der Deportation rekonstruieren. Auf die Festnahme in Krefeld und den Transport nach Köln folgte nach etwa einer Woche Aufenthalt eine dreitägige Fahrt in verschlossenen Waggons nach Polen. In Platerów, nicht weit von der deutsch-sowjetischen Grenze, wurden die Waggons, in denen auch Roses und Langburgers waren, geöffnet. Die beiden Familien blieben zusammen. Männer und Jugendliche seien gleich in ein Arbeitskommando gekommen, zu dem auch Juden gehört hätten. Die Arbeit habe aus dem Umladen von Frachtgut aus deutschen Waggons in Waggons des sowjetischen Breitspursystems bestanden. Die Kinder seien mit Mutter Rose in der Schule von Platerów untergebracht gewesen. Bettelnd, tauschend und für volksdeutsche Bauern arbeitend, schließlich mit Tätigkeiten für einen „polnischen Großschmuggler“ schlugen die Deportierten sich durch. Drei Kinder, drei, vier und elf Jahre, starben an Unterernährung und Entkräftung. Die zum Zeitpunkt der Deportation schwangere Hedwig Rose bekam in Polen ihr Kind. Von ihm ist in den Aussagen der Roses über die Niederkunft hinaus nicht mehr die Rede, offenbar überlebte es nicht. Bei einer jüdischen Familie konnten sich einige der Deportierten zeitweise verstecken. Zusammen mit Juden wurden sie festgenommen und im Ghetto Siedlice festgehalten, von wo sie noch in der Nacht darauf wieder fliehen konnten.

Roses entschieden sich zur Rückkehr in die Heimat. Alfred Langburger schloss sich ihnen an. Er hatte inzwischen die Eltern und drei seiner sechs Geschwister verloren. Im Februar 1942 erreichte Peter Rose Wissen an der Sieg. Dort wurde er im Dezember 1942 festgenommen, um nach Auschwitz deportiert zu werden. Von dort kam er 1943 nach Auschwitz-Birkenau in den Lagerabschnitt

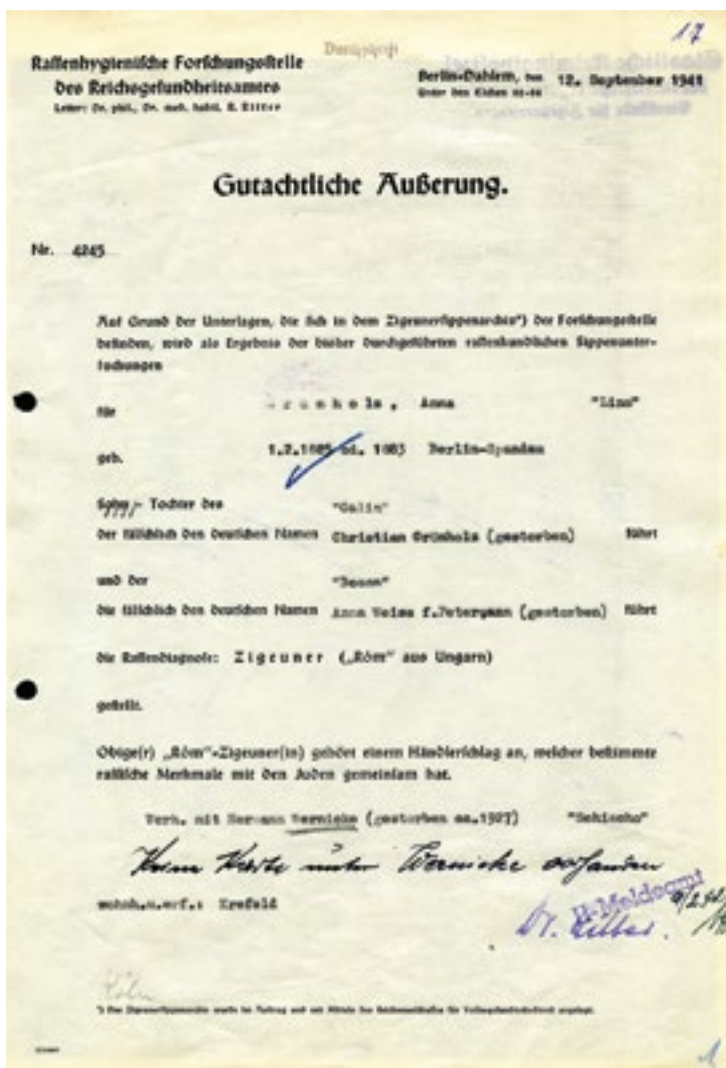


Abb. 12. „Gutachtliche Äußerung“ der Rassenhygienischen Forschungsstelle (RHF), 1941

für „Zigeuner“ und im April mit einem Arbeitskommando nach Buchenwald.

Andere Rückkehrer aus der Familie Rose wandten sich teils nach Dortmund, teils nach Krefeld. Hier habe man „bei Freunden und Bekannten gelebt“ und sei „auch mitverpflegt“ worden. Niemand habe die Illegalen „verpiffen“. Hedwig Rose wurde von ihrem Onkel Bruno in dessen Haus in der Schönewasserstraße versteckt. Sie habe dort die Unterstützung einer Frau Koppmann gehabt, die sie kleine Dienste habe verrichten lassen.

Der Artist und Händler Bruno Rose war wie die anderen Roses zwar von der RHF als „Zigeuner-Mischling“ eingestuft worden, dieser Teil der Großfamilie war aus unbekanntem Gründen jedoch aus der Polendeportation und später auch aus der Auschwitz-Deportation ausgenommen. Rose arbeitete weiterhin für die Waggonfabrik Uerdingen.⁶⁹ Ein von der Familie aufgenommener Sohn des Bruders Hans konnte die Schule besuchen und eine Lehre beginnen. Zwar wurde ihm die Abschlussprüfung verwehrt und von seinen

Mitschülern wurde er mitunter als „Zigeuner“ gehänselt, ansonsten blieb er unbehelligt.⁷⁰

Bruno Rose war zunächst zur Wehrmacht eingezogen worden, wurde aber nach vier Monaten im Juni 1940 wieder entlassen.⁷¹ Bereits im April 1940 aber, also nicht ganz ein Jahr vor der allgemeinen Entlassung von „Zigeunern“ aus der Wehrmacht auf Anweisung des Oberkommandos, erklärte die Ortspolizeibehörde Krefeld für nicht militärtauglich, wer einen „fremdrassigen Bluteinschlag“ aufweise. Anlass war Josef Rose, der sich freiwillig gemeldet hatte, indessen „wenigstens als Zigeunermischling“ anzusehen sei.⁷² Während bei Jenischen nicht anders als bei Männern aus der sonstigen Mehrheitsbevölkerung die Einberufung zur Wehrmacht regelmäßig auf den Meldekarten der Stadt Krefeld vermerkt ist, gibt es solche Hinweise bei Roma nur in einem Fall. So kam der „Zigeuner-Mischling“ Hans Rose 1946 aus Kriegsgefangenschaft nach Krefeld zurück.⁷³ Seine Frau Selma war mit mehreren der 13 Kinder nach Auschwitz-Birkenau deportiert worden. Einige kehrten mit der Mut-

ter über das KZ Bergen-Belsen 1945 nach Krefeld zurück, andere starben im Lager.⁷⁴

Der aus dem Generalgouvernement zurück nach Krefeld geflüchtete Alfred Langburger konnte seine Existenz wieder legalisieren. Seit 1943 war er Soldat und kurz vor Kriegsende wurde er noch schwer verwundet und amputiert.⁷⁵ Jenische waren, da als „deutschblütig“ eingestuft, wehrwürdig. Zwei Fälle sind bekannt, in denen sie diese Bewertung wenig dankten. Johann Prison und Karl Prison desertierten 1940 bzw. 1941. Der erste saß deshalb mehrere Monate ein, der zweite flüchtete in die Schweiz, die ihn wohl nicht haben wollte, denn er stellte sich einem deutschen Konsul. Sein Schicksal ist unbekannt.⁷⁶

Ab Ende Februar 1943 fanden die Deportationen von Roma nach dem sog. Auschwitz-Erlass vom 16. Dezember 1942 statt. Sie trafen mindestens die zeitweise oder dauerhaft in Krefeld lebenden Familien Blum, Demetry, Langburger, Pohl und Rose. Wie es gelang, illegale Rückkehrer aus dem Generalgouvernement zur Deportation nach Auschwitz-Birkenau aufzuspüren, ist nicht bekannt. Jedenfalls aber wurden mindestens fünf Rückkehrer aus der Familie Rose verhaftet, in das Polizeigefängnis Hindenburgstraße eingeliefert und danach in das „Zigeunerlager“ deportiert. Die Deportierten trafen am 8., 12. und 13. März 1943 in Auschwitz-Birkenau ein, offenbar aus verschiedenen Ausgangsorten. Birkenau war der größte Komplex des Gesamtlagers Auschwitz. Bis zum Sommer 1944 waren dort im Lagerabschnitt B Ie, dem „Zigeunerfamilienlager“, etwa 23000 Menschen untergebracht. Das Häftlingsverzeichnis („Hauptbuch“) belegt, dass der Kinderanteil unter den Krefelder Roma hoch war und dass die meisten Deportierten wenige Monate nach ihrer Ankunft in Birkenau starben.

Anders als an vielen anderen Orten und anders als die Deportation 1940 ins Generalgouvernement wurden die Deportationen nach Auschwitz von der Krefelder Meldebehörde nicht auf den Meldekarten vermerkt. Überhaupt gibt es keine Krefelder Belege zur Auschwitz-Deportation. Die Betroffenen verschwanden aus der Stadt, scheinbar ohne bürokratische Spuren zu hinterlassen. Das ist deshalb bemerkenswert, weil der bürokratische Aufwand und dessen papiermäßiger Niederschlag in einer an unterschiedlichen Orten untergebrachten Mehrfachüberlieferung erheblich waren. Auch im Fall der Stadt Krefeld liegt es also nahe, von gezielter Säuberung auszugehen, statt die pauschale Erklärung, ein Luftangriff habe alles zerstört, zu übernehmen.⁷⁷

Wie viele der in Krefeld gemeldeten und geborenen Roma nach Auschwitz kamen und wie viele von ihnen das Lager nicht überlebten, ist bis heute nicht festgestellt. Sicher

ist, dass nur eine Minderheit der Deportierten zurückkehrte. Mindestens 89 Roma mit einem Bezug zu Krefeld wurden in den Konzentrationslagern Auschwitz-Birkenau, Bergen-Belsen, Buchenwald, Dachau, Leimeritz, Natzweiler, Sachsenhausen und weiteren, unbekanntem Lagern inhaftiert. Die mit Abstand meisten von ihnen kamen nach Auschwitz.⁷⁸

Hinweise darauf, dass jenische Familien in das „Zigeunerlager“ in Birkenau deportiert worden wären, gibt es nicht. Das Hauptbuch nennt keine Angehörigen der bekannten niederrheinischen jenischen Namensgruppen wie überhaupt eindeutig jenische Namen im Hauptbuch fehlen.⁷⁹ Auch in die Polen-deportation 1940 waren Jenische nicht einbezogen. Das ist deshalb bemerkenswert, weil einige dieser Familien – wie die Prisons – von der RHF ausgeforscht und verzeichnet wurden. Hier gab es demnach bei der individuellen Deportationsentscheidung keine Spielräume weder für die RHF noch für die lokalen Verwaltungen. Es entschieden die Anordnungen des Reichsführers SS. Die sahen die Deportation „deutschblütiger Nicht-Zigeuner“ nicht vor.

Anders als zur Rückkehr aus anderen Konzentrationslagern enthält die Meldedatei keine Informationen über die Rückkehrer aus Auschwitz. Eine einzige Meldekarte überhaupt spricht den Ort mit einem kurzen Hinweis auf den Tod des fünfjährigen Willi Rose im „K. Z. Lager Auschwitz“ an. Das und ein kurzer Vermerk auf der Karte zu Paul Prison, der in Groß Rosen starb, sind die einzigen Meldungen über Todesfälle in Lagern, die die Kartei ausweist.

Mit Hubert, Paul und Peter Prison sowie mit Katharina Falkenstein sind vier Deportierte aus niederrheinischen Korbmacherfamilien bekannt, die in den KZ Dachau, Sachsenhausen, Mauthausen und in einem ungenannten Lager festgehalten wurden.⁸⁰ Katharina Falkenstein überlebte, Paul Prison (Krefeld) und Hubert Prison (Duisburg) überlebten nicht, das Schicksal von Peter Prison (Wesel) ist unbekannt. Sie waren als „Asoziale“, nicht als „Zigeuner“ oder „Zigeunermischlinge“ festgenommen und inhaftiert worden.

Nach dem Ende des Nationalsozialismus

Im Gegensatz zu den politisch Verfolgten aus der Mehrheitsbevölkerung, zur jüdischen Minderheit und auch zu Ostvertriebenen und Ostflüchtlingen verfügten Roma nach dem Ende des Nationalsozialismus nicht über sie in ihren Anliegen unterstützende Strukturen,⁸¹ wenn man absieht von ihren Familien bzw. von denen, die davon übrig geblieben waren. Es gab keine Selbstorganisationen und keine mehrheitsgesellschaftlichen Hel-

ferorganisationen außer Zusammenschlüsse von NS-Verfolgten, die sich auch nur selten für sie einsetzten.⁸² Ihre Verfolgung und Vernichtung wurden nirgendwo öffentlich thematisiert. Es gab keine gesellschaftliche, politische oder juristische Sanktionierung von Tätern, durch die die Minderheit von den nationalsozialistischen Verfolgungsbegründungen rehabilitiert worden wäre und die Verbrechen an ihnen gesühnt worden wären. Es gab keinen gesellschaftlichen Diskurs zu den an ihnen begangenen Verbrechen, nur ein allgemeines Schweigen.

Eine kinder- und altenlose mittlere Generation hoch traumatisierter Menschen musste auf sich gestellt und oft gegen starken behördlichen Widerstand um einen Platz in der postnationalsozialistischen westdeutschen Gesellschaft kämpfen. Zwar hatten auch unter Weimarer Bedingungen die Angehörigen der Minderheit oft unter schwierigen Bedingungen gelebt, aber so manche Familie war trotz aller Widerstände doch einige Schritte vorangekommen.⁸³ Die NS-Jahre hatten diesen Prozess beendet und die Minderheit weit zurückgeworfen, viele vollständig resignieren lassen.

Mit dem Untergang des politischen Systems hatten das im Nationalsozialismus in jeder Hinsicht ständig befeuerte völkische und rassistische Ausschlussdenken und mit ihm der Antiziganismus nicht kapituliert. Einstellungen und Überzeugungen lebten von den Verbrechen unbeeindruckt fort. Die Voraussetzungen für einen neuen Versuch zu gesellschaftlicher Eingliederung und Teilhabe waren also äußerst ungünstig. Das war es, was „Zigeuner“ von ebenfalls vertriebenen und möglicherweise verfolgten Angehörigen der völkischen „Volksgemeinschaft“ prinzipiell unterschied.⁸⁴

Dass Ausgrenzung und Stigmatisierung fort dauerten, soll im Folgenden an drei Aspekten postnationalsozialistischer Biografien Krefelder Roma festgemacht werden: an der Frage ihrer Staatsbürgerschaft, am Thema „Wiedergutmachung“ und an ihrer gesellschaftlichen Position, so wie sie sich im Wohnen, in den Wohnplätzen, spiegelt.

Staatsbürgerschaft

In einer kurzen Schockphase und unter den Augen der Militärbehörden war nach dem Kriegsende den vielen ausweislosen Rückkehrern oft ohne weiteres ihre deutsche Staatsbürgerschaft bescheinigt worden.

Die neuen Ausweise wurden ihnen in den 1950er Jahren in vielen Fällen wieder abgenommen oder aberkannt. So verfügte das Innenministerium von Nordrhein-Westfalen, die Staatsangehörigkeit der „Zigeuner“ sei zu überprüfen. An die Überlebenden seien allzu großzügig Pässe vergeben worden.⁸⁵ Damit war für viele Überlebende und ihre An-



Abb. 13.
W. R. Richter/Franz Effenberger, Bilder von Karl Kostial, Wir fangen an. Fibel, Deutscher Schulverlag, Berlin 1942, 2. Aufl.

gehörig ein zweites Mal die Staatsangehörigkeit weg. Das war für die Frage der Entschädigung von größter Bedeutung, denn zu deren Bedingungen gehörte die deutsche Staatsangehörigkeit.

In welcher Größenordnung damit administrativ und juristisch induziertes Unrecht möglich war, erhellen die Verfolgungsbiografie und das Scheitern einer Entschädigungsklage des Rom Jocky Demetry. Er hatte in der NS-Zeit in Köln gelebt und zog nach dem Ende des Nationalsozialismus mit seiner Lebensgefährtin Hildegard Stevens, Schwester von Heinz Stevens, nach Krefeld.⁸⁶ Wenngleich als „Zigeuner“ eingestuft hatte Demetry mit Hildegard Stevens deshalb zusammenleben dürfen, weil er sich hatte sterilisieren lassen. Zu diesem Zeitpunkt hatten die beiden vier Kinder. Dass die Sterilisation von Demetry und die „Deutschblütigkeit“ von Hildegard Stevens sie künftig vor Verfolgung schützen würden, glaubten die beiden nicht. Bereits im Februar 1943 war ihnen zu Ohren gekommen, alle „Zigeuner“ kämen in ein KZ. Zu den nach Auschwitz Deportierten hatte im März

1943 auch Demetrys 61-jährige Mutter gehört, die noch im selben Jahr dort verstarb. Demetry und Stevens übergaben ihre Kinder Hildegards Schwester Maria in Krefeld und flüchteten mit einigen anderen, darunter mit Roma verbundene Nicht-Roma, in Richtung der südöstlichen Reichsgrenze. In Österreich wurden sie aus dem Zug geholt, festgenommen und inhaftiert. Die beiden waren nicht mittellos. Sie hatten, wie es auch in Fluchtbeschreibungen deutscher Juden berichtet wird, ihre Mittel, um sie dem staatlichen Zugriff zu entziehen, in Schmuck, Golduhr und Goldmünzen umgesetzt. Diese Werte wurden gleich konfisziert. Das RKPA wurde eingeschaltet. Es entschied, Kinder wie Eltern Stevens/Demetry seien nach Auschwitz zu deportieren. Die Sterilisation von Demetry ignorierte das RKPA.⁸⁷ Über das schützende Merkmal „deutschblütig“ bei der Mutter ging es ebenfalls hinweg. Sie sei deshalb einzuweisen, weil sie 1942 gegenüber der Polizei erklärt habe, alle späteren Maßnahmen gegen „Zigeuner“ „auf sich zu nehmen, wenn ihr das weitere Zusammenleben mit Demetry gestattet wird.“

Mit dem Luftangriff auf Köln am 29. Juni 1943 entkamen Stevens und Demetry aus der Haft, sei es, dass sie entwichen oder entlassen wurden. Am selben Tag starben unter den Bomben auf das Griechenmarktviertel ihre Kinder und die Schwester bzw. Schwägerin, die zu Besuch in Köln gewesen waren. Stevens und Demetry flüchteten erneut, diesmal mit einem Wohnwagen. Im August 1944 wurden sie bei Sinzig festgenommen. Die Polizei erklärte die Flucht nicht mit Deportationsgefahr, sondern nach dem üblichen Muster: Die Festgenommen seien „ziel- und zwecklos nach Zigeunerart umher(gezogen)“. In der Festnahme erkannte sie einen praktischen Nutzen: „Pferde und Arbeitskraft könnten einem anderen Zweck zugeführt werden.“⁸⁸

Für Jocky Demetry folgte wieder die Inhaftierung. Die von der Kripo Köln angeordnete Einweisung ins KZ Natzweiler konnte nicht mehr umgesetzt werden, das Lager stand kurz vor der Auflösung. Demetry blieb aber inhaftiert.

Dieser Abschnitt seiner Biografie bildete den Hintergrund und die Begründung für einen Entschädigungsantrag, den er in den 1950er Jahren in Krefeld stellte. Vor dessen Anerkennung lag die Klärung seiner Staatsbürgerschaft. Die gelang dem nun Staatenlosen nicht. Der Erkennungsdienst der Kölner Kripo antwortete auf die Krefelder Nachfrage, zur Staatsangehörigkeit lasse sich nichts sagen. Es gebe keine Unterlagen und Hinweise. Alles sei im Bombenkrieg verloren gegangen. Tatsächlich enthalten die damals in Köln vorhandenen, heute im Landesarchiv lagernden Akten – darunter auch solche, die erst nach Kriegsende entstanden – zahlreich sowohl die Angabe von Demetrys deutscher Staatsangehörigkeit („Reichsdeutscher“, „Staatsangehörigkeit R. D.“, „DR“) als auch die mehrfache Bestätigung seiner Musterung für die Wehrmacht, die die deutsche Staatsangehörigkeit voraussetzte („gemustert Ers. Res. II“, „Persönlichkeit ist zweifelsfrei festgestellt [durch:] Wehrpaß“).⁸⁹ Die Kripo log, das Entschädigungsverfahren wurde verhindert.

„Wiedergutmachung“

Ein zweiter Beleg für den grundlegenden Mangel an Unrechtsbewusstsein und für den unerschütterten gebliebenen Antiziganismus ergibt sich aus Verlauf und Ergebnis der durchgesetzten Entschädigungsverfahren. Wenn die Praxis der „Wiedergutmachung“, von Restitution und Entschädigung ein „Kleinkrieg gegen die Opfer“ war,⁹⁰ war sie das in zugespitzter Weise gegenüber den als „Zigeuner“ Verfolgten.⁹¹ Hier wirkte sich auf besonders fatale Weise die Tatsache aus, dass die in öffentlicher Verwaltung und Justiz Tätigen im Großen und Ganzen bereits im Nationalsozialismus aktiv gewesen waren. Man ging in Politik und Gesellschaft

davon aus, dass die Funktionsfähigkeit des Staatsapparats „nicht eine kompromisslose Entfernung von Amtsträgern, die an Naziverbrechen beteiligt waren, erfordere, sondern eher das Vertuschen der weitreichenden Beteiligung.“⁹² Die Erfolgsbedingungen waren also für die Opfer schlecht. Was das Rheinland angeht, wurde das Thema „Wiedergutmachung“ und Entschädigung von Roma systematisch noch nicht angegangen.⁹³ Für Krefeld sind nur wenige Verfahren bekannt. Hohe Entschädigungsbeträge, wie sie in der Bevölkerung mit dem Unterton des Betrugs kolportiert wurden, bestätigen sie nicht.

Das erweist sich am Entschädigungsverfahren der Familie Selma und Hans Rose. Sie war 1945 mit dem, was sie am Körper trug, aus den Lagern nach Krefeld zurückgekehrt. Ihr vormaliges Eigentum war vollständig weg. Sie stand vor dem Nichts. Einen ersten Versuch der Entschädigung bzw. der Rückerstattung unternahmen zwei Söhne im Januar 1948 bei der britischen Control Commission, die den Antrag unter Verweis auf ein künftiges westdeutsches Entschädigungsgesetz zurückwies. 1953 wurde das Bundesentschädigungsgesetz (BEG) verabschiedet. Ansprüche wurden spätestens 1959 von Mitgliedern der Familie Rose beim Verwaltungsamt für innere Restitution in Stadthagen erhoben. Inzwischen lebten die Eltern nicht mehr. Hans Rose war 1957 verstorben, Selma Rose „an den Folgen der Deportation und den damit zusammenhängenden Gesundheitsschäden“ schon 1948.⁹⁴ Die damals 47-Jährige war 1940 ins Generalgouvernement deportiert worden, 1943 nach Auschwitz und von dort nach Ravensbrück und Bergen-Belsen. Die Oberfinanzdirektion (OFD) in Düsseldorf als Gegnerin der Antragsteller wies jeden Anspruch zurück. Die Deportation von 1940, durch die die Familie jegliches Eigentum bis auf einen kleinen Rest für die „Reise“ hatte aufgeben müssen, sei „spionagepolizeilich bedingt und keine nationalsozialistische Gewaltmaßnahme aus Gründen der Rasse“ gewesen.⁹⁵ Damit stützte sich die OFD auf ein Urteil des Bundesgerichtshofs (BGH). Der hatte 1956 beschlossen, mindestens bis zur Auschwitz-Deportation sei es nicht um rassenideologische Gesichtspunkte, sondern um „asoziale“ Eigenschaften der „Zigeuner“ gegangen.⁹⁶ Es fehle im Übrigen der Nachweis, dass der Familie tatsächlich irgendetwas entzogen worden sei. Das Verfahren endet 1964 mit einer Niederlage der OFD. Neun Erben durften nun einen Entschädigungsbetrag von 3000 DM unter sich aufteilen.⁹⁷

Tochter Hedwig hatte spätestens seit 1950 ein eigenständiges Entschädigungsverfahren eröffnet. Es ging um die Aussteuer, die sie sich in Erwartung ihrer dann verbotenen Heirat nach ihrer Verlobung zugelegt hatte. Die Grundausstattung für den künftigen Haushalt einschließlich des Mobiliars war wie alles andere auch öffentlich versteigert

worden. Die Erlöse aus solchen Versteigerungen erhielten die Finanzämter, die sie verwalteten. Das ging nicht ohne Eröffnung eines „Zigeunerkontos“ und ohne Buchungsbefehle. Davon ist in den Archivalien an keiner Stelle die Rede. Die OFD Düsseldorf behauptete, die Sache sei undurchsichtig.⁹⁸ Der Beweis sei nicht erbracht, dass eine „Entziehung“ des Eigentums der Antragstellerin überhaupt stattgefunden habe. Möglichweise habe man bei der „Aktion zur Umsiedlung“, wie es 1961 in NS-Diktion hieß, alles einfach stehengelassen, oder es sei bei dem zurückgebliebenen „arischen“ Verlobten gelandet. „Eine Vermutung, dass die Gegenstände aus diskriminatorischen Gründen vom Deutschen Reich entzogen wurden, besteht nicht.“⁹⁹ Davon abgesehen bleibe der mit 897 DM angegebene Wiederbeschaffungswert unter dem Mindestbetrag von 1000 DM, Entschädigung sei also ausgeschlossen. Wiederum nahm die OFD den Standpunkt des BGH von 1956 ein, es habe sich „um eine ausschließlich aus militärischen oder allgemeinen sicherheitspolitischen Gründen durchgeführte Maßnahme gehandelt.“ Die Verfolgtereigenschaft liege nicht vor. Rassische Verfolgung habe es erst ab 1943 mit der Auschwitz-Deportation gegeben, der Hedwig Rose freilich ebenfalls ausgesetzt gewesen war. Sie war in den Konzentrationslagern Auschwitz-Birkenau, Ravensbrück, Mauthausen und Bergen-Belsen inhaftiert gewesen. 1962 entschied die Entschädigungskammer am Landgericht in Aachen – dort wohnte Rose inzwischen – nach Vorlage eines neuen Gutachtens und unter Berufung auf ein Ausnahmeverfahren des Frankfurter Senatspräsidenten Calvelli-Adorno gegen den BGH und für die Verfolgte, nämlich auf einen Entschädigungsbetrag von 1554,80 DM, den das OLG Köln 1963 in der Revision und im Vergleich auf 900 DM herunterhandelte.

Darüber, dass Sterilisationen von Roma zu Wiedergutmachungsanträgen geführt hätten, ist nichts bekannt. Akten des Krefelder Gesundheitsamts geben spärliche Auskunft über Versuche einzelner jüdischer Sterilisationsopfer, als NS-Verfolgte anerkannt zu werden. Auch das war ein schwieriges Unterfangen, denn die für die Sterilisationen Verantwortlichen amtierten weiterhin. Sie beriefen sich darauf, „pflichtgemäß“ gehandelt zu haben.¹⁰⁰ Während sie im Nationalsozialismus freizügig Informationen an andere Behörden weitergereicht hatten, verweigerten sie jetzt „aus Gründen der ärztlichen Schweigepflicht“ die Auskunft gegenüber dem Amt für Wiedergutmachung.¹⁰¹

Wohnen

Als neuer Wohnplatz war der Rückkehrerfamilie Rose ein Gelände am Flünnertzdyk im Hülsener Bruch zugedacht, gleich nebenan lag eine lange bestehende städtische Müllkippe. Hier standen seit etwa 1946 einige Baracken,

die der Stadt gehörten, und auch Wohnwagen. Wie es schon in Weimar für derartige Unterkünfte üblich gewesen war, platzierte die Stadt einen Polizeibeamten in eine der Wohnungen. Zur Lage passte die spätere Einrichtung einer zweiten Deponie in der Nähe, diese für Kriegsschutt.

Anfang der 1960er Jahre entstand an der Krefelder Peripherie in Inrath im Klieberbruch eine Obdachlosensiedlung, die allgemein abschätzig „Mau-Mau-Siedlung“ genannt wurde.¹⁰² Unter den etwa 100 Haushalten dort waren einzelne jüdische Familien und eine der verfolgten Krefelder Sinti-Familien. Seit den 1980er Jahren zogen einzelne weitere Sinti-Familien von auswärts zu. Die übergroße Mehrheit der Bewohner war also der neuen Armut der Mehrheitsbevölkerung zuzurechnen. Die Lebensbedingungen im Klieberbruch waren wenigstens bis zur Ersetzung der Schlichtbehausungen durch sogenannte Plattenbauten in den 1970er Jahren desolat. Die Polizei fuhr, wie ein Bewohner sich erinnerte, regelmäßig Streife durch und um diese Siedlung.¹⁰³ Im Hochsommer 1964 brach dort die Ruhr aus. Die Medien berichteten bundesweit, und ein städtischer Bericht hob hervor, was der Stadtverwaltung lange bekannt sein musste, nämlich die mangelhaften sanitären Verhältnisse. Erst der öffentliche Skandal führte dazu, die Sickergruben der Siedlung durch einen Anschluss an die städtische Kanalisation zu ersetzen.¹⁰⁴

Aus der Wahrnehmung heraus fiel der unauffällige Übergang in die Normalität der Mehrheitsbevölkerung. Beispiele dafür waren Hela und Heinz Stevens oder Hildegard und Jocky Demetry, die die Krefelder Einwohnerbücher seit den 1950er Jahren als Textilkaufler und Hausbesitzer mit Adressen wachsender Respektabilität anzeigten.

Erinnerungskultur

Auch in Krefeld gab es lange niemand, der ein Interesse an Verfolgungsbiografien von „Zigeunern“ gezeigt hätte oder gar in der Öffentlichkeit für Roma eingetreten wäre. Es brauchte dafür ein halbes Jahrhundert. Inzwischen gab es eine Bürgerrechtsbewegung und Selbstorganisationen deutscher Roma. Im Oktober 1997 veranstaltete der Verein Villa Merländer, Förderverein der wenige Jahre zuvor eröffneten NS-Dokumentationsstelle der Stadt Krefeld eine wissenschaftliche Tagung zum Thema. Es kamen Zeithistoriker, aber auch Angehörige der Minderheit aus rheinisch-westfälischen Städten.

2002 erschien in einer kleinen, vom Arbeitskreis der Gedenkstätten in NRW aus Anlass des 60. Jahrestags des „Auschwitz-Erlasses“ herausgegebenen Broschüre ein kurzer Beitrag zum Thema. Schüler und zwei Lehrer der Krefelder Kurt-Tucholsky-Gesamtschule fuhren zu einer zentralen NRW-Veranstaltung

nach Köln. Daraus ergab sich eine gemeinsame Initiative mit der Gerd-Jansen-Schule für Körperbehinderte. Man beschloss, durch den Künstler Gunter Demnig einen „Stolperstein“ für den jenenischen Korbmacher Paul Prison vor dessen letztem Krefelder Wohnort, der Ritterstraße 221, verlegen zu lassen. Eine Ratsmehrheit aus CDU und FDP entschied jedoch im November 2005, in Krefeld keine „Stolpersteine“ zuzulassen. Die Folge war ein Bürgerbegehren, getragen von Schülern und Lehrern der Gesamtschule und unterstützt durch mehrere öffentliche Veranstaltungen. An Infoständen sammelten Schüler 14000 Unterschriften für Stolpersteine auch in Krefeld. Die Aktion bewirkte im März 2006 die Rücknahme

der stadträtlichen Entscheidung.¹⁰⁵ Am 16. Februar 2007 wurde der Stein für Paul Prison verlegt. Ein erstes Erinnerungsmal für Krefelder Roma ist ein 2008 verlegter Stolperstein vor der Glindholzstraße 107 für Wilhelm Rose aus der Familie von Selma und Hans Rose, der fünfjährig in Auschwitz starb.

Ulrich Friedrich Opfermann, in Krefeld geboren und aufgewachsen, Dr. phil, Forschungs- und Publikationstätigkeit zur älteren und jüngeren Geschichte der mitteleuropäischen Roma und zur südwestfälischen Zeitgeschichte, langjähriges Vorstandsmitglied der NS-Gedenkstätte „Aktives Museum Südwestfalen“ in Siegen und Mitglied und Mit-

arbeiter des Arbeitskreises der NS-Gedenkstätten NRW, bis 2013 wissenschaftlicher Mitarbeiter des Dokumentationszentrum des Rom e. V., Köln, und Vorstandsmitglied des Vereins, für den weiterhin tätig ist, Lehrtätigkeit am Historischen Seminar der Universität Siegen, Referenten- und Publikationstätigkeit für das Dokumentationszentrum Deutscher Sinti- und Roma und für die Bundeszentrale für politische Bildung und für die Bayerische Landeszentrale, zahlreiche Buchpublikationen, jüngste Buchpublikation: Karola Fings/Ulrich Friedrich Opfermann (Hrsg.), Zigeunerverfolgung im Rheinland und in Westfalen. 1933 – 1945. Geschichte, Aufarbeitung und Erinnerung, Paderborn 2012.

Anmerkungen

¹ Der folgende Aufsatz bezieht sich auf und erweitert umfangreich: Ulrich Friedrich Opfermann, Krefeld. „Zigeunerplage und kein Ende!“, in: Karola Fings/Ulrich Friedrich Opfermann (Hrsg.), Zigeunerverfolgung im Rheinland und in Westfalen. 1933 – 1945. Geschichte, Aufarbeitung und Erinnerung, Paderborn 2012, S. 203 – 222.

² Rainer Hehemann, Die „Bekämpfung des Zigeunerwesens“ im wilhelminischen Deutschland und in der Weimarer Republik, 1871 – 1933, Frankfurt (Main) 1987, S. 243ff.

³ Zit. nach: Michael Zimmermann, Rassenutopie und Genozid. Die nationalsozialistische „Lösung der Zigeunerfrage“, Hamburg 1996, S. 60f. Siehe auch: Rainer Hehemann, Die „Bekämpfung des Zigeunerwesens“ im Wilhelminischen Deutschland und in der Weimarer Republik, 1871 – 1933, Frankfurt (Main) 1987, S. 353ff.

⁴ Einen Überblick zu Jenischen gibt: Ulrich Friedrich Opfermann, „Die Jenischen und andere Fahrende“. Eine Minderheit begründet sich, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung, 19 (2010), S. 126 – 150.

⁵ In den ausgehenden 1970er Jahren begründeten die nationalen und internationalen Selbstorganisationen der Roma und die mit ihnen verbundene Bürgerrechtsbewegung eine neue Konvention der Verwendung der Romanes-Selbstbezeichnungen. Inzwischen haben „Roma“ sowie „Sinti“ im deutschen Sprachraum im medialen, institutionellen und staatlichen Sprachgebrauch die Sammelkategorie „Zigeuner“ abgelöst. Umgangssprachlich ist sie bei eingeschränkter Reichweite mit den tradierten Inhalten weiter vorhanden.

⁶ Marion Bonillo, „Zigeunerpolitik“ im Deutschen Kaiserreich 1871 – 1918, Frankfurt (Main) 2001, S. 107ff.

⁷ Landesarchiv NRW (im Folgenden: LA NRW), Abt. Rheinland, BR 7, Nr. 30.446, Umfragen der Regierungspräsidenten, 1886ff.; ebenda, BR 35, Nr. 143, 1888ff.; ebenda, BR 5, Nr. 23.067, Verzeichnis der am 24. Juli 1913 im Kreise Düren angetroffenen inländischen Zigeuner“, 30.7.1913; ebenda, Nachweisung über im Landkreis Aachen auftauchende Zigeuner, 16.10.1912; LA NRW, Abt. Rheinland, BR 39, Nr. 363, Meldungen und Korrespondenzen zu „Vagabunden, Bettler[n], Zigeunerbanden“, 1899 – 1909.

⁸ LA NRW, Abt. Rheinland, BR 7, Nr. 30.446, Landratsamt (im Folgenden: LRA) Krefeld an Regierungspräsident (im Folgenden: RP) Düsseldorf, 16.6.1886.

⁹ LA NRW, Abt. Rheinland, BR 35, Nr. 143, Marginalie auf Schreiben des Bürgermeisters (im Folgenden: BM) in Ruhrodt an LRA Moers, undat. (Sommer 1896).

¹⁰ LA NRW, Abt. Rheinland, BR 39, Nr. 363, BM Norf an LRA in Neuß, 30.11.1899.

¹¹ So in Fortführung älterer Vorstellungen die um den Ethnologen Bernhard Streck versammelte Leipziger Schule der „Tsiganologie“: „In einer modernen Mehr-

heitsgesellschaft ..., bleibt oft nur ein pathologischer Rand als Nische, wo Souveränität und Eigenleben nur gegen Gesetz und Staat möglich sind.“, in: Bernhard Streck, Zigeuner. Geschichte und Kultur, München 2010, unkorrigierter Umbruch, S. 52f., zur „Nischenökonomie“, für die Streck den Drogenhandel setzt: S. 45f. (auf Einspruch aus der Fachwissenschaft und nach Protesten von Roma-Organisationen ließ der Beck-Verlag Gutachten zu Streck's Schrift erstellen, in deren Ergebnis er die Publikation absagte).

¹² LA NRW, Abt. Rheinland, BR 5, Nr. 23.067, Nachweisung über im Landkreis Aachen auftauchende Zigeuner, 16.10.1912.

¹³ Echo der Gegenwart, 14.4.1910, in: ebenda.

¹⁴ Diese und die folgenden Angaben, soweit nicht anders belegt, siehe: ebenda, BR 35, Nr. 143, Korrespondenz zwischen LRA Moers, BM Moers, lokalem Oberwachtmeister, Juli 1910.

¹⁵ Siehe: Michael H. Faber, Nichtzigeunerische Landfahrer in Deutschland und in anderen europäischen Ländern, in: Rüdiger Vossen, Zigeuner. Roma, Sinti, Gitanos, Gypsies. Zwischen Verfolgung und Romantisierung, Frankfurt (Main)/Westberlin/Wien 1983, S. 187-203, hier: S. 194. Faber setzt etwas später an. Er geht von der Jahrhundertwende aus. Abbildungen belegen jedoch „Zigeunerwagen“ schon in den 1880er Jahren.

¹⁶ LA NRW, Abt. Rheinland, BR 7, Nr. 30.446, Bericht Polizeidiener an LRA Neuß, 27.4.1886.

¹⁷ Ebenda, Korrespondenz BM Straelen mit RP Düsseldorf, Dezember 1887.

¹⁸ Ebenda, BR 39, Nr. 363, BM Heerdt an LRA Neuß, 29.11.1899.

¹⁹ Ebenda, BR 35, Nr. 143, LRA Moers an RP Düsseldorf, Nachweisung über eine in Moers angetroffene Zigeunerbande, 16.7.1915.

²⁰ Siehe: Hehemann, S. 261ff.

²¹ LA NRW, Abt. Rheinland, BR 5, Nr. 23.067, BM Düren an RP Aachen, 6.12.1903.

²² Hinweise auf die versuchte und im Einzelfall erfolgreiche Begründung eines festen Wohnsitzes: ebenda, BR 39, Nr. 363, BM Glehn an LRA Neuß, 15.12.1899; ebenda, BR 35, Nr. 143, LRA Kleve an LRA Moers, 3.1.1898; Niederlassung von Zigeunern, in: Kölner Stadt-Anzeiger, 1.4.1906; LA NRW, Abt. Rheinland, BR 35, Nr. 143, Nachweisung über eine in Moers angetroffene Zigeunerbande, LRA Moers an RP Düsseldorf, 28.7.1908; ebenda, Polizeiverwaltung/Bürgermeister Homberg an LRA Moers, 20.9.1909; ebenda, Oberwachtmeister an LRA Moers, 24.7.1910; Landeshauptarchiv Koblenz, Bestand 393, Nr. 3.475, BM von Herrstein an die Großherzogliche Regierung in Birkenfeld, 23.10.1913.

²³ Die hier auftretenden Namen sind in keiner Weise spezifisch für Roma. Sie kommen in allen Bevölkerungs-

gruppen vor. Es ist nicht möglich, einem der Namen die Roma-Eigenschaft zu entnehmen.

²⁴ LA NRW, Abt. Rheinland, BR 35, LRA Moers, Nr. 143, Korrespondenz LRA mit RP Düsseldorf, Mai bis Juli 1908.

²⁵ Stadtarchiv Krefeld (im Folgenden: StAKr), Bestand 8, Nr. 714, Nachweis der hier aufgebrauchten Zigeuner, Eintragungen vom 24. und 31.10.1911.

²⁶ Ebenda, Meldekartei.

²⁷ LA NRW, Abt. Rheinland, BR 35, LRA Moers, Nr. 143, BM von Homberg an LRA Moers, 20.9.1909.

²⁸ Ebenda, BR 5, Nr. 23.067, LRA Düren an RP Aachen, 2.8.1910, und Deutsche Tageszeitung, 30.6.1910.

²⁹ StAKr, Meldekartei; Adressbücher Krefeld 1910ff.; Anfrage an Stadtrat Uerdingen wegen Ausrichtung einer Kirmes, 4.7.1923, in: Hans Fuchs/Franz J. Janssen, Kirmes in Krefeld. Geschichte und Geschichten von Schaustellern, Krefeld 1991, S. 160.

³⁰ Diese und die folgenden Angaben: Hans Vogt, Seidene Kugel und Fliegende Kiste. Eine Geschichte der Luftfahrt in Krefeld und am Niederrhein (Krefelder Studien, Bd. 7), Krefeld 1993, S. 248f.

³¹ Martin Luchterhandt, Stereotyp und Sonderrecht. Zigeunerklischees und Zigeunerpolitik vor dem Nationalsozialismus, in: Yaron Matras/Hans Winterberg/Michael Zimmermann (Hrsg.), Sinti, Roma, Gypsies. Sprache – Geschichte – Gegenwart, Berlin 2003, S. 83 – 114, hier: S. 109 – 111; Karola Fings/Frank Sparing, Rassismus – Lager – Völkermord. Die nationalsozialistische Zigeunerverfolgung in Köln (= Schriften des NS-Dokumentationszentrums der Stadt Köln, Bd. 13), Köln 2005, S. 40.

³² Stefan Goch, „Mit einer Rückkehr nach hier ist nicht zu rechnen“. Verfolgung und Ermordung von Sinti und Roma während des „Dritten Reiches“ im Raum Gelsenkirchen, Essen 1999, S. 226f.

³³ Landesarchiv Berlin, Rep. 142/1, Nr. StB 2.266, Rundfrage III 521/29 des Deutschen Städtetages vom 18.11.1929, hier: Oberbürgermeister an Deutschen Städtetag, 30.12.1929. Die Umfrage richtete sich an die Städte mit mehr als 25000 Einwohnern.

³⁴ LA NRW, Abt. Rheinland, Gerichte Rep. 198/2.975; StAKr, Bestand 530/L 3, Nr. 111, Aussage Gesundheitsamt Krefeld, 16.5.1939.

³⁵ Ebenda, Gutachten stellvertretender Amtsarzt Dr. Friedrich Schmetz, 5.7.1939.

³⁶ LA NRW, Abt. Rheinland, BR 2.034, Nr. 730, Kripo Köln, Dienststelle für Zigeunerfragen, 10.10.1941.

³⁷ Vorgedruckt auf dem RHF-Formular für „Röm aus Ungarn“: „Tochter [oder Sohn] des ..., der fälschlich den deutschen Namen ... führt und der ..., die fälschlich den deutschen Namen ... führt“.

- ³⁸ Alle Angaben zu Hela Wernicke und Familie sowie zu Heinz Stevens: LA NRW, BR 2.034, Nr. 730 (Hela Wernicke); StAKr, Meldekarte; Goch (wie Anm. 32), S. 223ff.
- ³⁹ Ernst Klee, „Euthanasie“ im NS-Staat. Die „Vernichtung lebensunwerten Lebens“, Frankfurt (Main) 2004, 11. Aufl., S. 36.
- ⁴⁰ Zu Klaholt: LA NRW, Abt. Rheinland, NW 1.031-4.754 (Franz Klaholt); ebenda, NW 1.031-8.959 (Franz Klaholt).
- ⁴¹ Zu Schmetz: ebenda, NW 1.010-41 (Friedrich Schmetz); ebenda, NW 1.037-A/Reg 3.867 (Friedrich Schmetz).
- ⁴² Brigitte Hofmann-Mildebrath, Fakten/Akten gegen das Vergessen. Zwangssterilisation an (ehemaligen) Hilfsschülerinnen und Hilfsschülern im Nationalsozialismus, in: Die Heimat. Krefelder Jahrbuch, 77 (2006), S. 151 – 160, hier: S. 155.
- ⁴³ Dies., Zwangssterilisation an (ehemaligen) Hilfsschülerinnen und Hilfsschülern im Nationalsozialismus. Fakten/Akten gegen das Vergessen. Regionalgeschichtliche Studie im Raum Krefeld, Dortmund 2004, S. 213, siehe auch: <https://eldorado.tu-dortmund.de/handle/2003/20030>.
- ⁴⁴ Zu Wegmann: LA NRW, Abt. Rheinland, NW 1.010, Arb./15.701 (Paul Wegmann).
- ⁴⁵ StAKr, Bestand 530/L 3, Nr. 1.295 (Karl Prison).
- ⁴⁶ Ebenda, Nr. 1.291 (Bernhard Falkenstein).
- ⁴⁷ Wolfgang Ayaß, „Asoziale“ im Nationalsozialismus, Stuttgart 1995, S. 54f.
- ⁴⁸ StAKr, Meldekarte: „Jt. Kriminalabtlg. Krefeld am 1.4.42 im Lager Groß Rosen gestorben, 10.4.42“; vgl. mit dem Häftlingsverzeichnis von Groß Rosen: http://www.ushmm.org/online/hsv/person_view.php?PersonId=4438245.
- ⁴⁹ Fings/Sparing (wie Anm. 31), S. 98f.
- ⁵⁰ Bundesarchiv Berlin (im Folgenden: BA), R 165, Nr. 157, Prison, BM Wesel als Ortspolizeibehörde an Kriminalbiologisches Forschungsamt des Reichsgesundheitsamts [ein weiteres von Robert Ritter geleitetes Institut], 10.2.1942.
- ⁵¹ LA NRW, Abt. Rheinland, RW 58, Nr. 1.679; Gesundheitsamt Krefeld an Gestapoleitstelle Düsseldorf, 7.4.1938; ebenda, Städtisches Jugendamt Krefeld an Gestapoleitstelle Düsseldorf, 19.4.1938.
- ⁵² StAKr, Meldekarte.
- ⁵³ Nach: BA, R 165, Nr. 157, Prison.
- ⁵⁴ Siehe: Zimmermann (wie Anm. 3), S. 92ff., Fings/Sparing (wie Anm. 31), S. 68ff.
- ⁵⁵ Zimmermann (wie Anm. 3), S. 153, S. 436.
- ⁵⁶ So Adolf Würth, nach: Joachim S. Hohmann, Zigeuner und Zigeunerwissenschaft – ein Beitrag zur Grundlagenforschung und Dokumentation des Völkermords im „Dritten Reich“, Marburg 1980, S. 41.
- ⁵⁷ Zimmermann (wie Anm. 3), S. 140f.
- ⁵⁸ BA, R 165, Schreiben Robert Ritter, Februar 1941. 1937 war das St. Josefsheim vom Franziskanerorden in das Eigentum der Rheinprovinz übergegangen, die als Zweigstelle der Provinzial Heil- und Pflgeanstalt Söchtein-Johannisthal führte.
- ⁵⁹ Siehe unter den entsprechenden Namen in: BA, R 165.
- ⁶⁰ Mitteilung R 3-11/S-228 des Bundesarchivs Berlin an den Verfasser, 7.7.2011.
- ⁶¹ Rheinische Landeszeitung [= Organ der NSDAP], 15.10., 19.10.1938; Niederrheinische Volkszeitung, 16.10., 17.10., 21.10.1938.
- ⁶² Ein gelegentliches Pendant zur „schönen Zigeunerin“ war die „schöne Jüdin“. Heute steht neben „Zigeunermusik“ mit ähnlichen Zuschreibungen jüdische Klezmer-Musik.
- ⁶³ Westdeutsche Zeitung, 16.1.1942, Anzeige des Seidenfadens; StAKr, Meldekarte Josef Rose.
- ⁶⁴ Pia Maria Medusa Lagrin geb. Traber, Lebensreise. ... Erinnerungen an ein Leben auf dem Drahtseil, hrsgg. von Blanka Lemoine und Bernd G. Kreuzer, Norderstedt 2011, 2. Aufl., zum Nationalsozialismus: S. 71-86.
- ⁶⁵ Fings/Sparing (wie Anm. 31), S. 212.
- ⁶⁶ Zu Siedlce: ebenda, S. 219ff.
- ⁶⁷ Ebenda, S. 202.
- ⁶⁸ Die folgenden Details der Deportation nach: LA NRW, Abt. Rheinland, Gerichte Rep. 198, Nr. 2.975.
- ⁶⁹ Ingrid Schupetta, Villa Merländer. Krefeld, in: Arbeitskreis NS-Gedenkstätten u.a. (Hrsg.), Abgemeldet ... 60. Jahrestag des Befehls zur Deportation der Sinti und Roma in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau vom 16. Dezember 1942, Köln 2002, S. 35-38.
- ⁷⁰ Ebenda, S. 37.
- ⁷¹ StAKr, Meldekarte Bruno Rose.
- ⁷² StAKr, GA, Bestand 530/L 3, Nr. 111 (Emil Rose), Korrespondenz Ortspolizeibehörde Krefeld – Gesundheitsamt, 22.4.1940, 26.4.1940.
- ⁷³ Ebenda, Meldekarte Hans Rose: „19.3.46 v. Wehrm.“; ebenda, Meldekarte des Sohns Hans Josef zum Vater: „lebt in Kriegsgef.“.
- ⁷⁴ Ebenda, Meldekarte; Gedenkbuch. Die Sinti und Roma im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau, hrsgg. vom Staatlichen Museum Auschwitz-Birkenau in Zusammenarbeit mit dem Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma Heidelberg, 2 Bände, München/London/New York/Paris 1993.
- ⁷⁵ LA NRW, Abt. Rheinland, Gerichte Rep. 198, Nr. 2.975, Aussage Alfred Langburger, 27.3.1962.
- ⁷⁶ Johann Prison: StAKr, Meldekarte; Karl Prison: ebenda, GA, Bestand 530/L 3, Nr. 603, Fürsorgerin Gertrud Kinzel in einer Stellungnahme zu Karl Prison, undat. (etwa Juli/Sept. 1940).
- ⁷⁷ Vgl. auch Hofmann-Mildebrath im Kontext der Frage nach Lehrern, die Schüler als sterilisationsgeeignet denunzierten: „Die Suche nach Personalakten damaliger Hilfsschullehrerinnen und Hilfsschullehrer verlief ergebnislos; vgl. Aussage des Magazinverwalters im Krefelder Stadtarchiv, wonach zahlreiche Akten nach dem Krieg, vermutlich von Betroffenen, gestohlen worden waren.“, in: Brigitte Hofmann-Mildebrath, Zwangssterilisation an (ehemaligen) Hilfsschülerinnen und Hilfsschülern im Nationalsozialismus. Fakten/Akten gegen das Vergessen. Regionalgeschichtliche Studie im Raum Krefeld, Dortmund 2004, S. 421.
- ⁷⁸ StAKr, Meldekarte; Goch (wie Anm. 32), passim; Gedenkbuch, passim.
- ⁷⁹ Gedenkbuch.
- ⁸⁰ StAKr, Meldekarte; ebenda, Bestand 530/L, Nr. 1.291 (Bernhard Falkenstein), Sippentafel der Fürsorgerin Lotte Dahmen, 28.7.1942; BA, R 165, Nr. 157, Prison.
- ⁸¹ Diese Unterstützung wurde den genannten Gruppen aus politischen Gründen großzügig gewährt. In der eingessessenen Bevölkerung sah man dies oft völlig anders. Der Verfasser, der seine ersten zwanzig Lebensjahre in Krefeld verbrachte, erinnert sich gut an exkludierende Beschreibungen von Ostvertriebenen und Ostflüchtlingen, die ausgeprägte Merkmale von Zigeunerbildern hatten. Dazu gehörten dann Klagen über eine völlig überzogene und auf betrügerischen Angaben beruhende staatliche Unterstützung.
- ⁸² Das war z.B. so bei der zeitweisen Hilfe für Hildgard Stevens durch den Bund der Verfolgten des Naziregimes (BVN), Kreisverband Krefeld: LA NRW, Abt. Rheinland, BR 2.034, Nr. 87, Korrespondenz zwischen BVN und Polizeidirektion Köln, August 1957.
- ⁸³ Siehe: Ulrich Friedrich Opfermann, Weimar. „Die Rassenkunde gibt Aufschluß“, in: Oliver von Mengersen (Hrsg.), Zwischen Diskriminierung und Emanzipation. Geschichte und Kultur der Sinti und Roma in Deutschland und Europa, 2014 (in Vorb.).
- ⁸⁴ Die Standardpublikation dazu: Gilad Margalit, Die Nachkriegsdeutschen und „ihre Zigeuner“. Die Behandlung der Sinti und Roma im Schatten von Auschwitz, Berlin 2001.
- ⁸⁵ Karola Fings/Ulrich Friedrich Opfermann, Glossar, in: Fings/Opfermann (wie Anm. 1), S. 337-359, hier: S. 341f.
- ⁸⁶ Alle nachfolgenden Angaben in: LA NRW, Abt. Rheinland, BR 2.034, Nr. 87; ebenda, Nr. 837; ebenda, Nr. 897; ebenda, Nr. V H 1.269.
- ⁸⁷ Der Verantwortliche des sogenannten Vorbeugungsreferats, Kriminalrat Johannes Otto, setzte sich über die Einwände der Kriminalpolizeistelle Köln hinweg. Siehe auch Fings/Sparing (wie Anm. 31), S. 300, 322f.
- ⁸⁸ LA NRW, Abt. Rheinland, BR 2.034, Nr. 837, Gendarmerieposten Remagen an Ortspolizeibehörde in Sinzig, 5.8.1944.
- ⁸⁹ Ebenda: zwei ausgefüllte erkennungsdienstliche Formblätter mit eindeutigen Angaben, 16.8.1944 bzw. 17.6.1945; ebenda, Kriminalsekretär Wojtkowski, 18.3.1940: „Der Ehemann [von Hildegard Stevens] ist Reichsdeutscher. Er ist Ersatzreserve II gemustert.“; LA NRW, Abt. Rheinland, BR 2.034, Nr. V H 1.269, Kripoleitstelle Köln, Blatt „Polizeiliche Vorbeugungshaft“, 19.8.1944, ebenda, Kripoleitstelle Köln, Anordnung der polizeilichen Vorbeugungshaft, 19.8.1944; ebenda, Personalbogen, 28.8.1944.
- ⁹⁰ So 1988: Christian Pross, Wiedergutmachung. Der Kleinkrieg gegen die Opfer, Frankfurt (Main) 1988.
- ⁹¹ Siehe zuletzt: Julia von dem Knesebeck, The Roma Struggle for Compensation in Post-War Germany, Hertfordshire 2011.
- ⁹² So Margalit (wie Anm. 84), S. 182.
- ⁹³ Einige Einzelbeobachtungen in: Fings/Sparing (wie Anm. 31), S. 368-372. Bezogen auf NRW siehe die Beiträge zu Duisburg, Düsseldorf, Essen, Herford, Niederrhein/Wewelsburg in: Fings/Opfermann (wie Anm. 1).
- ⁹⁴ LA NRW, Abt. Rheinland, Gerichte Rep. 198, Nr. 1.995, RA Wildermann an Wiedergutmachungsamt Krefeld, 15.2.1961.
- ⁹⁵ Ebenda, OFD Düsseldorf, 27.9.1963 und 23.10.1963.
- ⁹⁶ Zur bundesdeutschen Rechtsprechung siehe: Margalit (wie Anm. 84), S. 161 – 166.
- ⁹⁷ LA NRW, Abt. Rheinland, Gerichte Rep. 198, Nr. 1.995, LG Krefeld, Wiedergutmachungskammer, 21.5.1964.
- ⁹⁸ Diese und die folgenden Angaben: ebenda, Nr. 2.975, OFD Düsseldorf an Wiedergutmachungsamt, 13.11.1961.
- ⁹⁹ Ebenda, OFD Düsseldorf an LG Krefeld, Wiedergutmachungskammer, 3.8.1962.
- ¹⁰⁰ StAKr, Bestand 530/L 3, Nr. 1.294 (Katharina Falkenstein), Gesundheitsamt Krefeld, Dr. Klaholt, an Landkreis Rees, Kreissonderhilfsausschuss, 13.7.1946.
- ¹⁰¹ Ebenda, Nr. 1.289 (Peter Prison), Gesundheitsamt Krefeld an Amt für Wiedergutmachung, 13.7.1956.
- ¹⁰² „Mau-Mau-Siedlung“: Eine zumindest in NRW auch anderswo anzutreffende Bezeichnung nach den Teilnehmern eines Aufstands gegen die britische Kolonialherrschaft in Kenia in den 1950er Jahren. Der Straßenschluss Birkschendyk (heute: Kanedyk) entstand Ende der 1950er Jahre.
- ¹⁰³ Zur Lebenssituation in der Siedlung aus dem Blickwinkel eines Betroffenen: www.ex-heimkinder.de/Hermann-Basten.htm.
- ¹⁰⁴ StAKr, Bestand 25/1, Nr. 73; 400 Untersuchungen am Birkschenweg [richtig: Birkschendyk] wegen Ruhr, in: Rheinische Post, 8.7.1964.
- ¹⁰⁵ Siehe: www.tucholsky-gesellschaft.de/Downloads/Rundbrief_0806.pdf; www.krefeldwiki.de/wiki/Stolpersteine#_ref-8.

Kurt Devries' Auswanderung nach Kolumbien

Skizze zur Emigration des letzten Inhabers der Tapetenfabrik Heeder & Co.

von Burkhard Ostrowski und Reinhard Schippkus

Vorbemerkung

„Das bewegendste Ereignis des Jahres [1987] aber war ganz gewiss der Besuch, zu dem die Bürger der Stadt Krefeld rund 130 Juden und einige ihrer Angehörigen eingeladen hatten, die das sogenannte Dritte Reich und den Krieg im Ausland als Emigranten überlebten.“, schrieb Renate Wilkes hier in der Rubrik „Von Oktober zu Oktober“.¹ Dass auch Kolumbien eines der Länder war, in dem ehemalige jüdische Krefelder Bürger überlebten, wird auf der Gedenktafel, die die jüdischen Gäste der Stadt Krefeld schenkten, vermerkt.² Auf den Besuch hatte zuvor u.a. die örtliche Presse ihre Leser aufmerksam gemacht, und hierzu trug zeitgleich ebenso Ernst Loewy, früherer jüdischer Schüler des Gymnasiums am Moltkeplatz, bei, der die Ausstellung „Emigration aus Deutschland 1933 – 1941. Die Geschichte einer Austreibung“, der Stadt-Sparkasse an der Friedrichstraße vermittelte.³ Die Ausstellung spannte einen Bogen vom Ausbürgerungsgesetz vom 14. Juli 1933 bis zum Emigrationsverbot vom 23. Oktober 1941 und informierte auch über die Daseinsbedingungen in zunächst fremden Ländern sowie die sich daraus ergebenden Lebensgeschichten ausgewanderter Juden.⁴

Zum Zeitpunkt ihrer Auswanderung entstammten die Krefelder Emigranten zumeist der jüngeren Generation. Während die Älteren sich durchweg als Deutsche und vor allem auch als Krefelder betrachteten, waren die jüngeren Krefelder Juden besonders durch ihre Erfahrungen, die sie mit der immer mehr anwachsenden Judenfeindschaft hatten machen müssen, zur Einsicht gelangt, dass es für sie in Deutschland keine Zukunft mehr gab. Sicherlich gab es diese Einschätzung auch bei der älteren Generation, und auch sie sah sich mit der Judenfeindschaft konfrontiert, aber der Gedanke auszuwandern fiel einem jungen Menschen bestimmt leichter als einem älteren. Den Ausreisewilligen stellten sich zunehmend fast unüberwindliche Hindernisse in den Weg. Die Zahl der Länder, die bereit waren, sie aufzunehmen, wurde immer geringer. Diejenigen, die noch eine Einreise gestatteten, forderten in der Regel Bürgschaften von schon im Lande lebenden Personen, Landungsgelder, Einreisesteuer und in Transitländern Depots.

Die strengen Devisenbestimmungen des Deutschen Reiches erlaubten den Ausreisewilligen aber nur die Mitnahme eines Bruchteiles ihres Vermögens, sofern sie es denn hatten.⁵ So waren es vor allem jüdische Hilfsorganisationen im Inland, u.a. der Hilfsverein der Juden in Deutschland, und im Ausland, denen es auf verschiedensten Wegen gelang, die Emigration durchzuführen.⁶ In Krefeld besorgte in den ersten Jahren nach 1933 das jüdische Reisebüro Josef Waldbaum im Haus Südwall 17 die notwendigen Visen und Reisepapiere.⁷ Weitere Anlaufstellen für Ausreisewillige waren in Köln angesiedelt, zum einen die öffentliche Auswandererberatungsstelle (frühere Zweigstelle des Reichswanderungsamtes) am Ubierring 25, und zum anderen die gemeinnützige Auswandererberatungsstelle des Hilfsvereins der Juden in Deutschland e.V. für die Rheinprovinz in Köln an der Cäcilienstraße 18 – 22.⁸

Die Auswanderung war mit Entbehrungen, manchmal auch mit Leid, verbunden. Ihren Besitz ließen alle zurück, „1933 konnte man 200 RM mit hinausnehmen, 1938 nur noch 10 RM; alles andere war verloren. Emigrieren hieß für die meisten von vorn anfangen, und das unter äußerst erschwerten Bedingungen. Denn willkommen waren die deutschen Einwanderer nirgends. Überall herrschten in den 30er-Jahren Wirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit. Aufenthaltserlaubnis war Gnade, Arbeitserlaubnis bis zum Krieg für die meisten unerreichbar. Wie sie eigentlich durchgekommen waren, wussten viele später selbst nicht mehr recht zu sagen. [...] Die Wirklichkeit der E.[migration] war harter individueller Existenzkampf, oft genug Elend und Verkümmern, bestenfalls ein schwerer persönl.[icher] Neubeginn in einem neuen Heimatland, das dann manchmal von der dankbaren und eifrigen Tüchtigkeit seiner neuen Bürger einen kleinen oder sogar größeren Nutzen hatte.“⁹ Auch die 1935 von Krefeld zusammen mit ihrem Ehemann nach Quito in Ecuador ausgewanderte Else Wiesenfelder hat in Gesprächen mit den Autoren hervorgehoben, dass für sie das Leben in der Emigration sehr schwer war.¹⁰

Nach 1933 gelang es circa 650 Krefelder Juden, Deutschland zu verlassen, so auch

Kurt Devries, letzter Inhaber der Tapetenfabrik Heeder & Co., seiner Schwester Doris und deren Ehemann Alfred Klein sowie seiner Mutter Luise Devries und deren Bruder Max Weinberg. Im folgenden Beitrag wird skizziert, unter welchen Bedingungen sich Kurt Devries' weiteres Leben in seiner neuen Heimat Kolumbien gestaltete.

Kurt Devries

Unter der Leitung von Karl Devries, dem Vater von Kurt Devries, war Heeder & Co. in den späten 1920er-Jahren ein geachtetes und florierendes Unternehmen geworden, das zu den ersten Tapetenfabriken Deutschlands gehörte. Der jährliche Umsatz unter Karl Devries betrug bis zu anderthalb Millionen Reichsmark, nach heutiger Währung sieben-einhalb Millionen Euro.¹¹ Mit Max Weinberg, seinem Schwager, hatte Karl Devries darüber hinaus 1922 ein Tochterunternehmen, die Rheinische Zierleistenfabrik Devries & Co. gegründet. Beide Firmen hatten ihren Sitz im Fabrikgebäude an der Virchowstraße 130. Zu dieser Zeit kaufte Karl Devries zudem das Haus Lutherstraße 23, in dem auch Beschäftigte von Heeder & Co. wohnten.¹²

Die Familien Devries selbst wohnten in zwei Häusern am Alexanderplatz. David Devries, der Vater von Karl Devries, war um 1886 in das Haus Alexanderplatz 5 gezogen. Nach seinem Tod im Jahre 1912 lebte die verwitwete Henriette Devries, Mutter von Karl Devries, bis zu ihrem Tod im Jahre 1930 im Haus Alexanderplatz 5. Nach ihrem Ableben wurde es von Kurt Devries verkauft.

Karl Devries wohnte seit seiner Heirat mit Luise Weinberg im Jahre 1903 im Haus Alexanderplatz 10. Karl und Luise Devries hatten zwei Kinder, den 1904 geborenen Kurt und die 1906 geborene Doris. Im Jahre 1923 bestand Kurt Devries an der höheren Reformschule in Wildbad das Abitur und besuchte danach zwei Jahre die Färbereischule in Krefeld. Doris Devries lebte seit 1927 in Den Haag und hatte dort eine Anstellung als Dienstmädchen.¹³ In Den Haag lernte sie auch ihren zukünftigen Ehemann kennen, den aus München stammenden Alfred Klein, Kaufmann von Beruf.¹⁴

Zwei Schicksalsschläge trafen die Familie. Im Oktober 1928 verstarb der erst 52-jährige Karl Devries¹⁵ und im April 1929 starb Josefine Weinberg, die Ehefrau von Max Weinberg, im Alter von 42 Jahren. Daraufhin zog Luise Devries zu ihrem Bruder Max Weinberg, vermutlich um ihm den Haushalt zu führen, offenbar aber auch, um das Haus am Alexanderplatz 10 ihrem Sohn und dessen zukünftiger Ehefrau zu überlassen.

Nach dem Tod seines Vaters wurde der erst 24-jährige Kurt Devries neuer Inhaber von Heeder & Co. Zum gleichen Zeitpunkt begann sich abzuzeichnen, dass für die Tapetenbranche eine Krise heraufzog. Es kam zu ersten Betriebseinstellungen von mittelgroßen Tapetenfabriken in Deutschland.¹⁶ Kurt Devries hatte also nicht die besten Startbedingungen, zudem fehlte ihm die Erfahrung einer langjährigen Geschäftsführung; als Sohn und Enkel von Tapetenfabrikanten war er aber mit der Materie vertraut.

1929 heiratete Kurt Devries die aus Mainz stammende Erna Stengel. Bei der Verbindung handelte es sich um eine sogenannte Mischehe, die Ehefrau gehörte der evangelischen Konfession an. Das Ehepaar wohnte im elterlichen Haus am Alexanderplatz 10. Lange hielt die Beziehung nicht, Kurt und

Erna Devries trennten sich im Jahre 1933, und zwei Jahre später wurde die kinderlos gebliebene Ehe geschieden.¹⁷ Auch geschäftlich blieb Kurt Devries glücklos.

Nachdem Luise Devries im September 1932 ihre Einlage im Betriebskapital in Höhe von 100 000 Reichsmark um 90 000 Reichsmark herabgesetzt hatte, begann sich das Ende von Heeder & Co. abzuzeichnen.¹⁸ Neben der wirtschaftlichen Krise im Allgemeinen und dem fehlenden geschäftlichen Erfolg für Heeder & Co. im Speziellen kann auch die politische Entwicklung Luise Devries zu ihrem Entschluss veranlasst haben.¹⁹ In welchem Zusammenhang das Herabsetzen des Betriebskapitals und der dann folgende Immobilienverkauf mit den Vorbereitungen für die Auswanderung gestanden haben, bleibt ebenso ungeklärt. Um 1934 verkaufte Kurt Devries das Haus Lutherstraße 23 und um 1935 das Haus Alexanderplatz 10. Die verbleibende Zeit bis zur Auswanderung wohnten Kurt Devries und seine Mutter Luise Devries in einem Wohnhaus auf dem Heederschen Firmenanwesen an der Virchowstraße.

Ein Zugriff auf den Erlös, der sich durch den Verkauf der Häuser und die Herausnahme des Betriebskapitals ergab, war nicht mög-

lich. Bereits im Juli 1933 hieß es in einem Runderlass des Reichsminister(iums) der Finanzen: „Die Auswanderung von Personen jüdischer Abstammung ist erwünscht und darf nicht unterbunden werden. Andererseits ist es erforderlich, von leistungsfähigen Personen, durch deren Auswanderung die deutsche Steuerbasis geschmälert wird, eine letzte große Abgabe – die Reichsfluchtsteuer – zu erheben.“²⁰

Liquidation von Heeder & Co.

Im Frühjahr 1936 wurde von Heeder & Co. beim Amtsgericht Krefeld die Eröffnung eines gerichtlichen Vergleichsverfahrens zur Abwendung des Konkurses beantragt. Nach Abschluss des gerichtlichen Vergleichsverfahrens übernahm Rechtsanwalt Dr. Karl Adolf Jores die weitere Abwicklung.²¹ Unter anderem veranlasste Rechtsanwalt Jores



Abb. 1. Die Krefelderinnen des Ehrenspaliers beim Empfang des Kaisers am 20. Juni 1902. Stehend, von links nach rechts: Frieda Jacobs (geboren 1882), Martha Brüning (1880), Else Pastor (1883), Alice Knüfermann (1884), Hilde von Beckerath (1880), Elsbeth von Weiler (1881), Hertha Herf (1881), Else Seyffardt (1879), Luise Weinberg (X) (geboren 1881, heiratete 1903 Karl Devries, brachte 1904 Kurt Devries zur Welt, gestorben 1937 in Palästina), Doris Reyscher (1880). Sitzend, von links nach rechts: Anni Leendertz (1882), Helene Ascherfeld (1880), Hetty Feuerstein (1881), Friederike Küper (1888), Paula von Beckerath (1879), Ida Klinge (1879), Clara Zinober (1878), Adele Bossinger (1879), Emmy Hoffmann (1878). Es fehlen die Ehrendamen Leni Müller und Adele Schlinkmann. Auf Wunsch des Kaisers wurde ein weiteres Gruppenbild angefertigt, das auch als offizielle Feldpostkarte verkauft wurde.

Heeder & Co.
 Tapetenfabrik
 :: Krefeld ::
 Berlin W. 57
 Frankfurt a. M.

Unsere neue Musterkarte ist fertig gestellt. Wir bringen ersatzfähige Muster in neuen Verwendungsarten, in billiger, mittlerer und besserer Preislage. Sie finden in unserer Karte jeden Genre vorlesen in

Naturrell-, Stoff-, Druckfond-, Fond-:: Tapeten und :: Lincrusta-Ersatz.

Wir machen besonders auf unsere vollständig lichtechten Fond-Tapeten aufmerksam, für welche wir uns den Namen „TAHECO-TAPETEN“ schützen lassen.
 Wir bitten Sie, unsere besonders sorgfältig bearbeitete Karte sich durch unsere Vertreter vorlegen zu lassen, und wir bitten Ihres Bescheid, wenn Sie besondere Wünsche bezgl. frühzeitige Vorlagen haben.

Hochachtungsvoll
HEEDER & CO.

Abb. 2. Ganzseitige Heeder & Co.-Geschäftsanzeige im Inseraten-Anhang der Tapetenzeitung, Nr. 18, 20. Juni 1912. „Naturell-Tapeten“ bestanden aus naturfarbenem bzw. in der Masse gefärbtem Papier, das mit einem Muster bedruckt wurde. „Stoff-Tapeten“ imitierten Textilien. Eine „Fond-Tapete“ war das Produkt mehrerer Farbdurchläufe mit einem durchgehenden Farbauftrag, „TAHECO“ die Abkürzung für Tapetenheeder & Company und „Lincrusta“ ein für Wandbekleidungen bestimmtes, mit farbigen Pragemustern ausgestattetes Linoleum. „Lincrusta“ ähnelte dem Aussehen edler Ledertapeten und wirkte nach damaligen Vorstellungen sehr vornehm. Die billigeren Lincrusta-Imitationen wurden zu einem Verkaufsschlager für die Tapetenbranche.

im Einverständnis mit den Gläubigern, dass Kurt Devries die Mittel für seinen Lebensunterhalt aus der Liquidationsmasse gezahlt wurden.²² Das Ende von Heeder & Co. hat in keinem unmittelbaren Zusammenhang mit den Auswirkungen der nationalsozialistischen Boykott-Politik gegen Unternehmen, deren Inhaber Juden waren, gestanden. In der Tapetenbranche wurden durch die jahrelangen Nachwirkungen der weltweiten Wirtschaftskrise jüdische wie nichtjüdische Fabrikanten geschädigt. In den Jahren bis 1935 geriet ein großer Teil der deutschen Tapetenfabriken in Verfall. Etwa ein Drittel der Branche schied vollständig aus. Die von der NSDAP initiierten Boykottaufrufe können gleichwohl dazu beigetragen haben, dass Kurt Devries Umsatzeinbußen zu verkraften hatte.²³

Auswanderung

1936 verließ Luise Devries Krefeld, zunächst zog sie zu ihrer in den Niederlanden²⁴ lebenden Tochter, dann emigrierte sie nach Palästina, wohin im Juli 1933 bereits ihr Bruder Max Weinberg ausgewandert war. Kurz darauf ist sie 1937 im Alter von 56 Jahren verstorben. Alfred und Doris Klein emigrierten mit ihren beiden Kindern im August 1939 zuerst nach Australien und dann in die USA.²⁵ 1938 verließ Kurt Devries seine Heimatstadt für immer und emigrierte von Hamburg aus nach Kolumbien.

Lateinamerika war in den ersten Jahren nach der sogenannten Machtergreifung der Nationalsozialisten „kein besonders häufig gefragtes Asyl“ und rückte erst seit 1937 ins Blickfeld der Auswanderer.²⁶ Insgesamt emigrierten etwa 80 000 Juden aus dem deutschsprachigen Raum nach Lateinamerika, das in größerem Maßstab als Auswanderungsziel erst wahrgenommen wurde, als andere Länder verschlossen blieben bzw. ein Weiterleben in Europa aufgrund der deutschen Politik unmöglich wurde. Für die Mehrheit der Emigranten waren die lateinamerikanischen Zufluchtsländer nur zweite Wahl. Man wusste wenig über Lateinamerika, insbesondere über die kleinen Staaten, und kaum jemand sprach Spanisch oder Portugiesisch. Während Argentinien, Brasilien und Chile von einer größeren Anzahl gewählt wurden, zählten u.a. Kuba und die Dominikanische Republik, aber auch die Andenrepubliken Bolivien, Ecuador und Kolumbien zu den „Wartesälen“ für die USA.²⁷ Allgemein lässt sich sagen, dass die lateinamerikanischen Staaten den Emigranten eine sehr weitgehende Umstellung ihrer bisherigen Lebensweise abforderten. Sie unterschieden sich in Gesellschaft, Wirtschaft, Kultur und Klima stärker von Deutschland, als dies bei den europäischen Exilländern oder den USA der Fall war. Ausnahmen bildeten die europäisch geprägten Hauptstädte Buenos Aires in Argentinien und Montevideo in Uruguay.

Kurt Devries emigrierte nach Kolumbien, eines der wenigen Länder, die eine begrenzte Einwanderung erlaubten.²⁸ Bereits im Jahre 1933 nahm Kolumbien eine Gruppe von circa 800 deutschen Juden auf, die mit einem Schiff der „Hamburg-Amerikanischen-Packetfahrt-Actien-Gesellschaft“ (Hapag) in den zentralamerikanischen Raum gebracht worden waren, jedoch bis dahin nirgendwo hatten einreisen dürfen.²⁹ Der ebenfalls von Krefeld nach Kolumbien emigrierte Kurt Ems erinnerte sich 1987 in einem Brief: „Nur ein Land war noch für die Einwanderung offen: Kolumbien. In Köln gab es eine Agentur einer englischen Schifffahrtlinie, bei der man den Fahrpreis in deutschem Geld einzahlen konnte. So trat ich im März 38 meine Auswanderung von Krefeld per Reichsbahn nach Amsterdam (Verwandte), von dort nach Vlissingen, über den Kanal nach Liverpool an.“³⁰

Aus Sicht der Nationalsozialisten war Kolumbien ein geeignetes Einwanderungsland für jüdische Emigranten aus Deutschland. Im Januar 1937 legte der Sicherheitsdienst (SD) eine Denkschrift vor, in der u.a. vorgeschlagen wurde, eine Auswanderung solle nur in Gebiete erfolgen, die nach Ansicht des SD auf „keiner hohen Kulturstufe“ standen, „um dadurch zu verhindern, dass die Juden neuen Reichtum anhäufen.“ Es sollten Gebiete sein, „in denen der Jude mindest auf Jahrzehnte festgehalten wird und wo er nur unter entbehrungsreicher Arbeit sich erhalten kann.“³¹ In einem Ausschlussverfahren wurden die für den SD infrage kommenden Aufnahmeländer mit „niedriger Kulturstufe“ geprüft, um die Liste schließlich auf Ecuador, Kolumbien, Venezuela und Palästina einzugrenzen.³² Die Gesamtzahl jüdischer Einwanderer, die auf der Flucht vor nationalsozialistischer Verfolgung nach Kolumbien emigrierten, ist nicht eindeutig zu beziffern. Die Zahl liegt zwischen etwa 3 000 und 5 000.³³

Beim Auswärtigen Amt in Berlin wurde in allen Unterabteilungen der Politischen Abteilung für jedes Land, zu dem Deutschland diplomatische Beziehungen unterhielt, die Aktenreihe „Judenfrage“ geführt.³⁴ Im Falle Kolumbiens besteht der erhaltene gebliebene Bestand dieser Reihe aus nur einem Band, der auch nur ein einziges Blatt enthält. Dies ist ein undatiertes Zeitungsartikel aus einer nicht bestimmbar deutschen Zeitung, die eine Meldung der New York Times wiedergibt, nach der Kolumbien die Einwanderung deutscher Juden zu erschweren im Begriff sei. Kolumbien gehörte im Übrigen auch zu den Staaten, die bei der Einreise ein Vorzeigegeld bzw. Landungsdepot in Devisen forderten, das die Existenz des Einwanderers sichern sollte.³⁵ In der erwähnten Denkschrift des SD heißt es, dass Kolumbien ein Visum gegen 250 Pesos Vorzeigegeld erteilte.³⁶

Auch in Kolumbien wurden deutsche jüdische Emigranten mit dem Nationalsozialis-

mus konfrontiert. Laut Einschätzung des damaligen Botschafters der USA in Bogotá sympathisierten 45 Prozent der deutschsprachigen Bevölkerung in Kolumbien mit dem Nationalsozialismus.³⁷ Bis 1941 traten 300 Deutsche – eine erstaunlich hohe Anzahl – in Kolumbien der NSDAP bei. In Barranquilla gab es Veranstaltungen der Partei flankiert von uniformierten Männern, dem üblichen Hakenkreuz-Fahnnenschmuck und Teilnehmern, die den Hitlergruß darboten. Dort erschien auch eine nationalsozialistische Zeitschrift in deutscher Sprache. Keine Ausgabe des regelmäßig erscheinenden Magazins namens „Karibischer Beobachter“ war ohne einen jüdenfeindlichen Artikel.³⁸

In einem Gespräch, das der von Krefeld nach Kolumbien ausgewanderte Kurt Ems mit Krefelder Schülern führte, wurde auch dieses Thema angeschnitten. Kurt Ems, der von 1938 bis 1960 in Kolumbien lebte, beantwortete u.a. die Frage nach seinen Erinnerungen an den dem Nationalsozialismus zugewandten Teil der deutschen Kolonie in Kolumbien: „In der ersten Zeit habe ich solche Leute nicht gekannt und bin auch nicht mit ihnen zusammengetroffen. [...] die Fluggesellschaft z.B. war deutsch. ‚Avianka‘ hieß die. Wenn man da rein kam, die wussten natürlich, dass man Jude war, Nicht-Arier, wie die sagten. [...] Die haben einen behandelt wie jeden anderen auch. Ich mein, sie haben keine Freundschaft zu einem gehalten. Ich habe später sogar mit zwei Angestellten, die in der Partei waren, in Kolumbien zusammengewohnt. Die haben gesagt, sie müssen in der Partei sein – ob das stimmte, weiß ich nicht – und wir sind hier nicht in Deutschland und wir betrachten dich als Deutscher. [...] Ich habe in einem Geschäft gearbeitet, in der Optica Allemana, da war der Besitzer ein Herr Schmitt, der musste in der Partei sein, weil er sonst nicht beliefert worden wäre von Deutschland mit Agfa- und Zeiss-Produkten und Leitz-Produkten und Solinger Produkten [...]“³⁹

Über Anzeichen von Judenfeindschaft in der einheimischen kolumbianischen Gesellschaft schreibt Gerhardt Neumann, der von 1938 bis 1941 als Emigrant in Kolumbien lebte, in seinen Erinnerungen: „Hinzu kommt, dass die katholische Bevölkerung Kolumbiens, wie wohl auch in anderen südamerikanischen Ländern, starke religiöse Vorurteile hat. Nicht selten kam es vor, dass ein Historiker, der nicht antisemitisch war, den altgewohnten Ausdruck ‚pueblo deicida‘ gebrauchte: das Volk, das Gott ermordete. [...] Obwohl in den dreißiger Jahren Kolumbien eines der wenigen wirklich demokratischen Länder mit einer liberalen Regierung war, erregte es in jüdischen Kreisen gewaltiges Aufsehen, dass der Außenminister Luis López de Mesa in seiner Konzeption der wirtschaftlichen Frage direkt aus dem Arsenal des Nationalsozialismus schöpfte.“⁴⁰ Im Übrigen erwähnt Gerhardt Neumann, dass

in Kolumbien für Juden der Begriff „polacos“ gebraucht wurde, gleichgültig, ob sie aus Osteuropa stammten oder nicht.

So ist es nicht verwunderlich, dass Gerhardt Neumann in seinen Erinnerungen eine Emigration nach Kolumbien negativ beurteilt: „Die Auswanderer von 1938 bestanden im Wesentlichen aus Menschen, die ihr 30. Lebensjahr überschritten hatten und deshalb sehr viel größere Hindernisse beim Einleben in eine neue Umgebung zu erwarten hatten als die jüngeren. [...] Die schwierige ökonomische Lage hatte einen paralysierenden Einfluss auf das Leben der Einwanderer. Sie fanden nicht die innere Kraft, ein Interesse am kulturellen Leben des Landes zu entwickeln und vor allem sich dem Studium der spanischen Sprache zu widmen. Selbst nach zwei Jahren Aufenthalt im Lande waren nur wenige in der Lage, sich auf Spanisch auszudrücken. Männer und Frauen, die in Deutschland regelmäßige Theater- und Konzertbesucher waren, die Bücher lasen und Vorträge hörten, waren in Kolumbien nicht dazu zu bringen, zu kulturellen Veranstaltungen zu gehen. In dieser Hinsicht waren die Emigranten in Kolumbien retrogressiv, ein Prozess der Primitivisierung. [...] Bis zu einem gewissen Grad war der Mangel an Anpassung dem Klima zuzuschreiben. Es ist nicht leicht für einen Europäer, sich an das tropische Klima, selbst in größeren Höhenlagen, zu gewöhnen. Es ließ sich beobachten, dass das Klima einen gewissen Einfluss auf das Temperament der Einwanderer hatte. Viele von ihnen entwickelten jene Reizbarkeit, die ein Charakteristikum Lateinamerikas ist und eine starke Unzuverlässigkeit zur Folge hat. Es war schwierig für deutsche Einwanderer,

sich an den ‚espíritu del mañana‘ zu gewöhnen. [...] Die sprichwörtliche ‚paciencia‘ Südamerikas, die Unzuverlässigkeit, die groß im Versprechen und klein im Halten ist, ist für denjenigen, der in den Begriffen von Pünktlichkeit und Korrektheit groß geworden ist, nur schwer akzeptierbar.“⁴¹ Des Weiteren weist Gerhardt Neumann auf eine relativ große Zahl von jüdischen Einwanderern hin, die in Barranquilla den Freitod wählten, weil sie die psychologischen und wirtschaftlichen Rückschläge nicht verkrafteten.⁴²

In dem oben genannten Gespräch erinnerte sich Kurt Ems daran, wie schwierig es ist, wenn „man sich etwa den Sitten und Gebräuchen etwas anpassen“ soll: „Das haben die Deutschen zum großen Teil in Kolumbien auch nicht getan, die haben auf das Land geschimpft, so ein kulturloses Land, kein Konzert, kein Theater und was weiß ich, nicht gebildet, die können nicht lesen, nicht schreiben. Ich hab den Leuten gesagt: ‚Dann geht zurück nach Deutschland [...]‘, aber sie sind nicht gegangen. Und haben sich weiter unbeliebt gemacht und dann noch unter Umständen schlechte Geschäfte gemacht, unredliche Geschäfte.“⁴³

Kurt Devries in Cali

Im Jahre 1938 emigrierten vor dem Novemberpogrom 117 Krefelder Juden⁴⁴, darunter Kurt Devries. Mit dem Hapag-Dampfer „Caribia“⁴⁵ fuhr er im Sommer des Jahres 1938 von Hamburg nach Cristóbal (Colón) in Panama. Von dort gelangte Kurt Devries mit dem Schiff „Santa Barbara“ der nordamerikanischen „Grace-Line“ via Panama-Kanal

nach Buenaventura, einer kolumbianischen Hafenstadt an der Küste zum Pazifischen Ozean. Den Verlauf ähnlicher überseeischer Schiffspassagen beschreiben anschaulich die von Krefeld nach Südamerika ausgewanderten Edith Silber, geborene Zanders, und Werner Heymann in ihren Erinnerungen.⁴⁶ In der von Buenaventura etwa 75 Kilometer entfernt in den westlichen Anden gelegenen Stadt Cali, die damals rund 120 000 Einwohner zählte, ließ sich Kurt Devries Ende August 1938 nieder.⁴⁷ Cali war eins von mehreren Zentren der deutschen Emigration in Kolumbien. Weitere ausgewanderte ehemalige Krefelder Juden lebten damals in Cali: Moritz Baum und seine Ehefrau Josefine Baum sowie Kurt Ems.⁴⁸ Kurt Kaufmann, ein bekannter Sportler des Krefelder Box-Clubs 1920 e.V., lebte seit 1937 in Bogotá.⁴⁹ Kurt Devries lernte in Cali offenbar die Familie Baum kennen, die ihm eine Arbeit in der Landwirtschaft vermittelte.⁵⁰ Er begann als einfacher Landarbeiter, seine erste Tätigkeit war, Kaffeebohnen zu schälen, zu waschen und zu trocknen. Im September 1938 ließ sich Kurt Devries im deutschen Konsulat in Cali registrieren und gab auf dem Meldeblatt an, bereits über Kenntnis der spanischen Sprache zu verfügen.⁵¹ Zwischen Heeder & Co. und Südamerika hatten jahrelang rege Geschäftsbeziehungen bestanden. In Buenos Aires hatte ein eigener Vertreter der Tapetenfabrik firmiert. Eventuell verfügte Kurt Devries deshalb bereits über geringe sprachliche Grundkenntnisse.

Hochgelegene Städte, wie Bogotá, Medellín und Cali waren als Wohnorte bei Emigranten sehr beliebt, und viele, die sich zunächst im tropischen Tiefland niedergelassen hatten,



Abb. 3. Postkarte mit einem Foto des Doppelschrauben-Motorschiffs „Caribia“. 1933 in Dienst gestelltes Passagierschiff der „Hamburg-Amerikanischen-Packetfahrt-Actien-Gesellschaft“ (Hapag), das im Passagierverkehr nach Mittelamerika eingesetzt wurde. Mit der „Caribia“ fuhr Kurt Devries im Sommer des Jahres 1938 von Hamburg nach Cristóbal (Colón) in Panama. Ab 1940 wurde die „Caribia“ als Wohnschiff für die Kriegsmarine genutzt. Nach Kriegsende ging das Schiff in den Besitz der Sowjetunion über und wurde erst 1984 verschrottet. Originalfoto: Hans Hartz, Verlag: Hans Andres, Hamburg.



Abb. 4. Doppelschrauben-Motorschiff „Santa Barbara“. 1928 in Dienst gestellter Dampfer der nordamerikanischen „Grace Line“, der zunächst im Passagier- und später auch im Postfrachtverkehr von Häfen in den USA nach Mittel- und Südamerika eingesetzt wurde. Mit der „Santa Barbara“ fuhr Kurt Devries 1938 von Cristóbal (Colón) via Panama-Kanal nach Buenaventura, Kolumbien. Ab 1940 wurde das in „USS McCawley“ umbenannte Schiff ein Truppentransporter der „United States Navy“ und ist 1943 im Südpazifik versehentlich von amerikanischen Torpedobooten versenkt worden.



Abb. 5. Zentren der deutschen Emigration im nördlichen Teil von Lateinamerika 1933 – 1945.

zogen bald in eine dieser Städte.⁵² Über die Stadt Cali heißt es in einer Broschüre mit Informationen zur Auswanderung, die 1939 vom Hilfsverein der Juden in Deutschland herausgegeben wurde: „In Cali leben etwa 1400 Juden, wovon etwa 700 Juden aus Deutschland, 400 Ostjuden und der Rest Sefardim sind. Hier herrscht unter allen Eintracht. Jede Gruppe (Ostjuden und Juden aus Deutschland als eine Gruppe zusammengerechnet) hat ihr wohlorganisiertes Zentrum, besitzt einen Friedhof und befasst sich mit Wohltätigkeit, Unterricht usw. In Cali besteht auch eine Synagoge und ein Hilfsverein. In wirtschaftlicher Hinsicht besteht die Judenheit in Cali zu etwa 75 v.H. aus Kaufleuten und kleinen Gewerbetreibenden und zu etwa 25 v.H. aus Hausierern. Die Aschkenasim von Cali befassen sich augenblicklich damit, ihren Religionsunterricht zu organisieren; zu diesem Zweck hat man einen guten Lehrer verpflichtet.“⁵³

Der Hilfsverein der Juden in Deutschland erhielt Briefe von Emigranten mit Hinweisen auf die Lebensverhältnisse in Kolumbien. Zu den klimatischen Bedingungen in Cali heißt es in einem dieser Briefe, geschrieben im September 1937: „Es herrscht ewiger Hochsommer; es gibt das ganze Jahr hindurch keinen Wechsel. Die durchschnittliche Mittagstemperatur liegt bei 28 Grad Celsius, der Tiefpunkt nachts bei 23 Grad. Es ist immer sehr warm. Gerade unser mitteleuropäischer Organismus ist sehr an den Wechsel der Jahreszeiten gewöhnt, und genau so, wie ein verdorbener Magen nicht schon direkt

beim Nachtisch gemerkt wird, ebenso wenig ermüden die schwer beanspruchten Körperkräfte unmittelbar während der ersten Monate der Hitze. Sicher wird die Gewohnheit



Abb. 6. Ausschnitt einer Karte von Südamerika mit den Orten, die bei Emigration von Kurt Devries eine Rolle gespielt haben: Colón (Panama), Buenaventura, Cali, Bogotá, Palmira.

das äußere Lastgefühl und Unbequemlichkeitsempfinden bei der dauernden Hitze und dem dauernden Schwitzen bald mildern, und auch der innere Organismus wird sich anpassen und neue Widerstandsquellen sich schaffen; aber im Prinzip bleiben die Tropen die Tropen, bleibt es heiß. Man kann meiner Ansicht nach diesen Punkt gar nicht ernst genug nehmen.“⁵⁴

Zum Gemeindeleben bemerkte derselbe Briefschreiber: „Die Gemeinde in Cali besteht aus Sephardim, Ostjuden und [...] Juden aus Deutschland. Die Sephardim sind zum großen Teil sehr vermögend, geben wohl auch viel Geld zur Unterstützung der jetzigen Neuankömmlinge, schließen sich aber in privater und gesellschaftlicher Hinsicht vollkommen von uns ab. Die Ostjuden zeigen uns rührende Freundschaft und herzlichstes Entgegenkommen. [...] Leider aber sind ihrer Hilfsbereitschaft wesentliche Grenzen gesetzt. Sie sind selbst kaum länger als 10 bis 15 Jahre hier, arbeiten als Hausierer, Reisende und auch in eigenen Detailgeschäften. Ihr Vermögen und ihr Arbeitsfeld [sind] zu gering, als dass sie über einen bestimmten Punkt hinaus helfen können, und der ist meiner Ansicht nach vorerst nicht erreicht. Es ist meiner Ansicht nach fast aussichtslos und einem Glücksspiel gleichzusetzen, wenn junge Leute ohne jede handwerkliche und sprachliche Kenntnis hier als sogenannte ‚Kaufleute‘ ankommen. [...] Jedes Handwerk gibt dagegen hier von Anfang an sein Auskommen [...]. Besser sieht es in

landwirtschaftlicher Hinsicht aus. Zwar ist selbsttätige jüdische Arbeit auf einer sogenannten ‚Finca‘ oder ‚Hacienda‘ bis auf geringste Ausnahmen wohl infolge des Klimas unmöglich, aber Beteiligungen auf rentabler Grundlage gibt es von etwa 8000 Pesos ab (rund 12000 Mark).“⁵⁵

Über die Schwierigkeiten, die sich aus der Zusammenballung vieler Einwanderer – mit noch dazu meist ungünstiger Berufsschichtung – an einem Ort ergaben, ließ sich ein weiterer Briefschreiber im März 1938 an den Hilfsverein aus. Er beklagte, dass sehr viele der Einwanderer, die über Buenaventura nach Cali gelangten, Kaufleute seien, und eigentlich wahl- und planlos mit völlig unzureichenden Sprachkenntnissen ankämen. Seiner Ansicht nach war der größte Teil dieser Menschen recht wenig umstellungsfähig und -willig, stellte völlig ungerechtfertigte Ansprüche und lebte in den Tag hinein. Besonders in Cali habe in der Folge eine einwanderungsfeindliche Stimmung in der Presse eingesetzt.⁵⁶

Überwachung

Deutscherseits wurden Emigranten in der Zeit vor ihrer Abreise, aber auch danach, von der Geheimen Staatspolizei (Gestapo) überwacht. Die Gestapo war an der Kontrolle und Steuerung der Auswanderung deutscher Juden beteiligt. Bei deren Passanträgen mussten u.a. positive Stellungnahmen des Finanzamtes, der Gestapo, der Stadtverwaltung und der Zollfahndung vorliegen. Seit November 1937 war die Ausstellung von Reisepässen an Juden nur noch in Ausnahmefällen gestattet.⁵⁷ Die beabsichtigte Auswanderung galt als Ausnahme. Im Oktober 1938 wurden alle deutschen Reisepässe, deren Inhaber Juden waren, ungültig. Die früher ausgestellten Reisepässe sollten abgeliefert werden. Auslandspässe wurden wieder gültig, nachdem sie mit einem „J“ versehen worden waren. Eine Durchführungsverordnung hierzu lautete: „Bei Juden deutscher Staatsangehörigkeit, die sich im Ausland aufhalten, sind die Pässe nur zu beschlagnahmen, wenn ihre Wiederausreise ins Ausland unerwünscht ist.“⁵⁸ Der Reisepass von Kurt Devries war am 1. Juli 1938 in Krefeld ausgestellt worden und nur bis zum 30. Juni 1939 gültig.

Das Verfahren bei Passanträgen im Ausland lief über die deutschen Vertretungen (Botschaften oder Konsulate). Diese meldeten Anträge auf Verlängerung oder Neuausstellung an das Geheime Staatspolizeiamt in Berlin. Von dort aus erhielt die zuständige Gestapostelle die Aufforderung, eine Stellungnahme abzugeben. Eine solche Stellungnahme gab die Gestapo-Außendienststelle Krefeld⁵⁹ im April 1940 ab, nachdem Kurt Devries bei der deutschen Vertretung in Bogotá eine Verlängerung seines in Krefeld

ausgestellten Reisepasses beantragt hatte. Bittere Ironie des Schicksals, um seine Existenz in der Emigration aus bürokratischer Sicht nicht illegal werden zu lassen, musste sich Kurt Devries an eine Vertretung des Landes wenden, das ihn vertrieben hatte. In dem Schreiben der Krefelder Gestapo an die übergeordnete Staatspolizeileitstelle Düsseldorf heißt es zu Kurt Devries: *Ein Verfahren auf Aberkennung der deutschen Staatsangehörigkeit gegen ihn schwebt nicht. Als Emigrant ist er hier erfasst. In krimineller und staatspolizeilicher Hinsicht ist hier über ihn nichts bekannt geworden. Rückstände an Steuern oder sonstigen öffentlichen Abgaben liegen nicht vor. Gründe, die eine Versagung der Verlängerung des Reisepasses rechtfertigen könnten, sind nicht vorhanden.*⁶⁰

Obwohl die Gestapo in Krefeld keine Ablehnung vorschlug, wurde der Antrag von Kurt Devries offenbar nicht bewilligt, im Passregister der Botschaft in Bogotá ist keine Verlängerung verzeichnet.⁶¹ Es fehlt zudem der Hinweis, ob von deutscher Seite gegen Kurt Devries schließlich ein Ausbürgerungsverfahren geführt wurde. Kurt Devries taucht weder in den im Deutschen Reichs- und Preußischen Staatsanzeiger veröffentlichten Listen, noch in den Namensindizes der in die Ausbürgerungsvorgänge eingeschalteten Abteilung Deutschland des Auswärtigen Amtes auf, anhand derer sich mitunter auch geplante, aber nicht durchgeführte Ausbürgerungen nachweisen lassen.

Kolumbien wollte seit etwa 1938 nur Landwirte und Spezialisten für die Industrie einwandern lassen. Emigranten sahen sich daher veranlasst, mit falschen Berufsangaben die Einreisegenehmigungen zu erhalten. Seit Juli 1941 wurden auf Druck der USA sogenannte schwarze Listen geführt, um deutsche Firmen lahmzulegen. Kolumbien brach im Dezember 1941 die diplomatischen Beziehungen mit Deutschland ab. Im Januar 1942 verließ die erste Gruppe von deutschen Diplomaten das Land. Im selben Monat verfügte die kolumbianische Regierung, Vermögenswerte und Besitzungen von Deutschen, Italienern und Japanern einzufrieren. Die deutschen Schulen in Kolumbien wurden geschlossen.

Über die Ereignisse in Kolumbien berichtete im Mai 1942 auch die Krefelder Presse. In der „Westdeutschen Zeitung“ lautete eine Schlagzeile auf der Titelseite: „Was die Deutschen in Amerika erlebten.“⁶² Im dazugehörigen Artikel wurde über die Rückführung von Deutschen auch aus Kolumbien berichtet, die via USA nach Europa gebracht wurden. Es handelte sich dabei vor allem um Konsultatsmitglieder und Botschaftsangehörige, die mit einem schwedischen Dampfer in Lissabon anlandeten. Im Juni 1942 griff im Karibischen Meer ein deutsches Unterseeboot das kolumbianische Segelschiff



Abb. 7. Titelblatt des Südamerika-Heftes der Zeitschrift „Jüdische Auswanderung“. Der Hilfsverein der Juden in Deutschland (vor 1935: Hilfsverein der deutschen Juden) war 1901 für die Beratung, Unterstützung und Organisation der Auswanderung in alle europäischen und überseeischen Länder außer Palästina gegründet worden. Im Vorwort dieser Ausgabe heißt es u.a.: „[...] es darf mit einem gewissen Stolz darauf hingewiesen werden, dass die drei bisher erschienenen Hefte der ‚Jüdischen Auswanderung‘ weit über den ursprünglich ins Auge gefassten Leserkreis hinaus Interesse gefunden und selbst in Schulen und jüdischen Lehrhäusern als Handbuch zur Geographie und Kulturkunde der überseeischen Länder gedient haben.“

„Resolute“ an, Mannschaft und Passagiere wurden mit Maschinengewehrfeuer attackiert und der Schoner schließlich durch den Einsatz der Bordkanone versenkt.⁶³ In Kolumbien löste sich die Sympathie für Deutsche in Nichts auf. Es kam zu antideutschen Demonstrationen und Unruhen, bei denen Randalierer deutsche Geschäfte zerstörten und Deutsche attackierten.⁶⁴ Verordnungen schränkten fortan die Bewegungsfreiheit der Deutschen in Kolumbien stark ein. Nach weiteren Angriffen deutscher Unterseeboote auf kolumbianische Schiffe sah sich die kolumbianische Regierung seit Ende 1943 im Kriegszustand mit Deutschland.⁶⁵ Es folgten Internierungen von Deutschen, deutsche Unternehmen wurden enteignet und in Treuhandverwaltung übernommen. Noch anzumerken ist, dass auf den im Auswärtigen Amt vorhandenen Internierungslisten Kurt Devries nicht angeführt wird.⁶⁶

Meldeblatt
zur Meldung bei der Deutschen Botschaft - Gesandtschaft,
beim Deutschen Generalkonsulat - Konsulat - Vizekonsulat
in Cali

1. Familienname (bei Frauen auch Geburtsname)	DEVRIES	
2. Vorname (Nachname unterstrichen)	KURT	
3. Geburtsort - Tag - Monat - Jahr	St. 9. 1904	
4. Geburtsort, Straße, Haus	KREFELD	
5. Art der deutschen Staatsangehörigkeit durch Geburt - Eheschluss - Einbürgerung im Reich oder ausländischen Staatsangehörigkeit neben der deutschen Staatsangehörigkeit - Neben ausländische Staatsangehörigkeit aus Grund der deutschen Staatsangehörigkeit	deutscher Geburt	
6. Welches Bekenntnis (Religionen)	Gläubiger	Jude
7. Familienstand der Frau (verheiratet, verlobt, geschieden, ledig) und Name der Ehefrau	geschieden seit 1934	
8. Beruf (Frauen nicht selbstständig, angestellt bei wem)	Kaufmann	
9. Name, Geburtsort, Geburtsdatum, Geburtsdatum der Eltern	DEVRIES geb. WEINBERG	geb. FINE
Scheidungsdatum	4. 11. 35 Krefeld	7. 9. 1901 Krefeld
Religion der Ehefrau	Jude	Jude
10. Schulbildung	Hochschule, Oberrealschule	
11. Sprache lebender Fremdsprachen	Spanisch, Englisch	
12. Sachverhalte, Ereignisse, insbesondere Tätigkeiten (z. B. Patente)		
13. Wohnortverhältnisse		
14. Besondere und außergewöhnliche Ereignisse (insbesondere Tod)		

* Der Antrag, ein Jude oder jüdischer Abstammung zu sein, ist nur dann zulässig, wenn er gleichzeitig mit einem anderen Antrag gestellt wird, der die Einbürgerung des Antragstellers zum Zweck hat, wenn er gleichzeitig mit einem anderen Antrag gestellt wird, der die Einbürgerung des Antragstellers zum Zweck hat, wenn er gleichzeitig mit einem anderen Antrag gestellt wird, der die Einbürgerung des Antragstellers zum Zweck hat.

13. In welcher Sprache?	30. 9. 1938 KREFELD	
14. Verantwortliche Beschriftung (Art, Ort, Name, Adresse, Telefonnummer)	CASA SUSPIERO, CALLE 4 NORTE 1/34 Cali	
15. Letzte amtliche amtliche Bescheinigung über den Namen der Familie	KREFELD 24. 7. 1938	
16. Verpflichtung bei der BRD, dem Reich und sonstigen Ländern		
17. Dienstverhältnis zu einem anderen Land und sonstigen Ländern	3. 11. 38	
18. Wird eine Einbürgerung beantragt? (Wann, wo und von welcher Behörde, mit welcher Nummer, wann?)	D. 1. 1. 1938, Oberbürgermeister Krefeld, gültig bis 30. Juni 1939	
19. Nichter oder 15 Jahre vor dem 1. 1. 1938, 1. 1. 1938, 1. 1. 1938, 1. 1. 1938		
20. Verantwortliche Beschriftung bei Einbürgerung im Reich	unterschiedlich	
21. Besondere Bemerkungen		

Cali, den 12. 9. 1938
Kurt Devries
(Unterschrift)

Abb. 8. Vorder- und Rückseite des Meldeblatts, mit dem sich Kurt Devries am 12. September 1938 im deutschen Konsulat in Cali registrieren ließ.

Kurt Devries in Palmira

Im Jahre 1947 konvertierte Kurt Devries zum katholischen Glauben und heiratete Lucia Aldana. Die Familie lebte in Palmira, einer kleineren Stadt in der Nähe von Cali. Doch wieder traf ihn ein Schicksalsschlag, seine Ehefrau verstarb 1950. Im Jahre 1954 ging Kurt Devries zum dritten Mal einen Ehebund ein und heiratete die in Palmira geborene Mary Ruth Altamirán.⁶⁷ Im Alter von 50 Jahren wurde Kurt Devries nun auch Vater. 1955 gebar Mary Devries eine Tochter, die den Namen Liliana erhielt.⁶⁸

Neben seinem privaten Glück ist aber zu erwähnen, dass Kolumbien unter einem Bürgerkrieg litt, der von 1948 bis 1957 andauerte.⁶⁹ Die Lebensbedingungen verbesserten sich für Kurt Devries vorerst nicht. Sein jährliches Einkommen ist so gering gewesen, dass er bis 1953 von der Pflicht entbunden war, Steuererklärungen abgeben zu müssen. Erst mit dem Ende des Bürgerkrieges stabilisierten sich allmählich seine Lebens-

verhältnisse. Der frühere Tapetenfabrikant, der in Kolumbien zunächst als Landarbeiter angefangen hatte, konnte allmählich seine wirtschaftliche Situation günstiger gestalten und wurde schließlich Verwalter von Landwirtschaftsbesitzungen. Gegen Ende des Jahres 1957 gelang es Kurt Devries, Mitteilhaber einer landwirtschaftlichen Gesellschaft zu werden.⁷⁰ Vermutlich hat es sich um die Hacienda „Jericho“, San Fernando Buga, gehandelt.

Wiedergutmachung

Erste Ansätze einer materiellen Wiedergutmachung hat es bereits vor Gründung der Bundesrepublik Deutschland (BRD) gegeben. Im Mai 1949 verkündete die britische Besatzungsmacht, zu deren Zuständigkeitsbereich Krefeld gehörte, das „Militärregierungsgesetz Nr. 59“.⁷¹ Es besagte, dass Verfolgte, denen unrechtmäßig unter Ausnutzung ihrer Zwangslage, in der sie sich in der nationalsozialistischen Zeit befanden,

Vermögenswerte entzogen worden waren, diese zurück bzw. einen Schadensausgleich erhalten sollten. Kurt Devries reichte innerhalb der Anmeldefrist keinen Anspruch ein. Ob aufgrund mangelnder Information keine Anmeldung erfolgte oder infolge der Einschätzung, dass kein Anspruch bestand, bleibt ungeklärt.

Im Juni 1956 wurde in der BRD das „Bundesgesetz zur Entschädigung für Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung“ (BEG) verkündet.⁷² Die verfahrensrechtlichen Vorschriften der Durchführung des BEG zielten auf eine Abwicklung des Gesetzes bis zum Jahre 1962. Kurt Devries, der bis dahin in keiner Form Schadensersatzansprüche angemeldet hatte, stellte nun im Januar 1958 in Palmira einen Antrag auf Entschädigung, der von Rechtsanwalt Dr. Franz Wildermann, Düsseldorf, beim Wiedergutmachungsamt in Krefeld vertreten wurde. Die Bearbeitung des Antrags nahm einen langen Zeitraum in Anspruch. Den positiven Entscheid hat Kurt Devries nicht mehr erlebt. Am 1. Oktober

1963 verstarb Kurt Devries in Kolumbien, geschwächt von Krankheiten, die durch das tropische Klima hervorgerufen worden waren, im Alter von 59 Jahren.

Im Januar 1965 – sieben Jahre nach der Beantragung – wurde in der Entschädigungssache zwischen Kurt Devries' Erben in Palmira, dies waren seine Witwe und seine Tochter, und dem Regierungspräsidenten in Düsseldorf folgender Vergleich geschlossen: 1. Das Land Nordrhein-Westfalen zahlt an die Antragssteller wegen des Schadens im beruflichen Fortkommen eine Entschädigung in Höhe von 18 800 DM. 2. Wegen des Scha-

dens am Vermögen (Auswanderungskosten) erhalten die Antragssteller eine Entschädigung von 500 DM. 3. Die Antragssteller ziehen den Entschädigungsantrag wegen des Verlustes des Firmenwertes zurück. 4. Die Ansprüche wegen Schadens im beruflichen Fortkommen und am Vermögen sind damit abgegolten.⁷³

Leider ist die Suche nach Mary Ruth Devries, geborene Altamirán, und ihrer Tochter Liliana Devries trotz zahlreicher Bemühungen der Verfasser ergebnislos geblieben.⁷⁴ So bleibt es bislang nur bei dieser Skizze über eine ungewollte Auswanderung.

Burkhard Ostrowski, geboren 1958 in Kempen, Abitur am Gymnasium Thomaeum, danach Studium der Neueren Geschichte, der Politischen Wissenschaften und der Völkerkunde an der Universität Köln. Magisterexamen mit einer Arbeit über den bürgerlichen Pazifismus in der Weimarer Republik, seit 1992 Mitarbeit in der NS-Dokumentationsstelle der Stadt Krefeld.

Reinhard Schippkus, geboren 1954 in Essen. Nach dem Abitur Studium der Geschichte und Erdkunde an der Ruhr-Universität Bochum, 1. Staatsexamen, freier Mitarbeiter der NS-Dokumentationsstelle der Stadt Krefeld.

Anmerkungen

¹ Renate Wilkes: Von Oktober zu Oktober, in: die Heimat, Jg. 58 (Krefeld 1987), S. 6.

² Abbildung der Tafel siehe Norbert Heinrichs: Erinnern für die Zukunft. Besuch der ehemaligen Krefelder Juden vom 29. Juni bis 7. Juli 1987, in: die Heimat, Jg. 59 (Krefeld 1988), S. 12ff., hier: 20 (Abb. 10).

³ Ebd., S. 16. Die jüdische Emigration aus Deutschland 1933 – 1941. Die Geschichte einer Austreibung. Eine Ausstellung der Deutschen Bibliothek, Frankfurt a.M., unter Mitwirkung des Leo Baeck Instituts, New York. Ausstellung und Katalog: Brita Eckert unter Mitwirkung von Werner Berthold, Mitarbeiterin: Mechthild Hahner, Frankfurt a.M. 1985 (Sonderveröffentlichungen der Deutschen Bibliothek, Nr. 15). Ernst Loewy (geboren 1920 in Krefeld), Publizist und Schriftsteller, 1935 Emigration nach Palästina, 1956 Rückkehr nach Deutschland, seit 1983 Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Exilforschung. Zu Loewy siehe Kurt Kähler, Paul-Günter Schulte: Daten zur jüdischen Geschichte in Krefeld, 2. erweiterte Aufl., Krefeld 2012, S. 126f. Auf eine neuere Publikation sei noch hingewiesen: Heimat und Exil. Emigration der deutschen Juden nach 1933, hrsg. vom Jüdischen Museum Berlin und der Stiftung Haus der Geschichte Bonn, Frankfurt am Main 2006.

⁴ Vgl. Guido Rothhoff: Zur Geschichte der Juden in Krefeld, in: die Heimat, Jg. 49 (Krefeld 1978), S. 152ff., hier: 157. Als Beginn des Auswanderungsverbots wird der 1. Oktober 1941 genannt.

⁵ Burkhard Ostrowski: Die Verfolgung der jüdischen Bevölkerung, in: Krefeld – Die Geschichte der Stadt, Bd. 5, Krefeld 2010, S. 247ff., hier: 253f. Diese Hindernisse konnten zur Aufgabe einer geplanten Auswanderung führen, siehe ders.: Albert Italiander – Der Lebensweg eines Krefelder Antiquitätenhändlers, in: die Heimat, Jg. 66 (Krefeld 1995), S. 23ff., hier: 31. Darstellung einer gelungenen Emigration nach Südamerika siehe ders., Reinhard Schippkus: Zur Geschichte der Familie Bruckmann in Krefeld, in: die Heimat, Jg. 70 (Krefeld 1999), S. 128ff., hier: 134ff.

⁶ Ausführlicher zur jüdischen Emigration siehe Dieter Hangebruch: Emigriert – Deportiert, in: Krefelder Juden, Bonn 1981, Krefelder Studien 2, S. 197ff.

⁷ Ebd., S. 197.

⁸ Günter Erckens, Juden in Mönchengladbach, Bd.1, Mönchengladbach 1988 (Beiträge zur Geschichte der Stadt Mönchengladbach, 25), S. 584.

⁹ Sebastian Haffner: Emigration, in: Zentner, Christian; Bedürftig, Friedemann: Das große Lexikon des Dritten Reiches, Augsburg 1993, S. 148. S. Haffner, eigentlich Raimund Pretzel (geboren 1907 in Berlin), Publizist,

Emigration 1938 nach Großbritannien, seit 1948 britischer Staatsbürger, lebte seit 1954 in Berlin. Ausführlicher zu den Schwierigkeiten siehe Renate Starck: Krefelder Juden in Amerika – Eine Initiative Krefelder Schüler, in: die Heimat, Jg. 56 (Krefeld 1985), S. 135ff. 200 RM = heutiger Wert etwa 1 000 Euro; 10 RM = 50 Euro.

¹⁰ 1960 kehrte die Familie zurück nach Deutschland und wohnte seit 1972 wieder in Krefeld. Zu Else Wiesenfelder siehe Kurt Kähler, Paul-Günter Schulte, Thilo Zickler: Die neue Synagoge in Krefeld, hrsg. v. Jüdische Gemeinde Krefeld und Verein Stiftung Dr. Isidor Hirschfelder e.V., Krefeld 2008, S. 205.

¹¹ Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Zweigstelle Kalkum (jetzt Landesarchiv NRW, Abt. Rheinland) (im Folg.: HSTAD KAL), Gerichte Rep. 198/1091.

¹² In diesem Haus wohnten aber auch Familien, von denen niemand bei Heeder & Co. beschäftigt war.

¹³ Schriftl. Auskunft erteilte freundl. Frau S. L. Atema, Haags Gemeentearchief, 23.2.2000: „Doris stond sinds 16-11-1927 als dienstbode te Den Haag ingeschreven en was afkomstig uit Krefeld“. Allgemein siehe Barbara Henkes: Heimat in Holland. Deutsche Dienstmädchen 1920 – 1950, aus dem Niederländischen übersetzt von Maria Csolláry, Straelen/Niederrhein 1998.

¹⁴ Alfred Klein erhielt 1929 die niederländische Staatsangehörigkeit. Die Kleins waren 1896 aus Neutra in Oberungarn (jetzt Nitra, Slowakei) nach München gezogen. Sandor Klein, Alfreds Vater, firmierte in München als Kommissionär für Galanterie- und Spielwaren. Schriftl. Auskunft erteilte freundl. Tobias Weger, Stadtarchiv München, 18.1.2000 und Frau Aigner, Kreisverwaltungsreferat II, Standesamt München, 3.12.1999 sowie Frau Schauer, ebd., 7.12.1999.

¹⁵ Mehrere Beileidsanzeigen füllten fast eine ganze Seite in der „Krefelder-Zeitung“, darunter auch eine Trauerbezeugung des Allgemeinen Arbeitgeber- und Wirtschaftsverbandes mit einem Nachruf, der u.a. von Dr. Alois Heuyng (Krefelder Oberbürgermeister 1933 – 1945) unterzeichnet war. Heuyng war seit 1932 NSDAP-Mitglied.

¹⁶ Deutsche Tapeten-Zeitung (vormals Tapeten-Zeitung), Nr. 24, 15.12.1928, S. 362. Die Bautätigkeit in Deutschland war gering, der tapezierte Wohnraum in den Neubauten, soweit nicht die Wände gestrichen wurden, außerordentlich klein. Die Zahl der Mieter, die auf eigene Kosten tapezieren ließen, ging mit steigender Miete immer mehr zurück. Die für die deutschen Tapetenhersteller so wichtigen Auslandsaufträge, die bis dahin eine erfreuliche Zunahme erfahren hatten, verringerten sich in den letzten Monaten des Jahres 1928.

¹⁷ Erna Devries heiratete 1936 Johann Schlüter, der als Volontär in der Versandabteilung von Tapetenheeder gearbeitet hatte. Vgl. Hangebruch: Emigriert – Deportiert, S. 286. Dort wird fälschlicherweise Johann Schlüter als Johanna Schlüter genannt.

¹⁸ Stadtarchiv Krefeld (im Folg.: StaKr), Handelsregister, HRA Nr. 833, Bl. 59, Fortsetzung 10.

¹⁹ Seit der Reichstagswahl im Juli 1932 war die NSDAP die stärkste politische Kraft in Deutschland. Am 12. September 1932 wurde der Reichstag aufgelöst, Neuwahlen standen bevor. Zwar schraubte die NSDAP aus wahltaktischen Gründen ihre antijüdische Propaganda in dieser Zeit zurück, gleichwohl war die Judenfeindschaft der Nationalsozialisten nicht zu übersehen.

²⁰ Runderlass Reichsminister(ium), S. 1915 A – 215 III, 26.7.1933, z.n.: Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat. Eine Sammlung der gesetzlichen Maßnahmen und Richtlinien – Inhalt und Bedeutung (im Folg.: Sonderrecht), hrsg. v. Joseph Walk, Heidelberg, Karlsruhe 1981, S. 42. Zur Reichsfluchtsteuer siehe Kurt Kähler, Paul-Günter Schulte: Daten zur jüdischen Geschichte in Krefeld, 2. erweiterte Aufl., Krefeld 2012, S. 89f., 117 und 125 sowie Avraham Barkai: Vom Boykott zur „Entjudung“. Der wirtschaftliche Existenzkampf der Juden im Dritten Reich 1933 – 1945, Frankfurt a.M. 1988, S. 111f. Die Reichsfluchtsteuer, mit der durch eine Abgabe eine Kapitalflucht ins Ausland verhindert werden sollte, war 1931 von der Regierung Brüning (neben anderen Notverordnungen) beschlossen worden. In der Zeit des Nationalsozialismus wandelte sich die Reichsfluchtsteuer zu einem legalen Instrument zur Ausplünderung der Juden.

²¹ Schriftl. Auskunft erteilte freundl. Berndt Jores, Stockholm, 16.4.1999. Folgendes fußt, wenn nicht anders angegeben, auf einem Interview mit Berndt Jores, 30.6.1999 in Krefeld. Karl Adolf Jores wurde am 27.10.1899 in Bonn geboren, wo sein Vater als Arzt tätig war. Enge familiäre Verbindungen führten dazu, dass er sich in Krefeld niederließ. Als Referendar wohnte Karl Adolf Jores bereits 1922 ein halbes Jahr lang Am Hohen Haus 5 bei seinem Onkel. 1928 heiratete Karl Adolf Jores in Kiel die aus Schweden stammende Ingeborg Sandin und zog mit ihr nach Krefeld. Seit 1931 wohnte die Familie an der Roonstr. 109 und von 1934 bis 1940 zunächst Steinstr. 161 und dann 159. Am 26.7.1940 ist Dr. Karl Adolf Jores im Alter von 40 Jahren in Düsseldorf verstorben.

²² HSTAD KAL, Gerichte Rep. 198/1091.

²³ Hierzu siehe Tafel „Antisemitismus 1933“ in der überarbeiteten Ausstellung „Krefeld und der Nationalsozialismus“, Villa Merländer, Friedrich-Ebert-Str. 42, 47799 Krefeld. Bereits im März 1933 wurde die Stadtverwaltung aufgefordert, Lieferungsverträge mit jüdischen Fir-

men zu überprüfen, und in einem Aufruf des „Aktionsausschusses Krefeld“ zum 1. April 1933 hieß es, dass alle Verbindungen persönlicher und geschäftlicher Art zu Juden abzubrechen seien. Zur Einstimmung auf die „Nürnberger Gesetze“ schrieb die Rheinische Landeszeitung – Volksparole (im Folg.: RLZ-VP): „Sie kauften bei Juden“ (StaKr, RLZ-VP, 6.8.1935) sowie „Judenkäufer beziehen Prügel“ (StaKr, RLZ-VP, 15.8.1935) und in die Formulare der städtischen Bauverwaltung wurde am 14. August 1935 der Passus eingefügt: „Dem Angebot hat der Anbieter eine Erklärung beizufügen, dass er seine Materialien, Geräte und Werkstoffe u.a. nicht von jüdischen Firmen bezieht sowie keine Geschäftsbeziehungen mit Juden unterhält.“, z.n.: Hangebruch: Emigriert – Deportiert, S. 182. In einem Kommentar zur „Kristallnacht“ hieß es: „Eine große Krefelder Firma hat am 10. November ... nicht etwa 1933 ... sondern in Worten: neunzehnhundertachtunddreißig – beschlossen, nicht mehr an jüdische Großhändler zu liefern. Sollen wir uns nun darüber ärgern, oder sollen wir uns freuen, dass auch dieser letzte Mohikaner Erleuchtung über den Sinn unseres Kampfes gegen das Weltjudentum und seine dunklen Machenschaften erfahren hat? Wir entscheiden uns diesmal für das Freuen, weil wir uns in der Vergangenheit oft genug über ihre Begriffsstutzigkeit ärgern mussten.“ (StaKr, RLZ-VP, 13.11.1938). Faksimile des Kommentars siehe Hangebruch: Emigriert – Deportiert, S. 225.

24 StaKr, 26 – II, Meldekartei 1925 – 1945. Auf einem Beiblatt der Meldekarte von Luise Devries ist hierzu vermerkt: „Krefeld Uerd[ing].[en] a[m]/Rh[ein], den 17.12.36. Witwe Karl Devries wohnt hier, Virchowstr. 130 und ist dort gemeldet. Sie befindet sich z.[ur] Z.[eit] auf Besuch bei ihrer Tochter, Ehefr.[au] Doris Klein, Den Haag, Zuidwerfplein 16, Rückkehr ist unbestimmt“.

25 Schriftl. Auskunft erteilte freundl. Gemeinde Den Haag, Dienst Bürgerzaken, 7.3.2000. Allgemein zur Auswanderung siehe Kurt R. Grossmann: Emigration. Geschichte der Hitler-Flüchtlinge 1933 – 1945, Frankfurt a.M. 1969. Rolf Vogel: Ein Stempel hat gefehlt. Dokumente zur Emigration deutscher Juden, München, Zürich 1977. Maria-Luise Kreuter: Emigration, in: Enzyklopädie des Nationalsozialismus, hrsg. v. Wolfgang Benz, Hermann Graml und Hermann Weiß, Stuttgart 1997, S. 296ff.

26 Patrik von zur Mühlen: Fluchtziel Lateinamerika. Die deutsche Emigration 1933 – 1945: politische Aktivitäten und soziokulturelle Integration, Bonn 1988 (Reihe: Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 21), S. 25.

27 Ders.: Jüdische und deutsche Identität von Lateinamerika-Emigranten, in: Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch, hrsg. im Auftrag der Gesellschaft für Exilforschung, Bd. 5, München 1987, S. 55ff. Achim Schrader: Spurlos verschwunden? Deutsche Juden in Lateinamerika, in: Europäische Juden in Lateinamerika, hrsg. v. Achim Schrader und Karl Heinrich Rengstorf, St. Ingbert 1989, S. 15ff. Günter Böhm: Jüdische Aspekte des lateinamerikanischen Exils, in: Alternative Lateinamerika. Das deutsche Exil in der Zeit des Nationalsozialismus, hrsg. v. Karl Kohut und Patrik von zur Mühlen, Frankfurt a.M. 1994, S. 81ff. Wolfgang Benz, Marion Neiss (Hg.): Deutsch-jüdisches Exil: das Ende der Assimilation? Identitätsprobleme deutscher Juden

in der Emigration, Berlin 1994 (Reihe Dokumente, Texte, Materialien / Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin, Bd. 14).

28 Gerhard Neumann: Deutsche Juden in Kolumbien, in: Emuna. Horizonte zur Diskussion über Israel und das Judentum, VIII. Jg., Nr. 5, Juden in Lateinamerika, Frankfurt a.M. 1973, S. 326ff. Hermann Graml: Die Auswanderung der Juden aus Deutschland zwischen 1933 und 1939, in: Gutachten des Instituts für Zeitgeschichte, München 1958, S. 79ff. Enrique Biermann: Fern und fremd. Die deutschen Emigranten in Kolumbien 1939 – 1945, hrsg. v. Laura Martignon, Essen 2001 (Historie in der Blauen Eule; Bd. 10), S. 59ff. Ders.: El contexto de los judíos en Colombia (1939 – 1945), in: Identidad doble – Doppelte Identität. Festschrift zur Feier des Día de Alemania am 17.11.1998 in Bogotá, Mainz 1998 (Schriften der Johannes Gutenberg-Universität, Heft 11), S. 63ff.

29 Dieter Allgaier: Die Deutschen in Kolumbien, in: Die Deutschen in Lateinamerika. Schicksal und Leistung, hrsg. v. Hartmut Fröschle, Tübingen, Basel 1979, (Buchreihe Deutsch-ausländische Beziehungen des Instituts für Auslandsbeziehungen, Stuttgart, Bd. 15), S. 433ff., hier: 439.

30 Kurt Ems in einem Brief vom 6. Februar 1987 an Heike Thum, Religionskurs der Stufe 11 des Gymnasiums am Moltkeplatz, siehe Renate Starck: Krefelder Juden berichten von ihrem Leben, in: die Heimat, Jg. 59 (Krefeld 1988), S. 26ff., hier: 38.

31 Memorandum „Zum Judenproblem“, mutmaßlich von Adolf Eichmann verfasst, Januar 1937. Bundesarchiv Berlin, R 58/956, z.n.: Die Judenpolitik des SD 1935 bis 1938. Eine Dokumentation, hrsg. und eingeleitet von Michael Wildt, München 1995 (Schriftenreihe Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Bd. 71), S. 96.

32 Michael Wildt: Vor der „Endlösung“. Die Judenpolitik des SD 1935 – 1938, in: Lager, Zwangsarbeit, Vertreibung und Deportation. Dimensionen der Massenverbrechen in der Sowjetunion und in Deutschland 1933 bis 1945, hrsg. v. Dittmar Dahlmann und Gerhard Hirschfeld, Essen 1999 (Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte – Neue Folge, hrsg. v. Gerhard Hirschfeld, Bd. 10), S. 426 (Anm. 48) schreibt hierzu: „Eichmann fasste damit, bevor überhaupt von den Entscheidungsträgern des NS-Staates die Vertreibung der Juden als die ‚Lösung der Judenfrage‘ allgemein betrachtet wurde, bereits die nächste Stufe ins Auge, nämlich die Ansiedlung der Juden in unwirtlichen Gegenden. Auf solchen Überlegungen basierte der spätere Madagaskar-Plan, der den Vernichtungsaspekt bereits mit sich führte, da den Planern durchaus bewusst war, dass diese Insel etlichen Millionen Menschen keinerlei Überlebenschancen bieten konnte“.

33 Patrik von zur Mühlen nennt als Zahl rund 2 850, siehe Fluchtziel Lateinamerika, S. 47; Herbert A. Strauss und Judith Laikin Elkin schätzen, dass es 5 000 jüdische Emigranten waren, siehe Herbert A. Strauss. Jews in German History. Persecution, Emigration, Acculturation, in: Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933, hrsg. v. Werner Röder und Herbert A. Strauss, 3 Bde., München, London, New

York, Paris 1980 ff., Bd. 2, S. XXII f. sowie Judith Laikin Elkin: 150 Jahre Einsamkeit. Die Geschichte der Juden in Lateinamerika, aus dem Amerikanischen übersetzt von Michael Benthack, Hamburg 1996, S. 144.

34 Auswärtiges Amt, Berlin (im Folg.: AA), R 104 943. Der Inhalt bezieht sich in der Regel auf die Haltung des betreffenden Staates zum Judentum und zur jüdischen Einwanderung, nur in seltenen Fällen auf einzelne jüdische deutsche Emigranten. Schriftl. Auskunft erteilte freundl. Dr. Gerhard Keiper, AA, Berlin, 11.7.2001.

35 Die jüdische Emigration aus Deutschland 1933 – 1941, Frankfurt a.M. 1985, S. 186.

36 Die Judenpolitik des SD 1935 bis 1938. Eine Dokumentation, hrsg. und eingeleitet von Michael Wildt, München 1995, S. 101. 250 Pesos = heutiger Wert etwa 1 800 Euro.

37 Enrique Biermann: Fern und fremd, S. 152, verweist auf Alberto Donadio, Silvia Galvis: Colombia Nazi 1939 – 1945. Espionaje alemán, la cacería del FBI, Santos López y los pactos secretos, Bogotá 1986, S. 112f. Laut Biermann: Fern und fremd, S. 85, betrachteten Kolumbianer damals Deutsche und „das Deutsche“ mit Befremden und sogar Misstrauen: „Man empfand sie, vor allem wegen der Ignoranz in Bezug auf alles, was sie sind und was ihre Geschichte ausmacht, als sehr fremd und ganz anders („distantes y distintos!“). Biermann (geboren 1939 in Bogotá) war Dozent an der Universidad Nacional in Bogotá. Seine Eltern, beide Deutsche, emigrierten 1938 nach Kolumbien. Laut Dieter Allgaier: Die Deutschen in Kolumbien, S. 443, ist Kolumbien hingegen überwiegend deutschfreundlich: „Das einfache Volk akzeptiert die Deutschen in Vergangenheit und Gegenwart“. Allgaier war 1970 bis 1974 Lehrer an der Deutschen Schule in Bogotá.

38 Max P. Friedman: Germans and Jews in Colombia between Nazism and the ‚Colossus of the North‘, 1939 – 1945, in: Identidad doble – Doppelte Identität, S. 104f. Allgemein siehe Reiner Pommerin: Das Dritte Reich und Lateinamerika. Die deutsche Politik gegenüber Süd- und Mittelamerika, phil. Diss. Universität Düsseldorf 1977 sowie Jürgen Müller: Nationalsozialismus in Lateinamerika. Die Auslandsorganisation der NSDAP in Argentinien, Brasilien, Chile und Mexiko, 1931 – 1945, Stuttgart 1997 (Historamericana, Bd. 3).

39 Kurt Ems im Gespräch mit Schülern der Jahrgangsstufe 9 der Theodor-Heuss-Gemeinschaftshauptschule, Wehrhahnweg, am 14. Juli 1987, in: Stadt Krefeld, Pädagogischer und Psychologischer Dienst (Hg.): Ehemalige Krefelder Juden im Gespräch mit Krefelder Schülern 1987, Krefeld 1988, S. 43ff., hier: 58.

40 G. Neumann: Deutsche Juden in Kolumbien, S. 331; siehe auch ders.: German Jews in Colombia. A Study in Immigrant Adjustment, in: Jewish Social Studies III (New York 1941), S. 387ff.

41 G. Neumann: Deutsche Juden in Kolumbien, S. 328ff.

42 G. Neumann: Deutsche Juden in Kolumbien, S. 330. Zur Armut deutscher jüdischer Emigranten in Kolumbien siehe (die im Oktober 1939 verfasste Erzählung von) J.



A. Osorio Lizarazo: Juden ohne Geld, in: Peter Schultze-Kraft (Hg.): Und träumten vom Leben. Erzählungen aus Kolumbien, Zürich 2001 (Geschichten aus der „edition 8“), S. 154ff.; Diego Viga: Das verlorene Jahr, Leipzig 1980 sowie ders.: Die Parallelen schneiden sich, Leipzig 1969. Diego Viga (alias Dr. med. Paul Engel, geboren 1907 in Wien), Emigration 1935, Universitätsprofessor in Bogotá. Viga veröffentlichte beide Romane auch im Spanischen: 1963 „El año perdido“ in Quito, Ecuador, wo er seit 1950 lebte, und 1966 „Las paralelas se cortan“. Allgemein siehe Erich Arendt: Tropenland Kolumbien, Leipzig 1954. Erich Arendt (geboren 1903 in Neuruppin) Emigration 1933, von 1941 bis 1950 in Kolumbien lebend. Siehe auch L. L. Matthias: Es hing an einem Faden. Meine Jahre in Lateinamerika und in Europa, Reinbek bei Hamburg 1970. L. L. Matthias (geboren 1893 in Berlin), 1933 Emigration nach Kolumbien.

43 Kurt Ems, in: Ehemalige Krefelder Juden im Gespräch mit Krefelder Schülern 1987, S. 54.

44 Hangebruch: Emigriert – Deportiert, S. 198.

45 Anfang 1939 brachte die „Caribia“ 85 deutsche und österreichische Juden nach Venezuela, die aufgrund einer Ausnahmegenehmigung des venezuelaischen Präsidenten einreisen durften: [http://de.wikipedia.org/wiki/Caribia_\(Schiff,_1932\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Caribia_(Schiff,_1932)).

46 Gerhard Rehm: Von Lobberich nach Buenos Aires. Die Erinnerungen von Edith Silber, geborene Zanders, in: Heimatbuch Kreis Viersen 2013, 64. Folge, S. 29ff., hier: 36ff. Die Familie Zanders zog 1933 nach Krefeld; 1938 Emigration von Edith Zanders. Werner Heymann: Mein himmelblaues Akkordeon. Erinnerungen eines Krefelder Auschwitz-Überlebenden. Hg. vom Villa Merländer e.V., Krefeld 2008, S. 127ff. Buchbesprechung in: die Heimat, Jg. 80 (Krefeld 2009), S. 252. 1947 Auswanderung von Werner Heymann.

47 Die Anschrift lautete: Casa Suspiro, Calle 16 Norte 6/34.

48 Hangebruch: Emigriert – Deportiert, S. 267 und 288. Moritz Baum (geboren 1897 in Köln), kaufmännischer Angestellter, verheiratet mit Josefine geborene Baum (geboren 1904 in Krefeld), 1938 Emigration, 1939 Ausbürgerung, 1954 Wiedereinbürgerung; Kurt Ems (geboren 1915 in Krefeld), Fotograf.

49 Ebd., S. 331. Kurt Kaufmann (geboren 1913 in Krefeld), Kraftfahrer, 1937 Emigration.

50 Kurt Ems, der seinen Lebensabend im Josefsheim in Willich (Anrath) verbrachte, teilte freundl. im Juli 2002 mit, dass er sich nicht daran erinnern kann, Kurt Devries in Cali kennengelernt zu haben.

51 Auskunft erteilte Dr. Gerhard Keiper, AA, Berlin, 11.7.2001.

52 Patrik von zur Mühlen: Fluchtziel Lateinamerika, S. 54.

53 Jüdische Auswanderung nach Südamerika, hrsg. v. Hilfsverein der Juden in Deutschland, Berlin 1939 (Neuausgabe), S. 58. Allgemein zum Hilfsverein der

deutschen Juden (nach den „Nürnberger Gesetzen“: Hilfsverein der Juden in Deutschland) siehe Die jüdische Emigration aus Deutschland 1933 – 1941, S. 175ff. Allgemein zur jüdischen Einwanderung in Kolumbien siehe Carmen Janssen: Writing Culture: Jewish Texts in Colombia, in: Identidad doble – Doppelte Identität, Mainz 1998, S. 53 – 62, hier: 56. Sephardim = Nachkommen der Juden, die 1492 Spanien verlassen mussten, Ashkenasim = mittel- und osteuropäische Juden.

54 Jüdische Auswanderung nach Südamerika, S. 61.

55 Ebd., 12 000 RM = heutiger Wert 60 000 Euro.

56 Ebd., S. 62.

57 Sonderrecht, S. 205f.

58 Durchführungsverordnung der Verordnung über Reisepässe von Juden; Behandlung der eingereichten Reisepässe. Reichsminister(ium) des Innern, Pol. S. V. 6 3770/38-453-12, 5.10.1938, z.n.: Sonderrecht, S. 244.

59 Ausführlich zur Gestapo siehe Ingrid Schupetta: Die Geheime Staatspolizei in Krefeld. Von Polizisten und Schreibtischtätern, in: die Heimat, Jg. 76 (Krefeld 2005), S. 115ff.

60 HSTAD, RW 58/18822, Bl. 3. Faksimile des Blatts siehe B. Ostrowski, R. Schippkus: Zur Geschichte der Wachstum- und Tapetenindustrie in Krefeld, 4. Teil, in: die Heimat, Jg. 75 (Krefeld 2004), S. 119ff., hier: 124.

61 Die Passregister aus Cali sind nicht vorhanden. Auskunft erteilte Dr. Gerhard Keiper, AA, Berlin, 11.7.2001.

62 StaKr, WZ, Montag, 18.5.1942 (Nr. 136), Ausgabe B.

63 Enrique Biermann: Fern und fremd, S. 141f. Bei dem Angriff von U-172 auf den Schoner sind laut ebd. sechs Menschen, darunter eine Frau und ihr zweijähriges Kind, erschossen worden. Das von Lorient aus operierende Unterseeboot wurde am 13.12.1943 versenkt.

64 Max P. Friedman: Germans and Jews in Colombia, S. 111: „demonstrations and riots erupted throughout the country, with mobs destroying German-owned shops and attacking Germans on the street“.

65 Enrique Biermann: Fern und Fremd, S. 133 und 142 (siehe auch S. 68 und 74) betont, die kolumbianische Regierung habe Deutschland nicht offiziell den Krieg erklärt, sondern nahm aufgrund von Angriffen deutscher Unterseeboote auf kolumbianische Schiffe per Dekret vom 30.12.1943 zur Kenntnis, dass sich Deutschland mit Kolumbien im Kriegszustand befindet. Laut Dieter Allgaier: Die Deutschen in Kolumbien, S. 443, erfolgte die kolumbianische Kriegserklärung am 26.11.1943. Zu Details von Feststellung und Datierung des Kriegszustandes, wie sie sich aus den Akten der damaligen Rechtsabt. des Auswärtigen Amtes (Bde. R 40025 und R 40026) ergeben, ist anzumerken, dass der kolumbianische Gesandte für Belgien und Deutschland am 21.9.1951 die Bundesregierung davon unterrichtete, dass die kolumbianische Regierung per Dekret vom 18.9.1951 die Beendigung des Kriegszustandes erklärt

habe. In diesem Dekret wird der 26.11.1943 als das Datum bezeichnet, an dem der kolumbianische Präsident das Dekret über das Bestehen des Kriegszustandes unterzeichnet hatte. Schriftl. Auskunft erteilte Dr. Gerhard Keiper, AA, Berlin, 28.8.2001.

66 Auskunft erteilte Dr. Keiper, 11.7.2001. Siehe auch Die Ausbürgerung deutscher Staatsangehöriger 1933 – 45 nach den im Reichsanzeiger veröffentlichten Listen, hrsg. v. Michael Hepp, München, London, New York, Paris 1985 (Bd. 1 und 2) und 1988 (Bd. 3).

67 1958 lebte die Familie Devries in Palmira, Carrera 29, No. 35 – 37, um 1962 in Palmira, Carrera 29, No. 22 – 53.

68 Eheschließung in der Pfarrkirche San Pedro de Buga am 6.8.1954 in Anwesenheit des Priesters Plinio Guillermo Quintana (Buch Nr. L 1, Bl. 439, Nr. G 05 231 563): Kurt Devries und Mary Ruth Altamirán, Tochter der Alicia Altamirán (geboren 29.9.1929 in Palmira), getauft in der Pfarrkirche in Trinidad de Palmira am 9.3.1930 (Buch Nr. 15, Bl. 325, Nr. 9 – 56). Zeugen waren (die Brauteltern?) Omar Iza und Alicia Altamirán. Mary Ruth Altamirán brachte einen Sohn mit in die Ehe: Carlos Alberto Taborda (geboren um 1950). Liliana Devries wurde am 29.10.1955 in Palmira geboren.

69 Patrik von zur Mühlen: Fluchtziel Lateinamerika, S. 75, 80 und 275. Laut Mühlen verließ der größte Teil der Emigranten in dieser Zeit Kolumbien.

70 Bezirksregierung Düsseldorf Abt. Wiedergutmachung (vormals Landesrentenbehörde NRW) (im Folg.: BDAbtWG), Entschädigungsakte 217696/Devries, Kurt.

71 StaKr, II/54/3. ABl. der Militärregierung. Brit. Kontrollgebiet, No. 28, S. 1169ff. Gesetz Nr. 59 vom 12.5.1949 (Rückerstattung feststellbarer Vermögensgegenstände an Opfer der nationalsozialistischen Unterdrückungsmaßnahmen).

72 BGBl., I 1956, S. 559. Zum BEG siehe Constantin Goschler: Schuld und Schulden. Die Politik der Wiedergutmachung für NS-Verfolgte seit 1945, Göttingen 2005 (Beiträge zur Geschichte des 20. Jahrhunderts, hrsg. v. Norbert Frei, Bd. III), S. 201f.

73 BDAbtWG, Entschädigungsakte 217696/Devries, Kurt. Zu BEG-Anträgen in Krefeld siehe Joachim Lilla: Wiedergutmachung, in: Krefeld – Die Geschichte der Stadt, Bd. 5, Krefeld 2010, S. 383f.

74 Schriftl. Auskunft erteilten Peter Niessen, Honorarkonsul der BRD in Cali, 1.10.1999 und Sebastian Werther, Botschaft der BRD, Santafé de Bogotá, 21.9. und 19.10.1999 sowie Melanie Jankovic, ebd., 24.3.2003. Weder Herr Niessen, seit Mitte der 1950er Jahre in Cali wohnhaft, noch Honorarkonsul Gerhard Thyben konnten Anschriften der Nachkommen von Kurt Devries ausfindig machen. Beide haben lokale Behörden, die Erzdiözese in Palmira und persönliche Bekannte in Palmira bei der umfangreichen Suche beteiligt. Dabei wurde nur festgestellt, dass die Familie Devries in Palmira ansässig war, aber unbekannt verzogen ist.

ALLES WAS LICHT IST . . .

KREFELD · DRIESSENDOPFER STRASSE 27-31 · FON 0 21 51 - 62 79 62



TAPETENWECHSEL

1989 – 2014: 25 Jahre Kulturzentrum Fabrik Heeder

von Dorothee Monderkamp und Jürgen Sauerland-Freer

Vorlauf

1985 – 1988

Fabrik Heeder, 27. April 1989, 19 Uhr: Oberbürgermeister Dieter Pützhofer eröffnet offiziell dieses für Krefeld neue städtische Kulturzentrum. Ein sich anschließendes viertägiges vielgestaltiges Kulturprogramm macht auf diesen neuen Ort für Kunst und Kultur hinter dem Bahndamm erstmalig aufmerksam. Nach jahrelangem Vorlauf war aus der ehemaligen Tapetenfabrik eine – wie es damals noch formuliert wurde – Versammlungs- und Begegnungsstätte geworden. Jahre zuvor war das leerstehende Gebäude ursprünglich vom Stadttheater „entdeckt“ worden, um dort zusätzliche Raumkapazitäten zu finden, und es hatte mit einem „Theaterzelt“ und darin präsentierten fulminanten Programm auf dem Platz vor der Fabrik Heeder diese Idee nachdrücklich dokumentiert. An ein darüber hinausweisendes Kulturzentrum war allerdings anfangs nicht gedacht.



Abb. 1. Kulturzentrum Fabrik Heeder

Die achtziger Jahre waren die Gründungsphase für (sozio-)kulturelle Zentren allerorten. In der Alternativbewegung verankert, hatten viele Initiativen leerstehende Fabrikgebäude entweder gleich besetzt oder auf „friedlichem“ Weg zu günstigen Konditionen

angemietet. Das „Eschhaus“ in Duisburg, die „börse“ in Wuppertal oder der „Bahnhof Langendreer“ in Bochum waren beispielhafte Wegbereiter dieser Entwicklung, die schon recht bald von der Städtebauförderung des Landes vortrefflich unterstützt wur-

de, so dass sich mehr und mehr ein dichtes Netz neuer Zentren in Nordrhein-Westfalen entfaltete.

In Krefeld waren bereits Mitte der achtziger Jahre aus dieser ursprünglichen Gründungs-



Abb. 2. und Abb. 3. „Leonce & Lena“, VSB, Spielzeit 1988/89

Foto: Michael Fehlauer

phase autonomer Kultur z.B. die „Kulturfabrik“, das „Werkhaus“ und das „Theater am Marienplatz“ hervorgegangen. Die Möglichkeit, mit Landesmitteln die Fabrik Heeder umfassender zu sanieren und zu entwickeln, führte zu einem Konzept, das als Melange eines gemeinsam von Hochbau- und Kulturamt entwickelten Nutzungskonzeptes zumindest terminologisch noch nicht den Anschluss an die neuen kulturellen Formen gefunden hatte. Es umfasste: Theaternutzung, Bürgersaal (Gaststätte), Öffentliche Begegnungsstätte, Bezirksverwaltung, Familienfürsorge und Wohnungsnutzung sowie den Gruppenraum „Freizeit-Werken“. Ähnliche Vorhaben, ein Kulturzentrum als städtische Einrichtung zu führen, waren bereits zuvor z.B. in Herne mit den „Flottmannhallen“ oder in Neuss mit der „Alten Post“ realisiert worden. Diese für Krefeld neue Konstruktion, das Gebäude dringlichst mit interessanten kulturellen Angeboten zu füllen, war die Intention vom für die Fabrik Heeder zuständigen Kulturamtsleiter Helmut Kauert, dem zur konkreten Umsetzung ab dem 1. September 1988 der Dipl.

Sozialwissenschaftler Jürgen Sauerland für die Fabrik Heeder zur Seite stand. Noch in der Endausbauphase hatte das Stadtschultheater unter Leitung der Schauspielerin und Lehrerin Inge Brand die Studiobühne mit der Premiere von „Zicke-Zacke“ im November 1988 „eingeweiht“. Zugleich startete der Vermietungsbetrieb des Kleinen und Großen Saales, das Stadttheater nutzte Probe- und Fundusräume und startete mit „Leonce und Lena“ im März 1989 seinen Vorstellungsbetrieb in der nun gegebenen zweiten Spielstätte des Stadttheaters.

Im Rahmen des vom 27. April bis 1. Mai 1989 vom Kulturamt gestalteten Eröffnungsprogramms hielt die von den Krefelder Architekten Girmes und Oediger als Tapetenfabrik Heeder & Co. errichtete Fabrik Heeder dem Praxistest einer kulturellen Nutzung stand und erwies sich als tauglicher neuer „Treffpunkt für Kultur, Freizeit und Kommunikation“. Der „Tapetenwechsel“ schien vollzogen, doch noch garte es hinter den Kulissen, gab es ein Unwohlsein in der freien Szene.

Fundamentierungen/Gründerjahre/Aufbruch/Orientierung 1989 – 1994

Die Krefelder Szene beobachtete die Entwicklung dieses neuen städtischen Zentrums mit Misstrauen und beklagte zu hoch subventionierte Veranstaltungskonkurrenz; es brauchte eine ganze Zeit der Gewöhnung und vieler Gespräche, um bei letztlich gegenseitig gezeigter Toleranz zu kooperativem Miteinander zu finden, das dann aber stabil blieb. Inhaltlich ergab sich für Jürgen Sauerland ohnehin die Aufgabe, aus einer sicher noch im Herbstprogramm 1989 spürbaren Orientierungsphase, zu einem Programmprofil in der Fabrik Heeder zu gelangen, das im Spektrum der Krefelder Kulturlandschaft noch Lücken aufspürte, um gefürchtete Angebots-Doppelungen und damit Konkurrenzen zu vermeiden. „mind the gap“ („Beachte die Lücke“) war sinnigerweise der Name der Tanzcompagnie, die mit „Die Klavierspielerin“ von Elfriede Jelinek



Abb. 4. Konzeptionspapier vom 24. Oktober 1988

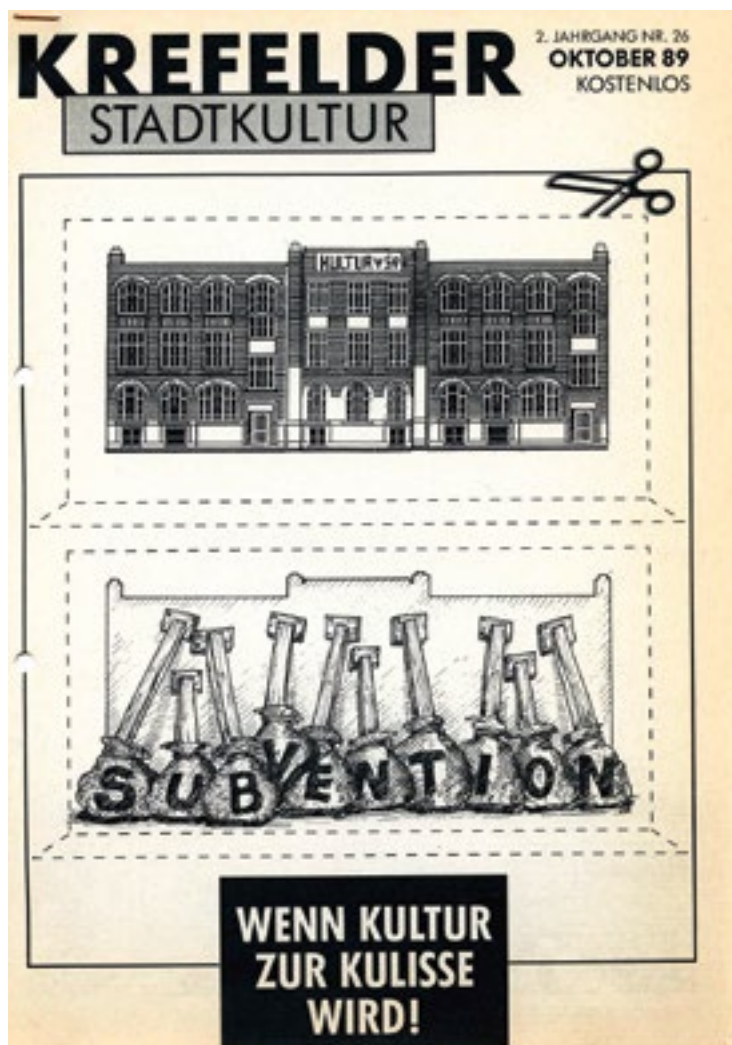


Abb. 5. Stadtkultur



Abb. 6. „Fafner, die Bisammaus“, VSB Spielzeit 1991/92
Foto: Dominique Ecken

Abb. 7. „Babylon-Blues“, VSB Spielzeit 1991/92
Foto: Dominique Ecken

erstmalig zeitgenössischen Tanz in der Fabrik Heeder präsentierte. Noch war damit die spätere Tanzspielstätte nicht vorgezeichnet, obschon Jürgen Sauerland bereits am 24. Oktober 1988 in einem kulturamtsinternen Papier das Tanztheater an erster Stelle möglicher späterer inhaltlicher Schwerpunkte gesetzt hatte.

Auch gab es anfangs noch die Konzentration auf thematische Reihen mit Beiträgen unterschiedlichster Kunstsparten, wie 1991 „Schlagfertig – aus der Welt der Trommel“ oder 1992 „Moderne Zeiten – Kunst und Kultur aus der Weimarer Republik“. Eine besondere Akzentuierung ergab sich für die Fabrik Heeder mit der Etablierung einer (in Krefeld zu der Zeit noch nicht existierenden reinen) Fotogalerie, die als Kooperation zwischen dem Fachbereich Design der Fachhochschule Niederrhein und dem Kulturamt begründet wurde. Die beiden Fotografie-Professoren Dr. Rolf Sachsse und Detlef Orlopp brachten ihre Fachkompetenz ein, und der Betrieb dieser Galerie wurde vom Vorsitzenden des Kulturausschusses Dr. Eugen Gerritz mit der Ausstellung „Parke und Gärten von Peter Joseph Lenné“ des Leipziger Fotografie-Professors Helfried Strauss im Oktober 1990 eröffnet. Thematische künstlerische Arbeiten sowie dokumentarische oder fotohistorische Ausstellungen charakterisierten wesentlich das Programm der Galerie. Im Kontext der 1993 geschlossenen Städtepartnerschaft mit Uljanowsk eröffnete Oberbürgermeister Willi Wahl im Januar 1993 die Ausstellung „Soviel Ende. Das russische Dorf auf dem Weg in die Vergangenheit“ mit Schwarzweiß-Fotografien von Günter Bersch aus Berlin.

Nach und nach füllte sich die Fabrik Heeder immer stärker mit vielfältigem Leben. Im April 1991 nahm JUKS, die Jugendkulturwerkstatt des Jugendamtes ihren Betrieb im Keller der Fabrik Heeder auf. Ab Juli desselben Jahres

war das Krefelder Schul- und Jugendtheater – KRESCH kommunalisiert und residierte und arbeitete fortan als Einrichtung des Kulturamtes in der Fabrik Heeder. (Siehe den anschließenden Beitrag zum KRESCHtheater von Helmut Wenderoth) Ab September 1991 schließlich komplettierte das Frauenkulturbüro NRW e.V. mit der Geschäftsführerin Ursula Theißen als neu geschaffene Landeseinrichtung die institutionalisierten kulturellen Akteure in der Fabrik Heeder und richtete gleich ein Jahr später das Symposium Frauenkultur NRW in Krefeld aus. Ergänzend präsentierte die hauseigene Gaststätte „Kulisse“ immer wieder Konzerte. Die freien Theatergruppen „Die Komödianten“, „Theater ohne Namen“ und „Ma-Cla-Di“ mieteten sich mit ihren Theateraufführungen in die (Mehrzweck-)Säle ein, wenngleich die Ausstattung für genuine Theaterzwecke unter ihren Erwartungen bleiben musste.

Die anfangs von Gastkünstlerinnen und -künstlern des Stadttheaters bewohnten Appartements, oftmals spärlich mit Möbeln aus dem Theater-Möbelfundus ausgestattet, wurden alsbald als Notbehelf erste Heimat für Flüchtlinge aus der DDR, die die sich langsam auflösenden Grenzen überwinden können. Erst 1993 wurde das noch letzte bewohnte Appartement schließlich ebenso zum Büro, wie die sonstigen Appartements, die nun vom Kulturamt, vom Frauenkulturbüro und vom KRESCH genutzt wurden.

Die inhaltliche Ausgestaltung des Angebotes war unterdessen weiter vorangeschritten bei großer persönlicher Unterstützung sowie weit bemessenem Gestaltungsspielraum durch Kulturamtsleiter Helmut Kauert und Kulturdezernent Roland Schneider.

Die Etablierung eines kontinuierlichen Filmprogramms ab November 1990 wurde rein

materiell durch die Übernahme von Kinoprojektoren aus dem Seidenweberhaus ermöglicht. Das eröffnete die Chance, insbesondere dem Autorenfilm der siebziger und achtziger Jahre in der Fabrik Heeder ein Forum zu bieten. Die Fabrik Heeder präsentierte zudem regelmäßig das Preisträgerprogramm der Oberhausener Kurzfilmtage und später des Media Art Festivals Osnabrück, sie trat als Mitglied dem „Bundesverband für kommunale Filmarbeit“ bei und wurde auch dank dieses Engagements im Oktober 1992 Austragungsort für das „4. Landesforum Filmkultur“ des nordrhein-westfälischen Kultusministeriums. Mit der internationalen Kinderfilmwoche „Über den Tellerrand schauen“ wurde ein weiteres Statement für die verbindende Kraft der Kunst gesetzt. Schwerpunktmäßig folgten 1994 in diesem Sinne noch eine „Israelische Filmwoche“ und eine „Werkschau zeitgenössischer niederländischer Filmproduktionen“. Danach allerdings musste aus finanziellen und raumkapazitären Gründen das Filmprogramm wieder zurückgefahren werden, einen festen Programmplatz für die Zukunft hatte sich allerdings das 1993 von der Fabrik Heeder aus initiierte und – als Novum in Krefeld – gezeigte Open-Air-Kino verschafft, das nach vielen Jahren der Präsentation im Innenhof der Musikschule, 2006 in den Innenhof der Fabrik Heeder verlegt wurde.

Im Oktober 1990 war die Studiobühne mitsamt der Galerie in der ersten Etage Ausstellungsort für eine umfangreiche Präsentation des „Berufsverbandes Bildender Künstler Niederrhein“. Drei Jahre später wurden die Ergebnisse der Krefelder Beteiligung am Austauschprojekt des Kultursekretariats Wuppertal „Transfer II“ mit Belgien in der Studiobühne von zwei belgischen Gastkünstlern präsentiert. Damit endete allerdings die Nutzung der Fabrik Heeder als großvolumigem Ausstellungsraum angesichts immer größer

werdender dispositiver Zwänge, um die terminlichen Anforderungen an die Nutzung der Studiobühne mitsamt unterschiedlicher Planungsvorläufe seitens des Stadttheaters, des KRESCH und des Kulturamtes in Einklang zu bringen.

Nachdem seit Herbst 1989 der zeitgenössische Tanz über mehrere Gastspiele Einzug in die Fabrik Heeder gehalten hatte, konnte diese Kunstform über Beteiligungen am „Internationalen Tanzfestival“ 1990 und 1994 sowie am „Meeting Neuer Tanz NRW“ 1991 und 1993 verstärkt nicht nur mit dem Haus verknüpft werden, sondern wirkte schon in dieser frühen Phase profilbildend und machte auch überregional auf die Fabrik Heeder aufmerksam. Vor diesem Hintergrund erwachsen der Mut und die Idee, 1994 mit einer eigenen Reihe, mit „MOVE! – Krefelder Tage für modernen Tanz“, das Tanzland Nordrhein-Westfalen zu bereichern, zunächst allerdings noch mit nicht mehr als fünf Aufführungen. Ein Anfang indessen war gemacht.

Eher eine Episode blieb leider der Versuch, neben den Aufführungen des Stadttheaters, des Krefelder Schul- und Jugendtheaters KRESCH sowie denen der freien Krefelder Theatergruppen, die Fabrik Heeder über Krefeld hinaus für sonstige freie Theaterproduktionen zu öffnen. Stücke z.B. der Marburger Theaterwerkstatt „Feuerzüge“ von Alexander Kluge und Heiner Müller 1990 oder die Beteiligung am internationalen Festival „Impulse – Freies Theater aus Deutschland, Österreich und der Schweiz“ in 1991 und 1992 fanden in Krefeld ein interessiertes Publikum, gleichwohl musste auch hier aus finanziellen wie kapazitären Gründen letztlich eine Entscheidung zwischen freiem Theater und Tanz getroffen werden; das positive Votum fiel aufgrund der bereits gemachten Erfahrungen auf den zeitgenössischen Tanz der freien professionellen Szene, der in der Fabrik Heeder perspektivisch eine gute Heimat finden sollte. (Siehe den Artikel von Jürgen Sauerland-Freer in der Heimat 78, 2007, S. 64 ff.)

Der Bekanntheitsgrad der Fabrik Heeder als immer noch neues Kulturzentrum wuchs in Krefeld auch deshalb deutlich, da Oberbürgermeister Dieter Pützhofen zu seinen offiziellen Neujahrsempfängen regelmäßig in die Studiobühne einlud und damit jeweils anderen gesellschaftlichen Gruppen das Kulturzentrum Fabrik Heeder näher brachte.

Im Jahr 1989, dem Start des Kulturzentrums, lag die Fabrik inmitten einer Industriebrache, noch war die Gegend hinter dem Bahndamm nicht so gut gelitten, obschon im Südbezirk viele kulturelle Potentiale zu erkennen waren. Gerade deshalb lag Jürgen Sauerland sehr daran, die Fabrik Heeder intensiv auch mit dem Quartier zu verknüpfen. Mit dem ABM-Projekt „Kultur im Süden“, das vom 1.

November 1991 bis 31. Oktober 1993 durchgeführt wurde, eröffnete sich die Möglichkeit einer vertiefenden Auseinandersetzung mit dem Stadtteil, in dessen Verlauf die drei ABM-Kräfte wesentlich einen umfangreichen und lesenswerten Stadtteilkulturführer als Publikation herausbrachten sowie die Kinderfilmreihe „spunk – Kino für Kinder“ ins Leben riefen. Außerdem entwickelten und führten sie in den Sommern 1992 und 1993 die Stadtteilkulturfestive „Mitten im Süden – rund um Heeder“ in enger Verbindung mit Künstlerinnen und Künstlern sowie Vereinen des Südbezirks durch. Noch heute, 22 Jahre später, gehört „spunk – Kino für Kinder“ zum allmonatlichen Angebot des Kulturbüros in der Fabrik Heeder, während das Stadtteilkulturfest schon seit zwei Jahrzehnten bis heute regelmäßig mit großem Engagement der jeweiligen Bezirksvorsteher durch die Bezirksvertretung Krefeld-Süd veranstaltet wird.

Die Fabrik Heeder hatte rund fünf Jahre nach ihrem Start auf Landesebene, auf lokaler Ebene und im Südbezirk Terrain gewonnen, wozu das Stadttheater, das KRESCH und die Angebote des Kulturbüros sowie die der freien Kulturanbieter jeweils ihren unverzichtbaren Beitrag geleistet hatten. Damit hatte die innere personelle Ausstattung nur langsam mithalten können, die Bühnentechnik, anfangs nur mit sporadischen Aushilfskräften besetzt, wurde, nicht zuletzt, um rechtlichen Voraussetzungen zu entsprechen, professionalisiert, die Bereiche Haustechnik und Hausmeister mussten den Betriebszeiten angepasst werden und schließlich erforderte die gesamte Steuerung des Betriebes sowie die Vermietung des Kleinen und Großen Saals sowie der Studiobühne erhebliche Verwaltungskompetenz und -arbeit. Ohne weitere unterstützende Arbeit von Kolleginnen und Kollegen des Kulturamtes im sogenannten „back office“ war das Unternehmen Fabrik Heeder ohnehin nicht zu bewältigen. In dieser Phase wechselte Jürgen Sauerland-Freer in das am Ostwall gelegene Kulturamt und durfte glücklicherweise seine inhaltliche Zuständigkeit für die Fabrik Heeder behalten, während ab dem 1. April 1993 die Kommunalbeamtin Dorothee Monderkamp die Geschicke der Fabrik Heeder steuerte, ein Wechsel, der schnell und reibungslos zugleich erfolgte.

Vertiefungen / Differenzierungen / Fester Boden 1995 – 1999

In Umrissen hatte sich nach fünfjährigem Betrieb für die Fabrik Heeder eine grobe inhaltliche Linie ergeben, verschiedene Wege waren zuvor beschritten und zum Teil verworfen worden, aus inhaltlichen wie aus finanziellen Gründen, machte sich doch die Krise der öffentlichen Haushalte seit etwa 1994 zunehmend auch im Kulturbereich bemerkbar.

Klar positioniert hatten sich der zeitgenössische Tanz, die Fotogalerie und ein leidlich reduziertes Filmprogramm als Profil des eigenen Angebotes. Neben diesem in der Fabrik Heeder entwickelten Programmangebot nutzte das Kulturamt die mit der Studiobühne gegebenen neuen Möglichkeiten eines „eigenen Hauses“ für die Weiterentwicklung auch seines sonstigen Programmangebotes.

Mehrfach war das Krefelder Kulturamt in Verbindung mit anderen Städten Partner der internationalen Kulturprogramme des nordrhein-westfälischen Kultusministeriums. Nunmehr konnten im Rahmen dieser Beteiligungen Figurentheater, Kindertheater, Schauspiel, Tanztheater, Jazz, Spiel- und Dokumentarfilme sowie Fotoausstellungen in der Fabrik Heeder gezeigt werden, so z.B. 1995 mit „Kunst und Kultur aus Island“, 1996 mit „dialogo cultuur – NL in NRW“ und 1997 mit „Zugang mautfrei: Kultur aus Österreich“.

Sich der musikhistorischen Bedeutung des vom Krefelder Musikalienhändlers Heinrich Band Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelten Bandoneons für die Weltmusik bewusst, hatte das Kulturamt 1985 ein Bandoneon-Festival erstmalig durchgeführt. Nach einer Pause von elf Jahren fand 1996 das 2. Bandoneon-Festival statt – und seit dem regelmäßig alle zwei Jahre. Das Instrument, ein Alleinstellungsmerkmal für Krefeld, steht dabei in unterschiedlichen musikalischen Genres im Mittelpunkt, vorwiegend jedoch in den unterschiedlichen Spielarten des Tango. Die ansonsten der darstellenden Kunst verhaftete Studiobühne wurde zum grandiosen Konzertraum, gerade wenn, abseits der kammermusikalischen Atmosphäre des Rittersaals in der Burg Linn, auch größere Tango-Orchester Platz und Raum für die Entfaltung der Musik benötigten. Vor dem



Abb. 8. Michael Zisman

Hintergrund dieser Tradition erteilt heute ein niederländisches Tanzlehrerpaar schon seit langem Tangounterricht in der Fabrik Heeder, während die Gaststätte „Kulisse“ einmal wöchentlich zum öffentlichen Tangotanz einlädt.

Das Jahr 1995 begann allerdings noch mit einer Herausforderung der ganz besonderen Art: Aufgrund der Schnürbodensanierung im Stadttheater musste der gesamte Vorstellungsbetrieb des Stadttheaters für die ersten vier Monate des Jahres in die Studiobühne der Fabrik Heeder verlegt werden, so dass Aufführungen Anderer nicht mehr möglich waren. Das KRESCH erhielt für seine Aufführungen allerdings Gastrecht im Glasfoyer (damals noch „Raucherfoyer“) des Stadttheaters.

Umgekehrt wurde das mit der Fabrik Heeder verbundene Landesfestival „Meeting Neuer Tanz NRW“ im Herbst jenes Jahres im Stadttheater mit Daniel Goldins „Papirene Kinder“ eröffnet. Krefeld war aufgrund seines Rufes, den es sich mit der Fabrik Heeder als Tanzspielstätte erworben hatte, zum Hauptaustragungsort des Festivals erkoren worden und war für die offizielle Eröffnung mit zahlreichen überregionalen Gästen auf den großen Zuschauerraum des Stadttheaters angewiesen. Bereits vier Jahre später, 1999, war Krefeld abermals Hauptaustragungsort für dieses landesweite Tanzfestival, in dessen Auswahlgremium Jürgen Sauerland-Freer insgesamt drei Mal berufen wurde. Ein Jahr zuvor hatte das Kulturratamt gemeinsam mit dem Viersener Kulturratamt und dem Theater der Stadt Duisburg im Rahmen der noch neuen regionalen Kulturförderung eine eigene Tanzproduktion auf den Weg gebracht: „Coal and Dust“ von Robert Poole, die im „Niederrheinischen Herbst“ 1998 in der Fabrik Heeder zur Uraufführung kam. Die Fabrik Heeder war inzwischen nicht mehr nur Tanzspiel- sondern auch Tanzproduktionsstätte. Allein drei weitere Uraufführungen von der Brasilianerin Sayonara Pereira, dem Neuseeländer Tony Vezich und dem Japaner Mitsuru Sasaki kennzeichneten das Jahr 1998.

Mit „Küss die Muse“ des Krefelder Karikaturisten und Comiczeichners Jari Banas startete im September 1998 die neu entwickelte Reihe „Säulenkunst“. Noch zwölf Jahre lang gestalteten in künstlerischer Auseinandersetzung immer wieder aufs Neue Krefelder Künstlerinnen und Künstler die drei markanten Säulen im Foyer der Studiobühne.

1999 konnte bei der Feier zum zehnjährigen Bestehen auf eine insgesamt gute Entwicklung der Fabrik Heeder in ihrem ersten Jahrzehnt einer kulturellen Nutzung zurückgeschaut werden. Außerdem hatte sich zwischenzeitlich auch das Umfeld der Fabrik Heeder deutlich positiv verändert. Die Industriebranche war verschwunden. Der von gestalterischer Qualität geprägte Platz der Wie-

dervereinigung ließ einen unverstellten Blick schon vom Südausgang des Hauptbahnhofs auf die Fabrik Heeder zu, neue Gebäude arrondierten westlich und östlich den Platz, der selbst zum Mekka der Boulespielerinnen und -spieler avancierte oder mit dem Biergarten der Gaststätte „Kulisse“ zum Verweilen einlud. Lediglich ein wenig Wehmut blieb angesichts der für die neue Platzgestaltung „geopferten“ „Zeppelinhalle“, die sich in ihrer industriell-architektonischen Schlichtheit auch gegenüber der prächtigen Fassade der Fabrik Heeder ästhetisch zu behaupten gewusst hatte. Nicht zuletzt war hinter der Fabrik Heeder ein großzügiger Parkplatz entstanden, zusätzlich zur besonders günstigen Verkehrsanbindung durch Bus, Straßenbahn und Zug.

Erweiterungen/Neuerkundungen 2000 – 2006

Zeitgenössischer Tanz, Fotografie und Film bildeten zu Beginn des neuen Jahrtausends das inhaltliche Profil der Arbeit des Kulturrates in der Fabrik Heeder. Programmatisch war die Arbeit dem Leitmotiv des NRW Kultursekretariates Wuppertal verpflichtet: „Fördern, was es schwerhat“, womit sich insbesondere der Kunst zu widmen ist, die jenseits von Marktgängigkeit das Außergewöhnliche, Kritische, Experimentelle und Widerständige betont. Oder „Sensibilität für das, was es schwerhat, und Mut zu dem, was nicht gefällt oder das zu lassen, was

allgefällig ist“, wie es Prof. Dr. Oliver Scheytt in einer Publikation des Kultursekretariats formuliert hat.

Auf der konkreten Arbeitsebene hieß das, insbesondere eine durchgängig hohe Qualität bei der inhaltlichen Programmgestaltung zu gewährleisten sowie die Elemente Präsentation, Produktion und Reflexion möglichst gleichermaßen zu berücksichtigen und in eine Verbindung zu bringen. So umfasste etwa 2002 das Programm der Tanzreihe „MOVE!“ ganz selbstverständlich neben Gastspielen auch Uraufführungen, eine Fotoausstellung, Filme und einen Vortrag zur Tanzgeschichte sowie einen Besuch des Tanzarchivs in Köln.

Im Jahr 2001 fand zum letzten Mal das Landesfestival „Meeting Neuer Tanz“ statt. Um die dadurch entstehende empfindliche Lücke zu schließen, beteiligte sich das am 1. Dezember 2000 vom Kulturrat zum Kulturbüro konvertierte Kulturinstitut schon ab 2001 fortan jährlich an der „tanzstrasse“, einem Projekt zur Abspielförderung für ausgewählte Tanzproduktionen in den Städten Düsseldorf, Bonn, Köln und Krefeld. Unzufrieden mit der Reduzierung dieses Formats auf die Rheinschiene, gründeten die Tanzproduzierenden Häuser in Nordrhein-Westfalen 2004 die Tanzproduzentenkonferenz, darunter die Fabrik Heeder als Gründungsmitglied, um neue Perspektiven für den Tanz zu formulieren.

Diese starke Fokussierung auf den modernen Tanz war möglich, da Dorothee Monder-



Abb. 9. „Die Minderleister“, VSB Spielzeit 1991/92

Foto: Dominique Ecken

kamp schon seit Jahren in vollem Umfang die inhaltliche Konzeptionierung bisheriger Programme, aber auch die von neuen Formaten, gemeinsam mit Jürgen Sauerland getragen hatte. Nachdem man sich ein genaues Bild von der geleisteten Arbeit gemacht hatte, förderten zudem inzwischen sowohl das nordrhein-westfälische Kulturministerium wie die Kunststiftung NRW regelmäßig und großzügig das Tanzangebot in der Fabrik Heeder.

Mit „fused – TanzKunst in Krefeld“ wurde 2005 ein neuer Weg der Initiierung von Tanzproduktionen beschritten. Vier nordrhein-westfälische Choreographen und Choreographinnen wurden von der Fabrik Heeder beauftragt, jeweils eine Tanzproduktion in Zusammenarbeit mit einer Krefelder Künstlerin oder einem Krefelder Künstler, die in einer anderen Kunstsparte tätig sind, zu schaffen. Neue künstlerische Verbindungen und Akzentuierungen sollten so entstehen. 2005 waren der Designer und Glaskünstler Ralph Rainer Matthis, der Schlagzeuger Waldo Karpenkiel, der Bildhauer Prof. Hans Joachim Albrecht und die Malerin Mauga Houba-Hausherr dabei. In einer erneuten Ausgabe von „fused“ wirkten in 2007 der Jazzbassist Stefan Rademacher, der Fotograf Manuel Schröder, der Medienkünstler Ralph Goertz und der Musiker Markus Maria Jansen mit.

Neben dem zeitgenössischen Tanz mit der dabei weiterhin im Zentrum stehenden eigenen Reihe „MOVE! – Krefelder Tage für modernen Tanz“ wurde das Haus unterdessen ganz selbstverständlich und regelmäßig für die sonstigen Programmreihen des Kulturbüros wie Puppentheaterstage, Bandoneon-Konzerte und Lesungen, etwa im Rahmen des „Literarischen Sommers“, genutzt. Das „eigene Haus“ geriet zum großen Vorteil für Disposition und Programmentwicklung.

Die über die Fotogalerie bestehende Kooperation zwischen dem Kulturbüro und dem Fachbereich Design erfuhr 2005 eine interessante Ergänzung mit dem Start der von Professor Dr. Erik Schmid durchgeführten „DesignDiscussion“, die dank ihrer Kontinuität und Qualität bereits in 2013 mehr als 40 Mal als „talk show“ brillierte.

Keinesfalls aber schlich sich über den stetigen Betrieb eine gefährliche inhaltliche formale Routine ein. Im Gegenteil: Am 7. Dezember 2001 führte das Kulturbüro Krefeld gemeinsam mit dem Kulturamt und Umweltamt des Landschaftsverbandes Rheinland und dem Agenda-21-Büro Krefeld die landesweit angebotene Tagung „Kultur der Zukunft – Zukunft der Kultur. Agenda 21 und kommunale Kulturarbeit“ für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Bereichen Kulturarbeit, Kulturpolitik und Lokale Agenda 21 durch. Mit vielen Expertinnen und Experten wurde darüber diskutiert, „dass Kulturpolitik,



Abb. 14. Kaiser Antonino Dance Ensemble, Produktion: Piyut

Foto: Tommaso Magni

Kulturarbeit und Kulturentwicklung unverzichtbare Bestandteile einer zukunftsgerichteten, umweltverträglichen, sozialverträglichen Zukunftsentwicklung sein müssen“ (Kulturdezernent Roland Schneider).

Für die breite Öffentlichkeit öffnete die Fabrik Heeder jeweils am Tag des offenen Denkmals in den Jahren 2000, 2001 und 2002 ihre Pforten. Nicht nur wurde in Vorträgen die wechselvolle Geschichte des Gebäudes dargestellt, sondern insbesondere die Führungen mit dem Blick hinter die Kulissen des Hauses erfreuten sich großer Beliebtheit, ungeschlagen dabei der Gang durch den im Keller gelegenen zentralen Kostümfundus des Stadttheaters.

Malersaal, Möbelfundus, Werkstatt, Requisitenlager, Probebühne – für alle diese Funktionen musste das unsanierte Gebäude Heeder II erhalten. Ohne diese zusätzlichen Räumlichkeiten hätte der expandierte Betrieb in der Fabrik Heeder nicht in dem entwickelten Umfang sichergestellt werden können. Glücklicherweise wurde die politische Entscheidung getroffen, das Gebäude Heeder II für kulturelle Zwecke herzurichten und damit eine zweite Studiobühne mit Foyer und Hinterbühne, eine Probebühne, Garderoben, einen Seminarraum, Lagerflächen, eine Theaterwerkstatt, die Herrichtung der Pförtnerloge und eine entsprechende Haustechnik zu schaffen. Derweil wurde das zweite Obergeschoss zur Refinanzierung an Dritte zur Vermietung vorgesehen und zudem im Rahmen des Förderkontextes mit dem Neubau des Gebäudetraktes Heeder IIa eine Sozial-, Jugend- und Bildungsagentur errichtet,

die nach Abriss des großen maroden Holzschuppens, der lange das Bild des Fabrikhofes geprägt hatte, nunmehr das Areal umschloss, so dass sich ein abgeschlossener Innenhof ergab. Mit dem Ausbau wurde 2003 begonnen. Das von der Stadt beauftragte junge Architektinnenteam lud das Kulturbüro, insbesondere auch die Techniker, zum konstruktiven Mitwirken bei der Planung ein, so dass Hand in Hand für den Theaterbetrieb auch auf relativ kleinem Raum hervorragende Lösungen gefunden wurden, so z.B. die Möglichkeit, die Spielrichtung auf der Bühne um 90 Grad zu drehen und durch eine zu öffnende Falлтür bei einer außerdem durch Podeste nach außen erweiterbaren Bühnenfläche den Innenhof zu bespielen.

Nicht nur hier waren die technische Leitung, die Mitarbeiter aus dem Bereich der Haustechnik / Hausmeisterdienst sowie die technischen Bühnenkräfte immer das unverzichtbare, wertvolle und engagierte Rückgrat für die Aufrechterhaltung und Weiterentwicklung des künstlerischen Programms, das die – oft auch unkonventionellen Leistungen der Technik und ihren Arbeitseinsatz – unabdingbar benötigte.

Im Sommer 2014 gehörten dem Technikteam (vorwiegend als Teilzeitbeschäftigte) an: Axel Hölters, Hans-Theo Huypen, Thomas Weinmann (Hausbetreuung und -technik), Hans-Jörg Buschmeier, Angelo Circolone, Conan Fildebrandt, Christian Janssen, Dirk Mattern, Ben Nowarra. Die Leitung liegt bei Reinhard Lange.

Arrondierung und neue Möglichkeiten 2006 bis 2014

Heeder II wurde im April 2006 durch Oberbürgermeister Gregor Kathstede offiziell eröffnet. Damit hatte der zur Fabrik Heeder gehörende Erweiterungsbau für die Peterssche Kartonagenfabrik von 1950 endgültig zu seiner kulturellen Bestimmung gefunden, wobei das zweite Obergeschoss im DGB, in der IG Metall und in Verdi Mieter gefunden hatte – mit dem Effekt eines gewollten und zugleich nicht zu unterschätzenden Refinanzierungsbeitrages.

Für das Krefelder Kinder- und Jugendtheaterzentrum KRESCH – oder kurz KRESCHtheater – eröffneten sich mit dem neuen Probenraum und der zweiten Studiobühne deutlich erweiterte Möglichkeiten für den Spielbetrieb. Selbst für den zeitgenössischen Tanz eignete sich die neue Bühne trotz kleinerer Abmessungen als die der Bühne im alten Gebäude. Vor allem aber wurde mit zwei Studiobühnen ein Parallelbetrieb möglich. Dies erwies sich eindrucksvoll, als die Fabrik Heeder 2008 erstmalig Aufführungsort für die „internationale tanzmesse nrw“ in Düsseldorf wurde, wohlgemerkt als einziger Standort außerhalb Düsseldorfs. Mit einem dichten Gastspielprogramm internationaler Tanzproduktionen in beiden Studiobühnen



Abb. 15. „Der Weichselzopf“, VSB Spielzeit 1999/00
Foto: Matthias Stutte

bestand die Fabrik Heeder als Veranstaltungsort vor dem zumeist internationalen Fachpublikum, so dass diese Zusammenarbeit für die im Biennale-Rhythmus stattfindende Messe auch in 2010, 2012 und 2014 fortgesetzt wurde.

Nicht nur aufgrund dieser Kooperation war die Fabrik Heeder inzwischen überregional inmitten der nordrhein-westfälischen Kulturszene angekommen. In einer Publikation „FREIE DARSTELLE KUNST IN NRW: KÜNSTLER, ENSEMBLES, STRUKTUREN“ des wichtigen Landesfestivals „favoriten“ wurde die Fabrik Heeder 2008 als für die Strukturen bedeutsame Einrichtung neben vierzehn weiteren nordrhein-westfälischen Kulturzentren vorgestellt und gewürdigt.

Die in der bereits erwähnten Tanzproduzentenkonferenz zusammengeschlossenen Tanzhäuser führten 2007 erstmalig das landesweite Festival „tanz nrw“ durch. Dieses gemeinsam von Bonn, Düsseldorf, Essen, Köln, Münster, Viersen, Wuppertal und Krefeld entwickelte Format als Forum für die nordrhein-westfälische Tanzszene startete so erfolgreich, dass es 2009, 2011 und 2013 zu Neuaufgaben kam und auch 2015 bereits geplant wird. Seit Herbst 2013 vertritt Jürgen Sauerland-Freer die Tanzproduzentenkonferenz im Kulturrat NRW.

Daneben wurden 2009 mit „suisse en suite – Schweizer Tanztage in der Fabrik Heeder“ und 2011 mit „twist – tanz im westen“ (eine Kooperation mit dem Korzo theater in Den Haag und Les Brigittines in Brüssel) die Verbindung der Fabrik Heeder mit der internationalen Tanzszene und wichtigen Zentren zum Ausdruck gebracht.

Neben der überregionalen und internationalen Vernetzung legte die Fabrik Heeder ein besonderes Augenmerk auf die Zusammenarbeit in Krefeld selbst. 2008 haben das Werkhaus e.V. und das Kulturbüro gemeinsam das Label „Krefeld TANZT zeitgenössisch“ entwickelt, ein Label, unter dem Projekte und Angebote des zeitgenössischen Tanzes zusätzlich beworben werden sollten. Gerade das Werkhaus mit dem inzwischen angeschlossenen Südbahnhof, das bereits regelmäßig Tanzworkshops anbot, wurde zu einem engen und vertrauten Partner. Tanzworkshops für Kinder und Jugendliche wurden verstärkt auch Bestandteil der Tanzreihe „MOVE!“ und unter dem Titel „auf eigenen Füßen stehen“ wurden in „MOVE!“ eingebettete Tanzproduktionen für Kinder und Jugendliche gezeigt. Das beim „landesbüro tanz nrw“ in Köln angesiedelte Projekt „tanz in schulen“ brachte Anfang 2013 die von Kulturdezernent Gregor Micus eröffnete „Junge Tanzplattform – DYNAMO“ in die Fabrik Heeder, ein Präsentations- und Diskussionsformat für die verschiedenen Formen von Tanzvermittlung. Die Fabrik Heeder war zudem Mitte 2014 Kooperationspartner für

das Werkhaus e.V. und für die Kreishandwerkerschaft beim Projekt „Chance Tanz“, ein vom Krefelder Tänzer und Choreographen Andreas Simon verantwortetes Tanzprojekt für Kinder und Jugendliche, für das über das Programm „Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung“ Mittel des Bundesministeriums für Bildung und Forschung bereitgestellt wurden.

Die Verknüpfung des Tanzes mit kultureller Bildung, insbesondere die vom Kulturbüro federführend organisierten Förderprogramme von kultureller Bildung wie „Kultur und Schule“, „Kulturströche“ und „Kulturucksack“, entwickelten sich immer mehr zu einem besonderen Arbeitsschwerpunkt des Kulturbüros. Auch hier die Elemente von „Präsentation, Produktion und Reflexion“ aufgreifend, organisierte das Kulturbüro in der Fabrik Heeder eine Reihe von wissenschaftlichen „Tagungen zur Orientierung für Akteure der Kulturellen Bildung“:

- Kunst, Kulturelle Bildung und Integration (2009)
- Kultur? Für wen? – Wie gehen wir in Zukunft mit der Vielfalt in der Gesellschaft um? (2011)
- Seid kreativ! – Chancen und Schwierigkeiten im Spannungsverhältnis von Kultur und Schule (2013), um Praxis und Theorie der kulturellen Bildung gleichermaßen zu reflektieren.

Im Herbst 2013 wurde die Fabrik Heeder vom Kulturministerium NRW in die Mittelzentrenförderung Tanz aufgenommen. Neben den beiden großen landesgeförderten Spielstätten „tanzhaus nrw“ in Düsseldorf und „pact zollverein“ in Essen wurden mit der Mittelzentrenförderung vier weitere Häuser gefördert, außer der Fabrik Heeder noch das „Pumpenhaus“ in Münster, der „Ringlokschuppen“ in Mülheim an der Ruhr und der „Ballsaal“ gemeinsam mit der „Brotfabrik“ in Bonn. Für drei Jahre bedeutet dies für die Fabrik Heeder insgesamt 90 000 EUR an weiteren Projektfördermitteln, mit denen insbesondere die zusätzlichen Projekte „MOVE! in town“ im Sinne von „site-specific-art“ sowie „First Steps“ als Forum für junge Choreographinnen und Choreographen das Tanzangebot komplettieren.

Mit der im Zuge des Ausbaus von Heeder II sanierten Pfortnerloge baute die Fabrik 2006 die Zusammenarbeit mit dem Fachbereich Design der Hochschule Niederrhein aus. Die Pfortnerloge wurde Lehrenden und Studierenden für die Präsentation ihrer Arbeiten zur Verfügung gestellt, in 2012, 2013 und 2014 auch im Rahmen der Krefelder Atelier-Ausstellung „A“. Mit großem Engagement nutzt der „Berufsverband Bildender Künstlerinnen und Künstler Niederrhein e.V.“ seit zwei Jahren regelmäßig die Pfortnerloge mit seinem eigens auf diesen Raum zugeschnittenen Ausstellungskonzept „Raumbezogene Kunst im Atelier Pfortnerloge der Fabrik Heeder“.



Abb. 16. Folkwang Universität der Künste, Tanzabend von Stephan Brinkmann
Foto: Georg Schreiber



Abb. 17. Kaiser Antonino Dance Ensemble, Produktion: Protected Zone
Foto: Ran Biran

Im Februar 2011 haben die Wirtschaftsförderungsgesellschaft und das Kulturbüro gemeinsam mit der zweitägigen Tagung „Kreatives Krefeld. Tradition und Zukunft“ den notwendigen Impuls zur intensiven Beschäftigung mit dem Thema Kreativwirtschaft in Krefeld gesetzt. Aus dieser Initiative, inzwischen erweitert um den Fachbereich Design der Hochschule Niederrhein und das Stadtmarketing, ging das kontinuierlich arbeitende Kreativforum mit seinen thematischen Informationsveranstaltungen hervor.

Nach dem Ausbau des Gebäudes Heeder II im Jahre 2006 konnte 2010 das Foyer zur Studiobühne I dank des Konjunkturpaketes II erneuert werden und präsentiert sich seither in moderner und funktionaler Gestaltung. Auch die Neugestaltung des Eingangsbereiches A des Gebäudes sowie die Erneuerung der Bestuhlung und der Tische in der Gaststätte „Kulisse“ konnten unter

anderem durch dieses Förderprojekt des Bundes finanziert werden.

„Backstage“ kam die Fabrik Heeder noch einer für die Öffentlichkeit nicht sichtbaren, dennoch sehr wichtigen Selbstverpflichtung nach und bildete im Bereich der Bühnentechnik eine junge Kollegin erfolgreich zur Fachkraft für Veranstaltungstechnik aus. Seit 2012 bildet Reinhard Lange, der als Meister für Veranstaltungstechnik die Bühnentechnik in der Fabrik Heeder verantwortet und als IHK-Prüfer fungiert, bereits die zweite Kraft aus.

Aber auch vor Rückschlägen war die Fabrik Heeder nicht gefeit. 2014 mussten angesichts des Nothaushaltes aus finanziellen Gründen – neben weiteren Einsparungen in anderen Bereichen – vor allem das alljährliche Open-Air-Kino im Innenhof aufgegeben und der Betrieb der Fotogalerie, mit der seit 2003 auch eine regelmäßige Beteiligung am

Galerisonntag des Vereins „Kunst in Krefeld“ verbunden war, eingestellt werden. Eine irgendwie geartete Kompensation fehlender Finanzmittel war nicht mehr möglich.

Das ein Vierteljahrhundert alte Kulturzentrum Fabrik Heeder mit seinem entwickelten Profil, mit seinen wertvollen Vernetzungen, mit der Kraft und dem unverändert hohen Engagement seiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, der guten und stetigen Unterstützung durch Kulturverwaltung und Kulturpolitik sowie der Anerkennung im Land wird trotzdem auch weiterhin als starkes Element die Krefelder Kulturlandschaft beleben und mit viel Spürsinn „fördern, was es schwer hat“.

„Keine Atempause, Geschichte wird gemacht, es geht voran!“ (Fehlfarben)

Diese Darstellung der 25-jährigen Geschichte des Kulturzentrums Fabrik Heeder ist unsere sehr subjektive Beschreibung. Eine spezielle Darstellung aus der Sicht der beiden Menschen, die die inhaltliche Arbeit des Kulturamtes/Kulturbüros in der Fabrik Heeder wesentlich mitgestaltet haben. Aus dieser Perspektive sind Entwicklungen und Eckpunkte formuliert. Es wurden ob der Fülle des Materials große Zusammenfassungen vorgenommen und ganz viele Einzelheiten konnten erst gar nicht benannt werden. Dies gilt insbesondere auch für die Nennung vieler wichtiger Beteiligter.

Die Entwicklung der Fabrik Heeder ist das Ergebnis eines gewaltigen Teamworks vieler Menschen, das lediglich durch uns in diesem Beitrag veranschaulicht wird.



Abb. 18. Studiobühne I der Fabrik Heeder
Foto: Hanna Brand

Dorothee Monderkamp, Fabrik Heeder
Jürgen Sauerland-Freer, Leiter des Kulturbüros

Zu Gast auf Heeder: Teheran – Lagos – Guadalajara – Beirut – Tokio

Die Uraufführungs-Reihe „Außereuropäisches Theater“ des Theaters Krefeld und Mönchengladbach

von Martin Vöhringer

Besondere Theaterstücke brauchen einen besonderen Ort. Als mit dem Neustart der Intendanz Michael Grosse in der Spielzeit 2010/11 die Reihe „Außereuropäisches Theater“ ins Leben gerufen wurde, war dafür kein besserer Ort denkbar als die Studiobühne I der Heeder.

Frühjahr 2010. „Einen Elfenbeinturm hineinbauen!“ Bei ihrer ersten Begegnung mit der Studiobühne in der Fabrik Heeder schwankte die Bühnenbildnerin Teresa Monfared zwischen Euphorie und Besorgnis. „Diese riesige Öffnung nach oben war beeindruckend. Und zugleich dachte ich, himmelhilf, was passiert in diesem hohen Raum mit meiner niedrigen Bühne?!“ Denn für das iranische Kammerspiel „Bahman-Bagdad“, geschrieben von Shabnam Tolouei und Amir Aghaee, hatte sich Monfared zusammen mit Tolouei für die stilisierte Repräsentation einer modernen Teheraner Wohnung entschieden, mit kaum drei Meter hohen Wänden. Aber die Heeder erwies sich einmal mehr als sehr flexibler Theaterraum, Monfareds Bühnenbild kam aufs Schönste zur Geltung.

„Bahman-Bagdad“, ein Stück über das Autonomieverlangen einer Ehefrau im Iran der Gegenwart, kam nicht im Iran – für den Tolouei und Aghaee es geschrieben hatten

– zur Uraufführung, weil es dort nach der Generalprobe im Jahr 2004 der Zensur zum Opfer gefallen war. In der Folge ging Shabnam Tolouei, eine nicht nur vom iranischen Publikum gefeierte Schauspielerin (z. B. in „Women Without Men“ von Shirin Neshat) und Theatermacherin, ins Exil nach Paris. Zur Uraufführung in Krefeld und Mönchengladbach kam es, weil einige Jahre zuvor Matthias Gehrt auf einer Theaterreise in den Iran Shabnam Tolouei begegnet war.

Wie überhaupt die Initiative zur außereuropäischen Uraufführungsreihe von Schauspielregisseur Matthias Gehrt ausging. Über Jahre hatte Gehrt als freier Theaterregisseur in verschiedenen Ländern außerhalb Europas Theatererfahrungen gesammelt. In Mexiko, Nigeria, Sri Lanka. Er war auf das kolonialgeschichtlich bedingte Verwobensein der dortigen Theaterkulturen mit europäischen Theaterformen gestoßen, lernte aber auch autochthone Theaterelemente kennen, meist in religiösen Riten wurzelnde (nicht unähnlich der Herkunft des europäischen Dramas aus Kultfeiern der griechischen Antike).

Vor allem aber erwachsen aus Gehrts Theaterarbeit „unterwegs“ Arbeitskontakte und Freundschaften, die für eine derartige Unternehmung fruchtbar gemacht werden

konnten. Einem deutschen Stadttheater im globalisierten 21. Jahrhundert steht es gut an, sich für neue Welt-Perspektiven zu öffnen – und das nicht nur theoretisch/thematisch, sondern auch praktisch/personell: In jeder Spielzeit unter der Intendanz Grosse erfolgt eine Einladung an eine Theatermacherin oder einen Theatermacher außerhalb Europas, am Niederrhein einen Stoff ihrer eigenen Wahl zur Uraufführung zu bringen. Mittlerweile, im Juni 2014, sind vier Uraufführungen realisiert worden – aus dem Iran, aus Nigeria, aus Mexiko und aus dem Libanon –, eine fünfte, aus Japan, ist in konkreter Vorbereitung und die sechste wird erkundet. Indien möglicherweise.

Auch Sefi Attas Stück „Hagel auf Zamfara“, die zweite Uraufführung der außereuropäischen Theaterreihe, konnte nicht im Heimatland der nigerianischen Schriftstellerin aufgeführt werden. Nicht, weil es von der Zensur kassiert worden wäre, sondern weil sowohl die Autorin wie auch der nigerianische Regisseur Nicholas Monu – der die Möglichkeit gehabt hätte, es in Lagos zu inszenieren – es für nicht geraten hielten, mit einer Aufführung Öl ins Feuer der religiösen Konflikte in Nigeria zu gießen. Denn Sefi Atta stellt in ihrem auf Englisch „The Sentence“ betitelten Stück das Schicksal einer Ehefrau im islamisch gepräg-



Abb. 1. „Ein Gedächtnis für das Vergessen“, Daniel Minetti, Bruno Winzen
Foto: Matthias Stutte



Abb. 2. „Ya Basta!“, Felix Banholzer, Helen Wendt, Cornelius Gebert
Foto: Matthias Stutte

ten Norden Nigerias dar, die von ihrem prügeln Ehemann fälschlich des Ehebruchs beschuldigt und daraufhin von einem Scharia-Gericht zum Tod durch Steinigung verurteilt wird. Monus Inszenierung für die Heeder spielte in einer Art Gerichtssaal, realisierte diesen aber ausgehend von vorhandenen Raumelementen. Bühnenbildner Frank Hänig preist die Authentizität des Heeder-Raums, der geradezu dazu auffordere, „den Raum in die Lesart des Stückes mit einzubeziehen“. Ausgehend von Videos über Steinigungen, so Hänig, in denen der von oben nach unten gerichtete Männerblick auf den Kopf der in die Erde eingegrabenen Frau dominiere, sowie in Anlehnung an die Situation im Gerichtssaal, wo oft auf die Angeklagten herabgesehen werde, habe er sich dafür entschieden, einen Gutteil der Zuschauer rings um die Spielfläche auf die Galerie im ersten Stock der Heeder zu setzen.

„Hier braucht man gar keine Bühne, weil der Raum selbst schon eine Bühne ist.“ Auch Bühnenbildnerin Lydia Merkel ist angetan von der Idiosynkrasie des ehemaligen Fabrikraums. Für den mexikanischen Theatermacher Jorge Angeles und dessen Stück „Ya Basta!“ entwarf sie in der Spielzeit 2012/13 die Bühne. Zunächst für den deutlich kleineren Studioraum in Mönchengladbach konzipiert, verschmolz ihre postapokalyptische Landschaft – die Merkel selbst „ein Zerwürfnis, einen Hilferuf kurz vor dem Ende unserer Zeit“ nennt – mit kleinen Anpassungen auf überzeugende Weise mit dem Heeder-Raum.

Der mexikanische Regisseur, Schauspieler und Autor Jorge Angeles leitet in seiner Heimatstadt Guadalajara das von ihm gegründete Teatro Rabinal. Er interessiert sich vor allem für indigene, vorkolonialistische Thea-



Abb. 4. „Hagel auf Zamfara“, Marianne Kittel

Foto: Matthias Stutte

terformen, deren Erforschung, Bewahrung und Neubelebung er sich seit über drei Jahrzehnten widmet. Sein kapitalismuskritisches Stück „Ya Basta!“ eine rabenschwarze Dystopie, die nach dem Zusammenbruch unserer Zivilisation spielt, konfrontierte in Angeles eigener Inszenierung das Publikum mit den bis dato fremdesten Theaterformen in der Reihe „Außereuropäisches Theater“; fremd vor allem in der extremen Körperlichkeit der Inszenierung, in der die Grenze zum Tanz oftmals verwischte.

Die vierte Uraufführung der Reihe: „Ein Gedächtnis für das Vergessen“, wurde geschrieben von der libanesischen Schauspielerin, Regisseurin und Autorin Maya Zbib,

nach dem gleichnamigen Roman von Mahmud Darwish. Darwish ist der berühmteste palästinensische Dichter, zeitweilig auch Mitglied der PLO-Führung, und sein autobiographisch fundierter ‚lyrischer Roman‘ kreist um die Erlebnisse, Eindrücke und Erinnerungen eines Dichters an einem Tag im Jahr 1982 in Beirut, als die Stadt vom israelischen Militär beschossen wird. Die in Beirut aufgewachsene und lebende Theatermacherin hat den Roman dramatisiert, Lydia Merkel hat in Auseinandersetzung mit ihr die Bühne entworfen. „Wir bewegen uns inmitten der Stadt und über den Dächern von Beirut, an einem Tag im Bürgerkrieg. Ein rauer Entwurf, hart am Puls der Zeit“, so Merkel zu ihrem Bühnenbild, das sie im Herbst 2013 in der Heeder, diesem „Schmuckstück“, wie sie sagt, realisierte.



Abb. 3. „Bahman-Bagdad“, Esther Keil

Foto: Matthias Stutte

Die starke Theatralität des zentralen Heeder-Raums hat der Bühnenbildner Caspar Pichner in seiner ersten Begegnung damit ausgestellt: Für Franziska Marie Gramss' Inszenierung von Elfriede Jelineks „Wolken. Heim.“ verwandelte er den Raum im Sommer 2013 mit ‚minimalinvasiven‘ gestalterischen Eingriffen in eine schrecklich-gemütliche Vereinshalle. Für die fünfte Folge der außereuropäischen Uraufführungen, das Japan-Projekt von Kuro Tanino, einem international gepriesenen Theatermacher aus Tokio, wird Pichner sich im Frühjahr 2015 erneut mit der Heeder auseinandersetzen, mit entgegengesetzter Absicht. „Wir benutzen dieses Mal die Heeder nicht als Heeder,“ sagt Pichner, „sondern installieren einen ganz eigenen Kosmos. Wir spielen nicht Hausherr, wir sind erklärtermaßen zu Gast.“

Martin Vöhringer, Dramaturg für das Schauspiel am Theater Krefeld und Mönchengladbach seit der Spielzeit 2010/11.

25 Jahre KRESCHtheater in der Fabrik Heeder

oder „Man muß da sein, sonst ist das Theater gar nichts.“

von Helmut Wenderoth

Das mag ja alles Zufall sein. Und doch gibt es nicht wenige, die sagen, es gäbe keine ... keine Zufälle. Und sollten es Zufälle sein, so sind es ganz besondere gewesen und sie wirken immer noch: für die Kultur in Krefeld, für die Stadt und die Beteiligten allemal. Erinnerungen. Es waren, es sind und es bleiben Anlässe, um Geschichten zu hören und weiter zu erzählen. Anlässe Träume zu haben und stetig an der Verwirklichung dieser Träume zu arbeiten. Und irgendwann ist dann ein Zentrum für Kultur in Krefeld entstanden: Kindertheater, Jugendtheater, moderner Tanz, Fotografie und Bildende Kunst, performative Aktionen und Literatur, ein schillerndes Kaleidoskop vielfältiger Angebote, ein Aufbewahrungsort für Ideen und Projekte, der Impulse aus dem Stadtleben aufnimmt und Impulse an die Stadt zurückgibt.

Ein Ort zum Schwärmen, über den man durchaus ins Schwärmen geraten kann. Das wird sicher so sein, in diesem Artikel, in

dem viele (natürlich nicht alle) Beteiligten an der Geschichte und den Geschichten des KRESCHtheaters in der Fabrik Heeder in Krefeld zu Wort kommen werden. Schwärmen von dem, was war und weiter träumen von dem, was sein und werden kann. Zufällig oder nicht, wer weiß das schon, und „vielleicht ist es viel leichter“, als wir zu glauben wagen. Adrienne Goehler beschreibt in ihrem Buch „Verflüssigungen“ (2006) den Umbau vom Sozialstaat zur Kulturgesellschaft. In den 80er- und 90er-Jahren des letzten Jahrhunderts wurden, nicht zufällig, in zahlreichen großen und kleinen Städten unserer Republik ehemalige Industriegebäude in kulturelle Zentren umgewandelt und umgebaut. Einige sollen im Folgenden näher betrachtet werden:

Sophiensäle Berlin

Die Sophiensäle Berlin befinden sich im ehemaligen Handwerkervereinshaus, dessen bewegte Geschichte mit seinem Bau

1904/1905 beginnt. Der Gebäudekomplex, dessen Grundriss einem „H“ gleicht, besteht aus über 90 Räumen: Schulungsräume, ein Restaurant mit Biergarten, eine Bibliothek, eine Kegelbahn u.a. Der Festsaal wurde zusammen mit dem im Erdgeschoss gelegenen Restaurant unter dem Namen „Sophien-Säle“ an einen unabhängigen Pächter vermietet und galt bereits damals als beliebter Theaterort. Im Herbst 1996 wurden die Sophiensäle mit der Uraufführung von Sasha Waltz' Erfolgsstück „Allee der Kosmonauten“ als Produktions- und Spielstätte für Freies Theater eröffnet. Es ist mehr als eine schöne Querverbindung und sicher nicht nur Zufall: als das KRESCHtheater 1997 mit „Kasimir und Karoline“ zum bundesweiten Theaterfestival für Kinder und Jugendliche „Augenblick Mal“ nach Berlin eingeladen ist, wird die Produktion in den Sophiensälen präsentiert.

Mousonturm Frankfurt am Main

Auf die Möglichkeit einer kulturellen Nutzung machten 1977 Dieter Buroch und die Künstlergruppe Omnibus mit einem neun Tage dauernden Fest aufmerksam. Publikum und Presse reagierten begeistert und Politiker begannen, über das Projekt einer „Kultur-Fabrik“ nachzudenken. Es dauerte ein Jahrzehnt, bis sich die Idee durchsetzte, nicht zuletzt zu verdanken auch dem hartnäckigen Einsatz des damaligen Kulturdezernenten Hilmar Hoffmann, dem politischen Mentor des Projektes. Ende 1988 wurde das Künstlerhaus Mousonturm als Spiel- und Produktionsstätte für (inter)nationale freischaffende Künstler aus den Bereichen Tanz, Theater, Performance, Musik, Literatur und Bildende Kunst unter der künstlerischen Leitung von Intendant Dieter Buroch eröffnet. Und auch in Frankfurt müssen wir nicht lange nach schönen Zufällen suchen: Beim Internationalen Frankfurter Autorenforum 2013 nimmt Helmut Wenderoth an den Diskussionsforen zum Thema: Partizipation von Jugendlichen in Theaterprojekten und Autorenschaft in kollektiven Zusammenhängen im Mousonturm teil.

Kampnagel Hamburg

Nach der Schließung der Maschinenfabrik im Jahr 1981 fiel das Gelände an die Stadt Hamburg. Die ursprüngliche Planung sah vor, die



Abb. 1. Tilman Neubert und Joschi Vogel in *Ikarus*, KRESCHtheater 1991, Inszenierung: Helmut Wenderoth



Abb. 2. Fabrik Heeder

Hallen abzureißen und Wohngebäude zu errichten. Der Abriss wurde jedoch zunächst verschoben, da das Deutsche Schauspielhaus während der Bauarbeiten in seinem Stammhaus ein Ausweichquartier benötigte. 1990 wurde ein Trägerverein gegründet, der 1993 in die Kampnagel Internationale Kulturfabrik GmbH umgewandelt wurde. Im Jahr 2014 soll dort die Tanzplattform Deutschland stattfinden. Auch nach Hamburg gibt es eine interessante Querverbindung. Ein Jahr nach der gewonnenen Deutschen Meisterschaft im Theatersport gastiert *Freispiel* beim Improvisationstheaterfestival in der Kampnagel Fabrik.

Brotfabrik Bonn

Seit 1981 setzte sich ein Zusammenschluss freier Gruppen und kulturbegeisterter Studenten für einen Spielort für freie Kultur in Bonn ein. Für das Jahr 1988 stellte die Stadt Bonn den Umbau der Tapetenfabrik zu einem Zentrum für freie Kulturarbeit in Aussicht. Zur Überbrückung mietete der von verschiedenen Künstlergemeinschaften und Einzelkünstlern gegründete Trägerverein Traumpalast im August 1985 den ersten Stock der stillgelegten Brotfabrik in Beuel als provisorischen Spielort an. Mit „norway.today“ als eine von 10 ausgewählten herausragenden Theaterproduktionen für Kinder und Jugendliche in Nordrhein-Westfalen gastiert das KRESCHtheater 2002 im Rahmen des Kinder- und Jugendtheatertreffens NRW in der Brotfabrik Bonn.

Muffathalle im Muffat Werk München

Die Muffathalle bietet auf 644 Quadratmetern vor allem Konzertveranstaltungen, aber auch Theateraufführungen und Literaturlesungen. Clubkultur im Industriedenkmal – das ist eine gelungene Kombination, die die Muffathalle

heute zu einem ganz besonderen Ort in der Stadt macht. Und zu einem beliebten Sagnetreffpunkt für die Münchner Nachtschwärmer – zu einer Institution für zeitgenössische und avantgardistische Kultur, die sich unter der Regie der Muffathalle-Betriebs-GmbH innerhalb kürzester Zeit etabliert hat. Dort gewinnt *Freispiel* die deutsche Meisterschaft im Theatersport.

Fabrik Heeder in Krefeld

Es ist und bleibt sympathisch, wenn Initiativen und Projekte in einer Stadt wie Krefeld, mit etwas über zweihunderttausend Einwohnern, Verbindungen zu kulturellen Großprojekten suchen und finden, ohne imitieren zu wollen. In Krefeld ist vieles anders, aber die Stadt ist keine Insel, weder soziologisch noch kulturell betrachtet. Und so ist es kein Zufall, wenn Krefelder Künstler und Kulturschaffende zusammen mit visionären Kultur- und Kommunal-PolitikerInnen erfrischend seltsame Pläne schmieden, Ideen kolportieren, nicht locker lassen zu sagen und schreiben: was Hamburg und Berlin können, was in Frankfurt und Bonn möglich ist, könnte doch auch in Krefeld funktionieren, und zwar „klein aber fein“.

Im Jahr 1906 ist das heute denkmalgeschützte Gebäude Virchowstr. 130 als Tapetenfabrik Heeder & Co. errichtet worden. Seit 1989 wird die Fabrik Heeder unter der Leitung des Kulturbüros als städtisches Kulturzentrum genutzt. Das Kulturbüro präsentiert im „eigenen Haus“, das 2006 baulich erweitert wurde und nun – neben anderen Räumlichkeiten – mit zwei Studiobühnen ausgestattet ist, vor allem zeitgenössischen Tanz der freien professionellen Szene, dabei seit 1994 regelmäßig die eigene Reihe „MOVE! – Krefelder Tage für modernen Tanz“. Weitere

Schwerpunkte bilden die Bereiche Film und Fotografie, wobei die Ausstellungen in der Fotogalerie Heeder in Zusammenarbeit mit dem Fachbereich Design der Hochschule Niederrhein realisiert werden. In der Fabrik Heeder ist als Einrichtung des Kulturbüros außerdem das städtische Kinder- und Jugendtheaterzentrum – KRESCHtheater beheimatet, das die verschiedenen Räumlichkeiten des Hauses für Theaterproben und -aufführungen sowie theaterpädagogische Angebote und Lehrgänge nutzt. Weitere kulturelle Hauptnutzer sind das Theater Krefeld – Mönchengladbach, dem neben Probe- und Fundus-Räumen mit der Fabrik Heeder eine zweite Spielstätte in Krefeld zur Verfügung steht, und das Frauenkulturbüro NRW e.V. Die Räumlichkeiten der Fabrik Heeder nutzen außerdem Gruppen der freien Krefelder Theaterszene und die Jugendkulturwerkstatt JKUS des Fachbereichs Jugend und Beschäftigungsförderung. Für ein attraktives gastronomisches Angebot – ergänzt durch eigene kulturelle Veranstaltungen – sorgt die hauseigene Gaststätte „Kulisse“.

KRESCH Theater in der Fabrik Heeder

Und wie das KRESCH genau entstanden ist, weiß niemand mehr so ganz genau. In vielen Gesprächen zur Vorbereitung dieses Artikels wurde deutlich, dass einiges zusammen kam: eine Mischung aus Aufbruchstimmung, vielen Gesprächen und Aktivitäten zur Vorbereitung, einer großen Menge von außergewöhnlichem Engagement, kulturpolitischer Überzeugungskraft und nicht zuletzt Glück, führt dazu, dass aus einer Idee in einem Krefelder Gymnasium eine erfolgreiche Schultheatergruppe wird. Daraus entsteht dann eine Initiative, von LehrerInnen, KünstlerInnen und PolitikerInnen gestaltet und getragen, die schließlich den Verein „KRESCH“, das Krefelder Schul- und Jugendtheaterzentrum gründet. Diese Geschichte und alle Geschichten um diese Geschichte herum sind untrennbar mit Inge Brand verbunden, die als Schauspielerin arbeitete und glaubte, mit dem Wechsel in den Lehrerinnenberuf mehr zur Veränderung der Welt beitragen zu können, um dann als Lehrerin beachtete Schultheaterinszenierungen zu realisieren und schließlich wieder beim Theater landete, diesmal als erfolgreiche Regisseurin und Kopf und Herz des KRESCH, bis sie auch offiziell die Leiterin dieser Theateridee wurde. Der Vorläufer des KRESCH war das als Modellprojekt geführte „Krefelder Schul- und Jugendtheaterzentrum e.V.“ des Landes NRW. Die Resonanz auf dieses Modell war bei Stadt und Land äußerst positiv, und es entstand das „Krefelder Schul- und Jugendtheaterzentrum e.V.“ aus der Schulkultur und der Wunsch nach einer ständigen Einrichtung. Stadt und Land hatten die Umbaumaßnahmen der Fabrik Heeder finanziert, und das „KRESCH“, diese einzigartige Initiative von Schülern, Schulen mit ihren Lehrern, interessierten Bürgern, hatte das Glück Räume in der Fabrik Heeder nutzen zu dürfen.



Abb. 3. Ulrike Brockerhoff, Helmut Wenderoth, Karl Heinz Girnau, Heiko Pinkowski in *Das besondere Leben der Hilletje Jans*, KRESCHtheater 1991, Inszenierung: Inge Brand



Abb. 4. Ortrud Groß-Lembke, Katinka Hennig, Astrid Reinkens, Ilka Knickenberg, Peter A. Krahl in *Ab heute heißt du Sara*, KRESCHtheater 1992, Inszenierung: Inge Brand

Es wuchs ein Kinder- und Jugendtheater mit besonderer Struktur und dem Engagement des Landes NRW, Krefelder Politikern und der Kulturverwaltung.

Es spricht schon sehr für die Souveränität, die Weisheit und die Bescheidenheit von Inge Brand, wenn sie immer wieder von ihren Unterstützern und Weggefährtinnen schwärmt, während sie betont, dass sie das alleine niemals hätte schaffen können. Vor allem dann, wenn sie von ihrem Kompagnon Frank Andermahr spricht, der von Anfang an die passenden, ästhetisch klar durchdachten und fantasievollen Bühnenbilder zu ihren besonderen Theaterideen schuf, leuchten ihre Augen und erinnern an die bewegten Anfangszeiten dieser Krefelder Theaterinitiative KRESCH.

Im Vorfeld der Kommunalisierung als Kinder- und Jugendtheaterzentrum der Stadt Krefeld schreibt Thomas Weinmann, der heute im Technikteam der Fabrik Heeder arbeitet, in einem Leserbrief an die Westdeutsche Zeitung Krefeld: „Kinder und Jugendtheater ist mehr als einmal im Jahr ein Weihnachtsmärchen zu produzieren. Das KRESCH ist eben nicht nur Theater für Kinder- und Jugendliche, sondern auch mit Kindern und Jugendlichen, ich will nicht sagen, dass das wichtiger ist, aber eben mindestens genauso wichtig.“

Von 1992 bis 1996: Eröffnung und pure Theaterlust am Neubeginn

Das neue Kinder- und Jugendtheaterzentrum der Stadt Krefeld startet fulminant und präsentiert zur Eröffnung drei Premieren an drei Tagen: *Das besondere Leben der Hillet-*

je Jans von Ad de Bont inszeniert von Inge Brand, empfohlen ab 13 Jahren, *Icks Ypsilon Zett* von Friedrich Karl Wächter, empfohlen ab 8 Jahren und *Ikarus oder Der Himmel ist blau und auch das Meer*, empfohlen ab 6 Jahren. Dieses mobile Theaterstück wird begleitet von einer Ausstellung „Der Traum vom Fliegen“ und ist inspiriert durch den Film und die Ausstellung „Der Ikarus vom Lauterbachtal“ unter anderem auf der Expo 1992 in Sevilla. Hans Neuenfels liest aus seinem autobiographischen Roman „Isaakaros“ im Bühnenbild von *Ikarus* am 6. Februar 1992. Das Stück *Die fürchterlichen Fünf* nach dem Bilderbuch von Wolf Erlbruch wird openair im Krefelder Zoo aufgeführt.

Es herrscht Aufbruchsstimmung in allen Räumen, Theaterleute bevölkern die Fabrik Heeder wie junge Hunde. Das neue Kinder- und Jugendtheater ist Spiel und Lebensleidenschaft für alle Beteiligten. Keiner merkt so recht, wie die Zeit vergeht, KRESCH macht totales Theater immer und überall. Proben, hinterher zusammensitzen, erzählen, zusammen Ideen haben, kurz schlafen und dann wieder weiter proben. Dazu werden theaterpädagogische Begleitprogramme entwickelt. Von Anfang an ist Schule für uns kein fremder „Unort“, sondern Werkstatt für die Gesellschaft von Morgen. Vielleicht sind alle Beteiligten merkwürdig geprägt von einer Nähe zwischen Lehrern und Künstlern. Und wollen nicht sogar viele Lehrer tief in ihrem Herzen Künstler sein und bei Licht betrachtet viele Künstler Lehrer.

Wie auch immer, im KRESCHtheater, von allen in diesen Anfangsjahren nur „das Kresch“ genannt, beginnt das Angebot einer berufsbegleitenden Jahresausbildung „Theaterpädagogik in der Schule“ und begeistert Kinder und Jugendliche mit einer „Spiele-

Zirkus-Werkstatt“. Das Kinder und Jugendtheaterzentrum wird als Begegnungsstätte verstanden und der Theaterspielplan mit einer Mischung aus populären Titeln der modernen Kinder und Jugendtheaterliteratur mit viel Raum für Experimente konzipiert. Mit *Hilletje Jans* wird das „KRESCH“ zu „Traumspiele“, dem Kinder-Musik-Theater-Festival des Sekretariats für gemeinsame Kulturarbeit in NRW in Kooperation mit dem ZDF und der Stiftung Kultur in NRW eingeladen. Ein großartiger Erfolg für das junge Theater. „Manchmal träume ich davon, die Ursprungs-Inszenierung *Das besondere Leben der Hilletje Jans* in einem realistischen Bühnenbild zu realisieren. Viele Bühnenbilder heute sind abstrakt und Kinder haben auch das Recht zum Beispiel ein Schiff zu sehen, wenn ein Schiff in der Geschichte vorkommt.“ sagt Reinhard Lange, heute technischer Leiter der Fabrik Heeder und KRESCH-Fan und Mitstreiter aus den Tagen des Anfangs.

Das erste Autorenstipendium des KRESCHtheaters wird an Herbert Friedmann *Spinnt Herr Mücknück* vergeben. Auf dem Spielplan der folgenden Jahre stehen: *Das Schätzchen der Piratin*, ein Theaterstück für das Klassenzimmer, die Lesung der Billstein-Briefe in Heeder und im NS-Dokumentationszentrum, *Pinocchio* nach Carlo Collodi, das sich über mehr als zehn Jahre zum KRESCHtheater Evergreen entwickelt, *A Midsummernights Crash*, *Dick und Doof gehen in die Schule* und schließlich *Ab heute heißt du Sara*, wiederum von Inge Brand in Szene gesetzt, nach dem Roman von Inge Deutschkron mit mehr als 50 ausverkauften Vorstellungen in der Fabrik Heeder.

„Nicht diesen einheitlichen Stimmungsumpf, der hinterher das Theaterfoyer mit

bedrückten Besuchern füllt, die sich nachdenklich über das Geschehene ausschweigen, vermittelte die KRESCH-Inszenierung *Ab heute heißt du Sara*. Vielmehr bringt sie authentische Nähe mit, oft lebensweltliche Leichtigkeit.“ (P. Wolf, Rheinische Post vom 27.9.1994)

Herr Sturm und sein Wurm von Barbro Lindgren/Cecilia Torudd für Kinder ab 4 Jahren kommt auf den Spielplan, 1993 startet die Erfolgsgeschichte von *Freispiel*, dem Improvisationstheater im KRESCH mit dem Gewinn der Deutschen Meisterschaft im Theatersport. Die Theaterfreundschaft mit dem „teatro del sole“ aus Mailand führt zu einem vielbeachteten Gastspiel des Stückes „Der Große Rat“ in Krefeld: Das Krefelder Theaterleben hat ein neues Zentrum in der Fabrik Heeder. Und es geht wild weiter: *Heiße Ohren kühl serviert*, ein Stück über KellnerInnen, wird in der Gaststätte *Kulisse* gespielt, *Leonard* nach Wolf Erlbruch wird von der Krefelder Autorin Liesel Willems für die Bühne bearbeitet. Es folgen *Pünktchen und Anton* und *Das tapfere Schneiderlein* als große Inszenierungen mit vielen SchauspielerInnen auf der Studiobühne der Fabrik Heeder, *Der Schweinehirtentraum* von Friedrich Karl Wächter wird über 100 mal in Schulen gespielt, und das KRESCH öffnet seine Tore für das erste Schultheaterfestival. *Quijote und sein Sancho* wird zu einem Stück, in dem die Verbindung von Clownerie und Poesie theatralisch gefeiert wird. Die „Traumspiele“ sind zum ersten Mal zu Gast in Krefeld, das KRESCH profiliert sich auch als Veranstalter von Theaterfestivals. „Wir zeigen nicht nur, was wir können, sondern zeigen auch, an welchen Maßstäben wir uns orientieren, wir wollen: Das beste Theater für das beste Publikum, die Kinder und die Jugendlichen.“ (Inge Brand) Kultusminister Hans Schwier sagte am 12. März 1994 anlässlich der Eröffnung

der Traumspiele in der Fabrik Heeder: „Wir werden eine Menge Phantasie brauchen, um die Welt zu erhalten.“

Ab 1996: Und nichts ist erfolgreicher als der Erfolg

Der KRESCH-Spielplan wird voller, dichter und abwechslungsreicher. Die Erfolge befeuern die Leidenschaft der Macher von *Katalinchen*, Karneval und Clowns, den zahlreichen Maskenaktionen und einem *Impro-Städte-Cup*. Das 12. Kinder- und Jugendtheatertreffen NRW findet in Krefeld, im KRESCH (für diese Schreibweise hatte sich die Theaterleitung entschieden) in der Fabrik Heeder statt, mit zwei vielgepriesenen Gastspielen aus Italien, Teatro del sole „oltremare“ (Jenseits des Meeres, eine Geschichte über Auswanderer von Italien nach USA) und aus den Niederlanden: Huis an de Amstel „Stil de Trommelaler“ (eine Geschichte, die von Bertolt Brechts Mutter Courage inspiriert wurde). Willi Wahl, damaliger Oberbürgermeister der Stadt Krefeld, betont 1991 vor vielen Krefelder Bürgern bei seiner Eröffnungsrede: „KRESCH in die kommunale Trägerschaft zu übernehmen war zwingende Konsequenz, um das Weiterleben zu garantieren.“ (RP vom 21.9.1991)

Und dann geschieht das Unglaubliche und zugleich Wunderbare: *Kasimir und Karoline* nach Horvath, in der Inszenierung von Inge Brand, wird zum Kinder und Jugendtheatertreffen „Augenblick Mal“ nach Berlin eingeladen und im selben Jahr wird *Freispiel* in München Deutscher Meister im Theatersport.

Zwei Riesenerfolge in einem Jahr. „Wir haben mit den anderen Teams improvisiert, nicht gegen sie,“ kommentiert Helmut Wenderoth diesen Erfolg überglücklich und René Linke

schreibt in der Westdeutschen Zeitung Krefeld am 2. Januar 1997: „... den Spaß mit diesen fabulösen Theatersportlern kann man nicht beschreiben, man muss es einfach erleben. Wer sich diesen Spaß nicht gönnt, ist selber schuld.“ In dieser Zeit beginnt intern im KRESCH eine intensive Phase der dramaturgischen Auseinandersetzung. Bertolt Brechts Satz in der Rede an die dänischen Arbeiterschauspieler über die Kunst der Beobachtung: „Hergekommen seid ihr um Theater zu spielen, jetzt aber sollt ihr gefragt werden, was soll das“ wird Anspruch und Anregung, es entstehen Inszenierungen von *Fluss Pferde*, *Heinrich V.* und *Mac B.* im Stadtjugendtheater, *Die Geschichte vom Bauer Dees und dem Pferd Parel* widmet sich dem kulturellen Alltagsleben am Niederrhein. *Gerettet* von Edward Bond und das erfolgreiche Musical *Katzen* finden ihren Weg in den Spielplan und vor allem zum Publikum. Das KRESCH will weiter Phantasie beflügeln, die eigenen und die der ZuschauerInnen in Krefeld und Umgebung. Wieder veranstaltet das junge Theater zusammen mit dem versierten Technikteam der Fabrik Heeder die *Traumspiele*, die besten Kindertheater der Bundesrepublik sind erneut zu Gast in Krefeld, eine Woche lang werden ausverkaufte Vorstellungen präsentiert. Eine theaterpädagogische Kindertheaterwerkstatt wird vom WDR aufgezeichnet. Und das KRESCH bleibt wach und macht weiter, die Produktion *Mutter Courage und ihre Kinder* wird mit Zeichnungen des Künstlers Martin Lersch zusammen in der Fabrik Heeder gezeigt, die Jugendtheater Adaption des italienischen Kultromans *Liebe mit Flügeln* reist durch Krefelder Schulen, die jungen ZuschauerInnen genießen *Hallo Monster*, und mit *Parzival Arbeitslos* liefert das Krefelder Kinder- und Jugendtheaterzentrum ein klares Statement und Zeichen der gesellschaftlichen Wertschätzung an Menschen, die weiter hinten in den Reihen stehen. Dieses Theaterprojekt mit jungen Arbeitslosen wird entscheidend gefördert und mitgetragen von einer Krefelder Kommunalpolitikerin, der nicht nur das KRESCH viel zu verdanken hat: Sigrd Klöskes hat das Theater im Stadtrat immer vertreten und verteidigt, ihr persönliches Engagement und ihr bedingungsloses und oft unkonventionelles Engagement für gesellschaftlich benachteiligte Gruppen und Einzelpersonen wirkt bis heute im KRESCHtheater weiter. Die Zusammenarbeit mit dem internationalen Jugend und Kulturzentrum „kiebitz Duisburg“ beginnt mit einem Gastspiel von „Antigone“, im KRESCH werden die *Die neuen Leiden des jungen W.* von Ulrich Plenzdorf mit Franz Mestre in der Hauptrolle als Edgar Wibeau gezeigt, und die KRESCH-Jugendtheaterwoche „Mach (k)ein Theater!“ öffnet Türen und Räume für Gastspiele aus Krefeld und Umgebung. *Die Bremer Stadtmusikanten* für Kinder ab 8 Jahren erinnern auf eigentümliche, poetische und für das KRESCH typische, leichte und witzige Weise daran, dass Geld nicht alles ist im Leben und dass es klug sein kann, sich vor den Räubern in Acht zu nehmen.



Abb. 5. Elisabeth Schim, Franz Mestre in *Kasimir und Karoline*, KRESCHtheater 1996, Inszenierung: Inge Brand

Ab 2000: KRESch wird politisch und entdeckt die Straße, denn rote Wangen und glänzende Augen sind uns nicht genug

Spätestens mit der Inszenierung *Familien-geschichten, Belgrad* von Biljana Srbljanovic macht das KRESch deutlich, wohin die Richtung der nächsten Kinder- und Jugendtheaterjahre in Krefeld gehen wird: mit Witz und Lust auf die Straße, hinein ins richtige Leben, die Auseinandersetzung mit der Lebenswirklichkeit von Kindern und Jugendlichen in Krefeld. *Die Aschenputtler* von Friedrich Karl Wächter werden in der WZ von René Linke als „dadaistische Mischung aus Feuerzangenbowle und Kindergeburtstag“ beschrieben, das Stück *Angsthase Hasenangst* nach dem Bilderbuch von Anäis Vaugelade wird zum Internationalen Bilderbuch Festival nach Freiburg eingeladen. Im Rahmen des 16. Kinder- und Jugendtheatertreffens NRW betont Thomas Baerens, der Vertreter des Kultusministeriums NRW bei der Preisverleihung: „Wir haben Glück mit dem KRESchtheater einen potenten und kompetenten Partner zu haben.“

Das KRESchstadtjugendtheater präsentiert den Shakespeare Klassiker *Viel Lärm um Nichts* unter der Leitung von Franz Mestre in kreschtypischem, neuem wilden Gewand. In dieser Produktion ist Nils Voges als Clau-

dio zu sehen. Voges wird viele Jahre später zusammen mit seinen Partnern als „agentur sputnic“ weit über Krefelds Grenzen bekannt werden und bleibt dem KRESch als Partner verbunden. „sputnic“ gestaltet ab 2005 alle Druckwerke und das neue „corporated identity Design“ des Theaters.

Roland Schneider, Kulturdezernent der Stadt Krefeld, lobt in seinem Vorwort für das Spielzeitheft die mutige und ungewöhnliche Entscheidung der Stadt Krefeld, das KRESch als kommunales Kinder- und Jugendtheater zu etablieren. Und die Politisierung der Theaterpoesie geht weiter. *Norway Today* in der Inszenierung von Helmut Wenderoth, gespielt von Barbara Feldbrugge und Franz Mestre in einem künstlerisch mutigen und ästhetisch überzeugenden Bühnenbild von Frank Andermahr wird erneut zum Kinder- und Jugendtheatertreffen NRW nach Bonn eingeladen. Wieder einmal findet René Linke in seiner Premierenkritik Worte, die man sich gerne merkt: „Zum Schluss treffen sie auf ein Glück, von dem wir uns nicht so schnell erholen werden.“ Das mag für das ganze Theater in den nächsten Jahren gelten. *Besuch bei Katt und Fredda, Gross und Klein* und schließlich *Peter Pan* werden im KRESch inszeniert und begeistern junge und jung gebliebene Zuschauer. Daneben wird das theaterpädagogische Projekt *Schulhof-geschichten* zu einem Erfolg versprechenden Element der Kooperation des Theaters mit Schulen in Krefeld.

Und spätestens 2003 lernt das KRESch fliegen und versteht Theater als Spiegel der Welt: *Frau Meier die Amsel* ist die Dramatisierung eines Bilderbuches von Wolf Erlbruch. Das Theater ist erneut Gastgeber des Festivals „Traumspiele“, und in der Presse wird sinnierend die Frage gestellt: „Sollten daraus nicht bald Spiele der Wirklichkeit werden?“ Der „Euroga Green Cup“, ein Open-Air-Festival mit Improvisationen im Park wird veranstaltet, Sebastian Blasius, später Absolvent des Studiengangs Angewandte Theaterwissenschaft in Gießen inszeniert einen *Woyzeck Versuch* und ist damit nur einer von vielen jungen Männern und Frauen, die im KRESchtheater angefangen haben und hinaus in die Welt zogen, um ihre eigenen Theaterideen Wirklichkeit werden zu lassen. Es entstehen die ersten interkulturellen Theaterprojekte mit türkischen Jugendlichen wie *„Ich will eine Rolle spielen in meinem eigenen Leben“*, geleitet von Macit Sonkan, und neue Projekte mit Schulen: „Coolboys“ und „Wahnsinnige Tagebücher“. Auf der Bühne in der Fabrik Heeder kommt mit *Pinocchio* ein KRESchklassiker ins Bühnenlicht, mehr als 100 Aufführungen wird es von diesem Stück geben, Franz Mestre und Helmut Wenderoth spielen in der Inszenierung von Inge Brand, und niemand ahnt, wie sehr die wilden Kolportagen und Spiele, die Witze und Streiche, zahlreiche Situationen spielerisch vorwegnehmen, die die beiden Jahre später als künstlerische Theaterleiter noch erleben werden.



Abb. 6. Franz Mestre, Helmut Wenderoth in PINOCHIO, KRESchtheater 2003, Inszenierung: Inge Brand



Abb. 7. Silvia Westenfelder in *Die Reise einer Wolke oder Wolken*, KRESchtheater 1996, Inszenierung: Inge Brand/René Linke

Das Theater für die Allerkleinsten wird entdeckt, die Stücke des Italieners Roberto Frabetti *Die Reise einer Wolke* und *Die Geschichte eines Schrankes* werden für viele Jahre auf dem Spielplan stehen und für die großen Zuschauer gibt es den *Tod eines Handlungsreisenden* von Arthur Miller und das *Tagebuch der Anne Frank* als szenische Lesung in Schulen. Bei der Bundestagung *Theaterpädagogik* in Krefeld betont der Kulturdezernent Roland Schneider, dass die Theaterpädagogik dafür sorgt, dass die Theater jung bleiben, und der Jugendkulturpreis der Sparkasse geht an das KRESCHtheater und seine Leiterin Inge Brand, die den Preis gerne entgegennimmt und sich bei dieser Gelegenheit ausdrücklich bei den zahlreichen Unterstützern bedankt: dem KRESCHtheater-Förderverein und dem agilen KRESCH-Team mit Monika Grund im Büro, Jutta Plass als verantwortliche Mitarbeiterin für Ausstattung und Requisite, Klaus Schmidt für Dramaturgie und Öffentlichkeitsarbeit und Silvia Westenfelder, die nicht nur als Schauspielerin und Theaterpädagogin für das Theater wirkt, sondern auch als gute Seele nach innen und Botschafterin in der Stadt nach außen wirkt.

2004 geht es weiter mit *Das Maschinenhaus*, Heleen Verburg, die internationalen Kontakte werden ausgebaut, das Stück wird zum NRW-Arbeitstreffen der Kinder- und Jugendtheater nach Gelsenkirchen eingeladen und die Tanztheater Produktion mit Jugendlichen *Das macht mich ganz irre* zum Bundesjugendclubtreffen an Theatern nach Dortmund. Franz Mestre startet eine Kooperation mit dem Ensemble Sabine Seume und dem Tanzhaus NRW, Tanz und Choreographie werden in den nächsten Jahren zum wesentlichen Element der Darstellung in der Theaterarbeit mit Jugendlichen. Gleichzeitig werden die Schulkooperationen verstärkt. Im

Rahmen von „Krefeld Platz(t)“, einer Veranstaltungsreihe zur Belebung von Straßen und Plätzen der Innenstadt, entsteht *Der Krefelder Eulenspiegel*, ein Open-Air-Spektakel mit Jugendlichen in Kooperation mit dem Theater Krefeld/Mönchengladbach. Auf der Bühne in der Fabrik Heeder wird *Mozart. Wunderkind* gezeigt, *Klamms Krieg* reist als Theater im Klassenzimmer durch Krefelder Schulen, begleitet durch szenische Lesungen und dramaturgische Debatten mit LehrerInnen.

2005 Abschied und Neuorientierung

Das KRESCHtheater feiert Abschied von Inge Brand fast zeitgleich mit dem Baubeginn Heeder II, in dem eine neue Bühne für das junge Theater vorgesehen ist. Diese Tatsache ist nicht zuletzt der festen Einbindung in die Struktur des Kulturbüros der Stadt Krefeld zu verdanken, denn auch wenn es eine immense Arbeitsbelastung für ihn als Person bedeutet, bleibt die Tatsache, dass Jürgen Sauerland-Freer das Kulturbüro der Stadt und das KRESCHtheater in Personalunion leitet, ein wesentlicher Faktor für die gute Stellung und Verankerung des immer noch jungen Theaters in der Stadt. „Ich gehe, und vieles verändert sich weiter. Hier entstehen wichtige Strukturen.“ (Inge Brand in ihrer Abschiedsrede, Januar 2005.)

Das KRESCHtheater erfindet sich neu und bleibt seinen Ursprüngen treu, bestehende Kooperationen werden ausgebaut, *Mondschein schien schon schön* feiert die Kraft der Poesie auf der Bühne, und *Die Geschichte einer Tigerin* von Dario Fo entsteht in Kooperation mit dem Krefelder Zoo und wird ebendort vor dem neuen Tigergehege an lauen Sommerabenden gespielt.

„Das KRESCHtheater will der Frage nachgehen, ob und wie sich Kinder- und Jugendtheater stärker in gesellschaftliche Zusammenhänge einbringen und einmischen kann und ob es auch politischer werden soll.“ (NRW Kultusminister Vesper bei der Eröffnung des 21. Kinder- und Jugendtheatertreffens NRW im KRESCHtheater)

„Einmischen ist möglich“ wird das neue Motto des KRESCHtheaters für die nächsten Jahre, und das Gastspiel vom Huis an de Amstel, „Vernon God Little“, präsentiert politisches Theater auf der Höhe der Zeit in der Fabrik Heeder. René Linke schreibt dazu in der WZ am 11. Mai 2005: „Das gibt es noch, man geht ins Theater, ahnt nichts Gutes, nichts Böses – und knapp zwei Stunden später klappt man verblüfft wie erschöpft den Mund zu. Zweieinhalb Stunden Theater-seligkeit, zweieinhalb schrille, schreckliche und schonungslose Stunden voller Kitsch und Katastrophe, zweieinhalb Stunden, von denen man genau weiß, dass man in Jahren noch von ihnen schwärmen wird, und dabei hat man nur die Hälfte verstanden.“

Neu sind auch die Thementage im KRESCHtheater, es beginnt mit „Orient... Kopftuch Befreiung oder Unterdrückung“, mit *Kick & Rush* von Andri Beyeler wird ein Fußball-Stück auf der Ersatzbank des Lebens gezeigt und mit *Die Räuber* nach Friedrich Schiller in der „schlau gedachten und schlau gemachten“ Inszenierung von Franz Mestre präsentiert das Theater Abiturstoff zum Anfassern, Anschauen und Genießen. Wiederum schafft es Frank Andermahr geschickt, die wilden Theaterideen der Inszenierung in klar strukturierte Bühnenbilder zu packen, die Freiraum für Fantasie in den Köpfen der jungen ZuschauerInnen schaffen. Das neue Theaterleitungsteam mit Franz Mestre und Helmut Wenderoth als künstlerische Leiter und



Abb. 8. Silvia Westenfelder, Ilka Knickenberg, Gisela Nohl, Helge Fedder in *Mondschein schien schon schön*, KRESCHtheater 2005, Inszenierung: Helmut Wenderoth



Abb. 9. Sven Heiß, Jennifer Fey, Armin Riahi, Heiko Obermöller, Frank Maier in *Die Räuber*, KRESCHtheater 2005, Inszenierung: Franz Mestre

Jürgen Sauerland-Freer als verantwortlicher Gesamtleiter entwickelt das Logo und den Schriftzug KRESCHtheater zusammen mit der Agentur sputnic krefeld und konzentriert den Blick auf Krefeld: „Wir wollen viel Neues versuchen und dennoch das Wesen des KRESCHtheaters erhalten. In Inszenierungen, Lese- und Diskussionsreihen wollen wir uns in guter Theatertradition einmischen in die Welt und ihre bewegenden Themen, uns immer wieder neu mit all dem auseinandersetzen, was uns heute noch fremd erscheint. Wir werden mit dem neuen KRESCHtheater die Welt nicht neu erfinden, aber wir wollen durchaus auch neue oder auch ungewöhnliche Wege erproben,“ schreiben sie im Vorwort ihres ersten Spielzeitheftes. Und Vieles bleibt, wie es war, die Theaterstücke, orientiert an den Wünschen, Sehnsüchten und Interessen von Kindern und Jugendlichen, die Auseinandersetzung mit der Welt, in der wir gemeinsam mit ihnen leben, mit ihrer komplizierten Unübersichtlichkeit und ihrer lockenden Faszination, die Lust, sich einzumischen in diese Welt, und der Wunsch, Kinder, Jugendliche und Erwachsene beim Selber-Einmischen zu unterstützen.

2007 – 2012: Fünf Jahre geadelt durch die Autorenförderung der Sparkassen-Kulturstiftung

Mit der Initiative „Augen und Ohren für junge Autoren“ will das KRESCHtheater AutorInnen für das Kinder- und Jugendtheater gewinnen und zu einer Zusammenarbeit mit unserem Haus einladen. Das KRESCHtheater wird damit zu einem Theater, das kontinuierlich Uraufführungen herausbringen kann. Aufgrund der jetzt schon guten Kontakte des KRESCHtheaters zu Theatern im Land, im Bund, den Niederlanden und Italien werden die „Krefelder Stücke“ auch andere Spielorte finden und damit ihrem Ursprungsort erhöhte Aufmerksamkeit sichern. Im Übrigen greift das KRESCHtheater mit diesem Förderprogramm ein wichtiges Arbeitsfeld seiner Anfangszeit wieder auf. Mit *True Love* oder *Wie Viel Liebe Kannst Du Glauben* von Mirjam Strunk beginnt die Reihe, mit *Unfall. Einer Fehlt* startet die Kooperation mit der Initiative *Krefelder Fairkehr*, dieses Projekt gewinnt den NRW Förderpreis für Prävention. Auf der neuen Studiobühne II in der Fabrik Heeder entsteht *Oktoberrevolution* oder *Vom Aufstand der Liebe* und *Peer Gynt*. Das KRESCHtheater präsentiert in der Reihe „Best Of...“ Gastspiele von Jugendclub-Projekten aus anderen Städten und veranstaltet die Fachtagung Theater und Schule in NRW, *Sex and the Schiller* als Lesung und *Bernarda Albas Haus* von Federico Garcia Lorca als Open-Air-Spektakel im Innenhof der Fabrik Heeder.

Franz Mestre baut den Schwerpunkt des Theaters mit Jugendlichen in den kommen-

den Jahren kontinuierlich aus: Die Plattform „Jugendliche inszenieren Jugendliche: Heimspiel – Geschichten aus der Heimat“ wird zum Vorläuferprojekt des heutigen Kreativ-Labors. „Brecht aus dem Theater“ präsentiert anlässlich des 50. Todestages von Bertolt Brecht eigene Theaterinszenierungen von Jugendlichen mit Jugendlichen in leerstehenden Krefelder Ladenlokalen.

Für die 1. Krefelder Kurzfilmtage am KRESCHtheater können Jugendliche, mit eigener Videokamera ausgestattet, Kurzgeschichten über ihre Heimat drehen. Das „Überfalltheater®“ versucht eine Bestandsaufnahme jenseits von PISA-Tests. Ein Schauspieler, ein Kameramann, eine Schulklasse: Mitten im Unterricht passiert live und unmittelbar ein Theater, das Wirklichkeit reflektiert und Fragen stellt: „Reality-Theater“. Die Produktion entstand als Public-Private-Partnership mit der Krefelder Film- und Fernsehproduktionsfirma qatsi.tv. 2008 wird zum Jahr der Fragen im neuen KRESCHtheater: Wovon träume ich? (*Brautprinzessin*) Welche Regeln braucht unsere Wirklichkeit? (*Alice*) Wo gehöre ich hin? (*Heimspiel*) Können wir in modellhaften Geschichten uns selbst neu erfinden? (*Haushochgeschichten*) Sind Revolutionen ein probates Mittel, um alte Regeln in Frage zu stellen? (*Dantons Tod*) Wie kann ich meinen Denkhorizont erweitern? Durch Reisen in fremde Länder oder gar Phantasiewelten? (*Ausreisen*) Und es gibt mal wieder einen Grund zum Feiern, denn das KRESCHstadtjugendtheater feiert seinen 20. Geburtstag und zeigt sechs herausragende Jugendproduktionen in der Fabrik Heeder im Rahmen des „19. Bundestreffens Jugendclubs an Theatern“.

Daneben entstehen die Produktionen *Hast du ein Bild von dir* von Nils und Till Beckmann und *Alice* von Katja Hensel, die szenische Lesung *Amerika gibt es oder gibt es nicht* wird zu Gastspielen nach Philadelphia in die USA eingeladen und mit *Heimspiel 2* und *3*, *Peter Pan* und dem Projekt „Schö-

ner Scheitern“ wird der Ausbau der Stadtjugendtheater vorangetrieben. 2009 kommen die Uraufführungen *Vampiru* erneut von Katja Hensel und *Karlsson Fliegt Nicht Mehr* von René Linke auf die KRESCHtheater-Bühnen und *Märchen – Märchen – Märchen*, *Ein Sommernachtstraum*, das Open-Air-Stadtjugendtheater, *H&G oder Go your own way*, *Wenn ich einmal jung bin*, *Frei Von Beckett* zeigen, wie kreativ und vielfältig das Kinder- und Jugendtheaterzentrum der Stadt Krefeld Jugendliche auf Augenhöhe in die Theaterarbeit einbezieht.

„Das KRESCHtheater wird 18 – und damit volljährig? Darf ein Kinder- und Jugendtheater überhaupt volljährig und damit im landläufigen Sinne erwachsen werden? Sollte es das überhaupt? Ich finde: Ja, es darf und muss erwachsen sein, wenn ich dieses Erwachsenwerden und -sein so definieren darf, dass das KRESCHtheater, dieses vor 18 Jahren mutig begonnene, wundervolle Projekt, in Krefeld längst angekommen ist, sich immer weiter vernetzt und mit großer Offenheit und Qualität jeweils erneut den großen und kleinen Fragen des Lebens künstlerisch stellt. Wenn diese Theaterarbeit im Interesse der Kinder und Jugendlichen agiert, ihre Themen aufgreift und dabei Ernsthaftigkeit und Spaß verbindet, dann ist dieses Erwachsensein keine Frage des Alters, sondern ein altersunabhängiges, reifes und verantwortungsbewusstes Eintreten für die Kinder und Jugendlichen unserer Stadt.“ (Kulturdezernent Roland Schneider im Vorwort zum Spielzeitheft 2009)

Im dritten Jahr unter der neuen Leitung, mit neuem Erscheinungsbild, einer aktualisierten homepage (www.kresch.de) die vom Verein der Freunde und Förderer des KRESCHtheaters betrieben wird, kann die Zusammenarbeit mit TheaterkollegInnen im In- und Ausland weiter ausgebaut werden. Die Uraufführung des Theaterstücks *Familien Klauen* entsteht in Kooperation mit dem Reibekuchentheater in Duisburg und



Abb. 10. *Sommernachtstraum*, Stadtjugendtheater, KRESCHtheater 2008, Stadtjugendtheater Eins, Leitung: Anna Brass

Shakespeare gerettet von Kindern ist eine internationale Koproduktion mit dem Theater Garibaldi in Palermo (Italien). Auf der Studiobühne I zeigt das Theater *Max Und Moritz*. Die Produktionen *Kohlhaas*, *Liebe Du Mich Auch* und *Du Bist Nicht Marilyn* werden als mobile Theaterstücke produziert und gezeigt, dann geht es weiter mit *Woyzeck*, *Looking for Gretel*, *Der Fischer und seine Frau (UA)* und dem Musical *Kotzen (UA)*. Die Stadtjugendtheater zeigen *Parese*, *Drachen*, *Verlierer* und *Körperpoeten* und schließlich *Faust Eins* im Rahmen von „Play Krefeld.“

Franz Mestre entwickelt und präsentiert mit dem Stadtkinder- und den beiden Stadtjugendtheatern, dem Kreativlabor und vielen Kooperationen in Sachen Theater mit Kindern und Jugendlichen ein bundesweit gelobtes Trainingscamp für den „Theatermuskel“. Es

entstehen regelmäßig Produktionen, die von Presse wie Publikum besonders beachtet werden, regelmäßige Einladungen als herausragende Inszenierungen zu bundesweiten Jugendtheatertreffen zeigen die Anerkennung für diese Arbeit. Über die einzelnen Kinder- und Jugendtheaterclubs entstehen neue Cliquen, Banden und Ensembles, die sich anspornen, voneinander lernen und sich zu immer neuen Ideen anstiften. Das ist der lebendige Kern des bundesweit so positiv diskutierten „Krefelder Modells“ – ein Modell engagierter, sozialer wie ästhetischer Praxis, der Glutkern des KRESCH. Ob *Faust* im Südbahnhof, *Ich knall euch ab* im leeren Supermarkt oder Stücke von Beckett in einer Weinbrennerei – das Stadtkinder- und Stadtjugendtheater hat es immer schon aus dem Kunstraum Theater hinaus in die wirkliche Welt gezogen.

2011 geht es wild weiter: *Woyzeck* von Georg Büchner, das KRESCHtheater bietet die hochaktuelle Fassung des Büchner-Klassikers und Abiturthemas im Theaterspielplan. Mit *Guten Tag liebe Nacht* von Alice Quadflieg, für Kinder ab 3 Jahren wird eine Geschichte gezeigt, die voller Zauber und Poesie unseren allerkleinsten Zuschauern den Sonnenlauf, den Mondwandel und das ferne Glitzern der Sterne näher bringt. Mit *Der Fischer und seine Frau* von Dirk Brall kommt eine aktuelle Fassung des Grimm'schen Märchens auf die Bühne. Die Produktion des Stadtjugendtheaters *Frühlings Erwachen*, ganz frei nach Frank Wedekind unter der Leitung von René Linke stellt die wichtigen Fragen: „Wie geht das mit der Liebe? Wie geht das mit Sex?“ und wird zum 33. Theatertreffen der Jugend nach Berlin eingeladen. „Hier erwacht der Frühling auf eine äußerst zeitgemäße und überzeugende Weise, überträgt seine hibbelige Energie durchaus auf einige Zuschauer und erhielt sehr großen Applaus für Darsteller und Inszenierung.“ (WZ vom 14.3.2011) „Viel Beifall für eine mutige Truppe, die sich und ihren Umgang mit der Sexualität in einer medial übersexualisierten Umwelt unterhaltsam und mit Tiefgang artikulieren konnte.“ (RP vom 14.3.2011)

Das Stadtkindertheater zeigt *Krefeld Spinnt*, das Stadtjugendtheater 1 *Ich warte nur auf den Regen* und das Stadtjugendtheater 2 *Aufzeichnungen aus einem Kellerloch/Totenhaus* und „Play Krefeld“ wird fortgesetzt: Gleich vier Produktionen zerran das Theater in die Wirklichkeit oder die Wirklichkeit eben ins Theater. In der Buchenschule entwickelt das Theater ein Projekt begleitend zur Produktion *Der Fischer und seine Frau*, mit der Regenbogenschule wird die langfristige Kooperation *Theater unter'm Regenbogen* entwickelt, an der Kurt-Tucholsky-Schule das „Kultur!Forscher“ Projekt „Wo kommen wir her, wo sind wir jetzt und wo wollen wir hin“, und an Josef-Hafels-Schule heißt es „Liebe Träumen“ in einem Theaterprojekt für Schülerinnen und Schüler des 9. Jahrgangs. Die Spielzeit 2012 wird mit *Kotzen – Das Musical* als Uraufführung eröffnet, es folgen *Die Abenteuer von Tom Sawyer und Huckleberry Finn* und schließlich *Iphigenie auf Tauris*. In dieser Produktion spielen Jugendliche zusammen mit Mathias Oelrich aus dem Ensemble des Theaters Krefeld/Mönchengladbach. *Auf ins Wilde* oder *Sag dem Abenteuer wir kommen* heißt die improvisierte Geschichte für Kinder. Die Produktion *Rausch* entsteht in Zusammenarbeit mit dem Kommissariat Vorbeugung der Polizei Krefeld und mit *Antike Now!* holt sich das Stadtkinder- und Stadtjugendtheater die großen Geschichten und stellt großen Fragen: Ist das Märchen vom Frieden noch lebendig? Wie kriecht der Krieg zu uns in den Alltag? Was ist der Krieg in uns? Und wo sind Träume, die Möglichkeitsräume für ein anderes Leben? Denn: Nichts ist mutiger, nichts von größerer utopischer Strahlkraft als der Blick auf den Anfang.

Festivals in der Fabrik Heeder

- 1990 Kinder-Theaterfestival „Lass mal gucken“
- 1994 Traumspiele (Hauptspielort)
- 1996 12. Kinder- und Jugendtheatertreffen NRW
- 1998 Traumspiele (Nebenspielort)
- 2000 16. Kinder- und Jugendtheatertreffen NRW
- 2003 Traumspiele (Nebenspielort)
- 2005 21. Kinder- und Jugendtheatertreffen NRW
- 2008 19. Bundestreffen Jugendclubs an Theatern „Rampenfieber“

Festivals, zu denen das KRESCHtheater eingeladen wurde

- 1987 „Der Frieden“, 8. Theatertreffen der Jugend, Berlin
- 1992 „Herr Sturm und sein Wurm“, 8. Kinder- und Jugendtheatertreffen NRW, Bochum
- 1992 „Hilletje Jans“, Traumspiele, Dortmund, Wuppertal, Hamm
- 1992 „Hilletje Jans“, „Kultursommer – Kultur Pur“, Siegen-Wittgenstein
- 1992 „Ikarus“, 8. NRW-Kinder- und Jugendtheatertreffen, Bochum
- 1993 „Ikarus“, 17. Duisburger Akzente „Jugend im Aufbruch“, Duisburg
- 1993 „Püknchen und Anton“, „Kultursommer – Kultur Pur“, Siegen-Wittgenstein
- 1993 „Spinnt Herr Mücknück?“, 9. Kinder- und Jugendtheatertreffen NRW, Dortmund
- 1995 „Ab heute heißt du Sara“, 11. Kinder- und Jugendtheatertreffen NRW, Castrop Rauxel
- 1996 „A Midsummer Night's Crash“, Shakespeare-Festival, Neuss
- 1997 „Kasimir und Karoline“, 4. Deutsches Kinder- und Jugendtheatertreffen, Berlin
- 1997 „Kasimir und Karoline“, 13. Kinder- Jugendtheatertreffen NRW, Köln
- 1998 „Gerettet“, 14. Kinder- und Jugendtheatertreffen NRW, Oberhausen
- 2000 „3-Groschen-Spektakel“, 11. Bundestreffen Jugendclubs an Theatern, Esslingen
- 2001 „Familiengeschichten. Belgrad“, 17. Kinder- und Jugendtheatertreffen NRW, Münster
- 2002 „norway. today“, 18. Kinder- und Jugendtheatertreffen NRW, Bonn
- 2004 „Das Maschinenhaus“, 20. Kinder- und Jugendtheatertreffen NRW, Gelsenkirchen
- 2004 „Das macht mich noch ganz Irrrrr“, 15. Bundestreffen Jugendclubs an Theatern, Dortmund
- 2006 „Die Räuber“, 22. Kinder- und Jugendtheatertreffen NRW, Düsseldorf
- 2007 „Die Lüge und der V-Effekt“, 28. Theatertreffen der Jugend, Berlin
- 2007 „Die Lüge und der V-Effekt“, 18. Bundestreffen Jugendclubs an Theatern, Regensburg
- 2008 „Sex and the Schiller“, Literarischer Sommer, Venlo
- 2008 „Alice“, 24. Kinder- und Jugendtheatertreffen NRW, Duisburg (Darstellerpreis für Katja Hensel)
- 2009 „Nimmerland“, 20. Bundestreffen Jugendclubs an Theatern, Dresden
- 2010 „Parese“, 31. Theatertreffen der Jugend, Berlin
- 2010 „Parese“, 21. Bundestreffen Jugendclubs an Theatern, Leipzig
- 2010 „Parese“, 6. Kinder- und Jugendtheaterwoche, Straubing
- 2010 „Familien Klauen“, WestWind, 26. Kinder- und Jugendtheatertreffen NRW, Dortmund
- 2011 „Frühlings Erwachen“, OFFroad – Jugendtheaterfestival Bonn
- 2012 „Frühlings Erwachen“, 33. Theatertreffen der Jugend, Berlin
- 2012 „Iphigenie auf Tauris“, Impulsiv-Festival Koblenz
- 2013 „Fehlbesetzt“, Play it Again Festival Düsseldorf
- 2014 „Fehlbesetzt“, Impulsiv-Festival Koblenz



Abb. 11. Angelo Micaela-Enghausen, Sunga Weineck, Frank Maier in *Woyzeck*, KRESCHtheater 2005, Inszenierung: Franz Mestre



Abb. 12. *Fehlbesetzt*, Stadtjugendtheater, KRESCHtheater 2013, Stadtjugendtheater Zwei, Leitung: René Linke

2012/2013 beginnt die erste Spielzeit mit dem neuen Gesamtleiter Michael Jezierny, Helmut Wenderoth reist als Kurator für das bundesweite Festival „Augenblick Mal“ durch Deutschland auf der Suche nach herausragenden Theaterstücken, die Poesie und Politik, Relevanz und Avantgarde verbinden. Franz Mestre inszeniert *Fast Faust*, im Dezember werden 15 ausverkaufte Vorstellungen des Stückes *An der Arche um Acht* auf der Studiobühne I gezeigt, mit *Hotel Südwall* beginnt eine neue Ära des improvisierten Theaters in Krefeld, und es bleibt spannend in den KRESCHtheaterräumen und auf den Bühnen in der Fabrik Heeder. Und zum Spielzeitende kommt es zu einer kleinen kulturpolitischen Sensation in Krefeld: mit *Stauzeit Eins. Dreizehn* präsentieren das Theater Krefeld/Mönchengladbach und das KRESCHtheater gemeinsam ein Schultheaterfestival. Die Zusammenarbeit des kleinen und des großen Krefelder Kommunaltheaters setzt damit ein wichtiges Zeichen in Zeiten von kommunalen Einsparzwängen und Haushaltsengpässen.

„Sehr überrascht und erfreut hat mich das künstlerische Niveau der Arbeiten im KRESCHstadtjugendtheater. Ich bin immer wieder begeistert, wie ernst die Arbeit von den Regisseuren bzw. Gruppenleitern genommen werden und welche zum Teil phänomenalen Inszenierungen dabei herauskommen. Diesen Bereich hatte ich vorher nicht so wahrgenommen, daher auch die positive Überraschung.“ (Michael Jezierny, neuer Gesamtleiter des KRESCHtheaters ab 2012/2013)

Und es wird weitergehen, im Februar 2014 folgt die vielbeachtete Premiere *Der Prozess*, von Franz Mestre nach der Romanvorlage von Franz Kafka dramatisiert, die Proben für *Ka.reeze* laufen, das Stadtjugendtheater

ist mit *Fehlbesetzt* zum Theatertreffen der Jugend der Berliner Festspiele nominiert, klassische Stoffe des Kinder- und Jugendtheaters und Experimente finden ihren Platz unter dem Dach der Fabrik Heeder, der enge Kontakt zu den Schulen wird gepflegt und ausgebaut, das KRESCHtheater bleibt seinen Wurzeln treu und ist nicht scheu sich immer wieder neu zu erfinden: gutes Theater für Kinder und Jugendliche und Theater mit Kindern und Jugendlichen in Krefeld bleibt der Anspruch, und damit wird dieses Theater auch in Zukunft für so manche Überraschung gut sein.

Ganz so wie Bettina Milz, die Theaterreferentin der Landesregierung, es in ihrem Grundsatzreferat in der Düsseldorfer Debatte zur Krise der Städte und der Theater in NRW formulierte: „Für viele – nicht nur junge –

Menschen scheint Theater aus der Ferne betrachtet eine anachronistische, auch überholte Kunst zu sein. Das ändert sich meist unvermittelt, wenn sie einfach hingehen.“ Für das Publikum kann das eine wichtige Anregung zum Hingehen und Hinschauen bedeuten. Denn: Es bleibt dabei: Man muss da sein, sonst ist das Theater gar nichts.

Helmut Wenderoth, geboren 1957 in Kirn-Sulzbach im Hunsrück, Studium der Germanistik und Theologie mit dem Berufsziel Journalist. Ab 1984 stand das Schreiben, Spielen und Inszenieren von Theaterstücken im Mittelpunkt des Berufslebens. Seit 1991 eng mit dem KRESCHtheater in Krefeld verbunden, seit 2005 Mitglied der künstlerischen Leitung. Immer wieder auf der Suche nach fruchtbaren Verbindungen von Poesie und Politik.



Abb. 13. Heide Michels, Sunga Weineck, Amely Draeger in *Der Prozess*, KRESCHtheater 2013, Inszenierung: Franz Mestre

Der Streik der Schausteller

Ein Rückblick anlässlich des 90-jährigen Bestehens der Kirmes auf dem Sprödentalplatz

von Dirk Senger

Eine Kirchweihe ist eine religiöse Handlung, bei der gewöhnlich durch einen Bischof eine neu erbaute Kirche feierlich gewidmet wird. Dieses ist für christliche Kirchen seit der Zeit Konstantins des Großen (um 280 bis 337) üblich. Zum Gedenken der Stiftung einer Kirche wird eine Messe gehalten, diesen Tag bezeichnet man als Kirchweihfest, Kirchmesse oder auch Kirmes. „Schon früh haben sich diesen Festen allerlei weltliche Lustbarkeiten, aber auch Missbräuche angeschlossen.“¹ Einen kirchlichen Zusammenhang vermag der Kirmesbesucher dieser Tage wohl kaum noch herzustellen. Die Kirmes von heute ist ein Teil der Unterhaltungsbranche. Höher und schneller sind die Fahrgeschäfte in den vergangenen Jahrzehnten geworden. Auf dem Sprödentalplatz in Krefeld können Besucher zweimal im Jahr durch eine bunte Budenstadt bummeln und sich amüsieren. Zwischen 120 und 130 Schausteller gastieren dort im Frühling und im Herbst mit ihren Fahrgeschäften, Losbuden und Gastronomiegeschäften.

Seit 90 Jahren findet dort nun das fröhliche Treiben statt. Die Kirmestradition in Krefeld reicht allerdings weiter zurück und zuvor gab es andere, beliebte Festplätze in der Stadt unter anderem auf der Hochstraße, dem Friedrichsplatz, der Carl-Wilhelm-Straße und dem Karlsplatz.²

Mit der Erlangung der Stadtrechte 1373 hat es in Krefeld auch Jahrmärkte gegeben, die an verschiedenen Plätzen der Stadt veranstaltet wurden. Noch bis 1817 wurde von dreien solcher alt hergebrachten Märkte berichtet: Zu Lichtmess am 2. Februar, dem früheren Ende der Weihnachtszeit, zu Christi Himmelfahrt und zu dem Lampenmarkt am 21. September. Diese Tradition verschwand zwischen 1858 und 1893. Dafür gab es neue Kirmesfeste und -plätze. Zwischen der Hochstraße und dem Friedrichsplatz konnten die Krefelder bis 1828 Karussell fahren oder wilde Tiere wie eine „Boa Constrictor“ bestaunen, die als der „Erwürger von Senegal“ beworben wurde. Warum sich das Kirmestreiben dann auf die Carl-Wilhelm-Straße verlagerte, ist nicht klar. Die reizvolle Lage vor dem Stadtschloss, dem heutigen Rathaus, zog jedenfalls die Bevölkerung an. Bis 1861 wurden dort die Verkaufsbuden und

Fahrgeschäfte aufgebaut. Neben Waren aus Paris und Berlin faszinierten Degen- und Feuerschlucker das Publikum. Schließlich siedelte die Stadt das Jahrmärktsvergnügen auf dem Karlsplatz an, auf dem sich heute das Kaiser Wilhelm Museum befindet.³ Der Karlsplatz diente fortan in Krefeld als zentraler Veranstaltungsplatz: Zirkusse, Wochen- und Jahrmärkte bauten dort ihre Zelte und Buden auf.

Die Krefelder Zeitungen begleiteten die Jahrmärkte häufig mit aufregenden Vorabgeschichten, was das Interesse der Bevölkerung bereits beim Aufbau entfachte. So hämmerten und sägten 1859 Schausteller auf dem Karlsplatz an einer „Arche“ mit Affen und anderen exotischen Tieren. Das Publikum konnte 1892 den „original Englischen Edison-Phonographen“ ausprobieren: Die Besucher bekamen Gummischläuche in die Ohren gestopft und lauschten dann dem Londoner Sinfonieorchester. Gegen einen kleinen Geldbetrag durfte man seine Stimme auf eine Wachsrolle aufnehmen und sich diese anschließend anhören. Nach dem Tod Kaiser Wilhelms I. entbrannte um den

Karlsplatz ein heftiger Streit zwischen den Kirmesbefürwortern und der Fraktion, die dort zur Ehre und Erinnerung an den Monarchen ein Denkmal respektive ein Museum errichten wollten. Die Stadtverordnetenversammlung entschied sich mit einer namentlichen Abstimmung bei 16 zu zehn Stimmen für das Museum auf dem Karlsplatz.⁴ Mit dem Bau des Museums 1894 endete vorerst auch die Kirmestradition in der Samt- und Seidenstadt. Von 1894 bis 1924 wurden Kirmesveranstaltungen durch die Stadtverordnetenversammlung und den Provinzialrat der Rheinprovinz verboten. Ein einheitliches Verbot existierte im Rheinland zwar nicht, dennoch gab es auch in anderen Städten eine solche Vorgabe. In Krefeld wurde das Verbot jedenfalls streng eingehalten.⁵

Der Spödentalplatz lag einst vor den Toren der Stadt, ein sumpfiges Areal, in das auch die Abwässer der Krefelder flossen. Dr. Josef Olivier Massot, Rechtsanwalt, Poet, Sprachlehrer und Gartenfreund, erwarb das Grundstück Anfang des 19. Jahrhunderts. Dort ließ er einen Park mit Fischweihern anlegen, baute unter anderem Spargel und Wein an.



Abb. 1. Achterbahn auf der Frühlingskirmes 2014



Abb. 2. Losbuden sind bei den Besuchern beliebt.



Abb. 3. Damals wie heute: Eine bunte Budenstadt auf Zeit.

Die Bezeichnung „Sprödental“ soll übrigens auf Massot zurückgehen. Die als Damm aufgeschüttete Uerdinger Straße wurde 1811 durch dieses Gebiet gebaut. Nach Massots Tod versumpfte das Gelände wieder und konnte erst mit der Kanalisation 1874 trocken gelegt werden.⁶ Als Veranstaltungsort wurde das Areal erstmals 1911 genutzt. Dort fand für zwei Monate eine Gewerbe-, Industrie- und Kunstausstellung statt. Der Stadtrat beschloss 1924, den 52 000 Quadratmeter großen „Sprödentalplatz“ als Kirmes- und Messeplatz zu nutzen und ließ diesen für derartige Vergnügungen hergerichtet.⁷

Die Dokumente, Karten und Akten im Stadtarchiv Krefeld über die Organisation der Frühjahrs- und Herbstkirmes Ende der 1920er-, Anfang bis Mitte der 1930er-Jahre zeichnen sich Jahr für Jahr durch Routine aus. Formblätter, Kassierer- und Kontrollenlisten, Standpläne, Einnahmen aus Eintrittsgeldern und Standgebühren sowie Anzeigentexte. Dieses „Alltagsgeschäft“ wurde allerdings bei der Herbstkirmes vom 27. September bis zum 5. Oktober 1931 durch einen Streik der Schausteller jäh unterbrochen: Eine totale Mondfinsternis war die Sensation in der Nacht vom 26. auf den 27. September 1931 am Nachthimmel.⁸ Manche Kirmes-Wahrsagerin hätte dieses kosmische Himmelschauspiel durchaus als ein schlechtes Omen prophezeien können, angesichts der dramatischen Umstände einige Tage später auf dem Sprödental-Kirmesplatz. Denn zwischen der städtischen Verwaltung und den Schaustellern eskalierte während des Volksfestes ein Streit um die Eintrittsgelder. Die Buden- und Fahrgeschäftinhaber begannen einen Streik. Die Stadt drohte mit der sofortigen Schließung der Kirmes und stellte ihnen ein Ultimatum. Dabei fing alles ganz harmlos an, mit einer Anzeige in der Schaustellerzeitschrift „Komet“. Standardisiert warb die Stadt im Mai 1931 für die Herbstkirmes: „Es werden nur einwandfreie und erstklassige Schaugeschäfte zugelassen. Dem An-

trag auf Zulassung von Schaugeschäften ist Lichtbild und ausführliche Beschreibung der Vorführung beizufügen. [...] Von der Zulassung sind ausgeschlossen: Glücksspiele aller Art, ferner Ausspielungen von Geld einschl. Spielautomaten, Fahrrädern, Lebensmitteln, Genussmittel wie Schokolade, Zigaretten usw. sowie lebender Tiere und Taschenuhren.“⁹ Bald erreichten die Stadt entsprechende Angebote und eine kuriose Bitte eines Schaustellers: Er wisse zwar, dass es keine Kirmes ohne Orgeln gäbe. „Ich bitte, wenn möglich, mir einen Platz in ruhiger Lage ohne Orgelmusik zu reservieren, da ich andauernd Vorträge halten muss.“ So reiste er dann – vielleicht zu seiner *Sicherheit* – nicht mit einer Bude, sondern nur mit einem Schirm an.¹⁰

Die Zusagen gingen bei der Stadt ein, und so durften sich die Besucher auf eine Abnormitäten-Show freuen, mit den kleinsten und dicksten Menschen, exotische Tiere, eine magische Attraktionenschau, ein Original Kölner Hänneschen Theater sowie eine Rodelbahn, ein Hippodrom sowie ein „Tanzzelt mit großem Orchester“. Insgesamt 49 Schausteller aus Krefeld, Düsseldorf, Köln, dem Ruhrgebiet und Erfurt (Hygiene Museum) bauten im Herbst ihre Buden an der Ecke Grenz- und Uerdinger Straße auf.¹¹ In einem städtischen Schreiben an den General-Anzeiger wurde darum gebeten, für Anzeigen nur die billigsten Preise zu nehmen, da die Schausteller kein Geld haben.¹²

Damit die Kirmes auch auf einem ordentlichen Platz stattfinden konnte, hatte die Stadt schon für die Frühjahrskirmes die Wege befestigen lassen. Der Krefelder Generalanzeiger vom 25. September 1931 berichtete darüber: „Mit nicht geringen Kosten hat man den Messeplatz am Sprödental einer gründlichen Erneuerung unterzogen, die es möglich macht, dass nunmehr einwandfreie Wege selbst bei schlechter Witterung vorhanden sind, was bisher zu manchen Unzuträglich-

keiten Veranlassung gegeben hat. [...] Es ist nicht daran zu zweifeln, dass trotz allen wirtschaftlichen Nöten, das Volksfest wieder einen lebhaften Zuspruch aus den Kreisen der Bevölkerung erhält, um so mehr, als man sich dort für wenig Geld einige angenehme Stunden verschaffen kann.“¹³ Und das trotz des Eintritts von zehn Pfennigen, den die Besucher auch während der Weltwirtschaftskrise an allen Tagen bezahlen mussten. Diese Einnahmen gingen an die Stadt, die vorab 50 000 Eintrittskarten für diese Herbstkirmes drucken ließ. Dass die Kommune mit den Geldern rechnete, lässt sich an der Anweisung ablesen, die „vereinnahmten Beträge sind nach dem Schluss des Kassierers sofort (unterstrichen) auf der Hauptfeuerwache Florastraße abzuliefern.“¹⁴ Diese strikte Kontrolle schien nicht unbegründet zu sein, wie ein Fall eines Kassierers und Kontrolleurs aus den Akten bescheinigt: Einer hat bereits entwertete Karten nochmals verkauft, damit sich der andere Zigaretten kaufen konnte, weil er kein Geld mehr besaß. Beide sind aufgefliegen. Die Begründung des Mittäters war zwar lapidar und doch menschlich nachvollziehbar: „Da ich mit Herrn R. Mitleid hatte, der als Zigarettenraucher sich nicht beherrschen konnte und ich seine Quälereien leid war.“ Als Beweismittel hängt noch eine der Karten in der Akte.¹⁵

Dass die Zeiten für die Schausteller hart waren, lässt sich bereits an der Frühjahrskirmes vom 3. bis 11. Mai 1931 absehen: Für dieses Volksfest ließ die Stadt zwar noch 100 000 Eintrittskarten drucken. Der Eintritt wurde von 20 auf zehn Reichspfennige gesenkt, Kinder unter 14 Jahren hatten freien Eintritt. In den Akten finden sich einige Bitten von Schaustellern, Anzahlungen für die Standgebühr erst später zu bezahlen. Und die große Attraktion auf der Sprödental-Kirmes, die Gropengießler Achterbahn, erteilte sogar eine Absage: Die Geschäftslage sei augenblicklich derartig schlecht, dass man nicht einmal die Frachtkosten von rund 4 000 Reichsmark

einnehmen werde. Für eine 90 Meter Fläche blieben zudem noch Plätze frei, so dass zwei Krefelder Beamte eine Dienstreise nach Essen antraten, um Schausteller auf der dortigen Kirmes zu werben. Einen Ersatz für die Achterbahn fanden sie jedoch nicht.¹⁶

Die Herbstkirmes 1931 begann wie vorgesehen. Doch am Mittwoch, 30. September, erschienen Schausteller bei der zuständigen Gewerbepolizei, um wegen der Stand- und Eintrittsgelder zu verhandeln. Es gebe aber nichts zu verhandeln, so Vertreter der Stadt, weil man schon im Frühjahr mit den Eintrittsgeldern von 20 auf zehn Pfennige entgegengekommen sei. Ein Stadtbeamter notierte, dass die Schausteller mit einer Versammlung auf dem Sprödentalplatz drohten. „Sie ließen hierbei deutlich durchblicken, dass unter Umständen die Geschäfte nicht aufgemacht würden“, steht in der Akte. Der Beamte ermahnte die Schausteller, dass für einen Streik der Mittwoch, der Kindertag, der wohl ungeeigneteste Tag sei. Und der Beamte drohte seinerseits, dass die Stadt bei einem Streik das Volksfest absagen und den Verlust die Schausteller tragen müssten.

Die Fronten verhärteten sich, und beide Seiten ließen es an diesem Tag auf eine Eskalation ankommen. Eine erste Versammlung der Schausteller fand statt, und kein Geschäft öffnete um 14 Uhr. Zu diesem Zeitpunkt schlenderten bereits rund 1000 Besucher in den Gassen zwischen den Buden, und deren Stimmung verschlechterte sich von Minute zu Minute. Die Leute verlangten inzwischen ihr Eintrittsgeld zurück, wurden gegenüber städtischen Bediensteten auch handgreiflich. Die Zugänge ließ die Stadt nun sperren, vor denen sich immer mehr Menschen ansammelten. Dann erhielten die städtischen Vertreter auf dem Festplatz die Nachricht, den Schaustellern ein Ultimatum zu stellen: Binnen zehn Minuten sollten alle Geschäfte öffnen, sonst würde die Kirmes komplett abgebrochen.

„Meine Mitteilung ließ die Schausteller völlig kalt, sie lachten vielmehr darüber“, berichtete ein Beamter. Sie verlangten vielmehr eine 50-prozentige Ermäßigung auf ihre Standgelder. Doch nach einer weiteren Versammlung der Kirmesleute kam endlich Bewegung in die Sache. Denn untereinander waren sich die Geschäftsinhaber längst nicht mehr einig, so dass die Fahrgeschäfte sowie Buden mittags um 16.30 Uhr doch geöffnet wurden. Der Streik war beendet und rund 7300 Besucher strömten auf den Platz, gut 75 Prozent davon Kinder.¹⁷ Der Krefelder General-Anzeiger berichtete über den Streik: Die Schausteller hätten für den Mittwochnachts den Verzicht auf Eintrittsgelder verlangt. Die Stadt wollte jedoch nicht auf den Eintrittsgroschen verzichten, „indem dass die angespannte Finanzlage der Stadt gebieterlich den Eingang dieser Eintrittsgelder zur Erfüllung der unbedingt erforderli-

chen Aufgaben erfordere“, steht es in dem Zeitungsartikel. Und: „Später haben die Budenbesitzer den Laden wieder aufgemacht, weil sie doch was verdienen mussten.“¹⁸ Das Thema „Eintrittsgeld“ verschwand allerdings nicht von der Agenda.

Zum Frühlings-Volksfest vom 24. April bis 2. Mai 1932 kamen 58 Teilnehmer zur Kirmes. Die angeschriebene Achterbahn, Hartkopf aus Solingen, konnte aber nicht aus Paderborn weg kommen, weil sie einen Vertrag dort einhalten musste. Das Presseamt der Stadt schrieb über das tolle Treiben: „Gönnt trotz der Not der Zeit euch und euren Kindern eine harmlose Freude, die den Säckel kaum belastet.“ Die Besucher könnten „Ungeheuerliches und Niedagewesenes“ erleben. „In einem Original Kölner Hänneschentheater verreibt echt rheinischer Humor alle Grillen.“¹⁹

Im Dezember 1932 wurde seitens der Schausteller beantragt, dass wegen der wirtschaftlichen Lage das Volksfest von neun auf sechs Tage verkürzt werden sollte. Die Stadt bestellte nur noch 25000 Eintrittskarten. Es kamen zum Frühjahrsfest 1933 vom 20. bis 25. Mai noch 56 Schausteller, und eine Radwache wurde eingerichtet. Unter anderem waren auf dem Sprödentalplatz eine Liliputstadt mit 40 kleinen Häusern und noch kleineren Bewohnern, Todesfahrer an steiler Wand, das Kölner Theater sowie ein Tanz- und Bierzelt dabei.²⁰ Nach einem Schaustellerschreiben im Frühjahr 1933, seitens der Stadt ganz auf die Eintrittsgelder zu verzichten, wurde zumindest verfügt, dass nur noch am Sonntag, Mittwoch und Donnerstag zehn Reichspfennige Eintritt bezahlt werden mussten. Alle übrigen Tage seien frei.²¹ Seit wann genau kein Eintritt mehr verlangt wurde, ist offen. Im Mai 1938 hat allerdings die NS-Organisation „Kraft durch Freude“ die Ausgestaltung der Kirmes übernommen.²² Über Eintrittsgelder ist bei der Berichterstattung nun nichts mehr zu lesen.

Dirk Senger M.A., Jahrgang 1971, geboren in Krefeld, Studium an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf in den Fächern mittelalterliche, neuere und neueste Geschichte und Politikwissenschaft, freier Journalist u. a. für die Westdeutsche Zeitung in Krefeld und Kempen, seit 2008 Redakteur beim Presseamt der Stadt Krefeld.

Anmerkungen

¹ Vgl. Brockhaus, Konversations-Lexikon, Leipzig 1908, 14. Auflage, Band 10, Seite 370f.; vgl. Krefeld. Die Geschichte der Stadt, Band 5, Krefeld 2010, S. 702 ff.

² Vgl. Die Heimat 6, 1927, S. 54; Kirmes in Krefeld, Herausgeber Stadt Krefeld, Krefeld 1991, S. 10. Eine ausführliche Darstellung der Kirmesgeschichte findet sich in dieser Publikation. Für diesen Beitrag wertete der Autor ausgewähltes Archivmaterial aus, welches in der angeführten Veröffentlichung noch keine Berücksichtigung finden konnte.

³ Ebd. S. 10 ff.

⁴ Ebd. S. 15.

⁵ Kirmes in Krefeld, wie Anm. 2, S. 9. Für dieses Verbot sollen sich vor allem Kirchen und Arbeitgeber stark gemacht haben. Vgl. hierzu ebd. S. 13 f. und S. 142.

⁶ Vgl. Die Heimat 5, 1926, S. 21 ff.; Die Heimat 21, 1950, S. 197 f.

⁷ Kirmes in Krefeld, wie Anm. 2, S. 17. Wie es zu der Entscheidung für den Sprödentalplatz als Kirmesplatz 1924 kam, wird an dieser Stelle nicht erläutert. An anderer Stelle fanden sich bislang auch keine Hinweise, so dass dieser Aspekt, sofern möglich, noch untersucht werden müsste.

⁸ Krefelder Zeitung, 26. September 1931, Bestand Stadtarchiv Krefeld.

⁹ Stadtarchiv Krefeld, Bestand 4/2581.

¹⁰ Stadtarchiv Krefeld, Bestand 4/2581.

¹¹ Stadtarchiv Krefeld, Bestand 4/2581.

¹² Stadtarchiv Krefeld, Bestand 4/2581.

¹³ Bericht im General-Anzeiger vom 25. September 1931, Stadtarchiv Krefeld, Bestand 4/2581.

¹⁴ Stadtarchiv Krefeld, Bestand 4/2581.

¹⁵ Stadtarchiv Krefeld, Bestand 4/2581.

¹⁶ Stadtarchiv Krefeld, Bestand 4/2587.

¹⁷ Stadtarchiv Krefeld, Bestand 4/2581.

¹⁸ General-Anzeiger vom 3. Oktober 1931.

¹⁹ Stadtarchiv Krefeld, Bestand 4/2591.

²⁰ Stadtarchiv Krefeld, Bestand 4/2582.

²¹ Kirmes in Krefeld, wie Anm. 2, S. 177.

²² Kirmes in Krefeld, wie Anm. 2, S. 124.



Abb. 4. Der Kirmesplatz Anfang der 1930er-Jahre an der Ecke Grenzstraße/Uerdinger Straße.

Der Blumenplatz

von Georg Opdenberg

Auf meinem Schreibtisch, genau genommen nur ein alter Küchentisch mit gedrechselten, dunkelbraun gebeizten Beinen und einer Schublade in der Mitte, liegt vor mir ein Stoß Schreibpapier und ein frisch angespitzter Bleistift und, wenn ich leicht die Augen schließe, glaube ich auch nach Jahrzehnten noch den Blumenplatz vor mir zu sehen, wie auf einer Guckkastenbühne.

Auch wenn es damals sicher genauso oft geregnet hat wie heute, sehe ich die helle Fläche des Platzes, unter der sich bis an die Treppenstufen der Kirche ein Bunker versteckt, und auch die Straßen und Häuser eigenartigerweise immer im Sonnenlicht. Die rechte, westliche Seite der Platzbebauung, die „Blumenplatz“ heißt, liegt ebenso im

Schatten wie die rückwärtige, südliche Seite, die zur Blumenstraße gehört. Die großen alten Platanen mit ihrem dichten, silbrig-grün glänzenden Blätterdach rahmen den Platz ein. Die linke Straßenseite, die zur Kornstraße gehört, ist wie die Jägerstraße sonnengeflutet. Ich stehe leicht erhöht, vielleicht auf der obersten Eingangsstufe des Hauses Jägerstraße 71, dem Haus, in dem die Opdenbergs wohnten und das beim Angriff 1943 bis auf den Flügel fast vollständig zerstört wurde. Direkt vor mir, auf der gegenüberliegenden Straßenseite, sehe ich die abgrundtiefen Schächte, in denen zwei Treppen nach unten zu den Bunkereingängen führen. Die linke führte zu dem Hotel, das in diesem Teil des Bunkers noch fast zwei Jahrzehnte nach Kriegsende sein Dasein im Dunkeln fristete.

Praktisch war, dass dieser Bunker einzelne Zimmer für jede Hausgemeinschaft hatte und auch richtige Toiletten. Die rechte Treppe führte bis an ein Eisengitter, das aber nie lange verschlossen war und immer wieder, aufgebrochen, zu Mutproben einlud. In den dunklen Gängen gab eine zusammengedrehte und in Brand gesteckte Zeitung für kurze Zeit Licht, es stank dort fürchterlich und überall in den Gängen und Räumen stand das Wasser. Die Treppen liegen im Schatten einer niedrigen Mauer aus Basaltblöcken, die sie gegen die Platzfläche absichert und sind mit einem schmiedeeisernen Gitter verziert. Auf dieser kleinen Mauer sind wir oft herumgeturnt und einmal habe ich mir an dem Gitter auch das Kinn aufgeschlagen, die Narbe ist heute noch sichtbar. Die Platzfläche ist mit schönen großen, hellgelb und hellblau eingefärbten Kunstgranitplatten belegt. Die blauen Platten bilden ein großes Gitter, das die gelben ausfüllen, eine ideale Vorlage für's Nachlaufenspielen.



Abb. 1. Ende der 1940er Jahre. Noch quillt der Schutt aus dem linken Eingang der in der Bombennacht vom 22. Juni 1943 ausgebrannten St. Norbertus Kirche. Auf den Stufen sammeln sich die St. Georgs-Pfadfinder vom Stamm Norbertus. Ihre Tornister stammen noch aus Wehrmachtsbeständen. Der junge Mann im Vordergrund mit der Gitarre unter dem Arm ist Hans Opdenberg.

Es ist früher Nachmittag. Der Platz, die unbefestigten Flächen links und rechts davon, in denen die Bäume stehen, die umlaufenden Straßen und auch die Bürgersteige füllen sich nach der Mittagspause wieder langsam. Links, an der Ecke zur Jägerstraße, kommt der alten Wendel mit seiner Ziehkarre ins Bild. Den breiten glänzenden Ledergurt über die Brust gespannt, die beiden Hände schwer auf den Holmen liegend versucht er, vornüber gebeugt, die schwere hölzerne Schlagkarre, mit 5 oder 6 Kohlsäcken beladen, vorwärtszuziehen. Er sieht aus wie auf einem der alten Taschenbuchumschläge von dtv. Hart und kantig gezeichnet, ohne Schnörkel. Manchmal halfen ein paar von den großen Jungen, die Karre vorwärts zu drücken. Der Preis wurde jedes mal neu und unbarmherzig ausgehandelt, von Irgendetwas musste ja die Cola oder die Kinokarte am Wochenende bezahlt werden. Von Zuhause gab es nichts, da musste jeder sehen wo er blieb. Je nach Länge des Weges, nach Schwierigkeitsgrad, wie den Ring zu überqueren, oder der Anzahl der hinzugezogenen Hilfskräfte, eine Hand wäscht die andere, und vielleicht wurde man ja beim nächsten Mal selber als Hilfskraft angefordert, kosteten die Hand- und Spanndienste 10, 15 oder sogar 20 Pfennig, bei einer Tour.

Die beiden großen eisenbeschlagenen Karrenräder liefen nur schwer auf dem groben Kopfsteinpflaster und weite Strecken konnte Wendel, als sein eigener Karrengaul mit diesem Gefährt nicht mehr zurücklegen aber bis hinter'm Ring, beim Hammerschmidtplatz, hatte er schon noch seine Kundschaft. Sein Kohlenlager befand sich an der Ecke Jäger-/Kornstraße, heute, das heißt schon seit vielen Jahrzehnten, werden dort auf dem seit ewigen Zeiten unbebaut gebliebenen Grundstück, sieht man einmal von den Garagen an der Kornstraße und den zwei oder drei alten Schuppen, die sich an die alte Außenmauer anlehnen, ab, Autos repariert, allerdings nur gegen Bar, auch nicht für „Ersatzteile“, „hier wird nicht gepumpt“. Der Lebensmittelladen von Holzapfel, ein Eckgeschäft, war schräg gegenüber. Die Ladentür, neben der immer ein paar Kisten mit Gemüse, Kartoffeln oder Äpfel standen, befand sich in der abgeschrägten Hausecke, genau wie bei den sprichwörtlich gewordenen Eckkneipen und nicht, wie bei den meisten anderen Geschäften, hinter der Haustür im ersten Raum im Vorderhaus.

Jetzt kommt mit seinem Fahrrad der Schreiner Krüger ins Bild, von allen nur Matti genannt, genau genommen hieß er Mattjöh (Matthieu). Mutter Krüger war etwas sehr etepetete und französisch vornehm. Mit einem passend gesägten Brett segelt er auf seinem alten Herrenrad über die Jägerstraße. Meist trug er eine blaue Schürze, mit dem dünnen Bändel im Nacken und an der Seite zum Zubinden. Diese Art von Arbeitsschürze wurde allgemein „Schlomm“ genannt und war bei vielen Handwerkern sehr beliebt, denn zum Einen schränkte sie nicht so sehr ein wie ein Arbeitskittel, zum anderen schützte sie darunter befindliche Kleidung besonders bei sitzenden Tätigkeit und der Dreck fiel hier genau sowenig auf den Boden wie kleinere Werkstücke oder Werkzeuge, die dann mühevoll wieder gesucht und aufgehoben werden mussten. Bei Matti steckten in deren Brusttasche immer Notizbuch und Bleistift und sie war ein Farbtupfer in dem Bild, in einer Zeit, in der die ursprünglich meist weiß gekalkten Hausfassaden nur noch graubraun waren, vom Ruß der Kohlenöfen, und übersät mit kleinen Löchern und abgeplatzten Stellen, so etwas wie Narben vom letzten Krieg. Irgendjemand braucht wohl einen zusätzlichen Einlegeboden im Schlafzimmerschrank oder ein Ablagebrett über der Tür oder was auch immer. Die Werkstatt, die Matti von seinem Vater Carl übernommen hatte, war am Ende des Grundstücks, hinter dem Flügel und über einen Durchgang im Vorderhaus zum Hof zu erreichen. Sie war nicht besonders groß und drinnen war alles mit Sägemehl verstaubt. Mittendrin stand ein Kanonenofen, der mit all den kleinen Holzabfällen, Brettchen und Leistenresten, die hier anfielen, befeuert wurde. Da sich die Schreinerei auf der östlichen Seite der Prinz-Ferdinand-Straße befand, gehörte sie genau

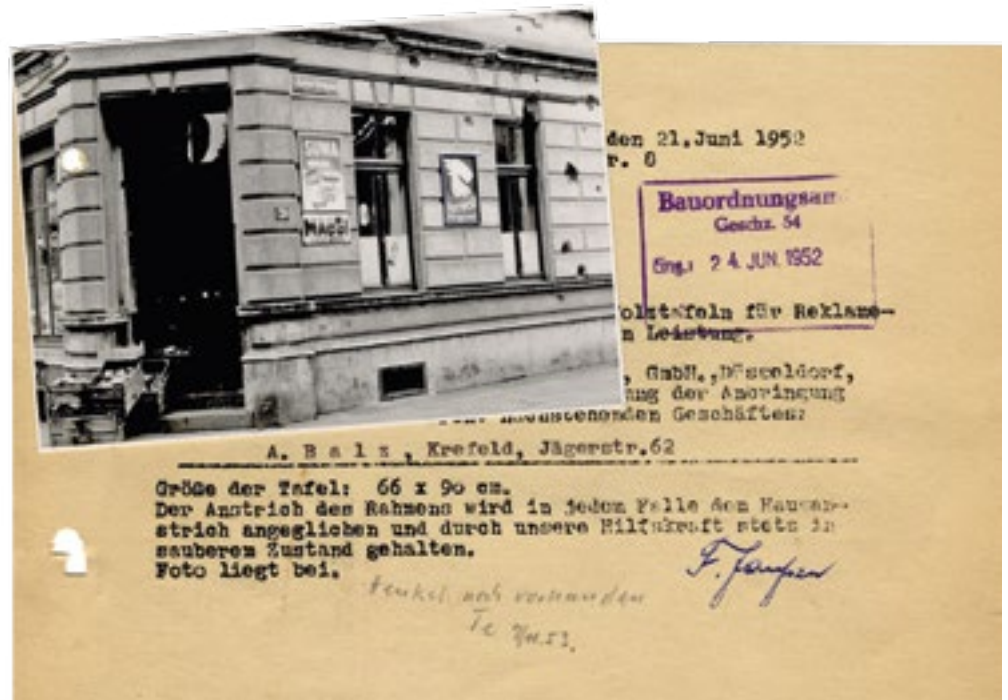


Abb. 2. Schreiben an das Ordnungsamt 1952, Betreff: Lebensmittelgeschäft Jägerstraße 62, Ecke Kornstraße. Der Hinweis im Antrag auf Errichtung einer Reklametafel der Firma Henkel, dass der Anstrich des Rahmens der Werbetafel dem Hausanstrich angeglichen wird, mutet heute im Hinblick auf die vorhandenen Granatsplitterschäden seltsam an.

genommen nicht mehr zur Pfarre. Trotzdem sang er im Kirchenchor mit und stand wegen seiner Länge immer ganz hinten auf der Orgelempore. Seine Frau, Marianne, eine geborene Schütten, bewirtschaftete im Vorderhaus noch das kleine Milchgeschäft, das sie von ihren Eltern übernommen hatte. Viel war hier in dem Laden aber nicht mehr los. Es gab eine Pumpe, eingebaut in einer Theke, die aus einer großen Milchkanne, die darunter stand, mit jedem Schlag ¼ Liter Milch aus einem kleinen Hahn in die mitgebrachte Ein- oder Zweiliterkanne laufen ließ. Und in den weiß gestrichenen Regalen standen nur noch ein paar kleine Flaschen mit Joghurt oder Buttermilch und ein paar Pakete Butter, so glaube ich mich zumindest zu erinnern.

Zurück zum Blumenplatz, genauer zur Blumenstraße mit ihrer Allee aus schönem Rotdorn. Die Bäume müssen noch heute in fast jedem Winter geschnitten werden, damit sie oben nicht zu groß werden und auseinanderbrechen. Im Frühsommer, wenn die kleinen Stämme übergroße rote Blütenbüsche trugen, konnte so mancher und manche nicht widerstehen und brach für sich oder für die Mutter einen kleinen Zweig davon ab.

An der rechten hinteren Ecke vom Blumenplatz, nur wenige Schritte von unserem Kohlenplatz entfernt, ist eins von den vielen Lebensmittelgeschäften hier, vielleicht etwas größer als das von Leni Bleeser und ihrer Mutter beispielsweise, aber dort gingen wir nie einkaufen, das war keine Kund-

schaft. Und ein paar Häuser daneben ist eine Bäckerei mit einem schönen großen Schaufenster. Vor dem Krieg hatten die Hausmanns dort ihre Bäckerei, dann Heinrich und Gertrud Thissen und nun Helmer. Auch dort ging ich nie einkaufen, obwohl es hierhin noch kürzer war. Aber vielleicht war es ja auch so, dass Tante Leni manchmal woanders einkaufen ging als wir, also meine Mutter und wir Kinder, um die Kundschaft besser aufzuteilen, damit jeder mal an der Reihe war, wichtig für das Gleichgewicht im Viertel. Aber einmal an einem späten Nachmittag, ich weiß nicht mehr warum, vielleicht weil ich quengelte oder jammerte, dass ich Hunger habe, sollte ich mir doch dort ein Brötchen, oder war es vielleicht sogar ein Teilchen, holen. Ich bekam ein 50 Pfennigstück in die Hand gedrückt und dachte an so etwas wie einen zuckrigen, marmeladengefüllten Berliner, einen klebrig süßen Amerikaner oder ein Schweineöhrchen, das so schön in hauchdünne knusprige Blättchen brach, so ganz anders als die selbstgebackenen Hefeteilchen. Aber mit 15 Pfennig waren sie doch schon doppelt so teuer wie ein einfaches Brötchen. Warum es so kam und was der Auslöser gewesen sein kann weiß ich nicht mehr, aber ich kam, ganz stolz über die eigenmächtig getroffene Entscheidung, und auch schon ein wenig schuldbehaftet, mit einem schneeweißen und schön geformten Baiser zurück, von dem sich jeder vorsichtige Bissen im Mund in Nichts auflöste. Für das Geld hätte ich mindestens zwei Brötchen bekommen, hieß es. Die Vorwür-



Abb. 3. Auszug der weißen Mädchen aus der St. Norbertus-Kirche Weißen Sonntag 1957 (?). Das Bild des vorderen Mädchens wurde wohl für ein Medaillon aus der Postkarte ausgeschnitten. Das übrige Bild gelangte danach in Familienbesitz, weil in der Gruppe der Zuschauer bei den Kindern Georg und Rita Opdenberg zu sehen sind.

fe müssen heftig gewesen sein, sonst hätte ich diese winzige Begebenheit sicher längst vergessen.

Etwa zwei Häuser neben der Bäckerei Helmers, in einem schlichten Drei-Fenster-Haus, hat der Schlosser Müller seine Werkstatt, die er von seinem Vater übernommen hatte, rechts der Hauseingang, links der Durchgang zur Werkstatt, dazwischen das verbleibende Fenster, hinter den Gardinen vermutlich das winzig kleine Wohnzimmer. Im Hof an der Hausmauer links, hinter dem Vorderhaus war ein Wasserkran. Hier erfrischten sich die Jungens wieder, manchmal etwas abwertend Blumenplatzindianer genannt, wenn sie sich beim Fußballspielen zu sehr erhitzt hatten, oder blutige Schrammen auf den Knien mit dem Taschentuch ausgewaschen werden mussten. Hinter dem Flügel über die gesamte Grundstücksbreite ausgedehnt war die Schlosserei. Der Raum war groß, hoch und dunkel, die Wände von Ruß geschwärzt. Große eiserne Maschinen standen überall an den Wänden und mitten im Raum und machten einen Höllenlärm, wenn sie zum Beispiel ganz alleine Eisenstangen durchsägten. In der Werkstatt stand links an der Hofwand eine große Esse und eine zweite, soviel ich weiß, hinten an der rückwärtigen Wand. Hier wurde unsere Kohle gebraucht um das Eisen zum Glühen zu bringen, bevor es auf einem der unterschiedlich großen Ambosse in die entsprechende Form geschlagen wurde. Auf dem Rauchfang über der Esse, wie fast alles hier aus Eisenblech, waren oft mit weißer Kreide kleine Skizzen

oder Maßangaben aufgezeichnet. Aus der Schlosserei führte eine Tür in die Schreinerei von Pasch auf dem Frankenring. Die beiden arbeiteten oft zusammen für Webereien in der Nachbarschaft. Herr Müller, nicht so alt wie mein Opa, aber viel älter als mein Vater, hieß – glaube ich – Hans und hatte immer, wie die meisten damals, einen dunkelblauen Arbeitsanzug an, oft mit Ruß und



Abb. 4. Aufgenommen auf dem noch unbefestigten Platz westlich der St. Norbertus-Kirche vor der Blumenstraße Anfang der 1930er Jahre. Wahrscheinlich eine kirchlich organisierte Kinder- und Jugendgruppe aus dem Viertel; Fünfter von links ist Hans Opdenberg.

Öl verschmiert. Er ging gebeugt, wohl von der Arbeit mit den schweren Hämmern, aber er hatte ein rosiges Gesicht und glänzende, verschmitzt lachende Augen. Und auch er sang im Kirchenchor mit. Wenn an unserer Absackwaage etwas kaputt war, oder mein Vater eine Idee hatte, was die schwere Arbeit auf dem Kohlenplatz erleichtern konnte, dann wurde es hier durchdiskutiert und gebaut. Und wenn mal ein großes oder besonders schweres Teil transportiert werden musste, dann machten wir es mit unserem kleinen blauen Kohlenauto. Oben im Haus von Müller wohnte Herr Rootering, von Beruf Opernsänger und Gesangslehrer und als Solist am Krefelder Stadttheater. Auch er war Mitglied im Kirchenchor, dann bekam er ein Engagement in München und später in Monte Carlo und Wien und was weiß ich wo noch überall, auf jeden Fall ganz weit weg. Von ihm wurde immer mit viel Ehrfurcht und Stolz gesprochen und die entsprechenden Zeitungsartikel machten dann die Runde.

Das Eckhaus dieser mit nur 11 Häusern kürzesten Straße im Viertel liegt direkt gegenüber unserem Kohlenplatz. Es ist heute das Hospiz und war ab 1957 Pfarrhaus. Ursprünglich waren in diesem Gebäude oder besser gesagt an dieser Stelle die Blumenäle gewesen, wie immer wieder erzählt wurde; so etwas wie Gesellschaftsräume, die auch vermietet und in denen oft und lange gefeiert wurde. In den darüber liegenden beiden Etagen waren ein gutes Dutzend kleiner und kleinster Wohnungen. Unter anderem lebten dort, laut Adressbuch von 1936, ein Schäfer, ein Bonbonkocher, ein Kellner, ein Anreißer, ein Musiker und ein Reisender. Daneben gab es eine Frau, ein Fräulein, eine Witwe und einen Invaliden, und das waren



Abb. 5. Undatierte Schneeballschacht auf dem Blumenplatz vor dem Eingang der noch nicht zerstörten St. Norbertus-Kirche. Heute kaum vorstellbar sind die, unter diesen Umständen, kurzen Röcke und kurzen Hosen mit Kniestrümpfen.

noch lange nicht alle „Haushaltsvorstände“. Willi Gobbers, der auch am Blumenplatz groß geworden war, erinnerte sich, dass dort auch einmal ein Schuhmacher wohnte, der in der winzigen Wohnung auch noch seine kleine Werkstatt hatte. Und er schrieb auch davon, dass auf dem Blumenplatz, bevor die Norbertuskirche dort 1925 gebaut wurde, auch schon einmal ein kleiner Zirkus gastierte. Hierfür habe ich aber bisher keine weiteren Belege gefunden. Aus den Blumen sälen wurde, nachdem das ganze Haus in einer Schenkung an die Pfarre St. Dionysius gegangen war, das Norbertusheim, mit Kindergarten und Pfarrsälehen. Nach dem Angriff 1943 wurden die teilzerstörten Räume zu einer Notkirche umgebaut und dann, zwei Jahre später, nach dem letzten größeren Luftangriff im Januar 1945, der wieder schwere Schäden mit sich brachte, mussten die Räume aufs neue für die nächsten fünf Jahre für einen würdigen Gottesdienst hergerichtet werden. Die angrenzenden alten Pferdeställe aus der Zeit, als man noch mit Pferd und Kutsche ausfuhr, wurden 1946 mit Genehmigung der Alliierten zu einem Kindergarten umgebaut. Fast zwei Jahrzehnte kümmerte sich in diesem Provisorium dann Tante Brigitte um den hoffnungsvollen Nachwuchs des Viertels, an der gleichen Stelle wo zwei Jahrzehnte vorher sich andere „Tanten“ um die Eltern oder Onkel und Tanten der jetzigen Kinder gekümmert hatten. Als dann nicht nur die Kriegsschäden an der eigentlichen Kirche beseitigt worden waren, sie hatte auch ein neues Aussehen bekommen und die beiden schönen dorischen Säulen im Eingang waren dem Zeitgeschmack

geopfert worden, wurde aus der Notkirche wieder ein Pfarrheim und nach einem gewaltigen Umbau, heute würde man Kernsanierung dazu sagen, dessen Fortschritte ich jeden Tag auf dem Weg zum Kindergarten verfolgen konnte, erinnerte nichts mehr in der Fassade an früher. 1957 zogen dort die Herz-Jesu-Priester mit ihrer Missionsprokura ein und betreuten von hier aus die Pfarre und Missionsgebiete irgendwo in Afrika. Seit dieser Zeit stand Bruder Arnold, der Pförtner des Klosters, das ein oder andere Mal, wenn es die Zeit erlaubte, bei meinem Opa am Tor vom Kohlenplatz und hielt mit ihm ein Schwätzchen.

Das ehemalige Pfarrerrhaus an der Kornstraße, ein altes Vier-Fenster-Haus, wurde in der Folge für einige Jahre als „Pfarrheim“ genutzt. In dem großen ersten Zimmer im Flügel stand ein altes Klavier für die Chorprobe, gespendet von einem Pfarrmitglied. In den beiden Räumen zur Straße hin, ursprünglich das Pfarrbüro und das „Sprechzimmer“ vom Pastor, war die Borromäus-Bücherei untergebracht. Hierhin brachte ich die ausgelesenen Bücher von Opa oder „Tante Adele“, unserer Hausbesitzerin von der Prinz-Ferdinand-Straße, und bekam dann, wenn es gewünscht wurde, ein neues Buch mitgegeben, was meist ein recht altes, schon gut gebrauchtes und oft gelesenes war. Die Damen dort hinter dem Karteikasten kannten ihre Mitglieder und deren Lesegeschmack und wussten immer etwas Passendes. Geheimnisvoll dort war für mich eine dick von innen gepolsterte doppelte Tür, die in der Vergangenheit wohl auch so manches Geheimnis

hüten sollte. Hier in diesen Räumen entdeckte ich auch Karl May für mich, 72 Bände in Dunkelgrün, selbst die Schutzumschläge waren schon stark angegriffen von den vielen Händen, durch die diese Bücher gegangen waren. Für's erste war es Stoff genug für lange kalte Winterabende, verregnete Sonntagnachmittage und für die Pausen zwischen den Hausaufgaben. Mit Band 1, „Durch die Wüste“, fing ich an und hörte irgendwo bei Band 60 mitten im Erzgebirge auf, den Rest habe ich mir geschenkt, denn es gab noch unendlich viel anderes dort zu lesen. Vor dem Pfarrhaus trafen sich in der Regel auch die Pfadfinder, um, nach Erhalt des Reisesegen und einer Ehrenrunde um den Blumenplatz, in eins der vielen jährlichen Zeltlager oder zu einem Treffen mit anderen Pfadfindergruppen zu fahren. Meist folgte der Gruppe mit gehörigem zeitlichem Abstand unser kleiner blauer Kohlenwagen, voll beladen mit Zelten, Stangen, Hordentöpfen und Tornistern, die meist noch aus „Deutschlands großer Zeit“ stammten.

Zurück zum Blumenplatz, der sich langsam aber sicher füllt. Ursprünglich war diese bewusst freigehaltene große Fläche zwischen den neugebauten Stadthäusern Kornplatz nach der angrenzenden Kornstraße benannt worden, was wohl zu der vereinzelt gehörten Vermutung führte, dass es hier früher einmal einen Kornmarkt gegeben haben sollte. Aber im Frühjahr 1891 entschied man sich für die heutige Bezeichnung, wohl wegen der an der Südseite verlaufenden Blumenstraße, vielleicht aber auch, weil „Blumenplatz“ in dem geplanten Häusermeer etwas freundlicher klingt. Vor meinem inneren Auge sieht der Platz aus wie eins von diesen Wimmelbildern, wobei „Wimmelbilder“ keine Erfindung unserer Zeit sind. Die ägyptische Grabmalereien sind auch voll von Menschen, die alle möglichen Tätigkeiten verrichten, Landmesser, die Felder ausmessen, Bauern die säen und ernten, Fische werden gefangen und Vögel, Brot wird gebacken und Bier gebraut. Ein äußerst lebendiges Wimmelbild zeigt, um eine Säule gewickelt, die in Rom steht, die Feldzüge von Kaiser Trajan. Auch für Breughels Wimmelbilder wie die Kinderspiele oder die 100 Sprichwörter könnte der Blumenplatz die Vorlage geliefert haben.

Vor irgendeinem Haus in der Nachbarschaft steht unser Kohlenwagen, werden ein paar Säcke Kohlen über eine Rutsche ins Kellerloch geschüttet oder heruntergetragen. „Schuhe bitte abputzen, der Flur wurde heute schon gewischt“. Gleichzeitig mit diesen lautstark vorgetragenen Forderungen werden mit Wäscheklammern, die von der einen in die andere Kittelschürzentasche befördert werden, die Säcke mitgezählt. Der Schrottkerl dreht seine wöchentliche Runde und sein melodisch lang gezogener Singsang ist unverkennbar. „Lumppeennnn – alt Eiseennnn – Papiiiier – alte Öööööfeennnn“. Am Örlsmittwoch zog auch jahrelang ein Ein-

armiger um den Blumenplatz und in die angrenzenden Straßen und schmetterte seine Lieder à la Hans Albers oder Freddy vor den Geschäften in der Hoffnung auf ein oder zwei Groschen als Lohn für seine Darbietung. Die Gitarre, die er an einer Kordel um den Hals hängen hatte, diente dabei mehr der Dekorationen als der Instrumentierung. Vergebens hoffte ich immer, dass er auch nur einmal mit seiner Hand in die Saiten griff.

Wer die Schularbeiten sprich Hausaufgaben fertig hat, darf nach draußen; die Schlüsselkinder, von keinem kontrolliert, sind schon lange vorher da und warten auf Spielkameraden. Vorne, auf dem Bunker und hinter der Mauer, wohin die Sonne ungehindert scheint, fotografiert der junge Althoff zwei Sessel, die er aus der Schreinerwerkstatt seines Vaters hinter mir herausgetragen hat. Solche Objekte, Möbel konnte man nicht dazu sagen, hatte ich noch nie gesehen, zwei Halbkugeln, eine in Gelb die andere in Rot auf drei winzig dünnen Stangen. Unsere waren aus Holz, mit Armlehnen und vom Polsterer mit hellgrauem fusseligem Stoff mal wieder bezogen worden. Mein Opa, der mit dem Anstreicher Küppers aus dem Nachbarhaus, der seine Leitern zurück in den Hof bringen wollte, am Tor steht und ein paar Worte wechselt, glaubt zu wissen, dass diese Teile für die Weltausstellung 1958 in Brüssel bestimmt sind, das war die mit dem Atomium, von der immer wieder in der Zeitung berichtet wurde. Mittlerweile haben die Jungen zwei Fußballmannschaft zusammen, für die fast der ganze Platz gebraucht wird und alle wollen Stürmer sein, keiner Verteidiger oder sogar ins Tor, das mit zwei Jacken, Aktentaschen oder was sonst zur Hand war, markiert wird.

An dieser Stelle schiebt sich ein zweites Bild vor mein inneres Auge, „Dat Fußballspiel“ von Willi Hermes, enthalten in der Erzähl-sammlung „Schöttspoul“. In der Adventzeit, vor dem zu Bett gehen oder an langen verregneten Sonntagnachmittagen, hat unser Vater uns diese Geschichte dann und wann einmal vorgelesen. Ich sehe die Bilder noch ganz frisch vor mir, „En Oma“, die durch das Spielfeld geht, rollt per Malheur der Ball vor die Füße. Sie schießt versehentlich ein Tor und verliert dabei den Schuh. In der Folge geht eine Fensterscheibe zu Bruch und bei einem Elfmeter für „drei Ecken“ fliegt der Ball durch das, nur mit zwei Mützen markiert Tor, direkt in „en oepene Melkstüet“. Der Milchmann schmeißt den in Buttermilch „jezoppe selvsjemäckde Lappeball“ mit Wut zurück und trifft „die al Adams“, mit „bedse Ärm voll Wenkelswar“, die genau in diesem Augenblick über die Straße gewackelt kommt. Spätestens hier hatten wir alle vor Lachen Tränen in den Augen, weil wir wussten, dass der Ball anschließend noch durch die aufgeplatzte Tüte Zucker und die zwei Heringe, die Brötchen und ein zerbrochenes Glas Mostert rollen würde. Ich bekam den weiteren Verlauf der Geschichte, die ich nicht oft genug hören

konnte, nur noch wie durch einen Schleier mit. Und für mich fand dieses Fußballspiel immer bei uns auf dem Bunker statt.

Die Mädchen, für die Zeit des Fußballspiels etwas an den Rand gedrängt, sind mit Seilchen springen, Versteckspielen oder Plumpsack beschäftigt oder spielen mit zwei oder drei kleinen Bällen, die sie wechselweise und schnell hintereinander gegen eine Hauswand warfen. Wenn auf dem Bunker nicht gerade die Bundesliga nachgespielt wurde war Hinkeln oder Himmel und Hölle sehr beliebt. Ein glatter Kiesel als Hinkelstein fand sich immer in dem unbefestigten Bereich zwischen den Bäumen und ein Stück von einem nicht zu hart gebrannten Ziegelstein diente als Malstein, um die Felder zu markieren. Manche glauben, dass dieses Spiel mit den Römern und ihren ordentlich plattierten Plätzen und Straßen hierhin an den Niederrhein gekommen ist. Ich weiß es nicht, ich war ausnahmsweise mal nicht dabei; auf jeden Fall war der Blumenplatz, aber auch die Bürgersteige mit ihren unterschiedlich großen dunklen Basaltplatten, ein idealer Spielplatz. Langsam wird es auch immer lauter; „Mutter, Mutter wie weit darf ich reisen“, „Fischer, Fischer wie tief ist das Wasser „oder „Schwarz, Weiß, Rot, Leben oder Tod“ halt und schalt es hin und her (es hat lange gebraucht bis ich herausfand, dass mit diesem „Schlachtruf“ die deutschen Farben von vor 1918 gemeint waren, was aber, davon gehe ich aus, keinen von den Alten interessierte weil sie es selber schon so gespielt hatten und von den Kurzen es keiner mehr wusste.) Und dann

wurde über den Platz gerannt, gehumpelt, gehüpft oder sich verrenkt, damit „der Kaiser“, wenn er ins Land kam, kein Rot, Gelb, Grün oder was weiß ich für eine Farbe sehen durfte, konnte oder wollte. Mit Stelzen lief auch schon mal jemand herum, meist waren sie aus alten Dachlatten selbst zusammengeagelt oder bestanden im Notfall aus Konservendose mit denen man, wenn die Kordel verschlissen war, auch eine Runde Fußball spielen konnte. „Dopp sette“ war nichts für Grobmotoriker und hier kam es ganz besonders auf die Qualität der Schnur an. Mein Opa hatte noch einen hölzernen Kreisel für mich in seiner Kro-eskist gefunden, in der sich auch alte Nägel, Schrauben, Flaschenöffner, ein Klöffken (Dietrich), ein paar Münzen und anderes befand. Die großen Platten auf dem Blumenplatz waren für das Spiel mit dem Kreisel wie gemacht, aber meist war jemand im Weg.

Viele Spiele waren von der Jahreszeit abhängig. Gemörmelt wurde immer im Frühjahr. Dann gab es vom Osterhasen auch schon mal ein neues Mörmelsäckchen, selbst genäht aus irgendwelchen Lappenresten, mit einer Handvoll neuer Mörmel, noch glänzend bunt und nicht so verschrammt und verkratzt wie die alten vom vorigen Jahr. Mörmel gab es in jedem Schreibwarengeschäft. Die einfachen aus Ton kosteten 1 Pfennig das Stück, die schönen aus Glas 5 Pfennige, eiserne aus Kugellagern, unschätzbar im Wert, hatten nur diejenigen, deren Väter in der Metallbranche, beispielsweise im Stahlwerk tätig waren. Weil wir vor dem Mörmeln



Abb. 6. Die Eheleute Hensing, Jägerstraße 79, Anfang der 1930er Jahre. Das Bild wurde nach dem Dankgottesdienst anlässlich ihrer Goldhochzeit auf den Stufen der St. Norbertus-Kirche aufgenommen. Unter den weißgekleideten Mädchen sind auch Leni Bleeser und Leni Opdenberg, beide auch von der Jägerstraße.

mit den Absätzen die passenden Kuhlen in den Boden drehen mussten, haben in dieser Zeit die Schuhe ganz besonders gelitten. Dann wurden die Regeln ausgehandelt, wer mit dem Stucken anfangen durfte, ob es erlaubt war, die beiden Mörmel in der Handfläche mit dem Daumen zu trennen, was die Erfolgchancen deutlich erhöhte, dass nur eine Kugel in die Kuhle rollte und vieles andere. Und Ärger und Geschrei gab es dann noch regelmäßig, wenn ein paar von den Rabauken, von den Rotzblagen, in das Külleken spukten und das Entsetzen darüber ausnutzten und mit all den Mörmeln, die sie greifen konnten das Weite suchten.

Genauso sicher, wie mit den ersten wärmenden Sonnenstrahlen die Mörmelsaison begann, traten spätestens nach Abebben der ersten Welle die Kreativen oder Ausgefuchsten auf den Plan mit ihrer eigenen Erweiterung des Mörmelspiels zu einem „Glücksspiel“ oder so etwas wie einem „Flipperautomat“ für Arme. Benötigt wurde hierfür in der Regel ein Schuhkarton, wie er in jedem Schlafzimmerschrank als Universalbehälter für alles Mögliche, in der Regel alte Fotografien, Postkarten, Wollreste und ähnliches, vorhanden war. Idealerweise wurde mit einer Schere, meist aber mit einem Messer, ganz gleich ob Küchen- oder

Taschenmesser, in die obere Längsseite des Kartons 5 bis 6 unterschiedlich große Türchen geschnitten, über die die entsprechenden Zahlen geschrieben wurden. Das kleinste Türchen, nur minimal größer als ein Mörmel, bekamen eine hohe Nummer, meist eine 10 und das größte, etwa doppelt so groß wie das kleinste, meist eine 2. Wem es gelang, seine Mörmel durch ein Türchen zu kicken, bekam eine dem entsprechende Anzahl Mörmel als Gewinn ausgehändigt. Der Karton wurde an eine Hauswand oder die Mauer auf dem Bunker gestellt und es ging los. Mörmel, die nicht durch eins der Türchen rollten, sondern vor oder neben dem



Abb. 7. Aus der Bauakte von Johannes Althoff 1960, Bauvorhaben Jägerstraße 71. Im Zentrum der Aufnahme ist die lückenhafte Bauzeile der Jägerstraße gegenüber dem Blumenplatz zu sehen. Von links nach rechts, noch angeschnitten, der Websaal der Paramenten-Weberei Dutzenberg, daran anschließend die Kohlenhandlung Opdenberg. Das Grundstück wurde, abgesehen von einigen Schuppen und dem kleinen Büro, nie bebaut. Es folgen drei gründerzeitliche Häuser, die den Krieg überstanden haben. In dem rechten befindet sich die Drogerie Beckers, ursprünglich eine Farbenhandlung und daneben, in dem an Stelle eines ausgebombten gründerzeitlichen Wohnhauses neu errichteten Wohnhaus, die Gaststätte Jäger-Klause. In der Ruine des Hauses Jägerstraße 71 wohnten bis zum Angriff neben Anderen auch die Opdenbergs. Durch den linken Eingang gelangt man über den Hof in die Schreinerei Althoff noch hinter dem Flügel, der den Krieg auch überstanden hatte. Dass daran anschließende Wohnhaus stammt aus der Zeit kurz vor dem Ersten Weltkrieg. Die schlichte Jugendstilfassade, die den Krieg überstanden hatte, fiel dem Modernisierungswahn zum Opfer und ist heute nicht mehr wiederzuerkennen. Daran schließt die Mauer eines weiteren Kohlenplatzes an, auf dem ebenfalls, abgesehen von ein paar Schuppen und Garagen, bis heute keine weiteren Gebäude errichtet wurden. Noch heute, wenn auch sehr stark verblasst, ist an der Mauer zu lesen: WENN CHRISTLICH – DANN ZENTRUM. Auf der niedrigen Abschlussmauer des Platzes gegenüber den Treppen, die zu den Bunkereingängen hinabführen – sie ist der einzig wirklich sichtbare Teil der unterirdischen Anlage und aufwendig aus Basalt errichtet –, befindet sich noch das rautenförmige schmiedeeiserne Gitter aus der Entstehungszeit. Die Markierung mit phosphoreszierender Farbe aus der Zeit der Verdunklung ist als heller Streifen zu sehen. An die beiden hohen Lüftungskästen aus Metall für Frischluft und Abluft sind Laternen montiert und auf dem rechten steht der Hinweis zu dem Bunker-Hotel. In der unbefestigten Fläche im Vordergrund ist zwischen der plattierten Platzfläche und der Fahrbahnkante der Kornstraße rechts noch die Außenkante des eigentlichen Bunkers zu erahnen. Diese unbeabsichtigt mit aufgenommenen Fußballspieler haben das „Tor“ wohl, wie üblich, mit zwei kleinen Steinen markiert.

Kasten liegen blieben, wurden einkassiert. Die Gewinnchancen waren nicht sehr groß auf den Bürgersteigplatten und auch auf den hierfür besser geeigneten Platten auf dem Bunker war es mehr ein Glücks- als ein Geschicklichkeitsspiel, zumal der Karton immer wieder mal verschoben wurde. In der Regel verlor man deutlich mehr als man gewann und der Kartonbesitzer war, wie im richtigen Leben, meist der Gewinner, hatte aber bald keine richtige Freude mehr daran, denn erstens wollte sich nach kurzer Zeit keiner mehr auf dieses Spiel einlassen und zweitens, was sollte er anschließend mit all den Mörmel anfangen, außer sie zu verschenken? Aber ein kleines Lehrstück in Sachen Marxismus war es schon, bezogen auf die Produktionsmittel etc. Für handwerklich begabte, kunstsinnige Mitschüler und Spielkameraden gab es, gefertigt aus einer Zigarrenkiste, auch eine Edelsonversion dieses Spielautomaten. In der Zeit der Zwangsbewirtschaftung konnte/musste man sich solch eine Zigarrenkiste für ein paar Pfennige im Tabakwarengeschäft kaufen, einzelne Deckel beispielsweise für Laubsägearbeiten gab es für 5 Pfennige. Später bekam man sie, wenn man ordentlich fragte und auch sonst einen gesitteten Eindruck machte, umsonst, als kleines, stabiles, mit Deckel versehenes Universalbehältnis. So mancher bastelte daraus sogar für seine Mutter ein richtiges Nähkästchen mit Füßen und Seitengriffen. Aus der Zigarrenkiste wurden also die kleinen Türchen mit der Laubsäge ausgesägt, mit Tusche in Schönschreibschrift die Nummern darüber gesetzt, die Kanten geschmiegelt und wenn alles schön fertig war, war die Saison meist schon vorbei, aber was soll's, der Gewinn lag hier auf einer ganz anderen Seite.

In diesem Zusammenhang fällt mir noch eine Geschichte ein. Mein Opa erzählte mir mal, dass zu seiner Zeit die Jungen Sprudelwasserflaschen, wie beispielsweise die vom Krefelder Sprudel, zerschlagen hätten um an die Glaskugel zu kommen, mit denen diese Flaschen von innen verschlossen waren, was ich mir überhaupt nicht vorstellen konnte, allein schon die Frage: wie soll der Glasmörmel in die Flasche gekommen sein und wenn ja, wie sollte dann der Sprudel aus der Flasche kommen? Das kam mir alles sehr weit hergeholt vor und mein Opa war ja auch schon alt. Vor einiger Zeit nun entdeckte ich im Bodenaushub einer Baustelle in der Nachbarschaft eines Bauernhofes genau solch eine Flasche, sogar Reste der Gummidichtung für die Glaskugel waren noch vorhanden und die Flasche hatte in ihrem Flaschenhals zwei kleine Stege, die die Kugel beim Ausgießen des Wassers zurückhielten. Hier hatte ich also eine, wie man heute so schön sagt, „belastbare Quelle“ für die vor mehr als einem halben Jahrhundert gehörte Geschichte.

Mit Messern werfen und dann, nach Lage oder Stand des in der Erde steckenden

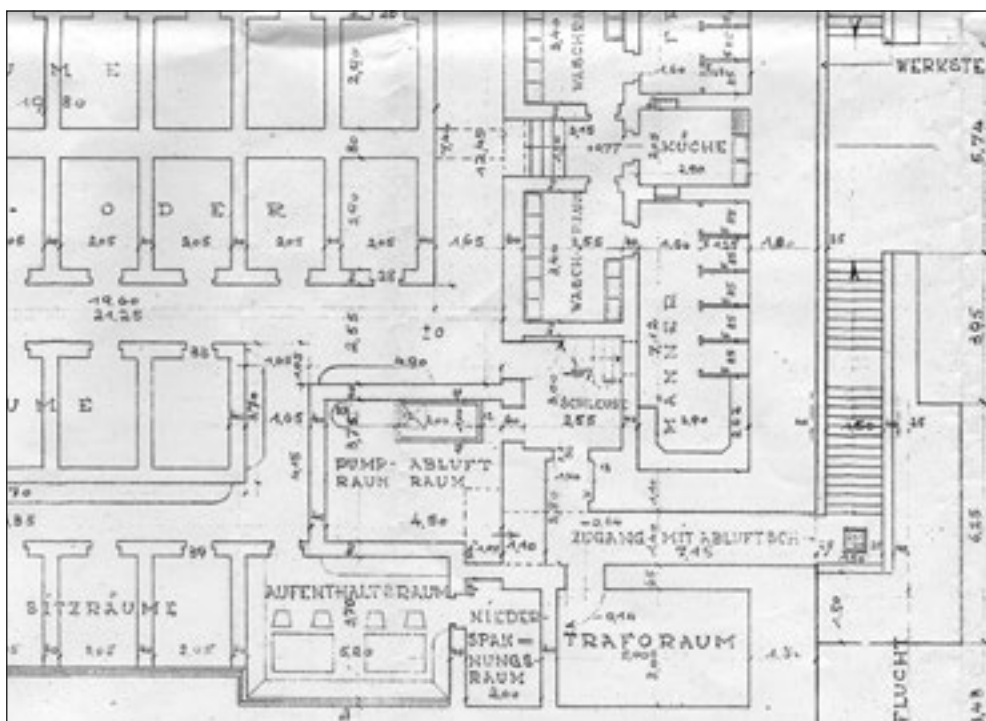


Abb. 8. Ausschnitt aus der Grundrisszeichnung für den „LS (Luftschutz) Sonderbau Blumenplatz“, angefertigt vom Städtischen Hochbauamt Krefeld am 20. Januar 1941. Er zeigt die nord-östliche Ecke des Bunkers mit der Zugangsschleuse, einem Teil der Technikräume, dem Zugang zu den öffentlichen Toiletten und den Bereich des späteren Bunker-Hotels.

Messers, entsprechende Felder abstecken oder teilen, war im Sommer ganz klar eine Sache der Jungen. Hierzu eigneten sich die unbefestigten Seitenbereiche neben dem eigentlichen Bunker, die zur Straße hin leicht abschüssig waren und in denen auch die Bäume standen. Zu der Zeit standen dann Fahrtenmesser ganz hoch im Kurs.

Rollschuhlaufen wollen und können fast alle. Die Mädchen ganz besonders schön und elegant, die Jungen spielen über den ganzen Platz Rollhockey und jagen hinter einer Gardinenkugel (ein Gewicht am Ende der Schnur, mit der die Vorhänge auf- und zugezogen wurden, so etwas kennt heute kein Mensch mehr) her. Mit Nägeln wurde der Puck so gut gespickt, dass er wie geschmiert über die Platten schießt und ungebremst auch darüber hinaus, zum Entsetzen der Kinder und Alten. Die meisten der künftigen Preussen- oder KEV-Aspiranten, von denen der ein oder andere später auch zu höheren Weihen kam, hatten in ihrer Anfangszeit als Schläger oft nicht mehr als einen entwendeten Besenstil mit einem ange Nagelten Brettchen. Die Schraubendampfer, die zum Ärger der Mütter und zur Freude der Schuster an den Schuhsohlen wie Schraubzwingen festgemacht werden mussten, waren noch ohne Gummibereifung und müssen tief unten im Bunker einen Höllenlärm gemacht haben und der Pächter dieser Liegenschaft im Untergrund kam regelmäßig her-

auf und versuchte, uns zu vertreiben. Hierzu muss man wissen, dass Ende 1946, als es in der Stadt noch kaum Übernachtungsmöglichkeiten gab, hier unter der Erde das „Hotel Blumenplatz“ mit 40 Betten eröffnet worden war. In seiner Anfangszeit hatte es auch einen guten Ruf, war aber im Laufe der Zeit, sehr zum Missfallen der Geistlichkeit und der Erziehungsberechtigten, zu einer Gaststätte mit angeschlossenem Stundenhotel mutiert.

Im Herbst wurden die großen, fast lederartigen Blätter der Platanen auf den beiden Seiten des Platzes zu hohen Bergen aufgehäuft, ideal um darin herum zu toben, sich zu wälzen oder damit zu zudecken. Die tischtennisballgroßen Früchte zerbröselten zu pelzigen Stäbchen und waren als „Juckpulver“, beliebt, das den Spielkameraden in den Nacken gestopft wurde und seine Wirkung nicht verfehlte. Die winzig kleinen Härchen blieben in der Wäsche stecken und klebten auf der Haut und man wurde sie umverrecken nicht mehr los. Nach St. Martin wurde die Gipspeife des Weckmanns aus der Martinstüte sauber geschrubbt und gängig, genau genommen zügig gemacht, und damit hat dann manch einer seine ersten Erfahrungen als (Pfeifen-)Raucher gemacht. Als „Tabak“ dienten die trocken gewordenen Platanenblätter.

Selbst an Wintertagen war der Bunker belebt und belegt, wo sollte man auch sonst spie-

len, zuhause war in der Regel kein oder nur wenig Platz, und die Schlüsselkinder waren allein und draußen fand sich immer jemand zum Spielen. Wenn es schneite entstand sofort eine Schlinderbahn. Das Gezeter der Alten war, wenn sie mit einem Eimer Wasser verbessert wurde, natürlich noch größer weil befürchtet wurde, dass besonders ältere Menschen hier noch schneller zu Fall kommen könnten. Und zum Ärger der Kinder, die den ganzen Nachmittag hierfür gebraucht hatten, wurde die Gefahrenstelle mit einer Kehrschaufel Asche in Nullkommanichts, wenn nicht beseitigt, so doch entschärft. Wie anders muss es früher gewesen sein, da musste man nicht warten, bis ein Blitzeisregen die gesamte Fläche vor der Kirche in eine Eisbahn verwandelte. Vor dem Krieg, wenn es besonders stark fror, erzählte mein Vater, hatte die Feuerwehr schon einmal den Platz unter Wasser gesetzt. Vorher wurde ein provisorischer Zaun drum herum gezogen und eine kleine Bretterbude aufgestellt, in der, so wurde mir von anderer Seite erzählt, konnte man dann für ein paar Groschen Schlittschuhe leihen und auch den Eintritt entrichten, und dann hatten alle Kinder des Viertels eine „professionelle Eisbahn“ für ein paar Tage, genauso eine wie die im Hindenburgstadion an der heutigen Westparkstraße.

Vor meinem geistigen Auge sehe ich jetzt, wie an der Baustelle links hinter der Kirche, Ecke Kornstraße, die Bauarbeiter Feierabend machen. Für die Größeren, die vorher in den Trümmern herum geturnt sind und Mauern zum Einsturz gebracht haben oder selbst gebaute kleine Türme aus Ziegelsteinen mit gezielten Würfeln umwarfen, „Baas op“ wurde das genannt, was genaugenommen „Bauer (Bauer) paß ob“ heißen musste und aus dem Kegelsport entlehnt war, war das Arbeitsende auf der Baustelle der Startschuss, um jetzt auf dem Gerüst herum zu turnen, von dort bei anderen Leuten ins Zimmer zu spinnen und dann immer wieder todesmutig in die Tiefe zu springen.

Es ist kurz nach halb sechs, Frankens Henn, der schon seit Kriegsbeginn seinen Dienst als Küster hier versieht und auch als Kassierer für die Sterbekasse tätig ist, geht von seiner Wohnung auf der Kornstraße über den Platz, um zur Abend-Andacht um 6.00 Uhr die Kirchenglocke zu läuten, die auch morgens, und mittags immer kurz vor 12 zum Angelus geläutet wurde. Die größeren Jungen durften, wenn sie das nötige Vertrauen genossen, auch schon mal mitgehen und helfen beziehungsweise alleine läuten, aber

unter Aufsicht. Das Läuten war, obwohl es nur diese eine kleine Glocke gab, eine Wissenschaft für sich, das behutsame Anziehen im Einklang mit dem Schwingen der Glocke, 3 x 3 kurze Schläge für sich, für das Angelusgebet und dann das 12-Uhr-Läuten, das dann, mit zwei leisen verhaltenen Schlägen zum Ende hin, auch auf einen Schlag hin aufhören musste. Die Glocke war dem kleinen, oft als Notkirche bezeichneten Gotteshaus angemessen. Das ausgefranste Hanfseil, versehen mit dicken Knoten, damit es einem nicht durch die Hand rutschte, war mehr recht als schlecht mit dem dünnen Drahtseil verbunden, das durch ein kleines Loch hin zur Glocke in der Decke verschwand. Nach dem Krieg bot zwar der Aufsatz auf dem Dach vorne am Giebel, den man unmöglich als Glockenturm bezeichnen kann, Platz für zwei Glocken, aber daraus ist nie etwas geworden.

Aber auch die eine, nicht besonders große Glocke, konnte für eine entsprechende Aufregung im Viertel sorgen. Als eines Morgens, trotz aller Anstrengungen, kein Glockenschlag zu hören war, musste nicht nur die Geistlichkeit entsetzt feststellen, dass irgendwelche Spaßvögel, man mutmaßte, möglicherweise die „Jugendabteilung“ des Kirchenchores, den Klöppel mit Lappen umwickelt hatten. Die Wellen schlugen besonders hoch. Jahre vorher hatten ein paar Börsch vom Blumenplatz es irgendwie herausbekommen, am Blitzableiter bis aufs Dach der Sakristei hochzuklettern. Einer, Namen sollen hier nicht genannt werden, turnte von dort weiter übers Kirchendach bis ganz nach vorne, dort wo die Glocke hing. Es gelang ihm, sie in Bewegung zu setzen und als er so genügend Zuschauer herbeigeläutet hatte, sang er lauthals das Lied vom schwarzen Zigeuner, das seine Mutter so gerne bei der Küchenarbeit sang. Einen ganz anderen Hintergrund hatte eine Aktion noch ein paar Jahre vorher. Mitten im Krieg hatten etwa gleichaltrige bei „Nacht-und-Nebel“ und unter Lebensgefahr die Glocke aus dem kleinen Türmchen der ausgebrannten Kirche heruntergeholt. Unter ein paar Kohlsäcken in Sicherheit gebracht, wurde sie so vor dem Einschmelzen bewahrt.

Etwa zeitgleich mit dem Küster Franken kommt nun auch Fräulein Buschkötter, um die Gewänder für den Herrn Pastor oder Kaplan oder wer sonst gerade Dienst hatte und für die Messdiener herauszulegen. 30 Jahre lang hat sie die Paramente in Ordnung gehalten und die Wachsflcken aus den

Rochetts gebügelt. Gefühlt war jeden Tag eine Andacht, vor Ostern, die ganze Fastenzeit hindurch Kreuzwegandacht, im Mai die Maiandacht, im August die Mutter-Gottes-Andacht, Samstag abends Komplet, da wurde von vorne bis hinten alles gesungen und, wenn gar nichts anstand, dann war Rosenkranzgebet für den Priesternachwuchs.

So langsam, um halb sieben herum, wird es still auf dem Platz. Die Kirchgänger gehen nach Hause: Abendessen. Die Läden schließen pünktlich und mit den Straßenlaternen, die angehen, verschwinden auch die letzten Kinder. „Abendessen und ab nach Bett.“ Die Damen in der Borromäus-Bücherei schließen die Kasse und die Tür. Die Wirte rundum zapfen das erste Feierabendbier. Damit können sich die Maurer und Schlosser und Schreiner und auch die Kohlenhändler dann ja den Staub von der Arbeit hinunter spülen.

Bevor das Licht in den Wohnungen angebracht wird, werden die Blenden geschlossen. „Da kann ja jeder rein gucken, was sollen die Leute denn denken.“

Danksagung:

Spätestens an dieser Stelle möchte ich mich bei den vielen Menschen bedanken, die auch rund um den Blumenplatz ihre Kindheit und Jugend verbracht haben und mir mit ihren Erzählungen meine selbst erlebten und gehörten Erinnerungen bestätigt und ergänzt haben. Allein dabei kam wiederum so vieles über das Miteinander in unserem Viertel zusammen, dass eine Fortsetzung zwingend erscheint. Namentlich genannt seien Karl Albert, Ruth Arts geb. Pasch, Jürgen Kleinhoyer und Walter und Jürgen Monderkamp.

Georg Opdenberg, geboren 1950 in Krefeld, nach der Lehre Ingenieurstudium in Essen, seit 1975 als Landvermesser tätig. Ab 1970 Druckgraphiken, Abendkurse an der Werkkunstschule Krefeld, seit 1982 Mitglied der Gemeinschaft Krefelder Künstler. Teilnahme an regionalen und internationalen Ausstellungen. Zahlreiche Veröffentlichungen und Vorträge über Teilbereiche der Vermessungs- und der Stadtgeschichte und über Krefelder Künstler mit Ausrichtung entsprechender Ausstellungen. Verleihung des Rheinlandtalers durch den Landschaftsverband im Jahr 2000. Verheiratet, Vater zweier Töchter, lebt und arbeitet in Krefeld.

Ehrengabstätten in Krefeld

von Veit Berroth, Heike Blondin, Janine Michels, Nicole Nießen

Auf dem Stadtgebiet der Stadt Krefeld gibt es derzeit 73 Ehrengabstätten. Durch Ehrengabstätten haben Städte und Gemeinden die Möglichkeit, Verstorbene, die zu Lebzeiten besondere Verdienste erworben haben, zu ehren. Üblicherweise erfolgt die Vergabe und Erhaltung dieser Grabform durch die öffentliche Hand, so dass je nach Vergabepraxis eine Ehrengabstätte den Charakter einer öffentlichen Auszeichnung für eine Einzelperson oder für einen Personenkreis haben kann. Es besteht auch die Möglichkeit, dass die Gemeinden oder Städte die Verantwortung für die Gräber übernehmen und deren Pflege finanzieren. Dies ist meist der Fall, wenn die Verstorbenen keine Nachkommen mehr haben und es auch keine Institutionen gibt, die sich um die Grabpflege kümmern. Ehrengabstätten halten somit die Erinnerungen an die bedeutenden Personen wach. Außerdem werden so oft auch kulturgeschichtliche Zeugnisse bewahrt. Dies geschieht beispielsweise, wenn Friedhöfe geschlossen werden und Grabstätten durch Umbettungen nur mit öffentlichen Mitteln erhalten werden können.¹

In Krefeld regelt § 23 der Friedhofssatzung, dass Grabstätten durch den Rat der Stadt Krefeld zu Ehrengabstätten erklärt werden können. In diesen Fällen legt der Rat die Unterhaltungspflicht sowie den Umfang und die Dauer von Nutzungsrechten fest.² Eine solche Ehrung kann insbesondere Personen zu Teil werden, die bereits zu Lebzeiten eine Ehrung durch den Rat der Stadt Krefeld erhalten haben. Dies regelt § 15 der Hauptsatzung der Stadt Krefeld. Danach kann der Rat folgende Ehrungen verleihen:

- a) Das Ehrenbürgerrecht an Persönlichkeiten, die sich um Krefeld in herausragender Weise verdient gemacht haben;
- b) die Stadtältestenwürde an Bürger/-innen, die in Krefeld mindestens 20 Jahre oder 4 Wahlperioden Ratsmitglied oder Ehrenbeamte waren oder ausgeschieden sind;
- c) den Stadtring an Persönlichkeiten, die sich um die Selbstverwaltung der Stadt Krefeld besonders verdient gemacht haben;
- d) die Stadtmünze in Silber und Gold an Ratsmitglieder, die dem Rat zwei oder mehr Wahlperioden angehört haben, oder an Bezirksvertreter/-innen, die einer

Bezirksvertretung vier oder mehr Wahlperioden angehört haben und danach ausgeschieden sind.

Mit der Verleihung des Ehrenbürgerrechts oder der Stadtältestenwürde ist die Aushängung des Stadtringes verbunden. Der Hauptausschuss kann nach § 15 Abs. 2 der Hauptsatzung ebenfalls folgende Ehrungen verleihen:

- a) Die Stadtehrenplakette an Persönlichkeiten oder Vereinigungen, die auf politischem, künstlerischem, sportlichem, wissenschaftlichem, wirtschaftlichem oder sozialem Gebiet das Ansehen der Stadt Krefeld oder das Wohl ihrer Bürger besonders gefördert haben;
- b) das Stadtsiegel an einzelne Persönlichkeiten, die sich auf den vorgenannten Gebieten verdient gemacht haben.³

In Krefeld wird die Ehrenbürgerwürde seit nunmehr 150 Jahren verliehen. Der erste Krefelder Ehrenbürger war Johann Heinrich Gottfried Reinarz. Ihm wurde die Ehrenbürgerwürde am 7. Oktober 1863 verliehen. Reinarz war Pfarrer an St. Dionysius und erster Dechant in Krefeld. Hiermit nutzte die Stadt Krefeld ihr Recht, die Ehrenbürgerwürde an verdiente Personen verleihen zu können, das den Städten 1856 in der Rheinischen Städteordnung zuerkannt wurde. Die Stadt Uerdingen übte dieses Recht erstmals 1893 aus, indem sie Heinrich Mauritz zum Ehrenbürger ernannte. Mauritz war Unternehmer, Stadtverordneter, später Beigeordneter und Kreistagsdeputierter.⁴

In der Vergangenheit wurden die Grabstätten der Oberbürgermeister der Stadt Krefeld zu Ehrengabstätten ernannt. Weitere Formen der Ehrung sind denkbar und im Bereich der Kunst, Kultur oder des Sozialen möglich. Hierbei ist es zunächst unerheblich, ob die Grabstätte von Angehörigen des Verstorbenen oder der Stadt Krefeld – Fachbereich Grünflächen gepflegt wird. Vielfach wurden jedoch Gräber zu Ehrengabstätten ernannt, wenn keine Angehörigen mehr vorhanden sind, die sich um die Grabstätte des Verstorbenen kümmern können. Eine Liste der auf den Krefelder Friedhöfen verzeichneten Ehrengabstätten ist dem Schlussteil dieses Artikels angehängt.

An dieser Stelle ist es nicht möglich, einen Überblick über das Leben und Wirken all dieser Persönlichkeiten zu geben. Die nachfolgend genannten Verstorbenen stellen daher lediglich eine Auswahl dar. Sie haben sich auf verschiedene Art und Weise verdient gemacht und für die Belange unserer Stadt eingesetzt.

Cornelius de Greiff

Cornelius de Greiff wurde am 8. Juni 1781 geboren und wuchs in einer sehr wohlhabenden Familie auf. Er erbte unter anderem den Linner Mühlenhof und den Hausenhof einschließlich der Ländereien und des Zubehörs. 1838 ließ Cornelius de Greiff das Haus Greiffenhorst errichten und den Greiffenhorstpark anlegen.

Cornelius de Greiff hielt sich gesellschaftlich sehr zurück und führte ein Leben als Junggeselle. Man erzählt, dass er einen dreiviertel langen Mantel und eine Schirmmütze („Jradut-Kap“) trug, wenn er ausging.⁵ Neben seiner Tätigkeit als Seidenfabrikant der Firma Cornelius und Johannes Floh war er noch



Abb. 1. Cornelius de Greiff



Abb. 2. Haus Greiffenhorst

ehrenamtlicher Handelsrichter, Mitglied der Handelskammer und Ratsherr in Linn. Obwohl sein Vater, Isaak de Greiff, in Vorahnung eines frühzeitigen Todes im September 1849 folgende Worte des Abschieds an seinen damals sechsjährigen Sohn richtete: „Sei sparsam mein Sohn. Namentlich in bezug auf Deine Lebensbedürfnisse. – Hüte Dich aber vor dem Geiz, die Quelle vieler Laster.

[...] Gieb gerne! Dein Verstand prüfe aber, wo möglich Dein Gefühl. Nie aber weise den Bittenden mit Härte zurück. – Tue aber auch hierin etwas Vollkommenes, was dauernden Nutzen stiftet. Interessiere Dich gern für die Linderung des unverschuldeten Unglücks und nimm Teil an den Corporationen, die demselben zweckmäßig abzuhelpen suchen. – Erkenne, wenn es Dir wohlergeht in der

Welt, die Verpflichtung zu helfen. – Nimm Teil, soweit es Deine Beschäftigung erlaubt, an dem Wohl und Wehe der Stadt, deren Bürger Du bist. [...] Lege nie Wert auf den Dank der Menge“, hat Cornelius de Greiff zu Lebzeiten keinen ausgeprägten Bürgersinn zum Ausdruck gebracht. Sein Motto auf Krefelder Platt lautete „Wäwe on jäve brengt Freud' in et Läwe“. ⁶ Erst in seinem Testament wird für die Nachwelt eindrucksvoll festgehalten, was Isaak de Greiff seinem Sohn Jahre zuvor vermittelt hat. So vermachte Cornelius de Greiff der Stadt Krefeld insgesamt 458 000 Taler. Davon waren unter anderem 120 000 Taler für das Krankenhaus, 100 000 Taler für ein Pflegehaus für arbeitsunfähige Männer und Frauen ab 65 Jahren und jeweils 50 000 Taler für das evangelische und katholische Waisenhaus zur Pflege von Geisteskranken, Blinden und Taubstummen sowie zur Unterstützung von 50 kinderreichen Familien bestimmt. Der Gemeinde Linn hinterließ er 8 000 Taler für von ihm festgelegte wohltätige Zwecke. Zum Dank errichtete die Stadt 1865 die „de Greiff-Säule“ auf dem Ostwall, die 1943 bei einem Bombenangriff zerstört wurde. ⁷ Da Teile dieser Säule erhalten geblieben sind, ist es nicht auszuschließen, dass die de-Greiff-Säule zukünftig wiederaufgebaut beziehungsweise nachgebildet wird. Ein Wiederaufbau des Säulenschaftes auf dem Corneliusplatz könnte aussehen wie in Abbildung 4 dargestellt.

Nach Cornelius de Greiff wurden die Corneliusstraße, der Corneliusplatz sowie das Seniorenheim Cornelius-de-Greiff-Stift benannt. Cornelius de Greiff verstarb am 16. April 1863



Abb. 3. Die de-Greiff-Säule bis 1943



Abb. 4. Zeichnung der de-Greiff-Säule (Georg Opdenberg, 2013)



Abb. 5. Grabmal Cornelius de Greiff

und wurde im heutigen Stadtgarten, dem alten Friedhof der Stadt Krefeld, beigesetzt. Er hatte Marianne Rhodius als seine Universalerin bestimmt. Die Familiengrabstätte de-Greiff befindet sich heute auf dem alten Teil des Hauptfriedhofes. Die Grabstätte besteht aus einer eingefriedeten Fläche mit einem zentralen hoch aufragenden Grabmal. Sowohl die Einfriedung als auch das Grabmal selbst bestehen aus Gusseisen. Das Grabmal ist ähnlich einem gotischen Kirchturm mit zahlreichen Giebeln, Fialen, Krabben und Kreuzblumen geschmückt. Sogar Maßwerkfenster sind als Relief dargestellt. Die Zaunfelder nehmen die gotisierende Formsprache auf, und die Pfosten überhöhen die schützende Funktion der Einfriedung durch ihre wehrturmähnliche zinnenbewehrte Bekrönung. Die Grabplatten der Familienmitglieder sind aus weißem Marmor und nehmen ebenfalls die Gestaltung des Grabmals mit erhabener gotisierender Schrift auf vertieftem Feld mit Kreuzblumenecken auf.

Dr. Edmund Ter Meer

Edmund ter Meer (Geburtsname: Hermann-Edmund) wurde am 31. Juli 1852 als Sohn des Seidenstoff-Fabrikanten Wilhelm ter Meer geboren. Der Name der ter Meers wird von einer Ortsbezeichnung Maar oder Maer abgeleitet, was so viel wie „kleines Gewässer“ bedeutet. Der Vater war politisch aktiv, jahrzehntelang Stadtrat, Präsident der Handelskammer zu Krefeld und königlicher Handelsrichter. Die Familie wohnte mitten in Krefeld am Ostwall, Ecke Dreikönigenstraße. Im Keller dieses Hauses, so beschrieb Edmund ter Meer selbst, hatte er bereits als Jugendlerner den Grundstein für sein

späteres Werk gelegt. Ein Zitat aus seiner Geburtstagsrede zum 75sten zeigt, wie frei, ja fast schon naiv ein technikinteressierter junger Mann die Welt des 19. Jahrhunderts in Krefeld „erobert“ konnte:

„[...] In frühen Knabenjahren übernahm ich das im Keller des Elternhauses befindliche Labor [...]. Gar eifrig wurde dort laboriert und auf Vervollständigung der Sammlung von Chemikalien und Präparaten hingearbeitet. Der Lieferant der letzteren aber, ein benachbart wohnender Apotheker, erschien als recht rückständig, als er das Verlangen des Knaben nach einigen Lot Ammonium, dessen Fehlen neben Kalium und Natrium als unangenehme Lücke empfunden wurde, nicht befriedigen konnte. Auch die Herstellung und Erprobung von Schwefelwasserstoff, von Blausäure, von Knallgas, Feuerwerk- und Schießpulver erschien als wissenswertes Arbeitsgebiet, welche Auffassung aber von den Leitern der Firma wegen ernstlicher Gefährdung des wertvollen Rohseidenlagers, von dem das Laboratorium nur durch eine Bretterwand abgetrennt worden war, und wegen der Beleidigung hochdero Riechorgane nicht geteilt wurde. So wurde nach längerem Parlamentieren mir das genügend abseits gelegene, geräumige Gartenhaus überwiesen und unterstützt durch meinen früh verstorbenen unvergesslichen jüngeren Bruder die Arbeiten ausgedehnt auf allerhand physikalische Versuche, auf Elektrizität, auf Galvanoplastik und auf alles das, was wissbegierige Jungens in damaliger Zeit interessierte. [...]“⁸

Edmund ter Meer besuchte das aus der Scheutenschen Stiftung hervorgegangene Realgymnasium, das 1915 in das von August Biebricher entworfene Gebäude am Moltkeplatz, das heute noch existierende Gymnasium am Moltkeplatz, umzog. Er war auch Schüler der „Königlichen Provinzial-Gewerbeschule zu Crefeld“. Auch hier prägt noch heute der Nachfolgebau das Krefelder Stadtbild mit dem heutigen Fichtegymnasium am Westwall Ecke Lindenstraße. Ab Herbst 1871 war ter Meer als Chemie-Student Schüler bei Prof. August Wilhelm Hofmann in Berlin und Adolf von Baeyer in Straßburg, die als wesentliche Erfinder und Entwickler von Produktionsverfahren zur Herstellung von Teerfarben, zeitgenössisch auch Anilinfarben genannt, gelten. Diese auf der Basis von Steinkohleteer hergestellten organischen Farben revolutionierten die Textilindustrie, weil das Farbenspektrum vervielfacht und das Färben vom handwerklichen Umgang mit Naturfarben in einen industriellen, technisierten Maßstab verwandelt wurde.⁹ Noch 1876 war ter Meer persönlicher Mitarbeiter beim wissenschaftlichen Laborleiter der Badischen Anilin- und Sodafabrik Ludwigshafen, Dr. Caro, dem ter Meer, wie er selbst äußerte, seinen technischen Beruf verdankte, obwohl er in späteren Jahren mit der BASF „oft die Klängen kreuzen musste“.¹⁰



Abb. 6. Dr. Edmund Ter Meer

Bereits 1877 gründete Edmund ter Meer seine erste eigene Fabrikation in Uerdingen, die „E. ter Meer u. Co. Anilinfarbenfabrik“. Kurze Zeit später ging ter Meer bereits eine Partnerschaft mit Dr. Julius Weiler ein und sie gründeten die „Chemischen Fabriken Weiler-ter Meer“, die in der Folge in die „I. G. Farbenwerke, vorm. Weiler-ter Meer“ aufgingen. Die sich schnell vergrößernden chemischen Fabriken zogen wie in allen industrialisierten Regionen eine große Zahl an Arbeitskräften an, für die paternalistisch geführte Unternehmen Wohnraum schafften, um die Arbeitskräfte an das Unternehmen zu binden. Die

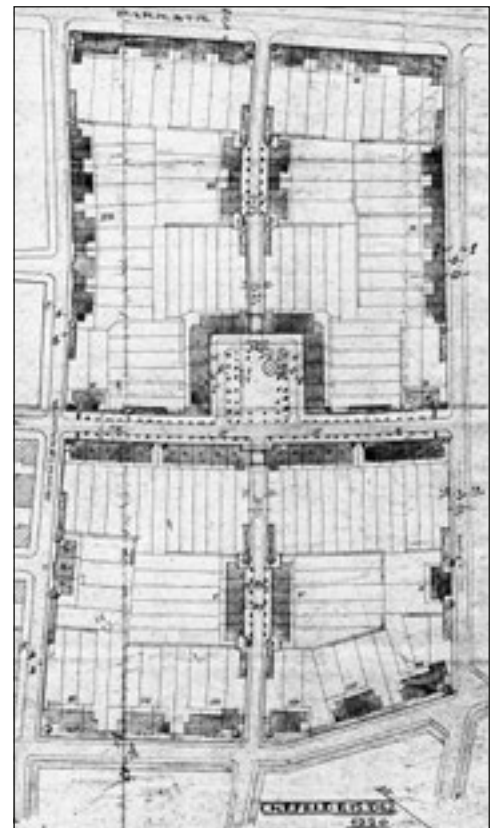


Abb. 7. Historischer Grundriss der Ter-Meer-Siedlung, 1920



Abb. 8. Brunnen am Uerdinger Casino

Erweiterung Uerdingens mit der „Weiler-ter Meer’schen-Siedlung“ prägt den Ort noch heute.

Wie auch bei vielen Werkssiedlungen der Zeit im Ruhrgebiet war der Siedlungsgrundriss großzügig „belichtet und durchlüftet“. Die Planung erfolgte in einheitlicher Architektursprache und war so gestaltet, dass Zusammengehörigkeit ausgedrückt wurde. Jeder Wohnung war ein Garten zugeordnet, der auf die materielle Existenz der Bewohner ausgerichtet war. In der Tradition seines Vaters war Edmund ter Meer Stifter und lang-

jährig ehrenamtlich politisch in Uerdingen tätig. Eine nicht unwesentliche Stiftung ter Meers ist noch heute an prominenter Stelle hinter dem Uerdinger Rheindeich erlebbar: Zu seinem 70sten Geburtstag weihte Edmund ter Meer 1922 den Brunnen am Uerdinger Casino ein. Die Brunnenplastik aus Bronze wurde von Adolf Rothenburger aus München, einem Hildebrand-Schüler, entworfen. Sie zeigt vier Kindergestalten im Spiel mit Tieren.

Edmund ter Meer starb am 5. November 1931. Sein Grabmal auf dem Uerdinger



Abb. 9. Grabmal Edmund Ter Meer

Friedhof zeigt eine aus Sandstein gefertigte Figurengruppe: Drei eng beieinanderstehende geflügelte weibliche Engel musizieren mit Laute, Harfe und Schalmel. Letztere symbolisiert das Instrument des „guten Hirten“.

Dr. Johannes Johansen

Johannes Detlev Ernst Johansen wurde am 25. September 1870 in Hanerau (Schleswig-Holstein) als Sohn eines Arztes geboren. Er zählt zu einem der bedeutendsten Krefelder Oberbürgermeister des 19. und 20. Jahrhunderts.¹¹ Weil sich sein Vor- und Nachname so ähnlich sind, ist Johannes Johansen in Krefeld als „dä dubbelde Schäng“ bekannt geworden.¹² „Schäng“ ist im Rheinland ein Synonym für „Johannes“.¹³ Nach dem Besuch eines Gymnasiums in Glückstadt begann er mit dem Studium der Rechtswissenschaften in Freiburg, Leipzig und Kiel. Seine 1. juristische Staatsprüfung legte er im Herbst 1892 in Kiel ab. Im Januar 1893 begann er damit, seinen Vorbereitungsdienst als Gerichtsreferendar im Gerichtsbezirk des Oberlandesgerichts Kiel abzuleisten. Fünf Jahre später, im Jahr 1898, wurde er zum Dr. jur. promoviert und legte im gleichen Jahr die große juristische Staatsprüfung ab. Seit dem 19. Juni 1897 war Johannes Johansen mit Elisabeth Anna Margarete (Else) Heesch verheiratet. Aus der Ehe ging eine Tochter hervor.¹⁴ Am 16. Juni 1899 erfolgte die Wahl von Dr. Johannes Johansen zum besoldeten Beigeordneten der Stadt Minden. Die Amtsbezeichnung lautete „Zweiter Bürgermeister“, und er wurde auf 12 Jahre gewählt. Vier Jahre später, am 6. August 1903, wurde Johansen zum Bürgermeister der Stadt Minden



Abb. 10. Grabmal ter Meer (Ausschnitt)



Abb. 11. Johannes Johansen

auf 12 Jahre gewählt. Seine Amtseinführung erfolgte am 8. Oktober 1903.¹⁵

Ende 1910 gab es in Krefeld Neuwahlen, wobei Johansen von einer Findungskommission für das Amt des Bürgermeisters vorgeschlagen wurde. Seine Wahl erfolgte dann am 1. Dezember 1910. Die Stadtverordneten hatten den Wunsch, dem neu gewählten Bürgermeister den Titel des „Oberbürgermeisters“ zu verleihen. Die Amtseinführung mit gleichzeitiger Verleihung des Titels „Oberbürgermeister“ fand am 10. Januar 1911 statt.¹⁶ Seine Berufung als Mitglied des Preußischen Herrenhauses auf Lebenszeit erfolgte am 17. März 1911.¹⁷ Das Preußische Herrenhaus hatte drei Gruppen von Mitgliedern: vom König ernannte Prinzen des königlichen Hauses, erbliche Mitglieder (Standesherren oder vom König ernannte Familien) und auf Lebenszeit oder auf Präsentation von dazu berechtigten Körperschaften ernannte Mitglieder. Die Stadt Krefeld hatte dabei ein so genanntes Präsentationsrecht und war damit berechtigt, eine Person (z. B. den Oberbürgermeister) als Mitglied für das Preußische Herrenhaus vorzuschlagen. Die Berufung dieser Gruppe von Mitgliedern in das Preußische Herrenhaus erfolgte jedoch nicht auf Lebenszeit. Die Ernennung auf Lebenszeit erfolgte vom König aus „allerhöchstem Vertrauen“. 1911 waren 88 Mitglieder des Preußischen Herrenhauses auf Lebenszeit ernannt worden.¹⁸ Die Berufung von Johannes Johansen als Mitglied des Preußischen Herrenhauses ist also insofern etwas Besonderes, als dass er nicht nur als Mitglied berufen wurde, das von einer mit Präsentationsrecht ausgestatteten Körperschaft vorgeschlagen wurde, sondern auf Lebenszeit benannt wurde und damit das „allerhöchste Vertrauen“ des preußischen Königs genoss.

Als der Erste Weltkrieg ausbrach, rückte zunehmend die Mangelverwaltung in den Mittelpunkt der Tätigkeiten des Oberbürgermeisters. Hierbei stand die Sicherung der Ernährung der Bevölkerung im Vordergrund. Nach Ende des Ersten Weltkriegs gab es wieder neue Herausforderungen für die Stadtverordneten: Sie hatten mit der Inflation und politisch unruhigen Zeiten (Separatisten) zu kämpfen.¹⁹ Am Ende seiner Amtszeit stand für Dr. Johannes Johansen die Neugliederung des rheinisch-westfälischen Industriegebiets im Jahre 1929 an. Krefeld erfuhr durch diese Neugliederung vor allem erheblichen Bevölkerungszuwachs. Hierbei wurden Uerdingen, Gellep-Stratum, Fischeln, Traar und Benrad eingemeindet. Durch die Neugliederung entstand am 1. August 1929 die neue Stadt Krefeld-Uerdingen am Rhein, wodurch die bisherige Stadt Krefeld erlosch. In Folge der Neugliederung endete die Amtszeit Johansens. Dr. Johansen wurde zunächst zum kommissarischen Bürgermeister der Stadt Krefeld-Uerdingen am Rhein ernannt. Am 1. Juni 1930 schied er aus dem Amt aus. Jedoch war er bis zum 15. Februar 1935 zum Oberbürgermeister gewählt, weswegen er noch bis zu diesem Datum seine vollen Dienstbezüge erhielt. Nach Ablauf dieser Amtszeit erhielt Johansen dann ein gesetzliches Ruhegehalt. Mit seinem Ausscheiden aus dem Amt wurde ihm am 30. Mai 1930 die Ehrenbürgerschaft der Stadt Krefeld-Uerdingen verliehen.²⁰

Während seiner Amtszeit hat er nie verschwiegen, dass er nach politischer Herkunft und Konfession nicht die Krefelder Bevölkerung repräsentierte. Jedoch ist in diesem Zusammenhang unbedingt zu erwähnen, dass er die „sachorientierte Arbeit der Verwaltung, wie er sie verstand, lange mit den von den (Mehrheits-)Parteien vertretenen Vorstellungen in Einklang zu bringen wusste.“²¹ Außer der nicht gelungenen Wiederwahl des Ersten Beigeordneten und Oberbaurats Hubert Hentrich 1926 und in einer Theaterfrage sind keine weiteren Fälle bekannt, in denen die Stadtverordneten Johansen nicht folgten.²² Damit wird einmal mehr die Qualität der während seiner Amtszeit geleisteten Arbeit deutlich. Sein Nachfolger wurde am 30. April 1930 gewählt. Heinrich Hüpper (zuvor Oberbürgermeister der Stadt Neuss) wurde erster Oberbürgermeister der Stadt Krefeld-Uerdingen am Rhein.²³

Durch Dr. Johannes Johansen wurde die Entwicklung der Stadt im beginnenden 20sten Jahrhundert entscheidend mit geprägt. An dieser Stelle soll eine Auswahl der prägenden Entwicklungen benannt werden. Zu diesen Entwicklungen gehörte u. a. der Neubau des „Lyzeums“ (modernes Schulgebäude, heute Ricarda-Huch-Gymnasium) an der Moerser Straße im Jahre 1911, ebenso wie der Beschluss des Neubaus des Realgymnasiums am Moltkeplatz.²⁴ Ebenso prägend war der Bau des auf dem alten Teil des Krefelder Hauptfriedhofs gelegenen Krematoriums. Das Krematorium war die erste Feuerbestattungsanlage im Rheinland und wurde 1915 seiner Bestimmung übergeben.²⁵

Zu den großen Leidenschaften des Oberbürgermeisters zählte die Schaffung von städtischen Grünanlagen. Hieraus ging die Schaffung des Krefelder Grüngürtels vom Botanischen Garten bis zur Burg Linn hervor.²⁶

Um diesen bilden zu können, erwarb die Stadt 1924 die Burg Linn und das Haus Greifenhorst.²⁷ Schon lange vor diesem Kauf war die Stadtspitze bemüht, Grund und Boden zu erwerben. Sie verfolgte damit nicht nur das Ziel, städtische Werke, Schulen und Straßen auszubauen, sondern damit sollte die Stadt mit Parks und Grünzügen für die Bürger lebenswerter gemacht werden. Der Krefelder Volkspark (Burg Linn, Greifenhorst-, Sollbrüggen-, Großenhüttenpark, die Vreed) wurde zu Pfingsten 1926 der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. 1928 wurde der Grüngürtel eröffnet.²⁸ Dr. Johansen präsentierte ein Konzept zur Fortsetzung des Grünflächenprogramms im Westen von Krefeld. Er sah in Krefeld allerdings nicht die besten gegebenen Voraussetzungen für ein Grünflächenprogramm, denn es gab kaum Waldflächen. Ebenso gab es kein Fürstenschloss und keine Befestigungsanlagen, sondern lediglich Landhäuser von alteingesessenen Krefelder Familien, die meistens im Osten der Stadt gelegen waren. Zu diesen

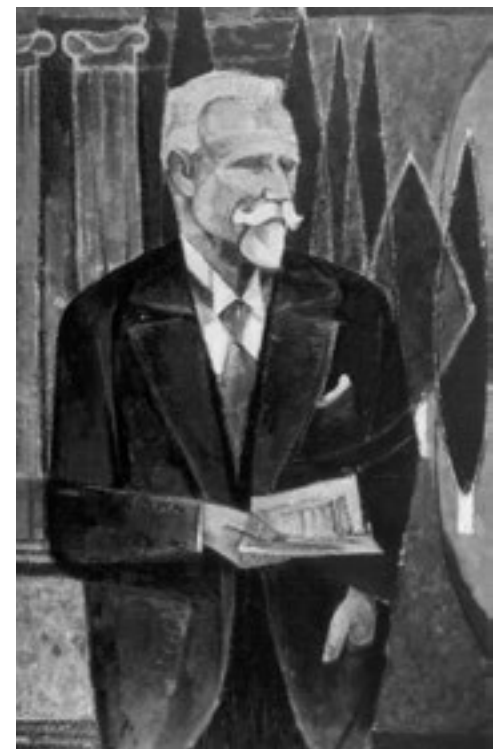


Abb. 12. Johannes Johansen, Gemälde von Hugo Ziegler (1957)



Abb. 13. Krefelder Grüngürtel

im Osten gelegenen Landsitzen gehörten: Grotenburg, Schönwasser, Burg Linn, Greifenhorst, Sollbrüggen, Neuenhofen, Großhütten und Waldau. Hinzu kam noch, dass die Stadt Käufe nur tätigen konnte, wenn der Preis günstig war. Die Finanzierung erfolgte jedoch nicht aus dem laufenden Haushalt, sondern aus Resten des Kapitalvermögens der Stadt Krefeld, die durch die Inflation hindurchgerettet werden konnten. Dadurch, dass die Herrichtung der Anlagen durch Notstandsarbeiter erledigt wurden, konnten die Pläne kostensparend umgesetzt werden. Es war damit also gelungen, die Grünflächenpolitik und die Arbeitsbeschaffung für Erwerbslose nützlich miteinander zu verbinden.

Durch die Erweiterung des Friedhofs über die Bahnlinie hinaus nach Westen sollte die Verbindung zur Hückelsmay hergestellt werden. Zudem plante man einen Grünzug entlang der Kleinbahnstrecke der Krefelder Eisenbahn, die die heutige Forstwaldstraße durchquert.²⁹

Außerdem sollte eine weitere Verbindung vom nördlich der Bahnlinie gelegenen Wasserschutzgebiet (heute an der Horkesgath) zum Wasserwerk I und zum Westpark führen. Der Westpark sollte auf einer ehemaligen Müllkippe errichtet werden und von dort aus die Verbindung über die Hülser Straße weiter in den Bruch führen.³⁰

Als letzte Amtshandlung Dr. Johansens gilt die Eröffnung des Heimatmuseums in Linn am 28. Mai 1930, zu dessen Leiter Prof. Dr. Karl Rembert ab dem 1. April 1930 bestellt worden war.³¹ Seit 1930 lebte Dr. Johannes Johansen unter anderem in Krefeld und Kaiserswerth.³² Nach dem Kriegsende 1945 gründete der amtierende Oberbürgermeister Dr. Johannes Stepkes die Krefelder Familienhilfe und konnte Dr. Johannes Johansen als deren ersten Vorsitzenden gewinnen. In ihrer Tätigkeit setzten die beiden vor allem auf Kirchen, Gewerkschaften und Unternehmer und konnten so innerhalb kürzester Zeit 1 400 ehrenamtliche Helfer gewinnen. Die Gründung der Krefelder Familienhilfe erfolgte vor dem Hintergrund der großen herrschenden Not am Ende des Zweiten Weltkriegs. Eine Vielzahl der Bürger war obdachlos und lebte in primitiven Unterkünften (z. B. in Kellern, Gartenlauben, Baracken und leeren Waggons). Viele hatten ihr Hab und Gut verloren. Auf ein Flugblatt, das am 21. April 1945 überall in Krefeld verteilt wurde, ließen Stepkes und Johansen drucken: „Ich vertraue auf die altbewährte Hilfsbereitschaft aller Kreise unserer geliebten Stadt.“ Die Krefelder Familienhilfe war die einzige von der Militärregierung anerkannte Institution, die in Krefeld Geld und Hilfsgüter sammeln durfte.³³ 1948 verzeichnete die Betreuungsdatei des Vereins rund 55 000 Personen, die damit fast einem Drittel der damaligen Bevölkerungszahl entsprachen.³⁴

Am 5. Oktober 1945 beging Johansen nach langem Leiden an den Folgen eines schweren Sturzes Selbstmord.³⁵ Auf seinen eigenen Wunsch hin wurde seine Urne im Grüngürtel südlich der Johansenaue beigesetzt. Eine Gedenktafel befindet sich am Haus Schönwasser.³⁶

Nach Dr. Johannes Johansen ist die Johansenaue im Villengelände am Schönwasserpark benannt, außerdem gibt es im Stadtteil Traar (Hülser Bruch) den Johansenweg und in Minden eine Johansenstraße.³⁸



Abb. 14. Schönwasserpark



Abb. 15. Gedenktafel für Johannes Johansen³⁷

Hubert Houben

Hubert Houben wurde am 24. Februar 1898 in Goch geboren. Er arbeitete in seiner Jugend in Krefeld bei einer Bank und widmete seine freie Zeit der Leichtathletik. Im Jahr 1922 wurde er dadurch bekannt, dass er bei einem Wettbewerb in Leipzig Weltbestzeit lief. International wurde Houben berühmt durch den Sieg bei einem Abendsportfest in Berlin am 6. August 1924 über zwei amerikanische Sprinter von Weltrang, Charles Paddock (Inhaber des 100-Meter-Weltrekordes) und Loren Murchison (später Olympiasechster 1924 im 100-Meter-Lauf). In demselben Jahr gewann er den 220-Yards-Lauf bei der offenen englischen Meisterschaft und in Kopenhagen verbesserte er den 100-Yards-Weltrekord auf 9,5 Sekunden und galt seitdem als schnellster Läufer der Welt. Die Teilnahme an den Olympischen Spielen 1924 in Paris blieb ihm allerdings verwehrt, da deutsche Sportler als Folge des Ersten Weltkrieges nicht teilnehmen durften.

Hubert Houben, der für Preußen Krefeld startete, war dreizehnmal Westdeutscher Meister, neunmal Deutscher Meister (über 100 Meter und 200 Meter) sowie zweimal englischer Meister. Als Mitglied der 4x100-Meter-Staffel erreichte Hubert Houben bei den Olympischen Spielen 1928 in Amsterdam den 2. Platz und damit die Silbermedaille.

1929 zog er nach Wiesbaden, wo ihm von der Stadt Aufgaben im Stadamt für Leibesübungen übertragen wurden. Danach wurde er in Wiesbaden als Vertreter für eine



Abb. 16. Hubert Houben, 1924³⁹



Abb. 17. Grabmal Hubert Houben

große Weinhandlung tätig und durchreiste den deutschen Osten. Der zweite Weltkrieg zerstörte jedoch seine Existenz. Er lebte vergessen und ohne Freunde in der Fremde. Houben arbeitete gelegentlich als Aushilfe in städtischen Diensten, als Sportberichterstatte oder tätigte einige Spirituosen- und Weinkontrakte.⁴⁰

In Krefeld war er ein gern gesehener Gast, der als prachtvoller und liebenswerter Mensch beschrieben wird. Hubert Houben wollte immer zurück nach Krefeld. 1956 war es endlich soweit. Zuvor hatten sich Freunde an hoher Stelle dafür verwandt und sogar die Zeitungen dafür eingesetzt. Seinem Freund Dr. Peter Vogel vom CSV Marathon war es gelungen, ihm eine Stelle in einem hiesigen Großunternehmen zu verschaffen.⁴¹ So wurde er am 2. März 1956 der 1000. Mitarbeiter in der Lagerverwaltung der Deutschen Philips GmbH Apparatefabrik in Krefeld Linn.⁴² Bereits einen guten Monat später schrieb er seinen ersten Kommentar in einer Krefelder Zeitung, eine aktuelle Betrachtung über Sprinter damals und heute, von „Altmeister“ Hubert Houben, mit dem Titel: „Sie laufen auch nicht schneller“. Dies bezieht sich auf die Frage, die er in seinem Beitrag aufwirft: „Ist die weiße oder die schwarze Rasse besser?“⁴³

Hubert Houben starb am 9. November 1956 in Krefeld. Die rückblickenden Zeitungsartikel sind voll des Lobes: „Mit Hubert Houben ist der strahlendste Stern dahingegangen, der

der deutschen Leichtathletik nach dem ersten Weltkrieg auf dem Weg zum sportlichen Wiederaufstieg vorangeleuchtet hat.“⁴⁴ Sein Freund Peter Vogel schrieb über ihn: „Die Helle, das war das pulsierende Leben unseres Hubert Houben, dem im Schlachtenlärm des ersten Weltkrieges von 1914 – 1918 das Dasein erneut geschenkt worden war; das war der grüne Rasen der Stadtwaldwiese, auf dem der 21-jährige sich tummelte, wenn er der Büropraxis seines Rechtsanwaltes entfliehen konnte, war der brausende Rhythmus sportlicher Kämpfe im Kreis, Bezirk, in seinem Land, ja in der uns nach dem blutigen Ringen 1914 – 1918 politisch feindlichen aber sportlicher Leistung aufgeschlossenen Welt. Für Deutschland insbesondere für Krefeld ist und war er unser Hubert. Aus dem Volke kam er, im Volke blieb er verwurzelt.“⁴⁵

Sein Grab befindet sich auf dem neuen Teil des Hauptfriedhofes. Der Grabstein besteht aus rotem, glatt geschliffenen Sandstein mit aufgesetzten Reliefplatten aus Bronze. Neben den Daten sind ein Vereinswappen und ein Relief mit der naturalistischen Darstellung des Läufers zu sehen.

Margarete Engländer

Margarete Engländer wurde am 22. Februar 1895 in Krefeld geboren. Nach dem Abitur absolvierte sie eine Ausbildung im sprachlichen und kaufmännischen Bereich, die sie im Ersten Weltkrieg unterbrach, um für das



Abb. 18. Margarete Engländer (Mitte) beim Festakt 150 Jahre Krefelder Frauenverein, 1977

Deutsche Rote Kreuz Krefeld tätig zu sein. Seit 1925 gehörte sie der Evangelischen Frauenhilfe und dem Vaterländischen Frauen Verein bis zu deren Auflösung 1933 an.⁴⁶

Nach dem Zweiten Weltkrieg und dem plötzlichen Tod ihres Mannes Ernst, Mitinhaber und Vorstand eines führenden Krefelder Textilunternehmens, wurde Engländer 1947 Vorstandsmitglied der DRK-Schwesternschaft



Abb. 19. Grabstein der Familie Ernst Engländer

in Krefeld und gehörte den Kuratorien des Krefelder Altersheims „Wilhelmshof“ und des CVJM-Lehrlingsheims in Krefeld an. Sie hatte sich entschlossen, die politischen Absichten ihres Mannes zu verwirklichen, vor allem die, am Aufbau einer demokratischen und freien Gesellschaft an der Basis mitzuarbeiten. Zu diesem Zweck war sie bereits 1945 in die CDU eingetreten. Darüber hinaus übernahm sie auch dessen unternehmerische Aufgaben.⁴⁷ Margarete Engländer wurde 1952 in den Landesvorstand der CDU-Nordrhein gewählt. Sie war Mitglied des Hauptausschusses der Kommunalpolitischen Vereinigung der CDU und Vorstandsmitglied des Frauenausschusses der CDU-Nordrhein. Von 1949 bis 1958 war sie Stadtverordnete in Krefeld. Hier legte sie den Schwerpunkt ihrer Arbeit auf den Sozial- und Gesundheitsausschuss, aus persönlichem Interesse war sie daneben auch im Kulturausschuss tätig. Dem Deutschen Bundestag gehörte sie von 1957 bis 1961 und von 1962 bis 1965 an. Dort war sie Mitglied in verschiedenen Ausschüssen: Gesundheitsausschuss, Kriegsopferausschuss (3. und 4. Wahlperiode), Ausschuss für Familie- und Jugendfragen (3. Wahlperiode), Stellvertreterin im Ausschuss für Kommunalpolitik und öffentliche Fürsorge sowie im Ausschuss für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten (3. Wahlperiode) und Wirtschaftsausschuss (4. Wahlperiode).

1949 wurde Margarete Engländer Vorsitzende des „Krefelder Frauenverein für Wöchnerinnen und Säuglingsfürsorge“, der sich nach dem Zweiten Weltkrieg vermehrt um die verwaisten Kinder kümmerte und versuchte,

ihnen eine neue Heimat zu bieten. Schon bald konnte sie aufgrund ihrer Kontakte und als tüchtige Geschäftsfrau mit dem Aufbau des Kinderheims Kastanienhof beginnen. Außerdem setzte sie sich für den Neuaufbau von Altenheimen und Einrichtungen ein, die sich um ältere Menschen kümmerten. Für den Altenclub „Feierabend“, einem der ältesten Altenclubs in Deutschland, sowie für den „Verein für Haus- und Krankenpflege“ mit der Abteilung „Essen auf Rädern“, der als erste Organisation in Deutschland einen Mahlzeitendienst für ältere und behinderte Menschen einrichtete und eine zeitweise Betreuung alleinstehender alter Bürger bei Krankheiten übernahm, zeichnete sie verantwortlich.⁴⁸ Außerdem war sie seit 1957 stellvertretende Vorsitzende beim nordrhein-westfälischen Landesverband des Deutschen Paritätischen Wohlfahrtsverbandes.

Für ihr politisches und soziales Engagement wurde sie mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet und durch den Ehrenring und – als erste Frau – durch die Ehrenbürgerschaft der Stadt Krefeld gewürdigt.⁴⁹ Zu den verschiedenen Ehrungen sagte sie einmal: „Es ist eigentlich gar nicht richtig, dass man für etwas geehrt wird, was man gern getan hat“.⁵⁰

Margarete Engländer starb am 8. Mai 1982. Bei der Trauerfeier sagte der damalige Oberbürgermeister Dieter Pützhofen: „Wenn Krefeld heute eine humane Stadt ist, eine Stadt mit Verständnis für den Mitmenschen und Achtung vor der Würde jedes Menschen jeder Herkunft und jeden Alters, dann hat Margarete Engländer daran maßgeblich mitgewirkt“.⁵¹ Die Engländerstraße, die im Stadtbezirk West, Bereich Baackeshof, liegt, wurde nach ihr benannt.

Das Grab befindet sich auf dem neuen Teil des Hauptfriedhofes. Der Grabstein ist ein großer, sich nach oben verjüngender Findling aus Granit mit einer natürlich entstandenen fast ebenen Fläche (Gletscherschliff). Die moderne serifenlose Schrift ist aus aufgesetzten Bronz Buchstaben gefasst.

Prof. Dr. Paul Wember

Paul Wember wurde am 25. Juli 1913 in Recklinghausen geboren. Wember war der erste Museumsdirektor des Kaiser Wilhelm Museums nach dem Zweiten Weltkrieg. Er hatte 1939 über die „Westfälische Holz- und Steinplastik im 13. Jahrhundert“ promoviert, sich aber schon vor seiner Krefelder Zeit als Museumsleiter in Lübeck für die Rehabilitation der Moderne in der Kunst eingesetzt.⁵²

1947 wurde er Direktor des Kaiser Wilhelm Museums und behielt diese Stellung trotz wiederholter Widerstände aus der Krefelder Politik bis zu seiner Pensionierung 1975. Auch in der Öffentlichkeit eckte der selbstbe-

wusste Museumsdirektor mit seinen für die Zeit der 50er und 60er-Jahre oft schwer vermittelbaren Ausstellungen an. Die Kunst von Willi Baumeister, Alberto Burri, Jean Tinguely, Yves Klein, Arman, Marcel Duchamp und Cy Twombly war auch für die kunstinteressierte Öffentlichkeit so neu, dass sie häufig auf Ablehnung stieß.⁵³

Bereits im Herbst 1954 führte Wember mit Ulrich Lange Vorgespräche zur zeitlich befristeten Übernahme seines Elternhauses als Ausstellungshaus für moderne Kunst. Aber erst gegen Ende der 60er-Jahre übernahm die Stadt Krefeld das Haus endgültig. Heute sind die ehemaligen Wohnhäuser Lange und Esters, entworfen vom Architekten Mies van der Rohe, Gebäude von unstrittigem Weltruf.

Nach langen Diskussionen und mehrjähriger Bauphase schrieb Wember selbst über das 1969 neu eröffnete Kaiser Wilhelm Museum am Westwall: „Es war das Ziel, das Museum, im Renaissancestil von 1897 erbaut, durch einen Umbau zu vergrößern und durch eine Renovierung in der Atmosphäre zu verlebendigen. Die Grundidee des Eingriffs ging davon aus, die Freitreppe, die ohnehin ein Straßenhindernis war, zu beseitigen und den Eingang ebenerdig zu legen. Ferner ist das aufwendige Treppenhaus, das außer zur schlechten Repräsentanz zu nichts nütze war, ausgebrochen worden“⁵⁵ Heute bedauern die Denkmalpflege ebenso wie die kulturverständige Öffentlichkeit diesen schrankenlosen Eingriff in das prachtvolle und mit wertvollen Materialien ausgestattete Zentrum des Museumsbaus, der als einer der

wenigen öffentlichen Bauten den Zweiten Weltkrieg praktisch schadensfrei überstanden hatte. Die neuerliche Sanierungsmaßnahme greift aktuell die in den 60er-Jahren etwas beliebige Erschließungssituation auf und hat nun das Treppenhaus ganz aus der Mitte des Gebäudes verbannt und nach vorne in den Eingangsrisalit des Gebäudes verlegt, wodurch noch mehr Ausstellungsfläche in der bestehenden Kubatur generiert wurde.

Die Rheinische Post nannte Wember einen „Wüschelrutengänger“ bei der Entdeckung von Gemälden.⁵⁶ Diese Aussage greift jedoch deutlich zu kurz. Wember hatte nicht hellseherische Fähigkeiten, die dem Wasser-sucher nachgesagt werden, er hat vielmehr durch seine Ausstellungspolitik aktiv in das Kunstgeschehen, ihre Bewertung und damit auch in die Wertentwicklung eingegriffen. So schrieb der Spiegel 1969 fast etwas abwertend: „Paul Wember weiß für die Arbeit mit aktueller Kunst zwei ‚Bauernregeln‘: ‚Gegenwart ist das, was nichts kostet‘ und ‚Gegenwart ist das, was niemand versteht‘. Den ersten Umstand nutzt der Krefelder Museumsherr, den zweiten sucht er zu beheben – beides so entschlossen und engagiert wie keiner seiner deutschen Kollegen.“⁵⁷

Über sein Museumskonzept äußerte sich Wember 1970 selbst: „Wir haben die Erfahrung gemacht, dass es gut ist, wenn sich alte und neue Werke begegnen und wenn es so scheint, als wenn sie aufeinanderprallen. Der Besucher begreift sehr schnell, dass sie nur Zeugnis ablegen von dem ständig sich wandelnden Ausdruckswillen der Menschen.“⁵⁸ Der Kunsthistoriker Wember hat sich also damals bereits einen Grundsatz zu eigen gemacht, der heute Grundlage der modernen Denkmalpflege ist, die darauf basiert, dass die Lesbarkeit der gebauten Geschichte nicht unter dem Nebeneinander verschiedener Epochen leidet, sondern gerade in der authentischen Entwicklung der Zeugniswert und damit der Wert der historischen Objekte für die Öffentlichkeit liegt. Wember weiter: „Der Eindruck, den die Sammlungen auf den Besucher machen, ist so auf eine bemerkenswerte Art vom Klang einer jeweiligen Historie und einer jeweiligen Moderne geprägt. Was zur Zeit der Gründung des Museums als modern angeschafft wurde, ist heute Historie. So wird es immer sein, das ist das Schicksal einer jeden Sammlungstätigkeit.“⁵⁹ Dem „Schicksal“ der Sammlung gerne ergeben, wurden auch immer wieder in der Publikumsgunst erfolgreiche Ausstellungen, z. B. des Werkes von Johann Thorn-Prikker, Heinrich Campendonk, der Kunst des Jugendstils oder rheinisches Steinzeug aus der eigenen Sammlung im KWM gezeigt und damit nachhaltig die Kunst in und für Krefeld gefördert.

Bei aller fachlichen Kompetenz und Stringenz hat Wember offensichtlich nicht die soziale Verortung der Kunst in der Bevölke-

rung vergessen. So schrieb die Rheinische Post am 24. Juli 1973: „Andere Aspekte der Wemberischen Museumspolitik sind allemal liebenswert und kennzeichnen einen Mann, der in seinem Fach zwar konsequent, in seiner Haltung gegen jedermann, jung und alt, immer liebenswürdig blieb. Wember hat die Atmosphäre des Hauses am Westwall geprägt, indem sich morgens Rentner zum Skat treffen und nachmittags Kinder die Kinetik klimpern lassen.“

1978 verlieh Johannes Rau (damals Wissenschaftsminister in Nordrhein-Westfalen) Dr. Paul Wember und Dr. Adolf Luther den Titel des Professors. „Luther, der so häufig getriebene, war nicht erreichbar.“⁶⁰ 1986 bekam Prof. Dr. Paul Wember das Ehrenbürgerrecht der Stadt Krefeld verliehen.

Paul Wember ist, wie es damals für Führungskräfte bei der Stadt Krefeld üblich war und auch von ihnen erwartet wurde, mit dem Dienstantritt auch der Residenzpflicht in Krefeld nachgekommen. Er hatte von Anfang an ein gutes Gespür für gute Wohnlagen. 1950 wohnte Wember an der Bismarckstraße 53 unmittelbar neben dem späteren chemischen Untersuchungsamt und dem Kreisständehaus, dem späteren Bauverwaltungs- und Standesamt im Kern Krefelds schönsten Wohngebiets, dem Bismarckviertel.

Die Verhandlungen mit Ulrich Lange ermöglichten Wember, seine künstlerische Auseinandersetzung mit der klassischen Moderne mit seiner privaten Wohnung zu verknüpfen. Er zog 1956 in das Obergeschoß des von Mies van der Rohe errichteten Elternhauses von Ulrich Lange ein. Was aus heutiger Sicht fast wie Vorteilsnahme aussieht, ist aus Sicht der 50er-Jahre keinesfalls so eindeutig als Einzug des Direktors in ein Traumhaus zu bewerten. Die Häuser Lange und Esters waren schließlich noch keine 30 Jahre alt, und die Anerkennung der Moderne hatte sich weder in der Architektur noch in der Kunst, weder bei städtischen Entscheidungsträgern noch der breiten Bevölkerung durchgesetzt. Der Einzug Wembers in Haus Lange kann also durchaus als Bekenntnis einer im öffentlichen Widerstreit befindlichen Kunst- und Gestaltungsdiskussion betrachtet werden. Nicht zuletzt ist Wember in ganz wesentlichem Umfang die Tatsache zu verdanken, dass die Stadt Krefeld heute im Besitz zweier weltweit bekannter Gebäude von Mies van der Rohe ist, deren Abbruch in den 50er-Jahren sogar ernsthaft diskutiert wurde.

Erst 1968 zog Paul Wember ins eigene Haus an der Rather Straße 73. Ein bescheidener Entwurf vom Oppumer Architekten Josef Küppers. Ohne Pathos, ohne große Repräsentationsräume, offensichtlich geführt vom Anspruch, der großen Familie zwar ausreichend Entfaltungs- und Rückzugsraum zu bieten, aber gleichzeitig sparsam mit der Grundfläche umzugehen. In den Außenfas-



Abb. 20. Paul Wember (links) mit Jean Tinguely, 1960 im Garten von Haus Lange⁵⁴

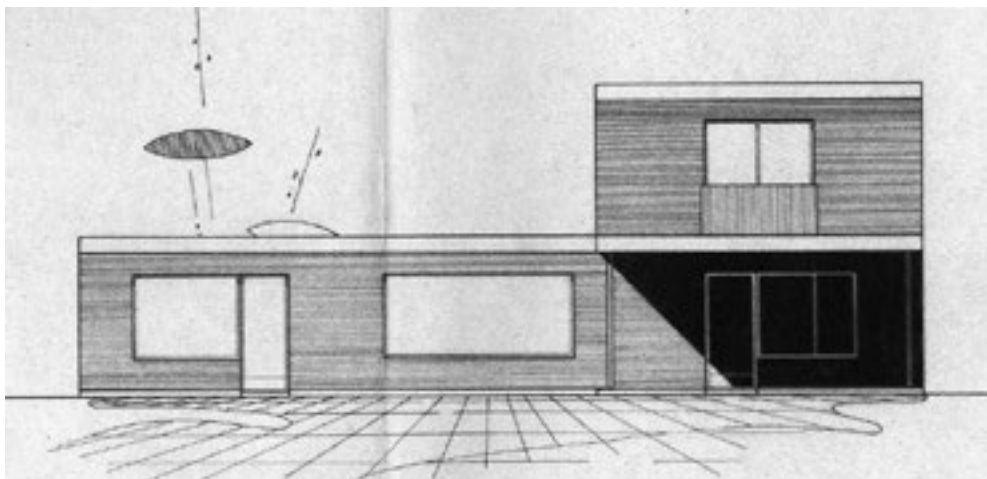


Abb. 21. Südansicht von Wembers Privathaus in Traar, aus dem Bauaktenarchiv⁶¹

saden ist das Gebäude, das im Prinzip aus zwei rechtwinklig verschränkten Kuben bestand, zurückhaltend, ordentlich gestaltet, aber keinesfalls als Vorbild herausragend für

die Architektur der 60er-Jahre. Das kompakte Haus, das auf großzügigem Gartengrundstück errichtet wurde, wurde bereits 2010 wieder abgebrochen.

Paul Wember ging 1975 in den Ruhestand und starb mit 73 Jahren am 9. Januar 1987. Die private Kunstsammlung Wembers wurde nach seinem Tod auf 20 Millionen DM geschätzt.

Das Grabmal auf dem Friedhof in Traar besteht aus zwei Platten Aachener Blausteins. Der feine, natürlich wirkende Riss zwischen den Platten wirkt wie ein Werk von Ulrich Rückriem, mit dem Paul Wember zu Lebzeiten die Freundschaft pflegte.



Abb. 22. Grabmal Paul Wember (Ausschnitt)

Eleonore Cattepoel

Eleonore (Lore) Cattepoel wurde am 14. April 1910 in Dortmund geboren. Ihre Kindheit verbrachte sie in einem geistig aktiven Elternhaus. Ihr Vater war Pastor im Ruhrgebiet in einer Bergarbeitersiedlung, sodass sie schon früh mit den sozialen Spannungen und menschlichen Nöten konfrontiert wurde. Die Unruhen des Ersten Weltkrieges, die nachfolgende Inflation sowie die französische Besatzungszeit prägten Lore Cattepoels Kindheit. In der Zeit von 1930 bis 1934 studierte sie evangelische Theologie in Marburg, Berlin und Wien. Erst durch ihre Heirat mit dem Pastor der Mennoniten-Gemeinde kam sie 1937 nach Krefeld und damit in eine Stadt, die ihr „mit der sehr umgänglichen und liebenswerten Bevölkerung“ zur Heimat wurde.⁶² Sie lebte bis 1986, äußerlich unscheinbar und zurückhaltend, in einem Haus an der Rheinstraße in Krefeld.

Über fünf Jahrzehnte war Lore Cattepoel beispielhaft und maßgeblich auf sozialem Gebiet in der Stadt Krefeld tätig. Ihr Einsatz galt insbesondere den Menschen, die

aufgrund ihres Alters oder ihrer Gesundheit benachteiligt waren. Bei der Bewältigung der Probleme in der Nachkriegszeit hat sie in leitenden Funktionen einen bedeutenden Beitrag bei der Versorgung der Bevölkerung und zur Linderung der Not auf dem Gebiet der Stadt Krefeld geleistet.

In den Jahren ihrer politischen Tätigkeit hat sie die Sozialpolitik der Stadt Krefeld und des Landes Nordrhein-Westfalen mitgestaltet. Sie hat regional und überregional für eine große Zahl von Vereinen, Verbänden und Interessengruppen gewirkt. Die von ihr mitbegründeten Organisationen stellen einen wesentlichen Teil der sozialen Landschaft in Krefeld dar. Sie erwarb sich so hohe Achtung und Zuneigung innerhalb weiter Kreise der Bevölkerung.

Die vielen Werke, die sie gründete oder mitbetreute, können an dieser Stelle nicht alle genannt werden; zu den wichtigsten gehören jedoch die von der mennonitischen Gemeinde ausgehende Kinder- und Altenspeisung, der Krefelder Frauenverein, die Kreisgruppe Krefeld des Deutschen Paritätischen Wohlfahrtsverbandes – die sie fast 20 Jahre lang leitete –, die Aktion „Essen auf Rädern“, das Heilpädagogische Zentrum sowie das Seniorenzentrum Wilmendyk.⁶³

An dieser Stelle soll kurz auf das „Essen auf Rädern“ eingegangen werden. Dieser Mahlzeiten-Lieferdienst wurde nach dem britischen Vorbild „meals on wheels“ gegründet. Politiker waren auf einer Informationsreise in England unterwegs und brachten von dort diese Anregungen mit. Vor allem Lore Cattepoel setzte sich für die Einrichtung



Abb. 23. Eleonore Cattepoel, 1970



Abb. 24. Wohnhaus von Eleonore Cattepoel

dieses Dienstes ein. Neben dem „Essen auf Rädern“ des Vereins für Haus- und Krankenpflege gründete sich mit Unterstützung der Verwaltung fast zeitgleich der „Fahrbare Mittagstisch“ des Caritasverbandes Krefeld. Eine solche Parallele war seinerzeit aber durchaus gewollt.⁶⁴

Darüber hinaus war Lore Cattepoel politisch in der CDU tätig. Von 1961 bis 1975 gehörte sie dem Stadtrat an und von 1965 bis 1966 war sie Abgeordnete des Landtages von Nordrhein-Westfalen. Ihre außergewöhnlichen Leistungen wurden durch den Ehrenring der Stadt Krefeld, das Verdienstkreuz und den Verdienstorden der Bundesrepublik Deutschland sowie die höchste Auszeich-

nung des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes gewürdigt. Lore Cattepoel verstarb am 13. März 2003 im Alter von 92 Jahren.

Es war der testamentarische Wunsch der Verstorbenen, in Krefeld beigesetzt zu werden. Die Beisetzung erfolgte daher am 19. März 2003 auf dem alten Teil des Hauptfriedhofs der Stadt Krefeld. Ihre Grabstätte ist eine der jüngsten von derzeit insgesamt 73 Ehrengrabstätten der Stadt Krefeld. Passend zu Eleonore Cattepoels Lebenshaltung kann ihr Grabstein als zurückhaltend bezeichnet werden. Im Detail handelt es sich hier um einen gestockten, im Grundriss rechteckigen, im Format hochrechteckigen Granitstein mit vertieft eingearbeiteter Schrift. Scheinbar aus der Mitte emporwachsend reckt sich im oberen Drittel, den Stein teilend, eine Mohnpflanze hervor, die bereits eine große Kapsel und ein starkes Blatt entwickelt hat. Die Mohnkapsel steht symbolisch für den Schlaf, den „Bruder des Todes“, eine auf den Friedhöfen häufig anzutreffende Metapher.

Weitere Informationen zu allen Ehrengrabstätten können auf den Internetseiten der Stadt Krefeld www.krefeld.de/Ehrengräber abgerufen werden.

Diesen besonderen Persönlichkeiten wird damit eine besondere Ehrung zuteil und die Ehrengrabstätten geben somit zugleich Aufschluss über die Geschichte einer Stadt und über das Leben der Menschen, die die Entwicklung der Stadt geprägt haben oder für sie von Bedeutung waren. Um sich der Bedeutung dessen, was diese Personen durch ihr Engagement für die Stadt getan haben, bewusst sein zu können, ist es deshalb wichtig, an sie zu erinnern. Auf diese Weise kann die Stadt dazu beitragen, dass diesen besonderen Persönlichkeiten ein Denkmal gesetzt wird.

Einige Grabmale auf den Ehrengrabstätten sind erhaltungswürdig oder historisch wertvoll; sie legen damit nicht nur Zeugnis einer Friedhofskultur ab, sondern stellen zugleich einen Teil der Stadtgeschichte dar und sind daher in die Denkmalliste der Stadt Krefeld eingetragen. Der Friedhof ist, sowohl im Allgemeinen, als auch mit seinen Ehrengrabstätten im Speziellen, ein Spiegel unserer Gesellschaft; zugleich ein Ort der Erinnerung. Wir erinnern uns unserer Toten und ihrer Namen, halten bedeutsame Historie für die Nachwelt fest und lassen sie somit ein Stück weit wiederaufleben. Wer einmal einen Spaziergang über die Friedhöfe der Stadt Krefeld unternimmt, bekommt, wenn er ganz genau hinsieht, die Geschichte der Menschen erzählt, die einst hier gelebt haben. Als Zeitzeuge längst vergangener Zeiten und augenblicklicher Geschichte ist der Friedhof an mancher Stelle sogar ein Mahnmal.

In einer Gesellschaft, die so schnelllebig und mobil geworden ist, stellen Friedhöfe zugleich auch ein Stück Heimat dar, sowohl für die Toten, als auch für die Lebenden.

Die Stadt Krefeld hat es sich zur Aufgabe gemacht die in der Friedhofssatzung verfassten Bestimmungen, auch in Bezug auf die Voraussetzungen zur Ernennung einer Ehrengrabstätte, zu überprüfen. So soll es zukünftig auch möglich sein, Persönlichkeiten mit besonderem Verdienst durch Beschluss des Rates eine Ehrengrabstätte zuzuerkennen. Worin genau dieser besondere Verdienst liegt, kann ganz unterschiedlicher Natur sein, beispielsweise auf sportlichem, politischem, sozialem oder künstlerischem Gebiet. So wird die Möglichkeit eröffnet, Persönlichkeiten zu ehren und ihre Leistungen anzuerkennen, die zu Lebzeiten weder Ehrenbürger noch Ehrenringträger oder Stadtälteste waren.



Abb. 25. Seniorenzentrum Wilmendyk



Abb. 26. Grabmal Lore Cattepoel

Dipl.-Ing. Veit Berroth, seit 2003 Mitarbeiter der Unteren Denkmalbehörde beim Fachbereich Stadtplanung der Stadt Krefeld, davor Untere Denkmalschutzbehörde beim Kreisbauamt des Landkreises Marburg-Biedenkopf in Hessen, Ausbildung: Diplomstudium an der Fakultät Raumplanung der Universität Dortmund mit Schwerpunkt Stadt- und Landschaftsgestaltung und Denkmalpflege. Interessensschwerpunkte in der Alltagsarbeit der Denkmalbehörde: Alte Handwerkstechniken an Massiv-, Fachwerk- und Stahlbauten, Restaurierungs- und Sanierungstechniken zur langfristigen Erhaltung und Modernisierung von Baudenkmalern sowie gestalterische Fragestellungen zum städtebaulichen Umfeld von Baudenkmalern.

Heike Blondin, Jahrgang 1969, verheiratet, 2 Kinder, wohnhaft in Krefeld-Traar, Abitur

1989 an der Marienschule in Krefeld, 1989 bis 1992 Studium an der Fachhochschule für öffentliche Verwaltung in Düsseldorf mit dem Abschluss Dipl. Verwaltungswirtin, seit 1989 im Dienst der Stadt Krefeld, zunächst im Bereich der Umsetzung des Landschaftsplans/Untere Landschaftsbehörde, seit 1998 Leiterin der Friedhofsverwaltung und seit 2012 als Leiterin der Abteilung Friedhöfe im Fachbereich Grünflächen tätig.

Janine Michels, Jahrgang 1983, wohnhaft in Krefeld-Bockum, Abitur 2003 an der Anne-Frank-Gesamtschule in Viersen, 2003 bis 2006 Studium an der Fachhochschule für öffentliche Verwaltung in Duisburg mit dem Abschluss Dipl. Verwaltungswirtin, seit 2003 im Dienst der Stadt Krefeld, zunächst im Bereich der Bekämpfung der Schwarzarbeit und Maklerwesen in der Ordnungsverwal-

tung und seit 2012 Sachgebietsleiterin der Friedhofsverwaltung im Fachbereich Grünflächen tätig.

Nicole Nießen, Jahrgang 1986, wohnhaft in Viersen-Dülken, 2009 Abitur am Weiterbildungskolleg Viersen, 2011 bis 2014 Studium an der Fachhochschule für öffentliche Verwaltung in Duisburg mit dem Abschluss als Bachelor of Laws, seit 2004 im Dienst der Stadt Krefeld in verschiedenen Bereichen, u. a. im Bereich des Fundwesens in der Ordnungsverwaltung, danach im Fachbereich Soziales im Bereich Wohnberechtigungsscheine und Wohnraumvermittlung, seit September 2014 als Sachbearbeiterin Freistellungen von den Belegungsbindungen im sozialen Wohnungsbau und Wohnraumbewirtschaftung beim Fachbereich Soziales tätig.

Anmerkungen

¹ Vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Ehrengrab>, abgerufen am 16.07.2013.

² Vgl. Satzung für die Friedhöfe der Stadt Krefeld (Friedhofssatzung) vom 15.12.2005 in der Fassung der 4. Änderungssatzung vom 06.12.2011.

³ Vgl. Hauptsatzung der Stadt Krefeld vom 15.02.1995 in der Fassung der 8. Satzung zur Änderung der Hauptsatzung vom 12.11.2009.

⁴ Vgl. Westdeutsche Zeitung, Nr. 51 vom 01.03.1973.

⁵ vgl. <http://www.buergerverein-bahn.de/index-Dateien/Page969.htm>, abgerufen am 02.07.2013.

⁶ Vgl. <http://www.buergerverein-bahn.de/index-Dateien/Page969.htm>, abgerufen am 02.07.2013.

⁷ Walter Nettelbeck, Cornelius de Greiff – Ein Seidenfabrikant, der nach seinem Tode seine Mitbürger höchlich überraschte, Krefeld 1969, S. 9 ff.

⁸ Vgl. Die Heimat 6, 1927, S. 218 ff.

⁹ Vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Teerfarben>, 19.07.2013.

¹⁰ Vgl. Die Heimat 6, 1927, S. 218 ff.

¹¹ Vgl. Die Heimat 31, 1960, S. 11 oder <http://www.rheinische-geschichte.lvr.de/persoentlichkeiten/J/Seiten/JohannesJohansen.aspx>, abgerufen am 03.07.2013.

¹² Vgl. <http://www.rp-online.de/niederrhein-sued/krefeld/nachrichten/der-vater-des-gruenguertels-1.2520375>, abgerufen am 04.07.2013.

¹³ Vgl. <http://de.wiktionary.org/wiki/Schang>, abgerufen am 04.07.2013.

¹⁴ Vgl. <http://www.rheinische-geschichte.lvr.de/persoentlichkeiten/J/Seiten/JohannesJohansen.aspx>, abgerufen am 03.07.2013.

¹⁵ Ebenda.

¹⁶ Ebenda.

¹⁷ Vgl. Die Heimat 31, 1960, S. 11.

¹⁸ Vgl. <http://www.verfassungen.de/de/preussen/pekkammer54.htm> oder http://de.wikipedia.org/wiki/PreuBisches_Herrenhaus, abgerufen am 11.07.2013.

¹⁹ Vgl. <http://www.rheinische-geschichte.lvr.de/persoentlichkeiten/J/Seiten/JohannesJohansen.aspx>, abgerufen am 03.07.2013.

²⁰ Ebenda.

²¹ Vgl. Houben, Heribert: Dr. Johansen. Abschied am 31. Mai 1930, in: Krefeld. Die Geschichte der Stadt, Bd. 5, Krefeld 2010, S. 152 f.

²² Ebenda, S. 153.

²³ Ebenda, S. 156.

²⁴ Vgl. Die Heimat 31, 1960, S. 11, oder: <http://www.rhg-krefeld.de/index.php/unsere-schule-5/geschichte-rhg>, abgerufen am 11.07.2013.

²⁵ Vgl. <http://www.krefeld.de/c125748100471f78/html/eaef2baf369482cc12574a6002dc9bd?opendocument>, abgerufen am 04.07.2013.

²⁶ Vgl. <http://www.krefeld.de/c12575380030db10/html/5af73c68aed598acc12575700058db7f?opendocument>, abgerufen am 04.07.2013.

²⁷ Vgl. Stadtarchiv Krefeld, Krefelder Zeitung vom 26.08.1924.

²⁸ Vgl. Houben, Heribert: Dr. Johansen. Abschied am 31. Mai 1930, S. 156 f.

²⁹ Ebenda, S. 157.

³⁰ Ebenda.

³¹ Vgl. Houben, Heribert: Dr. Johansen. Abschied am 31. Mai 1930, S. 156.

³² Vgl. <http://www.krefeld.de/c12575380030db10/html/5af73c68aed598acc12575700058db7f?opendocument>, abgerufen am 04.07.2013.

³³ Vgl. <http://www.krefelder-familienhilfe.de/KFH-Grundung%20der%20Krefelder%20Familienhilfe.html>, abgerufen am 03.07.2013.

³⁴ Vgl. <http://www.rheinische-geschichte.lvr.de/persoentlichkeiten/J/Seiten/JohannesJohansen.aspx>, abgerufen am 03.07.2013.

³⁵ Ebenda.

³⁶ Vgl. <http://www.krefeld.de/c12575380030db10/html/5af73c68aed598acc12575700058db7f?opendocument>, abgerufen am 04.07.2013.

³⁷ Stadtarchiv Krefeld.

³⁸ Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Johannes_Johansen, abgerufen am 11.07.2013.

³⁹ Stadtarchiv Krefeld.

⁴⁰ Stadtarchiv Krefeld/Zeitungsausschnittsmappe 2051/Westdeutsche Zeitung vom 10.11.1956, Nr. 263.

⁴¹ Stadtarchiv Krefeld/Zeitungsausschnittsmappe 2051/Westdeutsche Zeitung vom 25.02.1956, Nr. 48.

⁴² Stadtarchiv Krefeld/Zeitungsausschnittsmappe 2051/Westdeutsche Zeitung vom 03.03.1956, Nr. 54 und Rheinische Post vom 03.03.1956, Nr. 54.

⁴³ Stadtarchiv Krefeld/Zeitungsausschnittsmappe 2051/Westdeutsche Zeitung vom 10.04.1956, Nr. 84.

⁴⁴ Stadtarchiv Krefeld/Zeitungsausschnittsmappe 2051/Der Mittag vom 10./11.11.1956 Nr. 263.

⁴⁵ Stadtarchiv Krefeld/Zeitungsausschnittsmappe 2051/Westdeutsche Zeitung vom 10.11.1956, Nr. 263.

⁴⁶ Lilla, Joachim, Krefelder Abgeordnete, Krefeld 2000, S. 69 ff. und S. 238.

⁴⁷ Ebenda.

⁴⁸ Ebenda.

⁴⁹ <http://www.krefeld.de/ehrengraeber>.

⁵⁰ Die Heimat 46, 1975, S. 147.

⁵¹ Lilla, Krefelder Abgeordnete, S. 69 ff.

⁵² Vgl. Röder, Sabine, Paul Wember und das hyperaktive Museum, Nürnberg 2013, S. 119 ff.

⁵³ Vgl. Kunst und Krefeld e.V. (Hg.), Paul Wember zum 100sten Geburtstag, Krefeld 2013, S. 4 ff.

⁵⁴ Die Heimat 47, 1976, S. 130.

⁵⁵ Die Heimat 41, 1970, S. 11.

⁵⁶ Vgl. Rheinische Post vom 19.1.1969.

⁵⁷ Vgl. Stadtarchiv Krefeld, Pressemappe Paul Wember.

⁵⁸ Die Heimat 41, 1970, S. 12.

⁵⁹ Die Heimat 41, 1970, S. 14.

⁶⁰ Vgl. Westdeutsche Zeitung vom 04.10.1978.

⁶¹ Bauaktenarchiv.

⁶² Vgl. Die Heimat 60, 1989, S. 28-30.

⁶³ Vgl. Die Heimat 56, 1985, S. 202; 61, 1990, S. 193.

⁶⁴ Vgl. <http://www.caritas-krefeld.de/aktuelles/683-fest-akt-50-jahre-fahrbarer-mittagstisch>

Name	Vorname	Titel	Verdienst	Besonderheit	Friedhof	Feld	Nr.
Albrecht	Günter		Polit. & bürgerschaftl. Engagement	Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der BRD Deutschland	Oppum	W	706-708
Aldehoff	Friedrich		Ehrenbürger, polit. Engagement		Uerdingen	22	296-298
Angerhausen	Eugen	Dr.	Ehrenring und Stadtältestenwürde, Ehrenbürger, polit. Engagement		Hauptfriedhof Alter Teil	Y	41-47
Beyer	Gerhard		Ehrenring und Stadtältestenwürde, polit. Engagement		Linn	M	4
Billstein	Aurel		Ehrenbürger, Dokumentation der Stadtgeschichte	Bundesverdienstkreuz Erster Klasse	Hauptfriedhof Neuer Teil	52	79
Bosseljon	Berndt		Kunst, Kultur		Hauptfriedhof Neuer Teil	18	233-235
Brües	Otto		Ehrenbürger, Kunst, Kultur	Otto-Brües-Straße	Hauptfriedhof Alter Teil	C	470
Buschbell	Gottfried	Prof. Dr.	Stadtgeschichte		Hauptfriedhof Neuer Teil	56	25-26
Büttner	August		Wohltäter, polit. Engagement	August-Büttner-Straße	Uerdingen	7B	15-16
Cattepoel	Eleonore		Ehrenring, soziales & polit. Engagement		Hauptfriedhof Alter Teil	L	63
de Greiff	Cornelius		Wohltäter	Corneliusplatz, Corneliusstraße, Seniorenheim Cornelius-de-Greiff-Stift, de-Greiff-Säule	Hauptfriedhof Alter Teil	C	65-88
de Greiff	Emil		Ehrenbürger, Stifter, polit. & bürgerschaftl. Engagement	De-Greiff-Straße	Hauptfriedhof Alter Teil	D	97-100
de Greiff	Fritz		Ehrenbürger, soziales Engagement	De-Greiff-Straße	Hauptfriedhof Alter Teil	D	97-100
de Greiff	Moritz		Wohltäter, polit. Engagement	De-Greiff-Straße	Hauptfriedhof Alter Teil	B	70-100
Dembach	Adolf		Stadtältestenwürde, Ehrenring, polit. & bürgerschaftl. Engagement	Adolf-Dembach-Straße	Uerdingen	1a	3-4
Deuß	Wilhelm		Stifter	Deußstraße, Deußtempel am Stadtwaldweiher	Hauptfriedhof Alter Teil	A	137-140
Doergens	Heinrich	Dr.	Seelsorgerische Tätigkeiten	Heinrich-Doergens-Straße	Traar	C	8A
Dolbaum	Carl		Stifter	Dolbaumstraße	Fischeln	1	2038-2039
Engländer	Margarete		Ehrenring, Ehrenbürgerschaft, polit. & soziales Engagement	Engländerstraße, goldene Ehrenplakette des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes, erste weibliche Ehrenbürgerin Krefelds	Hauptfriedhof Neuer Teil	2	73-76
Fischers	Johann Heinrich		Stifter	Fischersstraße	Hüls	2	156-158
Flitsch	Wilhelm		Ehrenring und Stadtältestenwürde, polit. Engagement		Hauptfriedhof Alter Teil	Z	153-156
Floh	Clara		Stifterin		Hauptfriedhof Alter Teil	B	287-300
Floh	Gottschalk		Polit. Engagement	Am Flohbusch	Hauptfriedhof Alter Teil	B	287-300
Frohn	Peter	Dr.	Ehrenring, polit. & bürgerschaftl. Engagement		Verberg	7	23-24
Hafels	Josef	Dr.	Armen- und Schularzt	Josef-Hafels-Schule, Hafelsstraße	Fischeln	1	N/A

Name	Vorname	Titel	Verdienst	Besonderheit	Friedhof	Feld	Nr.
Hauser	Johannes		Ehrenring, polit. & bürgerschaftl. Engagement	Bundesverdienstkreuz Erster Klasse	Hauptfriedhof Neuer Teil	2	44-45
Heinzelmann	Karl	Dr.	Stadtgeschichte		Hauptfriedhof Neuer Teil	41	43-46
Hellenbrock	Josef		Ehrenring, Ehrenbürger, polit. Engagement	Josef-Hellenbrock-Haus	Hauptfriedhof Neuer Teil	68	191
Hemmers	Richard		Ehrenring, Städtältestenwürde, polit. Engagement	Richard-Hemmers-Weg	Hauptfriedhof Neuer Teil	4	626-627
Heynen	Johannes Wilhelm Hubert		Wohltäter	Johannes-Heynen-Straße	Hauptfriedhof Alter Teil	G	311-317
Horster	Karl	Dr.	Städtältestenwürde, Ehrenring, polit. & bürgerschaftl. Engagement		Hauptfriedhof Neuer Teil	55	82-83a
Houben	Hubert		Leichtathlet	Hubert-Houben-Kampfbahn in Krefeld, Hubert-Houben-Stadion und Hubert-Houben-Straße in Goch	Hauptfriedhof Neuer Teil	13	392-393
Huhnen	Fritz		Ehrenschild, Kultur, Kunst	Fritz-Huhnen-Straße	Hauptfriedhof Neuer Teil	8	513-514
Johansen	Johannes	Dr.	Ehrenbürger, polit. Engagement	Johansenaue, Johannesweg, Gedenktafel am Haus Schönwasser, Johansenschule	Haus Schönwasser		
Junkers	Johannes		Stifter	Junkersdyk, Johannesturm	Hauptfriedhof Neuer Teil	8	159-174
Kempken	Karoline		Stifterin		Hauptfriedhof Alter Teil	W	453-460
Keutmann	Philibert		Polit. Engagement	Keutmannstraße	Bockum	1	26-27
Kleinheyer	Franz		Sozialpolitisches Engagement	Franz-Kleinheyer-Straße	Hüls	1	350-352
Klösges	Sigrid		Polit. Engagement		Traar	3	5-7
Königs	Alexander		Stifter	Alexanderplatz, Alexanderstraße	Hauptfriedhof Alter Teil	B	213-228
Lehmann	Willi		Ehrenring, Städtältestenwürde, polit. Engagement		Hauptfriedhof Alter Teil	Q	610-611
Lentzen	Johann Peter		Ortsgeschichtliche Forschung	Peter-Lentzen-Weg	Fischeln	1	2062
Luther	Adolf	Prof. Dr.	Ehrenbürger, Kunst, Kultur	Verdienstorden des Landes Nordrhein-Westfalen, Adolf-Luther-Stiftung	Hauptfriedhof Neuer Teil	58	33-34
Märklin	Friedrich	Dr.	Ehrenbürger, ärztliche Tätigkeit, polit. Engagement	Märklinstraße	Hauptfriedhof Alter Teil	A	297-302
Markard	Adolf		Polit. Engagement		Hauptfriedhof Neuer Teil	39	211-212
Matthias	Bertha		Stifterin	Matthias-Tendering-Stiftung, Tenderingstraße	Hauptfriedhof Neuer Teil	20a	23-24
Mauritz	Heinrich		Ehrenbürger, polit. Engagement, Stifter	Mauritzstraße, erster Ehrenbürger der Stadt Uerdingen (1893)	Uerdingen	22	51-62
Melcher	Heinrich		Ehrenring	Bundesverdienstkreuz, Träger des französischen Ordens Officier du Mérite Agricole	Uerdingen	28	7-11
Meyser	Heinrich Jakob		Stifter	Gedenktafel auf dem Hülser Friedhof	Hüls	2	156-158
Odendahl	Wilhelm		Ehrenring, Städtältestenwürde, polit. Engagement	Wilhelm-Odendahl-Halle	Fischeln	14	173-174

Name	Vorname	Titel	Verdienst	Besonderheit	Friedhof	Feld	Nr.
Oediger	Hermann		Polit. Engagement, Wohltäter	Hermann-Oediger-Weg	Fischeln	1	2051-2053
Passen	Hermann		Polit. Engagement		Hauptfriedhof Neuer Teil	39	9-10
Reiners	Rita		Ehrenplakette, schriftstellerisches Gesamtwerk		Hauptfriedhof Neuer Teil	55	1055
Reuß	Adam		Stadtältestenwürde, Ehrenring, polit. Engagement	Bundesverdienstkreuz	Hauptfriedhof Neuer Teil	19	55-57
Rhodus	Marianne		Wohltäterin	Rhodusstraße	Hauptfriedhof Alter Teil	C	65-88
Ridders	Heribert		Stadtring, polit. & bürgerschaftl. Engagement	Bundesverdienstkreuz	Hauptfriedhof Neuer Teil	22	24-25
Roos	Friedrich Christian		Ehrenbürger, polit. Engagement	Christian-Roos-Straße	Hauptfriedhof Alter Teil	E	187-191
Schmitz	Grete		Ehrenring, Stadtältestenwürde, polit. Engagement	Grete-Schmitz-Straße	Uerdingen	4	44-45
Schneider	August		Starb in Ausübung seiner Pflicht bei der Rathausverteidigung, 1923	Schneiderstraße	Hauptfriedhof Neuer Teil	4	505-506
Seyffardt	Ludwig Friedrich		Wohltäter	Seyffardtstraße, Seyffardtplatz, Denkmal an der Philadelphiastraße/Leyentalstraße	Hauptfriedhof Alter Teil	B	9-16
Simon	Günther	Dr.	Ehrenring, polit. Engagement	Bundesverdienstkreuz	Hauptfriedhof Alter Teil	O	74
Sohmann	Maria		Stifterin, Wohltäterin	Maria-Sohmann-Straße, Seniorenheim Maria Schutz	Hauptfriedhof Alter Teil	A	145-156
Stangenberg	Josef		Stadtältestenwürde, polit. & bürgerschaftl. Engagement		Fischeln	1	50-51
Stefen	Wilhelm		Polit. Engagement	Wilhelm-Stefen-Straße	Fischeln	12	1007-1010
ter Meer	Edmund	Dr.	Ehrenbürger, Stifter, polit. Engagement	Ter-Meer-Schule in Uerdingen, Ter-Meer-Straße, Edmundstraße, Ter-Meer-Platz, Ter-Meer-Brunnen, Ter-Meer-Siedlung	Uerdingen	4a	47-66
Theißen	Heinrich		Ehrenbürger, polit., kirchliches & soziales Engagement	Heinrich-Theißen-Straße	Uerdingen	2	55-58
van Hüllen	Herbert		Ehrenring, polit. & bürgerschaftl. Engagement	Großes Bundesverdienstkreuz, Stern zum Bundesverdienstkreuz	Hauptfriedhof Neuer Teil	2	79-80
Vielhaber	Walter Anton		Stifter		Hauptfriedhof Alter Teil	A	239-252
von Beckerath	Arthur		Stifter		Hauptfriedhof Alter Teil	A	357-376
von der Leyen	Conrad Wilhelm		Unternehmer, Stifter	Von-der-Leyen-Platz, Leyentalstraße	Hauptfriedhof Alter Teil	A	383-394
Wember	Paul	Prof. Dr.	Ehrenbürger, Kunst, Kultur		Traar	1	134-135
Wenzel	Hans		Goldene Ratsmünze, Ehrenring, Stadtältestenwürde, polit. & soziales Engagement	Verdienstkreuz am Bande der BRD Deutschland	Hauptfriedhof Neuer Teil	52a	98
Wilhelm	Kurt	Dr.	Ehrenring, Stadtältestenwürde, polit. Engagement	Verdienstkreuz am Bande	Hauptfriedhof Neuer Teil	23	59-60

Die Horten-Fassade in Krefeld

Ein Corporate Design (Teil 2)

von Siegfried Gronert

Die Geschichte des Horten-Kaufhauses in Krefeld – die Landung eines großen UFOs im Stadtzentrum –, die Vorgeschichte und die Querelen um die Krefelder Kachel-Fassade von Helmut Hentrich standen im Zentrum des 1. Teils dieses Beitrages.¹ Hier geht es nun abschließend um das mit den Horten-Kacheln verbundene Corporate Design (Abb. 1 und 2).

Zur Eröffnung der 52. Niederlassung von Horten am 23. April 1970 gab die Rheinische Post die Sonderbeilage „Horten-Premiere in Krefeld“ mit einem Artikel über die „Wabenfassaden“ heraus (Abb. 3): „Die Wabenfassaden kommen! – Dies ist fast ein Schlachtruf in jenen Städten, wo die Horten-Aktiengesellschaft beginnt, ihre Warenhäuser zu bauen“ – „Das unverwechselbare Wabenelement prägt das Bild der millionenfach wiederkehrenden Unternehmens- und Warenkennzeichnung. Die ‚Verpackung‘ der Horten-Warenhäuser wiederholt sich in der Verpackung der Horten-Waren. Tragtaschen

zum Beispiel zeigen [ein] stilisiertes Abbild der Wabenfassade. Auch zur Kennzeichnung der zahlreichen Horten-Hausmarken wird das stilisierte Wabenelement verwendet.“² Mit dem Begriff der Wabe wurde die zellenartige Struktur der Kachelfassade als Signet für die Markenbildung betont.

Die einheitliche Verwendung der Wabenkachel in den Horten-Häusern war Bestandteil einer Marketing-Strategie. Im Verlauf der 1970er-Jahre ersetzte der Begriff der „Corporate Identity“ die älteren Begriffe „Firmenbild“ und „Firmen-Image“, und mit der veränderten Wortwahl erweiterte sich auch die Bedeutung. Es ging nicht mehr allein darum, für eine Firma ein Signet, einen Briefbogen oder einen Prospekt zu gestalten, sondern um „die Vorstellung des Marktes von einem Unternehmen“³. Mit dem anglo-amerikanischen Begriff der „Corporate Identity“ setzte sich die Auffassung durch, dass der „Stil des Unternehmens in seinem Verhalten, seinem Erscheinungsbild und seiner Kommunikati-

on“ nur als einheitliche, koordinierte Vorstellung überzeugen könnte.⁴ Dazu gehörten für Horten neben der grafischen Verwendung der Wortmarke auch die Architektur, die Fassaden und die Einkaufsstützen mit dem Waben-Logo. Heute würde man eher von einem Corporate Design sprechen, weil die stilbildenden Elemente vor allem gestalterisch angelegt sind und kein Unternehmenskonzept (Firmenphilosophie) beinhalten.

Die Gestaltung von Kachel und Fassade sind in der Op-Art der 1960er-Jahre verankert, die mit rhythmischen Formen eine optische Illusion erzeugen wollte. Die geometrische, durch Drehung der Elemente um 90 Grad variierte Form der Horten-Waben sollte – theoretisch – den optischen Eindruck einer Bewegung in der Fläche erzeugen, eine Illusion von Zeit und Raum. In der Realität ist eine differenzierte Wahrnehmung jedoch kaum noch möglich, denn die kleinteiligen, massenhaft immer wieder kehrenden Formen erscheinen in der Straßenansicht der



Abb. 1. Krefeld, Rheinstraße, Horten-Fassade mit den Horten-Kacheln und den für das links anschließende Haus der Tivoli-Brauerei modifizierten Kacheln

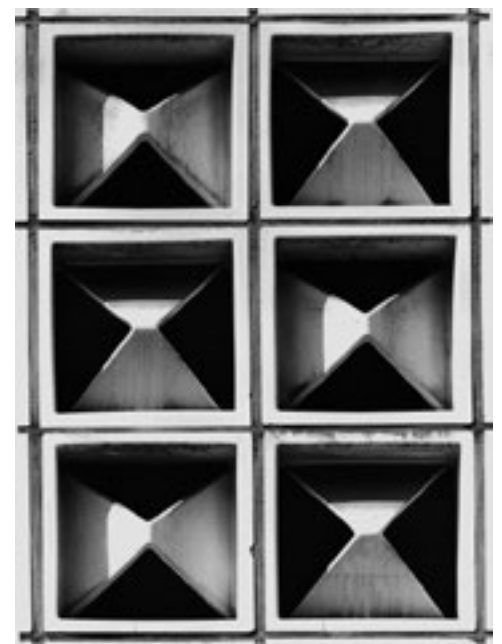


Abb. 2. Kachel-Elemente von Helmut Hentrich in der Fassade von Horten in Krefeld



Abb. 3. „Waben-Fassaden“ als Logo (Ausschnitt aus der Sonderbeilage der Rheinischen Post, Krefeld, 23.4.1970).

riesigen Gebäudefassade als leicht strukturierte, flimmernde Fläche.

Die Beeinträchtigung der Op-Art durch ihre massenhafte Anwendung wurde schon damals kritisiert. Neben der Horten-Kachel ist wohl die Einkaufstüte von Aldi-Nord das bekannteste Beispiel einer massenhaft an-

gewandten Op-Art-Struktur. Gestaltet wurde sie 1970 von dem Münchner Maler Günter Fruhtrunk (1923 – 1982) unter Verwendung der für seine Kunst charakteristischen diagonalen Streifenbilder (Abb. 4). Fruhtrunk galt mit seiner Teilnahme an der documenta und der Biennale von Venedig 1968 sowie mit der Ausgestaltung des Vorrums des UN-Sicherheitsrates in New York als Repräsentant der zeitgenössischen Kunst in der BRD. Nachdem Fruhtrunk den Auftrag für Aldi angenommen hatte, gestand er seinen Studenten an der Münchner Akademie der Bildenden Künste: „Ich habe gesündigt.“ So wird es von Florian Illies berichtet, der in seiner Polemik über Fruhtrunk einen „Verrat an den Massengeschmack“ sieht.⁵ Doch hier wie bei den Horten-Kacheln wird die optische Wirkung nicht durch den „Massengeschmack“, sondern durch die massenhafte Verwendung der Elemente zerstört, die nicht mehr differenziert wahrgenommen werden können.⁶ All das gilt auch für die Einkaufstüten von Horten, die ebenfalls mit dem abwechselnd um 90 Grad gedrehten Kachel-Zeichen dekoriert wurden. Da die einzelnen Formen noch kleinteiliger sind als bei der Aldi-Tüte, wirken sie wie mit einem durchbrochenen Muster überzogen.

Die Einkaufstüten von Horten haben ihre eigene Geschichte, die noch vor der Aldi-Tüte beginnt. Weil die zuvor gebräuchlichen Papiertragetaschen die Anforderungen im Lebensmittelbereich nicht mehr erfüllen konnten, wurden für das Kaufhaus Horten in Neuss 1961 die ersten Plastiktüten entwickelt, hergestellt von dem Kartonagenverarbeiter Heinz Hermes in Düsseldorf-Hamm. Diese erste Auflage von ca. 80000 Stück war die erste Plastiktüten-Großauflage der Welt!

Eine maßgebliche Rolle bei der Entscheidung für die Plastiktüte spielte der Leiter der Abteilung Materialeinkauf bei Horten, Karl Ludwig Kosmalla. Danach entstand eine zweite Version der sogenannten „Hemdchen-Tasche“ (wegen der Form, die an ein Trägerhemd erinnert), die bis 1965 eine Auflage von ca. 1,5 Million Stück erreichte.⁷ Ende der 1960er-Jahre setzten sich die Plastiktüten gegenüber den Papiertragetaschen durch, weil die umfassende Verbreitung von Erdölprodukten einerseits und die Ausweitung der Selbstbedienung in den Lebensmittelabteilungen mit ihren Feuchtkartons andererseits für eine Tüte aus Plastik sprachen. 1965 war Horten mit Karl Ludwig Kosmalla entscheidend an der Entstehung der sogenannten „Reiterband“-Tasche beteiligt, die mit einer doppelten Griffverstärkung und Grifflochstanzung wesentlich formstabiler war als die labile Hemdchen-Tasche.⁸ Die erste Reiterband-Tasche von 1965 trug ebenfalls das Kachelmotiv von Horten (Abb. 5). Wenn man bedenkt, dass parallel eine genießerische Katze die Einkaufstüten von Horten zierte, wird die Modernisierung durch das abstrakte Kachelmotiv deutlich (Abb. 6). Mit der Horten-Wabe, dreidimensional an Fassaden und als grafisches Zeichen für Kommunikationsmaterialien und Einkaufstüten, etablierte Horten ein einheitliches Signet als Corporate Design.

Zur Eröffnung des Krefelder Hauses gab es 1970 auch Gegenstimmen, die den nicht ausgeräumten Konflikt zwischen Wirtschaft und Ästhetik weiter tragen. In ihrem Leserbrief „Horten-Klotz ohne Maßstab“ schrieben die Unterzeichner (Ernst Fohrer, Werner Klinkhammer, Hans H. Schneiders, Hajo Wirtz): „Der maßstablose Klotz, mit



Abb. 4. Plastiktüte Aldi-Nord mit Motiv von Günter Fruhtrunk



Abb. 5. Reiterband-Plastiktüte von Horten



Abb. 6. Reiterband-Plastiktüte von Horten mit Katzen-Motiv



Abb. 7. Motiv der Horten-Kachel im Krefelder Karnevalszug, März 2014

dem Mäntelchen der Modernität bekleidet, mißachtet die städtebauliche Situation ohne erkennbare Absicht von struktureller Einfügung, ohne spürbare, übergeordnete städtische Zusammenhänge.⁹ Und der eingangs mit seiner Kritik an den Eiermann-Waben in Stuttgart zitierte Architekturkritiker Wolfgang Pehnt bildete später das Krefelder Kaufhaus zusammen mit dem zur selben Zeit erbauten Warenhaus „Konsument“ in Leipzig ab, ebenfalls mit vorgehängten Fassadenelementen, und spottete: „Der Zeitgeist wehte, wo er wollte, und blies auch unter dem Eisernen Vorhang hindurch.“¹⁰

Wenn heute, nach mehr als 40 Jahren, mit dem Abriss der Fassade der Wunsch entsteht, diese Kacheln als Erinnerungsmomente im öffentlichen Stadtraum zu bewahren, dann ist darauf zu achten, dass Vergangenheit nicht verklärt, Konflikte nicht unter den Teppich gekehrt werden. Der Verein Impuls (der frühere Verkehrsverein Krefeld) hatte vorgeschlagen, einige der Waben von Künstlern oder Designern umgestalten zu lassen und anschließend zu verkaufen – für einen guten Zweck (es wäre dann zu hoffen gewesen, dass auch die Künstler/innen davon etwas abbekommen).¹¹ Die Frage, was diese künstlerische Umgestaltung bedeuten könnte, würde sich auch an den Vorschlag eines Krefelder Architekten richten, aus den Fragmenten der Waben eine Skulptur zu formen und im Stadtraum aufzustellen. Und bei dem Vorschlag der Künstlerin Mechthild Brahm-Pehle, Baulücken im Stadtbild mit Fassaden aus Horten-Waben zu schließen,¹² müsste deutlich werden, was die Baulücken, zumeist Nachwirkungen des letzten Krieges, mit Horten zu tun haben.

Mit einer – wie auch immer – gestalteten Präsentation im öffentlichen Stadtraum würde die Horten-Kachel ihren Erinnerungscharakter vom Dokument zum Monument verändern. Die Kulturanthropologin Aleida Assmann sieht in einem Monument die „Selbststilisierung der Kultur mit Blick auf die Nachwelt“, während ein Dokument als Relikt keine gestalterische Umformung erlaubt.¹³ Offensichtlich besteht die Problematik der heutigen Präsentation der Horten-Kachel als Monument darin, dass wir damit keine für uns geeignete Selbststilisierung verbinden können (Abb. 7). Das kann sich in Zukunft ändern. Daher ist es richtig, dass das Museum Burg Linn (das faktisch auch als Stadtmuseum fungiert) einige dieser Kacheln als Dokumente der Stadtgeschichte Krefelds erworben hat (Abb. 8). Ähnlich bewahren auch andere Städte die Relikte der ehemaligen Kaufhäuser von Horten.

Mit Dank an Gert Mittendorf, Radevormwald für die Fotos der Plastiktüten von Aldi-Nord und Horten aus seiner ca. 80000 Tragetaschen umfassenden Sammlung, und an das Stadtarchiv Krefeld für die Bereitstellung der erforderlichen Dokumente.

Prof. Dr. Siegfried Gronert, 1993 bis 2011 Professur Geschichte und Theorie des Design an der Bauhaus-Universität Weimar; seit 2008 Vorsitzender der Gesellschaft für Designgeschichte e.V.; seit 2010 Honorary Professor an der HUT in Wuhan/China. Zahlreiche Beiträge und Publikationen zur Geschichte und Theorie des Designs.



Abb. 8. Kachel aus der Fassade des Horten-Kaufhauses Krefeld

Anmerkungen

¹ Siegfried Gronert: Die Horten-Fassade in Krefeld. Ein Corporate Design mit Kacheln von Rhode, Eiermann und Hentrich (Teil 1). In: Die Heimat 84, 2013, S. 123-130.

² Vorhanden im Stadtarchiv Krefeld.

³ Ottmar Rechenauer u. Anton Stankowski: Firmen-Image. Lengerich/Westfalen 1969, S. 6.

⁴ Roman Antonoff: Corporate Identity. Frankfurt/Main 1982, S. 3.

⁵ Florian Illies: Aufstieg und Fall des Günter F. In: monopol, 1.7.2009.

⁶ Vgl. Hein Schmidt-Bachem: Aus Papier. Eine Kultur- und Wirtschaftsgeschichte der Papier verarbeitenden Industrie in Deutschland. Berlin u. Boston 2011, S. 361f.; vgl. Anne-Katrin Koch: Werbebotschafter auf der Straße. Die Tüte und die Kunst, in: kunsttexte.de, Nr. 4, 2012 [www.kunsttexte.de]. Dank an Anne-Katrin Koch für den Hinweis auf die Standardwerke von Heinz Schmidt-Bachem.

⁷ Darstellung nach Heinz Schmidt-Bachem: Tüten, Beutel, Tragetaschen. Zur Geschichte der Papier, Pappe und Folien verarbeitenden Industrie in Deutschland. Münster u. a. 2001, S. 232f.; Schmidt-Bachem 2011, S. 781: dort wird das Muster fälschlich noch auf Eiermann zurück geführt.

⁸ Schmidt-Bachem 2001, S. 234-237.

⁹ Westdeutsche Zeitung, 25.04.1970.

¹⁰ Wolfgang Pehnt: Deutsche Architektur seit 1900. München 2005, S. 320.

¹¹ Siehe Christoph Elles u. Jérôme Hördemann: Horten-Abriss: Die Kacheln zerbrechen, Westdeutsche Zeitung, Krefeld, 30.7.2013.

¹² Petra Diederichs: Horten-Kacheln als Baulücken-Füller, Rheinische Post, Krefeld, 3.8.2013.

¹³ Aleida Assmann: Kultur als Lebenswelt und Monument. In: Kultur und Lebenswelt als Monument. Hg. Aleida Assmann u. Dietrich Harth. Frankfurt/Main, Fischer, 1991, S. 13f.

Planung, Entwicklung und Pflege von Staudenflächen im Wehrgang der Burg Linn

von Wolfram Kunick

Der Burgpark Linn steht seit 1998 unter Denkmalschutz. Er schließt eine Niederungsburg ein, die auf einer künstlichen Aufschüttung, einer sogenannten „Motte“, im feuchten Überschwemmungsgebiet einer Altstromrinne des Rheins errichtet wurde und deren Entstehung bis in das 12. Jahrhundert zurückreicht. Sie ist bis heute rings von einem Wassergraben umgeben. Seit ihrer Zerstörung 1702 überdauerte die Burg als von Efeu überwucherte Ruine. Nach wechselvoller Geschichte wurde das Areal Anfang des 19. Jahrhundert von der Krefelder Seidenhändlerfamilie de Greiff erworben; um 1830 entwarf Maximilian Friedrich Weyhe in deren Auftrag den Park, dessen romantische Burgruine den Mittelpunkt der unvollendet gebliebenen Anlage bildete. Zur damaligen Zeit gehörten Tempel, künstliche Grotten oder Ruinen als feste Bestandteile zu jeder Parkanlage im „englischen Stil“.

1924 erwarb die Stadt Krefeld neben anderen Parkanlagen auch den Burgpark Linn und gestaltete ihn als öffentliche Grünfläche teilweise um. Der Park hat heute eine Flächen-größe von rund 8,7 ha. Die Burgruine wurde in den 1950er-Jahren saniert, erhielt ab 1993 neue Schieferdächer und wurde zu einem „Landschaftsmuseum des Niederrheins“. Alljährlich findet über Pfingsten im Park ein großes Volksfest, der „Flachsmarkt“, statt; im Herbst folgen die „British Days“.

Die Stadt Krefeld beteiligte sich mit mehreren Parkanlagen, darunter auch dem Burgpark Linn, an der Dezentralen Landesgartenschau „EUROGA 2002 +“, beauftragte die „Planungsgruppe Grüner Winkel“ mit der Erarbeitung eines Parkpflegewerkes und begann alsbald mit den notwendigen Sanierungsarbeiten des Wege- und Gewässersystems und der Gehölzflächen. Dem Parkpflegewerk zufolge reicht der älteste Teil des heutigen Baumbestandes im Park noch bis in die Anlagezeit um 1830 zurück und ist damit heute fast 200-jährig. Innerhalb des Wehrganges betrifft dies eine besonders markante Stieleiche, die als Naturdenkmal geschützt ist. Eine Blutbuche und eine Robinie annähernd gleichen Alters wurden im Rahmen der Sanierungsmaßnahmen gefällt. Für den Wehrgang wurde im Parkpflegewerk „[...] eine Anreicherung der zur Zeit von

artenarmen, nitrophilen Säumen bzw. kahlen Flächen geprägten Böschungen vorgeschlagen. Dies soll mit Arten der sogenannten ‚Burgenflora‘ geschehen, wodurch sich eine interessante Korrespondenz zwischen dem alten Mauerwerk der Burg und diesen typischen Pflanzenarten ergeben könnte.“ (Bermbach 2000, S. 103). Der Auftrag hierzu wurde dem Verfasser von der Stadt Krefeld am 11. August 2000 erteilt.

Lagebeschreibung

Die Burg Linn ist mit der nordwestlich anschließenden Vorburg durch eine hölzerne Brücke verbunden. Das Niveau des Burghofes liegt 2 Meter über dem der Vorburg. Die Qualität des angeschütteten Substrates erwies sich später als außerordentlich wechselnd im Hinblick auf Schuttanteile und Bodenverdichtung. Im Boden finden sich immer

wieder Ziegel- und Mörtelbrocken, Schieferstücke, Ton- und Glasscherben sowie Knochen und Zähne. Die Gesamtfläche beträgt innerhalb des Wehrganges rund 750 qm.

Bevor der Besucher die eigentliche Burg betritt, bietet sich ihm während der Öffnungszeiten des Museums die Möglichkeit, den nach außen mit hohen Ziegelmauern abgeschlossenen Wehrgang zu betreten und ohne Eintrittsgeld die Burg zu umrunden. Im Süden ermöglichen Holzkonstruktionen Blicke über die Brüstung in den Burgpark und die umgebende Landschaft. Es kommen weniger Einzelpersonen als vielmehr Gruppen und insbesondere Schulklassen.

Planung

Die erwähnten Vorgaben schlossen die Anlage eines geordneten „Burggärtchens“ von

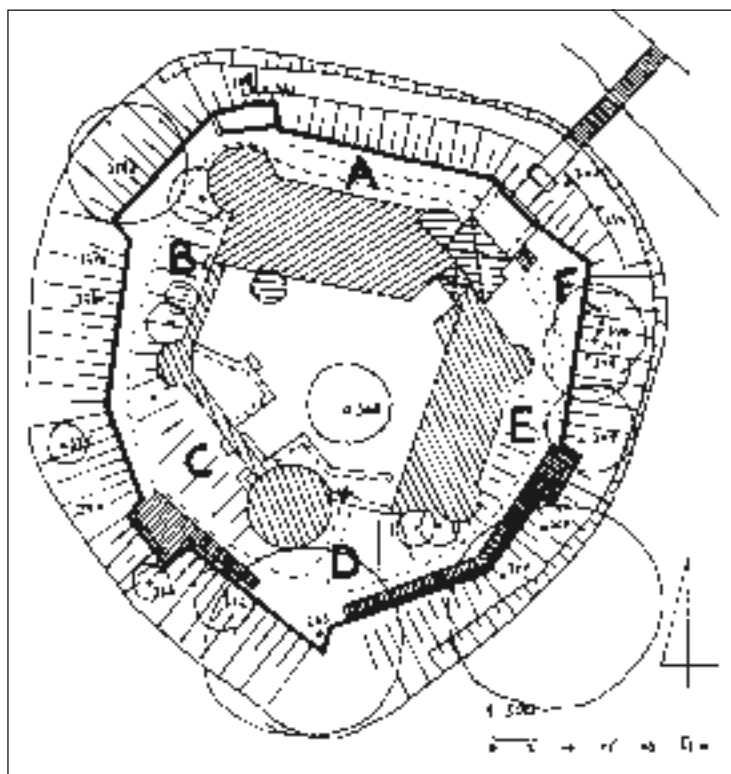


Abb. 1.
Lageplan mit den
Pflanzabschnitten
A – F

vornherein aus. Die erwünschte Staudenflur durfte in der Anlage nicht allzu kostenintensiv sein und später keine übertriebene Pflege beanspruchen. Hinsichtlich der Pflanzenauswahl wurde grundsätzlich darauf geachtet, nur solche Arten zu verwenden, die auch schon im Mittelalter kultiviert wurden und in Nähe der Burg hätten gewachsen sein können. Leider konnten Einjährige, die alljährlich neu kultiviert werden müssen, nur ausnahmsweise mit einbezogen werden.

Pflanzenwahl

Eine intensivere Beschäftigung mit der Gartenflora am Ausgang des Mittelalters macht deutlich, dass die damaligen Gärten ganz allgemein viel ärmer an auffälligen oder manchmal grellen Pflanzen waren, als wir es heute gewöhnt sind. Die relativ wenigen Zierpflanzen der Gärten wurden nicht primär ihrer Schönheit wegen, sondern auch als christliche Symbolpflanzen oder wegen ihres Nutzwertes als Heil- oder Gewürzpflanzen kultiviert (Behling, Fischer-Benzon, Krausch, Wein).

Zeitloses Sinnbild der himmlischen und der irdischen Liebe ist seit altersher die viel besungene **Rose**. Sie ist nach christlicher Überlieferung der Gottesmutter geweiht. Der „Rosenkranz“ umfasst die ihr gewidmete Gebetsfolge. Die Dornen der Rose weisen andererseits auf die Existenz der Sünde, den „Stachel im Fleische“, hin. Rosen können ebenso auch Sinnbild für Stolz und Hoffart sein. Unschuld und Reinheit verkörpern die weißen, in vielen Verkündigungsszenen dargestellten Madonnenlilien. Auch die bescheideneren Maiglöckchen sind als „Lilien auf dem Felde“ **Marienblumen**, zugleich aber auch heimliche Liebesboten. Maria geweihte „Feldblumen“ sind auch Tausendschön, Ringelblumen oder Löwenzahn. An Demut gemahnt das **Veilchen**,

das als einer der ersten Frühlingsboten mit Ungeduld erwartet wurde.

Christus-Symbole sind der Weinstock oder die Eiche, aber auch die Schwertlilie, die mit ihren spitz zulaufenden Blättern auf den gewaltsamen Tode verweist und deswegen auch in Verbindung zu Märtyrern gebracht wurde. Unter dem (Schwert-)Lilienbanner sammelten sich die Kreuzzugsritter.

Wundkräuter und Heilpflanzen wie Wege- rich, Blutwurz, Ehrenpreis, Schöllkraut oder Lungenkraut wachsen zu Füßen des Gekreuzigten oder sind Attribute bestimmter Heiliger. Die Blünteile der **Akelei** verweisen aufgrund ihrer Ähnlichkeit mit einer Taube auf den Heiligen Geist, ebenso wie die um Pfingsten blühende Pfingstrose. **Dreifaltigkeit** symbolisieren die Blätter des Klees, der Walderdbeere oder die Blütenfarben des Wilden Stiefmütterchens. Die Früchte der Walderdbeere bilden im Paradies die Speise der Seligen.

Als **antidämonisch** und Zauber abwehrend galten unter anderem der Scharfe Hahnenfuß, die Zaunrübe, die Echte Nelkenwurz oder das Immergrün. Auch sie sind auf mittelalterlichen Tafelbildern zu finden. Aromatische Duftpflanzen spielten eine bedeutende Rolle bei der Abwehr des allgegenwärtigen häuslichen Ungeziefers. Etliche der erwähnten Arten sind heute auch im Wehrgang der Burg Linn zu finden.

Das Gartenerleben war viel stärker von den Jahreszeiten geprägt, als wir uns das heute vorstellen: nur das Frühjahr und der Frühsommer waren blütenreich; Hochsommer und Herbst waren überwiegend Zeiten der Reife und der Ernte. Die allermeisten der unsere sommer- oder herbstlichen Gärten prägenden Blumen sind Einführungen der Neuzeit, die aus fremden Kontinenten stammen oder erst durch spätere Züchtungen hervorgebracht worden sind.

Realisierung

Die Gesamtfläche des äußeren Wehrgangs wurde, je nach der vorherrschenden Exposition, in die 5 Abschnitte A bis E (s. Lageplan, Abb. 1) unterteilt. Das Anfang 2000 entwickelte Konzept sah ursprünglich eine flächige Kombination von Einsaaten und Pflanzungen vor. Es sollte möglichst rasch verwirklicht werden, um bis zum Präsentationsjahr 2002 ein ansprechendes Bild zu erzielen. Bald wurde jedoch deutlich, dass mit einer Umsetzung der Planung frühestens Anfang 2001 zu rechnen sein würde. Vorab konnten lediglich Teilbereiche der Abschnitte B und C bis August 2000 einsaatfertig hergerichtet werden, allerdings unter dem Risiko späterer Störungen bei Rodungsarbeiten, bei der Erneuerung der Holzkonstruktion und der Wege.

Einsaaten und Pflanzungen

Die Tabelle 1 gibt einen Überblick über die in den einzelnen Abschnitten verwendeten Arten und die Art ihrer Ansiedlung. Abgesehen von wenigen, schon vorab im August 2000 bzw. erst nachträglich gepflanzten Stauden wurde die Haupt-Pflanzaktion am 3. April 2001 durchgeführt. Ergänzend kamen später einige weitere Arten hinzu. Die Vorbereitung der Flächen war teilweise nur unzureichend: Weder war der Boden genügend gelockert noch waren die Unkrautwurzeln entfernt. Beides hätte bei der Steilheit der Böschungen mühevoll Handarbeit erfordert und unterblieb daher. Besonders in den stärker verdichteten Bereichen zu beiden Seiten des Weges, der die Abschnitte C und D trennt, war die Tiefe der Pflanzlöcher trotz mehrfacher Hinweise viel zu gering; die Ausfälle waren später entsprechend hoch. Wo wie im Abschnitt A Bodenauftrag notwendig geworden war, handelte es sich um schweren, nassen Lehm, der noch am Tage der Pflanzung verteilt wurde.

Tabelle 1: Aussaaten und Pflanzungen

Ansaat oder Pflanzung 2000 bis 2002	Art der Ansiedlung	A	B	C	D	E	Entwicklung 2000 – 2013	Blütezeit (Monat)
Kriechender Günsel (<i>Ajuga reptans</i>)	P	v					(+), Abnahme	IV
Lauch-Hederich (<i>Alliaria petiolata</i>)	spontan		v	v	v	v	+, Nv, =	V
Färber-Kamille (<i>Anthemis tinctoria</i>)	S			v	v	v	(+), Nv, Abnahme	ab VI
Akelei (<i>Aquilegia vulgaris</i>)	S/P		v	v			+, Nv	V, VI
Wermut (<i>Artemisia absinthium</i>)	P				v		(+), Abnahme	VIII-IX
Wald-Geißbart (<i>Aruncus dioicus</i>)	P				v	v	+, Nv, Zunahme	VI
Frauenfarn (<i>Athyrium filix-femina</i>)	P	v				v	-, Abnahme	-
Wald-Zwenke (<i>Brachypodium sylvaticum</i>)	S					v	+, Nv, Zunahme!	VI
Acker-Ringelblume (<i>Calendula arvensis</i>)	S			v	v		0	V – X
Garten-Ringelblume (<i>Calendula officinalis</i>)	S7P			v	v		(+), Abnahme	V – X
Pfirsichblättrige Glockenblume (<i>Campanula persicifolia</i>)	P			v	v		-, F, Abnahme	VI
Acker-Glockenblume (<i>Campanula rapunculoides</i>)	S				v		+, Nv, Zunahme	VII

Ansaat oder Pflanzung 2000 bis 2002	Art der Ansiedlung	A	B	C	D	E	Entwicklung 2000 – 2013	Blütezeit (Monat)
Nesselblättrige Glockenblume (<i>Campanula trachelium</i>)	S			v			+, Nv, Zunahme	VII
Berg-Flockenblume (<i>Centaurea montana</i>)	P			v	v	v	+, Nv	V – VI
Weißer Spornblume (<i>Centranthus ruber</i> „Albus“)	P		v	v			+, Nv, Zunahme	ab VI
Riesen-Schuppenkopf (<i>Cephalaria gigantea</i>)	S		v				+, Nv, Zunahme	VI
Schöllkraut (<i>Chelidonium majus</i>)	spontan	v	v	v	v		+, Nv, =	IV – V
Hexenkraut (<i>Circaea lutetiana</i>)	spontan			v		v	+, Nv, Zunahme	VII
Fingerhut (<i>Digitalis purpurea</i>)	S				v		(+), Abnahme	VI
Wurmfarn (<i>Dryopteris filix-mas</i>)	P	v			v	v	+, Zunahme	–
Moschus-Erdbeere (<i>Fragaria moschata</i>)	P	v				v	+! Ausläufer, Zunahme	V – VI
Waldmeister (<i>Galium odoratum</i>)	P	v				v	+, Nv, Zunahme	IV – V
Brauner Storchschnabel (<i>Geranium phaeum</i>)	P			v			(+), Nv, Abnahme	V
Pyrenäen-Storchschnabel (<i>Geranium pyrenaicum</i>)	S			v			gleich	ab V
Stinkende Nieswurz (<i>Helleborus foetidus</i>)	P			v	v		+, Nv, Zunahme	I – IV
Nachtviole (<i>Hesperis matronalis</i>)	S/P		v	v			(+), Nv, Abnahme	V
Bilsenkraut (<i>Hyoscyamus niger</i>)	S		v				(+), 0	VI
Indisches Springkraut (<i>Impatiens glandulifera</i>)	spontan	v					+, gleich	ab VIII
Alant (<i>Inula helenium</i>)	S/P		v	v			+, Nv, Zunahme	VII
Färber-Waid (<i>Isatis tinctoria</i>)	S		v				(+), 0	IV
Türkenbund-Lilie (<i>Lilium martagon</i>)	P			v	v		+/- gleich	VI
Purpur-Leinkraut (<i>Linaria purpurea</i>)	S		v	v			gleich	ab V
Kronen-Lichtnelke (<i>Lychnis coronaria</i>)	P		v	v			(+), Nv, Abnahme	ab VI
Weißer Kronen-Lichtnelke (<i>Lychnis coronaria</i> „Alba“)	P		v	v			(+), Nv, Abnahme	ab VI
Moschus-Malve (<i>Malva moschata</i>)	S		v				(+) F, Abnahme	ab VII
Vergißmeinnicht (<i>Myosotis sylvatica</i>)	S		v	v			(+), Abnahme	IV – V
Wilder Majoran (<i>Origanum vulgare</i> „Herrenhausen“)	P		v	v			0	ab VIII
Wilder Majoran (<i>Origanum vulgare</i>)	P		v	v			+, Nv	ab VII
Echte Schlüsselblume (<i>Primula veris</i>)	P		v	v	v		+, Nv, z.T. Kulturform	IV – V
Stengellose Primel (<i>Primula vulgaris</i>)	P	v					+	III – IV
Weinraute (<i>Ruta graveolens</i>)	S			v			gleich	VI – VIII
Seifenkraut (<i>Saponaria officinalis</i>)	P		v				+, Ausläufer	ab VIII
Frühlings-Braunwurz (<i>Scrophularia vernalis</i>)	S						0	
Rote Tagnelke (<i>Silene dioica</i>)	S		v	v			=, Nv	IV – VI
Straußblütiger Rainfarn (<i>Tanacetum corymbosum</i>)	P		v				–, F, Abnahme	VI
Großblättriger Rainfarn (<i>Tanacetum macrophyllum</i>)	P		v				+, Zunahme	VI
Mutterkraut (<i>Tanacetum parthenium</i>)	S		v				(+), Abnahme	VI
Baldrian (<i>Valeriana officinalis</i>)	P			v			gleich	VI
Großblütige Königskerze (<i>Verbascum densiflorum</i>)	S		v				–	VII – IX
Schwarze Königskerze (<i>Verbascum nigrum</i>)	S		v				–	VI – IX
Immergrün (<i>Vinca minor</i>)	P	v			v	v	+, nur in Lockersubstrat	III – IV
Duftveilchen (<i>Viola odorata</i>)	P	v		v	v	v	(+), Abnahme	II – III

Spätere Ergänzungen:								
Bärenklau (<i>Acanthus hungaricus</i>)	P		v	v			gleich	VI – VII
Eisenhut (<i>Aconitum x arendsii</i>)	P	v					Abnahme	IX
Stockrose (<i>Alcea rosea</i>)	P			v	v		Abnahme	ab VI
Dolden-Aster (<i>Aster umbellatus</i>)	P	v					+	ab VIII
Wasserdost (<i>Eupatorium cannabinum</i>)	P	v					+, Zunahme	VIII – IX
Schneeglöckchen (<i>Galanthus nivalis</i>)	P	v			v		gleich	II
Knoten-Storchschnabel (<i>Geranium nodosum</i>)	P	v			v		gleich	ab V
Wiesen-Storchschnabel (<i>Geranium pratense</i>)	P	v					+, Nv, Zunahme	ab VI
Blutroter Storchschnabel (<i>Geranium sanguineum</i>)	P			v			+, Nv, Zunahme	ab VI
Oranges Habichtskraut (<i>Hieracium aurantiacum</i>)	S			v			+, Nv	VI

Ansaat oder Pflanzung 2000 bis 2002	Art der Ansiedlung	A	B	C	D	E	Entwicklung 2000 – 2013	Blütezeit (Monat)
Hasenglöckchen (<i>Hyacinthoides non-scripta</i>)	P	v			v	v	gleich	IV – V
Narzisse (<i>Narcissus spec.</i>)	P		v			v	Abnahme	III
Stengelumfassender Knöterich (<i>Persicaria amplexicaule</i>)								ab VII
Fremde Pimpinelle (<i>Pimpinella peregrina</i>)	S?				v		Nv, Zunahme	VII – VIII
Salomonssiegel (<i>Polygonatum hybridum</i>)	P	v					+	VI
Lungenkraut (<i>Pulmonaria officinalis</i>)	P				v		gleich	III – IV
Fette Henne (<i>Sedum maximum</i>)	P			v	v		gleich	VII – IX
Telekie (<i>Telekia speciosa</i>)	P	v					+, Zunahme	VI – VIII

Erläuterung der Abkürzungen:

S Ansaat

P Pflanzung

+ gute Entwicklung bis 2014

(+) vorübergehend gute Entwicklung, später Abnahme
– Entwicklung schlecht

0 verschwunden

Nv Naturverjüngung durch Selbstaussaat

F Fraßschäden durch Kaninchen oder Schnecken

Pflege und Entwicklung

Rund 2 Monate nach der Pflanzung ergab sich bei einem Ortstermin mit Vertretern des Fachbereichs Grünflächen, um die weitere Pflege abzusprechen, dass diese sich angesichts allgemeiner Arbeitsüberlastung und der zahlreich aufkommenden Unkräuter hierzu außer Stande sahen. Auf meinen Wunsch wurde mir gegen ein Pauschalhonorar die weitere „Mottenpflege“ übertragen. Dieser Auftrag verlängerte sich von Jahr zu Jahr bis Ende 2013, so dass inzwischen eine 12jährige Beobachtungsreihe vorliegt. Er ging mit Beginn des Jahre 2014 in neue Hände über.

Außer der offenkundig notwendigen Beseitigung einiger sehr konkurrenzkräftiger, unkrautartiger Wildpflanzen ergab sich so nebenbei manche Möglichkeit, anfängliche Fehler zu korrigieren, die Entwicklung zu lenken und Beobachtungen festzuhalten.

Die anfangs lästigsten Unkräuter waren in erste Linie Ackerdistel (*Cirsium arvense*), Große Brennessel (*Urtica dioica*) und nicht gründlich genug entfernte Reste einer früheren Grasansaat, die nach wie vor regelmäßig gejätet werden müssen, um nicht überhand zu nehmen. Im Abschnitt A durchdringt dank des aufgebrauchten Lehmbodens der Kriechende Hahnenfuß (*Ranunculus repens*) die Staudenpflanzung. Seine Beseitigung ist langwierig. In ähnlicher Weise unterwanderte das Kriechende Fingerkraut (*Potentilla reptans*) die ursprüngliche Bepflanzung im Abschnitt C.

Ziel des Pflegekonzeptes ist es nicht, den Bestand gewissermaßen statisch zu erhalten. Vielmehr ist eine kontrollierte Veränderungsdynamik sogar erwünscht. Das bedeutet zum Beispiel auch, dass spontan auftretende Arten, die als ehemalige „Burgpflanzen“ gelten und wohl auch schon früher im Weichbild der Burg Linn vorkamen,

nicht radikal entfernt, sondern punktuell oder auf Zeit (z. B. bis zur Samenreife) toleriert werden. Solche Arten sind:

- Lauch-Hederich (*Alliaria petiolata*)
- Kleine Klette (*Arctium minus*)
- Aronstab (*Arum maculatum*)
- Schwarznessel (*Ballota nigra*)
- Zaunrübe (*Bryonia dioica*)
- Schöllkraut (*Chelidonium majus*)
- Gemeine Kratzdistel (*Cirsium vulgare*)
- Mauer-Zymbelkraut (*Cymbalaria muralis*)
- Echte Nelkenwurz (*Geum urbanum*)
- Tüpfel-Hartheu (*Hypericum perforatum*)
- Gefleckte Taubnessel (*Lamium maculatum*)
- Rainkohl (*Lapsana communis*)
- Knotige Braunwurz (*Scrophularia nodosa*)
- Bittersüßer Nachtschatten (*Solanum dulcamara*)
- Beinwell (*Symphytum officinale*) und sogar
- Große Brennessel (*Urtica dioica*) wegen ihrer vielfältigen Bedeutung als Nahrungs-, Faser- und Heilpflanze.

Sie werden nur dort und erst dann entfernt, wenn sie das Gesamtbild der Pflanzung stören oder selbst unansehnlich geworden sind. Auch unter den neu eingewanderten Neophyten gibt es einige, mit denen ähnlich verfahren wird, nämlich

- Katzenschweif (*Conyza canadensis*)
- Indisches Springkraut (*Impatiens glandulifera*) oder
- Norwegisches Fingerkraut (*Potentilla norvegica*).

Durch das Entfernen oder Belassen von Samenständen lässt sich die Naturverjüngung steuern. Auch manche Arten, die an sich nicht langlebig sind, können sich auf diese Weise über längere Zeiträume ansiedeln. Einige zweijährige, ursprünglich angesäte Arten wie

- Bilsenkraut (*Hyoscyamus niger*)
- Färber-Waid (*Isatis tinctoria*) oder
- Frühlings-Braunwurz (*Scrophularia vernalis*)

sind jedoch inzwischen wieder gänzlich verschwunden.

Interessant ist die Vegetationsbesiedlung der Wegränder entlang der Mauern, die ausschließlich spontanen Ursprungs ist, und der Mauern selbst. Im Abschnitt C wachsen allein drei verschiedene Farnarten in den Fugen, von denen eine, der Hirschgungenfarn (*Phyllitis scolopendrium*), zu den seltenen Arten gehört. Die Pflege dieser Randbereiche beschränkt sich darauf, den Bewuchs dort zurückzudrängen, wo er zu üppig wird und den Durchgang behindert oder wo aufkommende Gehölzsämlinge das Mauerwerk zu schädigen drohen.

Die Tierwelt sei nur am Rande erwähnt. In den Anfangsjahren waren die durch Kaninchen verursachten Fraßschäden beträchtlich. Die Nacktschnecken-Population ist vor allem in den Abschnitten B, C und D sehr hoch. Ein Stockenten-Paar brütete einige Jahre hindurch am Fuß der Burgmauer im Abschnitt D. Zahlreich sind vom zeitigen Frühjahr bis in den Spätherbst hinein die blütenbesuchenden Insekten und Falter.

Die Haupt-Blühaspekte liegen zwischen Anfang April und Mitte Juli. Schon ab Juni wird ein Teil der abgeblühten Blütenstände entfernt, um eine Nachblüte anzuregen. Dies gelingt z. B. bei der Spornblume (*Centranthus ruber*) sehr gut. Dennoch ist das Gesamt-Erscheinungsbild, namentlich in heißen, trockenen Sommern, gelegentlich nicht allzu attraktiv. Eine erstaunlich lange Blütezeit bis in den Spätherbst hinein zeigte 2002 die im März eingesäte, inzwischen wieder vollständig verschwundene Acker-Ringelblume (*Calendula arvensis*). In späteren Jahren wurden versuchsweise Löwenmaul und Garten-Ringelblumen angesiedelt, und die rosa Blüten der Fette Henne (*Sedum maximum*) zieren punktuell den Wehrgang bis in den Herbst hinein.

Die Pflege geschieht ganz überwiegend in Handarbeit. Nur ein- bis zweimal jährlich



Abb. 2. Mauerfuß im Abschnitt A: Waldmeister und Kriechender Hahnenfuß in Blüte; vor der Mauer Nachtviole. Aufnahme vom 23.5.2002



Abb. 3. Bodendecke aus Moschus-Erdbeere und Waldmeister im Abschnitt A. Aufnahme vom 1.6.2010

werden Teilbereiche mithilfe einer Motorsense freigemäht. Der Zeitaufwand für die Pflege lag in den Anfangsjahren (bis 2004) bei unter 50 Stunden pro Jahr und erhöhte sich bis heute auf über 70 Stunden pro Jahr bei durchschnittlich 10 Pfliegerterminen. Gelegentlichen Gesprächen mit den Besuchern und dem Aufsichtspersonal ist zu entnehmen, dass die Vegetation der Burgmotte überwiegend auf wohlwollendes Interesse stößt. Ein paar erläuternde Hinweise könnten allerdings nicht schaden.

Ein Rundgang

Betritt man den Wehrgang auf der Nordseite im Abschnitt A, so fällt im Sommer zu beiden Seiten des Weges das Indische Springkraut

ins Auge, das ab August bis zum Frost in rosa Farbtönen blüht und große Samenmengen produziert. Würde es nicht regelmäßig zurückgedrängt, so hätte es wohl schon große Flächen erobert. In die Bodendecke aus Moschus-Erdbeeren und Waldmeister, Stengelloser Primel und Günsel wurden im Lauf der Jahre weitere Stauden wie z. B. Wiesen-Storchschnabel, Telekie, Wurmfarne und Wasserdost angesiedelt, um die Struktur- und Blütenvielfalt zu erhöhen. So ist der Wasserdost mit seinen trübrosa Blüten eine beliebte Nahrungsquelle für Bienen und Falter.

Hinter dem Batterieturm schließt sich die steile Böschung des Abschnitts B an. Die Erosionsgefahr wird an dem oberflächlich fast frei liegenden Wurzelteiler einer mächtigen

Kornelkirsche anschaulich. Gelegentlich toben Kinder den Hang hinauf und verhindern so, daß sich eine schützende Vegetationsdecke bilden kann. Der im zeitigen Frühjahr blühende, hier fast baumartige Strauch liefert im Herbst eine große Menge essbarer, auf Grund ihres Vitamin C-Gehaltes aber recht saurer Früchte, die den Boden übersäen. Um die Böschung zu festigen, wurde das unterirdisch Ausläufer-treibende Seifenkraut angepflanzt, dessen Haupt-Wurzel Saponine enthält und einst als Waschmittel gebraucht wurde. Sein großer Ausbreitungsdrang in den Weg hinein und hangaufwärts muss ständig gebremst werden. Im Mai blühen Akelei, Nachtviole und Rote Tangelke, später der cremefarbige Großblättrige Rainfarn und der übermannshohe Riesen-Schuppenkopf mit blassgelben, skabiosenähnlichen Blüten.



Abb. 4. Beginn der Pflanzung im Abschnitt B am 3.4.2001



Abb. 5. In den Folgejahren bestimmen Nachtviole und Rote Tangelke zur Blütezeit im Mai das Bild; am Böschungsfuß wächst Seifenkraut. Aufnahme vom 21.5.2003



Abb. 6. Im 9. Entwicklungsjahr hat das Seifenkraut größere Teile der Böschung erobert. Aufnahme vom 29.4.2009

Die Vegetation im Übergang zu Abschnitt C zeigt eine ausgeprägte Dynamik. Von den ursprünglich angepflanzten Kronen-Lichtnelken ist an dieser Stelle fast keine mehr vorhanden – hingegen konnten sich die weißblühende Form der Spornblume, das Purpur-Leinkraut und der Wilde Majoran beträchtlich ausbreiten. Auch die Stinkende Nieswurz versamte sich zahlreich und prägt diesen Bereich zur Winterszeit bis ins Frühjahr hinein mit ihren grünlichgelben Blüten. Kaum noch erkennbar ist der vermoderte Stumpf einer einst hier wachsenden Blutbuche, die im Winter 2000/2001 gefällt wer-

den musste. Darüber fallen vor der Mauer im Sommer die mächtigen Stengel des Echten Alant mit ihren gelben Korbblüten auf; auch diese ist wie die Nieswurz eine ehemalige Heilpflanze. Einige Meter weiter wurde als Ersatz für die alte Blutbuche ein neues Exemplar gepflanzt. Unweit davon entwickelte sich ein ebenfalls dunkelrot belaubter Sämling. Er soll als Abkömmling des Originals erhalten werden.

Auch die Bepflanzung im Abschnitt C änderte sich im Laufe der Jahre erheblich. Unausrottbar breitete sich das Kriechende

Fingerkraut immer weiter aus, das nicht nur oberirdische Ausläufer, sondern sehr tief in den Boden hinabreichende, fast verholzende Wurzeln bildet. Diesen grünen Teppich, der sich in den letzten Jahre zusätzlich mit Gundermann und Waldmeister (der an dieser Stelle nicht gepflanzt worden war) anreichert, überragen außer Baldrian, Nachtviole, Braunem Storchschnabel und Akelei einige Türkenbundlilien als Relikte der ursprünglichen Bepflanzung. Manche einst hier angepflanzten Arten suchten sich jenseits des Weges am Mauerfuß neue Wuchsorte.

Jenseits des Zutritts zum „Verlies“, das Kinder magisch anzieht, steigt der Weg leicht an, und der Bewuchs ändert sich deutlich. Die nach Süden orientierte Böschung zeigt ein abwechslungsreiches Pflanzenmuster aus Stinkender Nieswurz, Schlüsselblumen, Akelei, Berg-Flockenblume, Kartäusernelken, Blut-Storchschnabel, Türkenbundlilien und vielen anderen. Um die Bestandentwicklung der letztgenannten Art zu dokumentieren, wurden in den letzten Jahren die Zahl der Knospen-tragenden bzw. der blühenden Stiele gezählt.

Hier das Ergebnis:

Jahr/ Abschnitt	B/C	C unten	C oben	D
2006	3	8	13	14
2007				
2008	–	4	8	1
2009	–	–	13	1
2010	–	–	14	3
2011	–	4	14	4
2012	–	3	> 21	3
2013	–	6	> 16	5

Tabelle 2



Abb. 7. Übergang von Abschnitt B nach C: Weiße Spornblumen und Königskerzen. Aufnahme vom 4.7.2003



Abb. 8. 5 Jahre später zur Blütezeit von Nachtkerzen und Seifenkraut. Aufnahme vom 30.7.2008



Abb. 9. Abschnitt C: Es blühen Nachtviolen in weiß und rosa, Rote Tagnelken und Pyrenäen-Storchschnabel. Aufnahme vom 21.5.2003

Abb. 10. Abschnitt C mit Blick auf die nachgepflanzte Blutbuche und blühenden Baldrian. Aufnahme vom 17.6.2005

Leider ist bisher keine eindeutige Zunahme zu erkennen, obwohl die kandelaberartigen Samenstände bis in den Herbst stehen bleiben. Zu beiden Seiten des Weges, der zu einer verschlossenen Tür in den Burghof führt, wurden einige Exemplare alter Gartenrosen angepflanzt: die mehrmals pro Jahr blühende ‚Rose de Resht‘ wurde Ende des 19. Jahrhunderts aus Persien nach Westeuropa eingeführt; die leider nur einmal im Juni halbgefüllte blühende, stark duftende Essigrose ist eine alte, schon im Mittelalter kultivierte Art.

Im Abschnitt D befand sich dort, wo heute ein Holunderbusch wächst, zuvor eine Esche. Bemerkenswert ist die alte, als Naturdenkmal geschützte Stieleiche, die gegenüber in der Bastion wurzelt. Obwohl sie vor einigen Jahren bei einem Sturm einen kräftigen Ast verlor, ist sie nach wie vor alljährlich voll be-

laubt. Der Aufprall war so stark, dass das gemauerte Rondell mit in die Tiefe gerissen wurde und neu aufgemauert werden musste. Ein Goldregen-Strauch, der alljährlich im April blüht, siedelte sich, ebenso wie ein Ilex, im Abschnitt D spontan an; ein Weißdorn gehört zum alten Bestand. Im sonnigeren Bereich dominieren neben Akelei vor allem zwei Glockenblumenarten: die Wurzeläusläuferbildende Acker-Glockenblume und die Nesselblättrige Glockenblume. Beide behaupten sich dauerhaft. Unklar ist die Herkunft eines weißen Doldenblütlers: die aus dem Mittelmeergebiet stammende Fremde Pimpinelle (*Pimpinella peregrina*), die nie absichtlich eingebracht wurde, womöglich aus Saatgutverunreinigung hervorging und sich in diesen Bestand recht gut einfügt. Im schattigeren Bereich der Böschung wurden Immergrün, Wurmfarne und Wald-Geißbart gepflanzt. Als spontane „Burgpflanzen“ werden hier

Lauch-Hederich, Schöllkraut, Schwarznessel und Taubnessel beim Jäten so weit geschont, dass ihr Bestand erhalten bleibt.

Abschnitt E wird von einer Wildrose überragt, die sich von allein einfand und inzwischen gewaltige Ausmaße erreicht hat. Der zwischen der steilen Böschung und der Mauer entlangführende Weg scheint schluchtartig eingeeengt, und dieser Eindruck soll durch Wald-Geißbart, Farne und Waldmeister noch betont werden. Den Unterwuchs der Böschung bildet hauptsächlich die Moschus-Erdbeere. Diese zweihäusige Art blüht zwar alljährlich reichlich, bildet jedoch keine Früchte, da ihr der Befruchtungspartner fehlt.

Abschließend möchte ich mich herzlich bedanken bei den Mitarbeitern des Fachbereichs Grünflächen, Frau Steeger, Herrn



Abb. 11. Aufgang zum Tor in die Burg zwischen Abschnitt C und D: links vom Weg Nieswurz im Verblühen. Aufnahme vom 30.7.2004

Abb. 12. Burghügel im Abschnitt D: im Mai blühen Fingerhut und Nachtviole. Aufnahme vom 23.5.2002



Abb. 13. Türkenbund-Lilie mit Knospen zwischen Wurmfern, Beinwell und Immergrün. Aufnahme vom 1.6.2010



Abb. 14. Akelei-Blüte im Abschnitt D am 1.6.2010

Pasch und Herrn van Beek, sowie bei Herrn Winkmann, dem „Hausherren“ der Burg Linn, für jederzeit freundlich gewährte Unterstützung.

Dr. Wolfram Kunick, Jahrgang 1941. Abitur, Gärtnerlehre, Studium der Landschaftsplanung an der TU Berlin, anschließend Promotion 1974. Arbeitsschwerpunkte seither

Stadtbiotopkartierungen u.a. in Bremerhaven, Stuttgart, Karlsruhe, Köln. Nach 7 Jahren als Hochschullehrer an der Universität Kassel seit 1993 wieder freiberuflich als Landschaftsplaner und Gärtner in Bornheim tätig, v.a. Entwicklung von Bepflanzungskonzepten für das öffentliche Grün und Mitarbeit bei verschiedenen Landesgartenschauen, zuletzt in Zülpich.



Abb. 15. Schattiger Hang im Abschnitt E: Wurmfern-Wedel im Austrieb zwischen blühendem Waldmeister; vor der Burgmauer ein spontan gewachsener Wildrosen-Strauch. Aufnahme vom 10.4.2014

Literatur:

Almuth Spelberg: Historische Parkanlagen in Krefeld – Teil 1. Der Burgpark Linn – von der Befestigungsanlage zum Landschaftspark. In: Die Heimat 72, 2001, S. 13 – 20.

Gerd Bermbach: Der Burgpark Linn – Parkpflegewerk. 140 S., 7 Karten. – Vervielf. Mskr. Im Auftrag der Stadt Krefeld – Der Oberbürgermeister 67 – FB Grünflächen, Nümbrecht 2000.

Lottlisa Behling: Die Pflanzen in der mittelalterlichen Tafelmalerei, Weimar 1957.

R. v. Fischer-Benzon: Altdeutsche Gartenflora, Kiel und Leipzig 1894; Nachdruck Walluf 1972.

Heinz-Dieter Krausch: „Kaiserkron und Paeonien rot...“ Entdeckung und Einführung unserer Gartenblumen, München-Hamburg 2003.

Kurt Wein: Deutschlands Gartenpflanzen um die Mitte des 16. Jahrhunderts. – Beih. Bot. Centralblatt Bd. XXXI, H.3, 463-555, Dresden 1914.

Krefeld – Neue Landwirtschaftsschule 1941 feierlich ihrer Bestimmung übergeben¹

von Helmtrud Köhren-Jansen

Die Institution der Krefelder Landwirtschaftsschule wurde 1893 ins Leben gerufen. Sie zog später in einen Bau an der Kölner Straße 319, der zwischenzeitlich abgebrochen worden ist. In den 1930er-Jahren begann man mit den Überlegungen, einen angemessenen Neubau zu errichten. Dieser entstand ab 1938 in Krefeld-Fischeln an einer wichtigen Ausfallstraße nach Süden, die damals Heerstraße genannt wurde. Die heutige Adresse lautet Kölner Straße 285.

Der Neubau, der von Oberbaurat Rolf Arndts zusammen mit Baurat Werner Jansen (beide Städtisches Hochbauamt) geplant und von dem örtlichen Bauleiter Oberbauinspektor Bonß betreut worden war, sollte mehrere Funktionen bündeln. „Die Heimat“ schrieb 1941 anlässlich der Einweihung über den konkreten Zweck der neuen Landwirtschaftsschule: „Der Landesbauernschaft unterstehen die Landwirtschaftsschule (mit 2 Klassen), die Gemüsebauschule und eine Haushaltungsschule für Mädchen; die angegliederte Gärtnerberufsschule wird vom Zweckverband Landkreis Kempen-Krefeld und dem Stadtkreis Krefeld betreut, in der auch die Obstberatungsstelle ihren Platz gefunden hat.“²

Der Schulbau galt bis in die 1930er-Jahre hinein als eine originäre Aufgabe der Baubehör-

den, deren Entwurfspraxis in hohem Maße durch die Reformarchitektur des Heimatschutzes beeinflusst war.³ Die Heimatschutzbewegung erlangte in der Zeit des Nationalsozialismus sogar neuen Auftrieb, indem Traditionalismus und landschaftsgebundenes Bauen wieder an Bedeutung gewannen.⁴ Zum Leitbild der in Krefeld angestrebten städtebaulichen und architektonischen „Erneuerung wurde die Krefelder Bautradition des ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhunderts sowie eine spezifisch niederrheinische Form landschaftsgebundenen Bauens erhoben, die die Stadt während ihrer Blütezeit in klassizistischer Strenge und Einheitlichkeit geprägt hatte.“⁵ Dieser Ansatz entsprach auch der „Verordnung über Baugestaltung“ des nationalsozialistischen Regimes vom 10. November 1936. Die darin geforderte „anständige Baugesinnung“ wurde in einem Urteil des Preußischen Oberverwaltungsgerichts vom 23. Februar 1939 dahingehend konkretisiert, dass sie „die architektonische Planung und das Durchdenken des ganzen Bauwerks nach seiner Form und Gliederung, seiner Farbe, seinen Werkstoffen und seiner Oberflächenbehandlung“ umfasse. „Es kommt darauf an, daß das Bauwerk sich als architektonische Einheit in allen diesen Beziehungen als einwandfrei erweist.“ Es galt, die „unruhige Verzettelung des Baukörpers und besonders des Daches zu verhindern.“⁶

Zwei junge Architekten an der Spitze der Krefelder Bauverwaltung (Wolfgang Bangert und Josef Walter Hollatz) forcierten damals den geschilderten Ansatz in der Architektur Krefelds.⁷ Insbesondere Wolfgang Bangert lieferte für diese Herangehensweise auch den theoretischen Überbau in mehreren konkret auf Krefeld bezogenen Publikationen.⁸ Unter Bangert und Hollatz arbeitete auch Baurat Werner Jansen (1904 – 1994), der u.a. für die Pläne der Landwirtschaftsschule verantwortlich zeichnete. Jansen war von 1938 bis 1961 in unterschiedlichen Funktionen in der Krefelder Bauverwaltung tätig und verfolgte die Ziele des Heimatschutzes offenbar auch in der Nachkriegszeit noch weiter.⁹

Baubeginn der neuen, später vom Grün der Lehrgärten umrahmten Landwirtschafts-, Gemüsebau- und Gärtnerberufsschule war am 20. Mai 1938. „Infolge der auftretenden Schwierigkeiten bei der Beschaffung von Baustoffen und namentlich durch den Kriegsausbruch war naturgemäß nur ein langsamer Baufortschritt zu erzielen. Außerdem wurde [...] eine Vergrößerung des Schulhauses und gewisse Veränderungen des Bauplanes gewünscht, die im Jahre 1939 zu einem mehrmonatlichen Stilllegen der Bauarbeiten führten.“¹⁰ Die Direktorenwohnung war aber dennoch im Dezember 1940 bezugsfertig, die Schule im Mai 1941. Im November des-



Abb. 1. Gesamtansicht von Osten



Abb. 2. Rückseite

selben Jahres wurde die Schule feierlich ihrer Bestimmung übergeben, obwohl der vorgesehene Gemeinschaftsraum im Dachgeschoss noch nicht fertig gestellt war (und auch nie fertig gestellt wurde).

Der damalige Oberbürgermeister Dr. Alois Heuyng¹¹ rühmte sich, „[...] daß in der von mir verwalteten Stadt sich ein neuer prächtiger Schulbau in den Kranz der zahlreichen und anerkannt guten Lehrinstitute [...] Krefelds einfügt [...]“ Er war stolz, „[...] daß es trotz aller Schwierigkeiten, die sich bereits vor dem Kriege in nicht geringer Zahl auftrühten und natürlicherweise in der Kriegszeit in noch viel stärkerem Maße zutage traten, gelungen ist, das Werk zu vollenden.“¹² Das „helle und einladende Gebäude“ sei „ein Zeugnis des bodenständigen Geistes“, so lobte die „Heimat“ 1941 den Neubau.¹³ Es passe sich „auch äußerlich in glücklichster Weise dem bäuerlichen Wesen des Niederrheins“ an.¹⁴

Die „neue Anstalt“ wurde bei der Eröffnung „als die fortschrittlichste und modernste in der Rheinprovinz“ bezeichnet. Und der damalige Landesbauernführer Freiherr von

Elz-Rübenach „forderte als Ziel die ständige Ausrichtung nach den Grundsätzen höchster fachlicher Ausbildung im Können und Wissen und weltanschaulich-politischer Gesinnung.“¹⁵ Dieser überhöhte Zusammenhang zwischen guter Ausbildung in entsprechend modern ausgestatteten, aber architektonisch doch eher konservativ-traditionalistischen Schulgebäuden, dem daraus resultierenden wirtschaftlichen Gewinn und dem gesellschaftspolitischen Nutzen wurde in der Zeit des Nationalsozialismus besonders gesehen.

Fazit: „So vermittelt dieser mustergültige Schulneubau, [...], die allerbesten Eindrücke. [...] So ist die neue Schule berufen, eine hohe nationale Aufgabe zu erfüllen.“¹⁶

Die beiden über L-förmigem Grundriss errichteten Trakte des Schulgebäudes weisen unterschiedliche Firsthöhen auf. Der einhäufige, etwas höhere Schultrakt ist parallel mit deutlichem Abstand zur Kölner Straße angeordnet. Haupteingang, Foyer, Treppenhaus, die Büroräume des Direktors sowie dessen Dienstwohnung (erkennbar an den Klappplätzen) schließen sich im rechten Winkel an.

Die äußere Gestaltung des zweigeschossigen, weiß geschlammten Backsteingebäudes mit Satteldach, das nur wenige bauzeitliche verschieferte Gauben aufweist, ist äußerst zurückhaltend und schlicht. Allenfalls der polygonal gebrochene Natursteinerker aus Basalt im Erdgeschoss der Straßenseite ist auffallend und zieht den Blick auf sich. Einen ähnlichen, in der Grundform aber schlichteren Erker gibt es am straßenseitigen Giebel des Direktorenhauses.

Türgewände und Fensterbänke sind ebenfalls aus Basalt gebildet; der Sockel besteht aus Bruchstein. Die Traufgesimse sind profiliert; die Giebel weisen holländische Dreiecke am Ortgang auf und verzichten auf jeglichen Dachüberstand. Die Art der Profilierung der Gesimse und auch die holländischen Dreiecke sind bewusste Reminiszenzen an die niederrheinische Bauernhausarchitektur. Zahlreiche Fenster und Außentüren haben sich bauzeitlich erhalten. Die ursprünglich dunkel gestrichenen Holzfenster sind je nach Größe unterschiedlich konzipiert: Es gibt ein- bis dreiflügelige Fenster mit (meistens) kleinteiligen Sprossen: Die Lage der profilierten

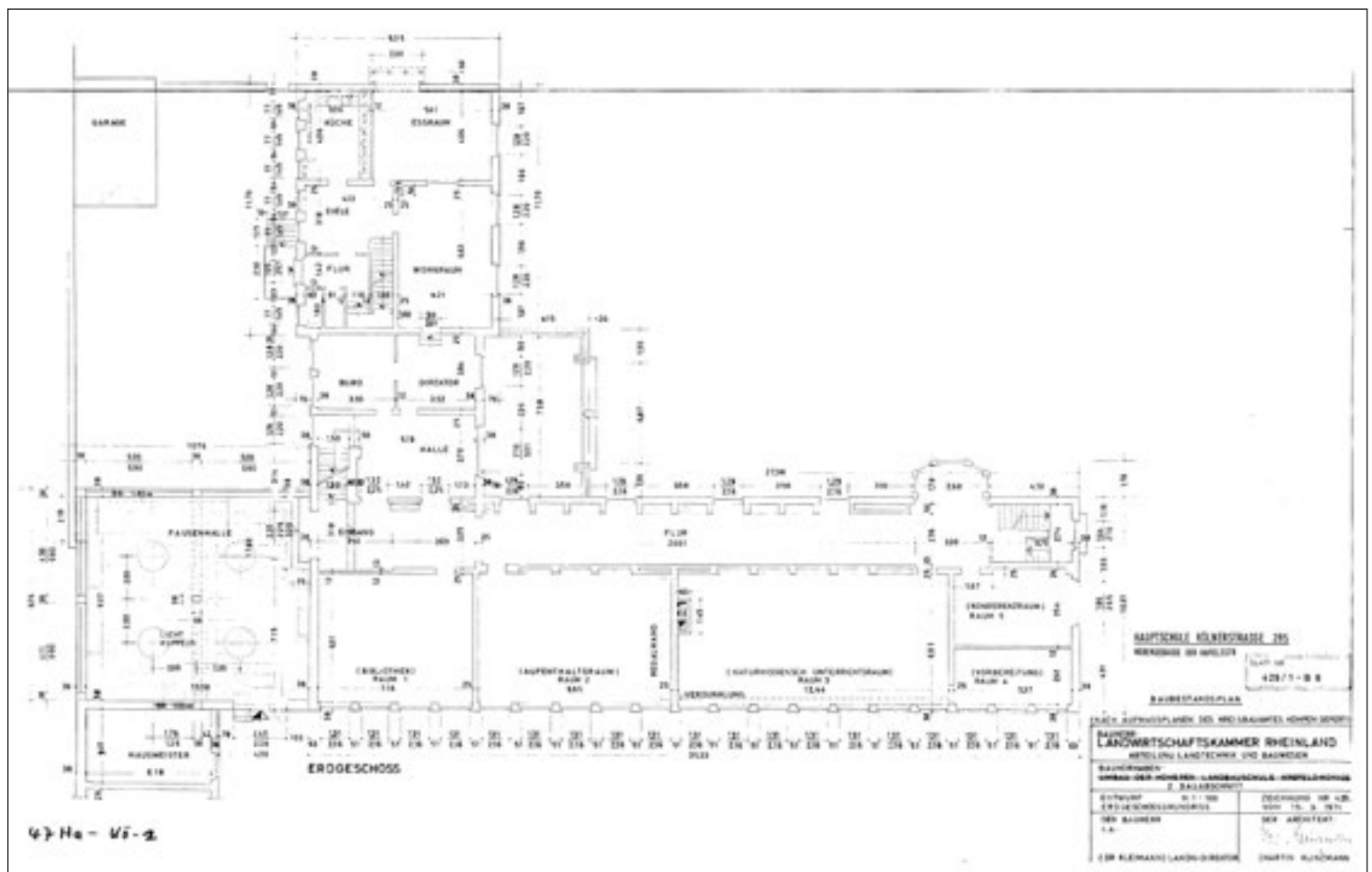


Abb. 3. Erdgeschossgrundriss, Bestandsplan von 1971. Bei der Pausenhalle unten links handelt es sich um einen jüngeren Anbau.



Abb. 4. Eingang des Direktorenhauses (mit Briefkasten)

lierten Kämpfer (soweit vorhanden) variiert ebenfalls je nach Größe der Fenster. Das Treppenpodest vor dem Haupteingang wurde zwar neu mit Waschbetonplatten belegt, das originale Geländer hat man dabei aber beibehalten.

Die Grundrisstruktur des gesamten Gebäudes sowie ein Großteil der bauzeitlichen Ausstattung haben sich erhalten. Allein die eingeschossige Pausenhalle im Nordwesten wurde erst 1971 angefügt, als man auch einige Oberböden ersetzte, so z.B. im Foyer und im Flur des Erdgeschosses (hier dürften sich ursprünglich Solnhofener Platten befunden haben).

Was die Beschreibung des Gebäudeinneren betrifft, so kann man auch heute noch problemlos auf den 1941 formulierten Text der „Rheinischen Landeszeitung“ zurückgreifen. Im Wesentlichen sind im Vergleich zu damals nur die technischen Ausstattungselemente sowie die Möbel verloren.

„Ueberraschende Feststellungen sind das Ergebnis eines Rundganges – am laufenden Band sogar. So zweckdienlich und schön, architektonisch und bezüglich der stilvollen Ausstattung ganz auf das bäuerliche Wesen am Niederrhein abgestimmt, ist auch das Innere der Schule. Im Erdgeschoß befinden sich die Räume der Mädchenklasse, die einen besonderen Eingang hat. Die gro-

ße Lehrküche [...] ist in allem so neuzeitlich eingerichtet, daß manche Hausfrau neidisch werden könnte. [...] Nach einem Blick in die freundlichen Diensträume für die Leiterin und die Lehrerin kommen wir in das Untergeschoß mit Waschküche, Baderaum, Toiletten usw.; nicht zu vergessen ein schon wohlgefüllter Vorratskeller, denn die Schülerinnen müssen täglich kochen und auch essen, [...] Durch die harmonisch gestaltete Eingangshalle und das Treppenhaus gelangen wir in das 1. Obergeschoß. [...] [Unsere Aufmerksamkeit findet] auch die schmiedeeiserne Tür zum nächsten Treppenhaus, eine prächtige Handwerksarbeit. Hier wie im Erdgeschoß der in Backsteinen gehaltene, lichtdurchflutete lange Flur, mit eingebauten Garderobenschränken, Glasvitrinen usw. Auch in den hellen Klassenräumen finden wir die einheitlich in bäuerlichem Stil gehaltenen Wandschränke für die Lehrmittel. [...] Für den Unterricht der Schüler wurden folgende Räume geschaffen: ein Klassenzimmer für die Gärtnerberufsschule, 3 Klassenräume für den Unterricht in Gemüsebau und Landwirtschaft nebst Laboratorium, ferner Räume für landwirtschaftliche Maschinen und Geräte, für Sämereien, Umkleieräume, Brauseanlagen und Toiletten. Wir bewundern das einfache und doch so überaus geschmackvoll ausgestattete Konferenzzimmer, außerdem sind für die Lehrpersonen noch zwei Lehrerzimmer und das Dienstzimmer des Direktors vorhanden. Sämtliche Zimmer haben durchgezogene Deckenbalken.“ Der noch nicht fertiggestellte Gemeinschaftsraum im Dach „erhält einen offenen Dachboden, so daß der Raum einer großen Scheunentenne ähnlich sein wird. [...] Zum guten Schluß noch einen Blick in die in unmittelbarer Verbindung stehende Dienstwohnung des Direktors mit den notwendigen Wohn- und Schlafräumen für eine größere Familie.“¹⁷

In Ergänzung der zitierten zeitgenössischen Beschreibung ist allenfalls noch die generell hohe handwerkliche Qualität aller Ausführungsdetails (namentlich bei den Gewerken Mauerwerk, Metall und Holz) zu erwähnen.

Die benannte Helligkeit in den Klassenräumen wird durch die nach Westen gerichtete rückwärtige Außenwand erzielt, deren zahlreiche, große und eng gesetzte Fenster die Räume lichtdurchflutet erscheinen lassen. Von hier aus hatten Schüler und Lehrpersonal früher auch einen unmittelbaren Blick auf die schuleigene Gartenbaufläche von siebeneinhalb Morgen, die der praktischen Arbeit diente. Dazu gehörte ein Gärtnerhaus für den Obergärtner, das sich zwar substantiell erhalten hat, jedoch stark überformt ist.

Die Großzügigkeit des rückwärtigen Gartengrundstücks sollte sich auch in der relativ offenen Bebauung zur Straße hin abbilden. Nicht von ungefähr zeigen die zeitgenössischen Darstellungen die neue Schule stets von Südosten, so dass der Winkelbau mit der davor liegenden Grünfläche gut als Ganzes erkennbar ist. Dieser freie Blick auf die Schule ist prägnant. Das zeigt sich auch in der Platzierung des polygonalen Erkers an der Straßenfassade der Schule, einer der wenigen gestalterisch anspruchsvollen, städtebaulich wirksamen Akzente, die der Schulbau überhaupt setzt.

Der Krefelder Baurat Bangert weist in einem Aufsatz zur Stadtgestaltung und Baupflege auf den städtebaulichen Wert der Begrünung hin: Bauwerke fügen sich gemeinsam mit ihrer „so wichtigen und bedeutsamen Begrünung [...] in das Krefelder Stadtbild und die niederrheinische Landschaft ein“.¹⁸ Dies gilt umso mehr für eine Landwirtschafts-, Gemüsebau- und Gärtnerberufsschule.



Abb. 5. Erstes Obergeschoss, Flurbereich über dem Foyer



Abb. 6.
Wandschrank mit
Klappe für den
Briefkasten von
innen

Die Landwirtschaft stellte für Krefeld – neben Textil-, Stahl- und Chemieindustrie – ein bedeutendes wirtschaftliches Standbein dar. Dementsprechend wurde auch so viel Wert auf den Neubau dieser Schule gelegt. Als Schriftleiter der Zeitschrift „Die Heimat“ wies Karl Rembert dabei auf den wichtigen Zusammenhang zwischen Textilindustrie und Landwirtschaft in der niederrheinischen Stadt hin, indem er formulierte: „Wie einst die Seidenindustrie auf dem heimischen Flachs-anbau und der Leinenweberei aufbaute, so ging die wachsende bodenständige Stadtbevölkerung Krefelds überwiegend aus der niederrheinischen Landschaft hervor und bewahrt sich, wie kaum eine andere Großstadt, bewußt das Erbe ihrer bäuerlichen Vergangenheit und den natürlichen Zusammenhang mit dem Lande“.¹⁹

Auf den zitierten Zusammenhang zwischen Seidenindustrie und Landwirtschaft könnte durchaus auch der Maulbeerstrauch hinweisen, der neben der Garage im Garten des Direktors wächst. Er könnte noch aus der Zeit der Nutzung der Schule als Landwirtschaftsschule und Obstberatungsstelle stammen und ein Relikt der ursprünglichen Vegetation darstellen.

Helmtrud Köhren-Jansen ist seit 1995 im LVR-Amt für Denkmalpflege im Rheinland als wissenschaftliche Referentin tätig. Nachdem sie zunächst 16 Jahre in der Bau- und Kunstdenkmalpflege unter anderem für Krefeld zuständig war, arbeitet sie seit 2011 in der Abteilung Inventarisierung. Ihr Studium der Kunstgeschichte und der Archäologie, das sie an der Universität in Köln absolvierte, schloss sie – nach einem zweijährigen Stipendium an der Bibliotheca Hertziana in Rom – 1991 mit der Promotion ab. Zwischenzeitlich war sie vier Jahre als

wissenschaftliche Mitarbeiterin am Labor für Dendrochronologie des Instituts für Ur- und Frühgeschichte an der Universität Köln mit Fachwerkbauprojekten betraut.

Anmerkungen

¹ Bei diesem Aufsatz handelt es sich um einen leicht modifizierten Wiederabdruck eines Artikels, der erschienen ist in: Denkmalpflege im Rheinland 2013, 30. Jg., S. 177 – 180.

² O. A. [Karl Rembert]: Zur Einweihung des Neubaus der Landwirtschaftsschule Krefeld-Königshof. Krefeld's bäuerliche Sendung. In: Die Heimat 20, 1941, S. 322 – 324, hier S. 322.

³ Vgl. Marco Kieser: Heimatschutzarchitektur im Wiederaufbau des Rheinlandes (Beiträge zur Heimatpflege im Rheinland, Bd. IV), Köln 1998, hier: S. 81 – 94.

⁴ Vgl. Marco Kieser: Heimatschutz und Baugestaltung. Bemerkungen zu einer verdrängten Geschichte. In: Rheinische Heimatpflege, Jg. 34, 1997, S. 288 ff, hier: S. 289/290; ders.: Heimatschutzarchitektur. Aufstieg und Fall einer „anderen Moderne“ – nicht nur im Bergischen Land. In: Rheinische Heimatpflege, Jg. 41, 2004, S. 242 ff, hier: S. 247.

⁵ Kieser (wie Anm. 3), S. 83.

⁶ Alle Zitate dieses Absatzes nach Kieser (wie Anm. 3), S. 92/93.

⁷ Kieser (wie Anm. 3), S. 82.

⁸ Z.B. Wolfgang Bangert: Stadt- und Landesplanung im Krefelder Raum. In: Die Heimat 16, 1937, S. 90 ff (vgl. auch Anm. 18).

⁹ Freundlicher Hinweis von Gerhard Hanisch, Untere Denkmalbehörde der Stadt Krefeld, der mir seine unveröffentlichten Rechercheergebnisse über Werner Jansen dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt hat; vgl. auch Kieser (wie Anm. 3), S. 83.

¹⁰ ha.: Bildungsstätte des Bauernturns. Ein Rundgang durch die neue Landwirtschafts-, Gemüsebau- und Gärtnerberufsschule Krefeld-Königshof. In: Rheinische Landeszeitung vom 9. November 1941.

¹¹ Oberbürgermeister von 1933 bis 1945 und seit 1942 SA-Obersturmbannführer (SA-Gruppe Niederrhein).

¹² Rembert (wie Anm. 2), S. 323.

¹³ Rembert (wie Anm. 2), S. 322.

¹⁴ Rheinische Landeszeitung (wie Anm. 10).

¹⁵ Rembert (wie Anm. 2), S. 322.

¹⁶ Rheinische Landeszeitung (wie Anm. 10).

¹⁷ Rheinische Landeszeitung (wie Anm. 10); Auslassungen von der Autorin vorgenommen.

¹⁸ Wolfgang Bangert: Stadtgestaltung und Baupflege. Die Krefelder Abteilung der Ausstellung „Die schöne Stadt, ihre Entschandlung und Gestaltung. In: Die Heimat 20, 1941, S. 288 ff, hier S. 288/289.

¹⁹ Rembert (wie Anm. 2), S. 323.



Abb. 7. Polygonalerker des Schultraktes von innen

Von den Vorfahren gebaut – von den Nachfahren gepflegt

20 Jahre Krefelder Baudenkmal-Stiftung

von Hans Dieter Peschken

Krefeld wurde im vorigen Jahrhundert zweimal zerstört. Die Bombenangriffe der Alliierten im Zweiten Weltkrieg (1939 – 1945) richteten Vernichtungen an den Gebäuden an, wie sie vorher nicht für möglich gehalten wurden. Bevor die Sachschäden aufgezählt werden müssen, sollen allerdings auch die menschlichen Tragödien und die Todesopfer nicht vergessen werden. Allein nach dem größten Angriff in der Nacht vom 21. auf den 22. Juni 1943 wurden durch die Stadtverwaltung am 9. August gezählt: 1 036 Todesopfer, davon 832 innerhalb der Luftschutzräume, 9349 Verletzte. Die Einwohnerzahl war vom 1. Juni bis 1. August von 149 270 auf 117 503 gesunken. 72 600 Obdachlose aus 7 442 Häusern zählte man, 31 767 davon waren abgereist oder bei Verwandten untergebracht. Die Behörde registrierte auch penibel die Sachschäden. 6 229 Gebäude wurden als total zerstört bezeichnet, fast 7 000 galten in unterschiedlicher Schwere als beschädigt. 6 102 zerstörte Wohngebäude zählten dazu, 25 öffentliche Gebäude, 19 Schulen, 3 Krankenhäuser, Pflegeanstalten und Waisenhäuser, 9 Kirchen, 10 Kulturstätten (Theater, Museen, Kinos), 24 landwirtschaftliche Gebäude, 37 Industriegebäude (einschließlich Kaufhäuser). Dass es 230 Großbrände gab und um 1 000 mittlere und kleine, hatte zur Katastrophe beigetragen.

Wie in anderen zerstörten Großstädten auch folgte nach der Trümmerbeseitigung und der Schuttentsorgung der Wiederaufbau. Was sich noch als brauchbar erwies, wurde provisorisch wieder hergerichtet. Dazu gehörte beispielsweise die Markthalle an der Friedrichstraße. Auch das Rathaus war weitgehend zerstört, wurde aber wieder aufgebaut und gilt heute als Denkmal. Bis auf die Westfassade war auch das 1766 erbaute Haus Floh an der Friedrichstraße zerstört, wurde jedoch 1950 wieder aufgebaut. Fast wieder in den ehemaligen Zustand, jedoch ohne Kuppel, wurde das 1894 in Betrieb genommene Gebäude der Hauptpost am Ostwall aufgebaut und 1954 wieder bezogen. Andere prägnante Gebäude in der Innenstadt standen nahezu unbeschädigt. Das Kaiser Wilhelm Museum etwa, aus dem die Kunst ausgelagert war, und das nach 1945 erst einmal städtische Behörden aufnehmen musste. Auch der Krefelder Hof, wenn auch

beschädigt, stand, aber Hotelgäste zogen erst einmal nicht ein. Die englischen Besatzer beanspruchten ihn als Quartier.

Die Stadt wieder in den Vorkriegszustand zu versetzen, war unmöglich und hätte auch nicht den historischen Tatsachen entsprochen. Allerdings wurde mit dem Verbliebenen oftmals nicht sorgfältig umgegangen. Ergänzungen ließen nicht immer einen Willen zu architektonischer Qualität erkennen. Hinzu kam ein offensichtlicher Modernisierungswahn, der Altes als nicht erhaltenswert einstuft. In der zweiten Zerstörungswelle war der quantitative Schaden nicht so groß, dafür aber der qualitative, und der lastet schwer auf dem Gewissen und im Bewusstsein der Krefelder. „Dem Verlust durch Bomben folgte ein Verlust durch unachtsamen – ja unverantwortlichen Umgang mit bedeutenden Kulturdenkmalen, als längst schon Frieden herrschte.“ Architekt Klaus Reymann bedauert die Zerstörungen und nennt als verlorene Objekte den 1911 eröffneten Krefelder Hof, der 1968 abgebrochen wurde um an dessen Stelle das Kaufhaus Horten zu stellen. Die Markthalle Friedrichstraße, in ihrer Funktion wohl eingeschränkt, musste zugunsten des Kaufhauses C&A weichen. Der Wasserturm an der Gladbacher Straße, nicht mehr für die Wasserversorgung genutzt, aber ein Wahrzeichen, wurde trotz vieler Proteste am 27. April 1974 gesprengt. Er stand dem Verkehr im Wege, für den man einen großen Kreisel anlegte. Den Verkehr behinderte angeblich auch das Hauptzollamt (1910) am Hauptbahnhof, das mit dem gegenüberliegenden Hansahaas und dem Bahnhofsgebäude ein den Platz gestaltendes Ensemble bildete. Ein Neubau für einen Kinokomplex (Cinemaxx) wurde jedoch später dorthin gebaut. Auch das markante mehrstöckige Haus der Firma Wagener an der Kreuzung Rheinstraße/Friedrichstraße (Nordostecke) mit seinen auffälligen Jugendstilelementen war 1949 noch in wesentlichen Teilen erhalten, wurde jedoch durch einen architektonisch unbedeutenden Neubau ersetzt. An der Hansastraße stand das 1899 in Betrieb genommene Elektrizitätswerk, aus dem die Stadtwerke 1960 auszogen und das 1981 unter Denkmalschutz gestellt wurde. Beim Abbruch der nicht denkmalwürdigen Teile ging 1982 auch der erhaltenswerte Giebel „verse-

hentlich“ durch den Greifer eines Kranes zu Bruch. Eine „Baueuphorie“ registrierte Elisabeth Kremers in ihrem 1994 erschienenen Buch „Krefeld – Ein verlorenes Stadtbild.“ Wie weit hinter dieser Euphorie auch Interessen von Menschen standen, die an dem Bauboom finanziell partizipierten, soll hier nicht weiter erörtert werden.

Es mag zur Zeit keine Euphorie dieser Art mehr geben, aber trotzdem sollen aus anderen, wohl ökonomischen Gründen, immer noch zerstörende Eingriffe in das historische Stadtbild vorgenommen werden. Bald wird auch der letzte Rest des einst von den Architekten Girmes und Oedinger (1912) erbauten Geschäftshauses von Wilhelm Ziellenbach an der Ecke Friedrichstraße/St. Anton Straße verschwunden sein. Nach den Bombenschäden war es wieder aufgebaut worden und mit seiner abgerundeten Eckgestaltung sehenswert. Mit den nebenan liegenden, ebenfalls abzureißenden Gebäuden wird an dieser Stelle ein Neubau für die Filiale einer Textileinzelhandelskette entstehen. Gefährdet in ihrer Erhaltung erscheint in der Innenstadt das „Bröckse“, das seit Jahren ungenutzt verfällt. Und auch das „Bayer-Casino“ am Rheinufer bei Hohenbudberg ist trotz architektonischer Eigenart und Qualität noch nicht als Denkmal gesichert.

Dem Vergangenen nur nachzutrauern kann nicht fruchtbar sein. Weder das im Krieg zu Trümmern gewordene Krefeld, noch das in der Folgezeit durch Stadtplanung verschwundene Stadtbild ist zu restaurieren. Wohl kann es sinnvoll sein, aus ehemals begangenen Fehlern zu lernen, und das Bewusstsein für Qualität zu stärken. Dabei ist die Erinnerung an die historische Architektur mehr als bloßes nostalgisches Schwärmen, und an den Baudenkmalen lässt sich nicht nur die „gute alte Zeit“ ablesen.

1985 wurde die Deutsche Stiftung Denkmalschutz unter der Schirmherrschaft des Bundespräsidenten gegründet. „Damit Vergangenheit Zukunft hat“ hieß es. In Krefeld folgte man diesem Ziel zehn Jahre später, „denn nicht nur in Städten mit großer geschichtlicher Vergangenheit soll Denkmalpflege groß geschrieben werden, sondern ganz nah, hier bei uns in Krefeld möchten wir

zur Pflege anregen.“ Diese Aussage findet sich in der Selbstdarstellung der Krefelder Baudenkmal-Stiftung: „Als Stiftung unter dem Dach der Deutschen Stiftung Denkmalschutz wollen wir uns in Krefeld dort einsetzen, wo private Initiative gefordert ist, um für unsere Stadt wichtige Kulturdenkmale zu erhalten.“ Mit den finanziellen Beiträgen kann die staatliche Förderung ergänzt, nicht ersetzt werden. Die Mittel der Stiftung sollen zusätzliche Gelder aus anderen Quellen erschließen und so die Möglichkeiten für Zuschüsse schaffen.

Voraussetzung für die Förderung von Baudenkmalen ist, dass sie unter Denkmalschutz stehen. Dazu zählen auch technische und städtebauliche Denkmale unter der Prämisse, dass sie nach den gesetzlichen Kriterien als solche anerkannt sind. Rekonstruktionen zerstörter Baudenkmale werden nicht gefördert. „Denkmalschutz ist ein Muss. Umwelt formt den Menschen.“ Das sind zentrale Aussagen von Klaus Reymann.

Klaus Reymann, 1942 in Krefeld geboren, ist nach seinem Studium an der Krefelder Werkkunstschule – „im Bauhaus-Gedanken“ – mit dem Abschluss als Diplom-Ingenieur seit 1964 als Architekt tätig und arbeitet seit 1970 selbstständig. Sein ehrenamtlicher Einsatz für die schützenswerte Krefelder Architektur der Vergangenheit wird nicht nur durch die Tätigkeit für private Bauherren ergänzt, sondern auch durch zukunftsweisende Mit-Gestaltung wichtiger Gebäude mit öffentlicher Wirkung. So ist im Neubau der Synagoge an der Wiedstraße deutlich die Handschrift von Klaus Reymann erkennbar. Zusammen mit seiner Frau Gabriele Reymann errichtete er am 31. Mai 1995 die Krefelder Baudenkmal-Stiftung „mit dem Zweck, die Erhaltung von Kulturdenkmälern – im Sinne des Denkmalschutzgesetzes des Landes Nordrhein-

Westfalen – in Krefeld und Umgebung zu fördern.“

Als Stiftungsvermögen wurde dem Stiftungsträger Deutsche Stiftung Denkmalschutz der Betrag von 100.000 Deutsche Mark als Anfangskapital übereignet. Durch finanzielle Unterstützung und in Form von Sachspenden soll der Stiftungszweck verwirklicht werden, als Maßnahmen werden in der Satzung die Instandsetzung, Restaurierung, Bauunterhaltung und Pflege der Kulturdenkmäler genannt.

Zu den ersten Vorstands- und Kuratoriumsmitgliedern gehörten:

Vorstand:

Dipl.-Ing. Hubertus Hirsch, Dipl.-Ing. Klaus Pauwelen, Willy Scheyka, RA Klaus Steffen, Dipl.-Kfm. Armin teNeues, Ulrich Topoll, Dipl.-Ing. Klaus Reymann

Kuratoren:

Brigitte Eichel, Dr. Ruth Fannei, Dr. Eugen Gerritz, Gerhard Hanisch, Dr. Harald Kloetsch, Jürgen Küper, Elke Meyer, Richard Niescher, Dipl.-Ing. Klaus Ossmann, Dipl.-Kfm. Josef Stangenberg, Katrine teNeues, Leo Wahlefeld

Die Satzung der Stiftung umfasst 13 Paragraphen und wurde von Stifter und Stifterin am 3. Mai 1995 unterschrieben, für die Deutsche Stiftung Denkmalschutz setzten am 29. Juni 1995 Professor Dr. Gottfried Kiesow als Vorsitzender und Dr. Karl Wilhelm Pohl als Vorstandsmitglied ihre Unterschriften dazu. Zum Vorstand wird in Paragraph 5 ausgeführt, dass er aus bis zu sieben Mitgliedern bestehen kann, und als geborene Mitglieder der Stifter oder eine von ihm benannte Person und ein Vertreter der Deutschen Stiftung Denkmalschutz hineingehören. Der Vorsit-

zende wird für die Dauer von drei Jahren mit der Möglichkeit der Wiederwahl gewählt. Es gibt ein Kuratorium (Paragraph 7), das aus bis zu 12 Mitgliedern bestehen kann. Sie werden durch den Vorstand berufen, wählen ihren Vorsitzenden und dessen Vertreter aus ihrer Mitte, und dürfen wiedergewählt werden.

Vorstand der Krefelder Baudenkmal-Stiftung (aktueller Stand):

Klaus Reymann, Vorsitzender
Armin teNeues, Stellvertretender Vorsitzender
Werner Busch
Klaus Steffen
Gerhard Hanisch
Brigitte Eichel
Elke Meyer-Michael
Elke von Wüllenweber, DSD

Kuratoren:

Dr. Helmut Köhren-Jansen, Vorsitzende
Dr. Eugen Gerritz
Ulrich Topoll
Dr. Harald Kloetsch
Klaus Bommers
Patrick Hofer

Krefelder Pferderennbahn

Die konstituierende Sitzung der Krefelder Baudenkmal-Stiftung fand am 10. August 1995 auf der Krefelder Rennbahn statt. Bereits seit dem 13. August 1984 steht die 1913 in Betrieb genommene Anlage der Galopprennbahn an der Hüttenallee unter Denkmalschutz. Und zwar nicht nur einzelne Gebäudeteile, sondern das gesamte Areal mit seinen 32 Hektar. Dazu gehören das Gelände, das Bahnninnere mit dem Teich und der 9-Loch-Golfanlage und der umfangreiche Bereich der Stallungen auf der den Tribünen gegenüberliegenden Seite. Für die Erhaltung der Anlage, insbesondere der von Au-



Abb. 1. Gabriele und Klaus Reymann



Abb. 2. Tafel unter der 1. Tribüne der Galopprennbahn



Abb. 3. 1. Tribüne vor der Restaurierung



Abb. 4. 1. Tribüne nach der Restaurierung

gust Biebricher entworfenen Tribünen, hatte sich Klaus Reymann seit 1987 engagiert. Der 1911 gegründete Krefelder Rennverein war zu jener Zeit bereits notleidend. Dass mit dem Zustand der Tribünen keine Zuschauer mehr anzulocken waren und somit auch der Rennbetrieb in Frage gestellt schien, war den Verantwortlichen länger bewusst.

Zwar wurde 1963 – 1964 bereits die 1. Tribüne durch Überbauung der Galerie ergänzt. 1978 kam eine Treppe hinzu, die vom Innern auf den Platz vor der Tribüne führte. Später wurde auch die Logentribüne verglast und 1989 die Trainingszentrale renoviert und ergänzt. Aber substanzerhaltende Unterhaltungspflege konnte man nicht, wie es nötig gewesen wäre, vornehmen. Auch sind nicht alle Maßnahmen auf das Wohlwollen des Denkmalschutzes gestoßen, aber die Zwänge des Rennsports verhinderten dies und gewünschte Rückbauten unterblieben.

Klaus Reymann erarbeitete ein Konzept zur Sanierung, das weit über die Instandsetzung der Gebäudeteile hinausging. Er zog eine Linie, die von August Biebricher über Olbrich bis zu Otto Wagner und den Wiener Werkstätten reichte. Die ästhetischen Entwicklungen in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg wurden vom Jugendstil begleitet und Architekten verstanden sich auch als Designer und Entwerfer der Inneneinrichtungen. So legte auch Reymann bereits 1988 Entwurfszeichnungen vor, auf denen Stühle und Tische, Wandgestaltung und Bodendetails sich an alten Vorbildern aus der Entstehungszeit der Tribünen orientierten.

Die Tribünen als Beobachtungsstandort der Besucher während des Rennablaufs waren in ihrer Anordnung nicht in Frage zu stellen. Kurz hinter dem Zieleinlauf steht die verglaste Logentribüne, in der Volko Herdick im Erdgeschoss neben der Gaststätte „Derby“

auch noch die „Niederrheinstube“, und die „Große Stube“ für die Bewirtung von Gesellschaften bereithält. Die Zuschauer können im stufig angelegten Obergeschoss an Tischen sitzend die Rennen verfolgen und sind durch die Verglasung vor unangenehmer Witterung geschützt. Ein Zugang zum Geläuf und dem dort stehenden Richterturm trennt die Logentribüne von der 1. Tribüne. In ihr sind im Erdgeschoss Geschäftsräume des Krefelder Rennclubs, Jockeystuben, die Waage und Räume für die Rennleitung, Sanitäter und Presse. Der große Saal unter der Tribüne, auch Biebricher-Saal genannt, wird an Renntagen vom wettenden Publikum als Aufenthaltsraum genutzt, in dem sowohl Bewirtung angeboten wird als auch die Wettschalter zum Anlegen der Wetten besetzt sind. Außerhalb der Renntage wird dieser Raum für Veranstaltungen aller Art, von Konzerten bis zu Hochzeits- oder Abi-Feiern oder Versammlungen genutzt.



Abb. 5. Stehplatz-Tribüne vor der Restaurierung



Abb. 6. Stehplatz-Tribüne nach Restaurierung und Umbau zum Golf-Clubhaus



Abb. 7. Treppenaufgang zur Tribüne vor der Restaurierung

Die Zuschauerbänke auf der stufigen Tribüne sind so aufgebaut, dass sie eine Sicht über die ganze Anlage erlauben. Das wird noch begünstigt durch den Aufbau des Gebäudes auf einer kleinen Anhöhe, für die man einen Aushub verwendete, der den Teich in der Mitte entstehen ließ. Über den Sitzbänken im oberen Stock der Tribüne sind sechs Logenräume mit Fenster- und Tür-Öffnungen zur

Bahn ausgebaut, die von Sponsoren gerne zur Bewirtung ihrer Gäste genutzt werden. Die zweite Tribüne steht weiter vom Ziel entfernt, sie ist etwas einfacher gestaltet, verfügt aber auch über einen kleinen Saal („Oetker-Saal“) im Inneren und Bewirtungsmöglichkeiten.

Und die ehemalige Stehplatz-Tribüne, anders als die 1. und 2. Tribüne und wie die Logentribüne erst nach dem Ersten Weltkrieg (Einweihung Pfingsten 1922) entstanden, wurde zum Clubhaus des Golfclub Stadtwald e.V. – er bespielt seit 1986 in der Mitte des Ovals eine 9-Loch-Anlage – umgebaut und 1994 eingeweiht. Noch nach dem Zweiten Weltkrieg, als der Eintritt zu den verschiedenen Tribünen unterschiedlich zu zahlen war, wurde der erhöhte Stehplatz vom Publikum gerne genutzt, genauso wie die Wiese davor, auf der man es sich auf Decken bequem machte. Bald zerfiel die Tribüne aber, auch weil das Publikum nach der Vereinheitlichung der Eintrittspreise die anderen Zuschauerbereiche näher am Zieleinlauf vorzog.

Für die Sanierung der Rennbahn gewann Klaus Reymann Sponsoren, die insgesamt ein Spendenaufkommen von einer Million Euro zeichneten. Sachspenden leisteten die Architekten durch ihre Arbeit, beteiligte Firmen waren durch Materiallieferungen und Handwerkerleistungen beteiligt. Geldspenden gehörten ebenfalls zum Spendenvolumen. Der Deutsche Denkmalpreis 1995 für den Krefelder Rennverein und Klaus Reymann war der immaterielle Lohn für das Engagement. Nicht zuletzt resultierte aus der gelungenen Sanierung der Galopprennbahn die Idee zur Gründung der Krefelder Baudenkmal-Stiftung.



Abb. 8. Bismarckdenkmal auf dem Bismarckplatz, historische Aufnahme

Bismarck-Denkmal

Die Krefelder Baudenkmal-Stiftung nahm sich 1998 des Sockels des Bismarck-Denkmal auf dem Bismarckplatz an, dessen Geschichte den schwierigen Umgang mit Denkmälern oder deren Resten in der Stadt spiegelt. Das Objekt mit der fast drei Meter hohen Bronzefigur des „Eisernen Kanzlers“ nach einem Entwurf des Bildhauers Gustav Eberlein auf dem roten Granitsockel wurde von der Krefelder Bürgerschaft errichtet, und am Sonntag, den 31. März 1895, dem Vortag von Bismarcks Geburtstag, eingeweiht. 28 Kriegervereine, 28 Bürgervereine, 20 Gesangvereine und 21 Musikkapellen wirkten mit. 1940 wurde die Figur zu Kriegsmaterial eingeschmolzen, nach 1963 wurden die Reste verscharrt. 1987 fand man den Sockel und stellte ihn wieder auf. 1996 bekam er den Status eines eingetragenen Denkmals. Diskussionen über eine würdige Ergänzung reichten von der rekonstruierten Wiedererrichtung der Figur bis hin zur künstlerischen Umgestaltung, wobei die zeitweise Aufstellung eines Herings-Skeletts auf dem Sockel wohl nicht zukunftsweisend war. Die Stiftung ließ den Platz um den Sockel plattieren und eine Gedenktafel mit einem Text von Eugen Gerritz anbringen: „*Erbaut von der Stadt Krefeld im Jahre 1895. Die Bronze-Figur zur Gewinnung von Kriegsmaterial von den Nationalsozialisten abgeräumt im Jahre 1940. Die Reste des Denkmals verscharrt nach 1963. Sockel wiedergefunden und aufgestellt im Jahr 1987. Unter Denkmalschutz gestellt 1996 – als schmerzliche Erinnerung unserer Geschichte.*“

6000 Euro wurden dafür gespendet und ausgelegt. Die Planung einer Tiefgarage unter dem Bismarckplatz wurde nicht realisiert. Auf Betreiben der Bürgerinitiative erhielt der Bismarckplatz 2014 eine neue Form.



Abb. 9. Sockel des Bismarckdenkmals, mit „Gräte“, restauriertem Boden und Inschrifttafel



Abb. 10. Brückenpfeiler, Eisenbahnbrücke am Voltaplatz

Eisenbahnbrücke am Voltaplatz

Die Eisenbahnbrücke am Voltaplatz wurde 1999 mit Hilfe der Stiftung gereinigt und restauriert. Das Stahlbrückenbauwerk ist mit einem Jugendstilgeländer ausgestattet. Der Baukörper erinnert an die Stadtbahnstationen und Staufstufen von Otto Wagner in Wien. Die facettierten Fliesen sind denen in den Pariser Metro-Stationen ähnlich. Die Kosten der Arbeiten betragen 15000 Euro, einige Fliesen müssen noch ergänzt werden, sobald die Brücke unter Schutz – die Denkmaleigenschaft ist bereits bestätigt – gestellt ist.

Häuser Lange und Esters

Die Arbeiten an den Mies van der Rohe-Bauten Haus Lange und Haus Esters, unter Schutz seit 1984, gehörten zu den umfangreichsten, an denen die Baudenkmal-Stiftung beteiligt war. Die in den Jahren 1928 – 1930 erbauten Häuser sind in der Krefelder Architektur-Landschaft herausragende Zeugnisse des Bauhausgedankens. Familie Lange bewohnte bis 1948 das im Krieg nur wenig beschädigte Haus, das nach Büronutzung durch die Stadt von der Familie für Ausstellungen Moderner Kunst zur Verfügung gestellt wurde und 1968 mit dieser Zweckbestimmung als Schenkung an die Stadt ging. Haus Esters diente von 1945 bis 1956 als Headquarter der Britischen Besatzung. Nach kurzzeitiger Bewohnung durch die Witwe Esters wurde es 1976 für einen günstigen



Abb. 11. Haus Lange, Fensterbankprofile nach innen mit Putzanschlüssen und völlig verrosteten Stahlteilen

Preis an die Stadt zur Nutzung als Kunstmuseum verkauft. Die Museumsnutzung verhinderte einerseits Veränderungen, weil die ästhetische und historische Qualität der Häuser erkannt worden war. Andererseits wurden die notwendigen Mittel zur Unterhaltung der Gebäude durch die Stadt nicht aufgebracht. Das hatte zu feuchten Kellern, ausgewaschenen Fassadenfugen und undichten Flachdächern geführt. Es rostete und faulte, einst wegweisende technische Funktionen waren unmöglich geworden. Bei der Renovierung der Häuser galt als Prämisse der Substanzerhalt. Einige Teile, die in der Vergangenheit ausgetauscht worden waren, mussten rekonstruiert werden, beispielsweise die Terrassenfliesen. Den Ansprüchen des Museums nach Sicherheit, Beleuchtung und Befahrbarkeit des Hofes musste man auch gerecht werden. Alle Entscheidungen wurden mit dem Rheinischen Amt für Denkmalpflege und der örtlichen Unteren Denkmalbehörde abgesprochen.

Gartenmauern, die Trennwand zwischen den Häusern, die Hopfpflasterung, die Fenster und Kellerfenster, die Fensterbänke, die Verglasung, die Rolläden und nicht zuletzt die Hebefenster an Haus Lange gehörten zu



Abb. 12. Fensteranlage nach der Restaurierung, Haus Esters

den wichtigen offen sichtbaren Stellen. Umfangreich waren neben den Metallbauarbeiten die Dachdecker- und Klempnerarbeiten, die Anforderungen an die Putzer, Maler und Fliesenleger und die Aufgaben für Heizungs-, Lüftungs-, Sanitär- und Elektroinstallationen waren hoch. Für Tischler, Estrich- und Holzbodenverleger gab es ebenfalls genug zu tun. Eine Besonderheit innerhalb der Maßnahmen war die Restaurierung der vier Hebe-Senkfenster in Haus Lange. Die Fenster, an Ketten hängend, werden durch einen Motor auf und ab bewegt, sie können aber auch von Hand bedient werden. Im Lauf der Zeit war ein Motor verloren gegangen, die Stromzufuhr wurde von Dreh- auf Wechselstrom geändert, die Fenster waren durch Versiege-



Abb. 13. Innenraum Haus Lange mit versenktem Fenster



Abb. 14. Hebe- und Senkfenster Haus Lange, halb geöffnet

lung in verschlossener Position festgestellt worden. Dazu kamen immense Korrosionsschäden. Durch die Instandsetzung wurde die ursprüngliche Idee des Architekten der Verbindung von Innen- und Außenraum wieder erlebbar. Werner Lange bedankte sich mit Schreiben vom 1. Juni 2010 bei Klaus Reymann und freute sich, dass nach 67 Jahren des „Dornröschen-Schlafs“ die Fenster wieder funktionieren. Er erinnerte sich daran, dass sein Vater bei Luftangriffen im Zwei-

ten Weltkrieg, die Fenster immer nach unten ließ. Das bewahrte sie auch in der Nacht des 22. Juni 1943 vor der Zerstörung, als durch den Druck einer Luftmine alle anderen Fenster beschädigt wurden. Die Vorführung der Fenster durch Klaus Reymann gehört heute immer wieder zu den beliebten Veranstaltungen.

Nach zweijähriger Bauzeit mit rund 75000 Stunden handwerklicher Arbeit wurden die Häuser am 18. Juni 2000 wieder eröffnet. Insgesamt 5,5 Millionen DM waren aufgewendet worden, das war nur durch den Anstoß der Baudenkmal-Stiftung und durch die ehrenamtliche Architekturleistung von Klaus Reymann und seinem Team möglich geworden, so dass die Finanzierung durch private Spenden, kommunale Mittel und durch Landeszuschüsse erfolgen konnte. Von Seiten der Stiftung konnten 1250000 Euro akquiriert und eingesetzt werden.



Abb. 15. Detail nach der Restaurierung/Bearbeitung im Außenbereich

Zählten die beiden Häuser zu ihrer Zeit zur architektonischen Avantgarde, so darf ihre Restaurierung als beispielhaft für bürgerschaftliches Engagement gesehen werden. Auch das ist eine Avantgarde – eine vorwärts blickende und handelnde Bewegung. So können Bürger, von Fachleuten wie Klaus Reymann animiert und angeleitet, zu Mäzenen ihrer Stadt werden. Geld ist zwar nötig, aber vor dessen Einsatz gilt es den Blick und das Bewusstsein für gute Baukunst zu schärfen.

Deusstempel im Stadtwald

Als gute Baukunst wird der Deusstempel am Weiher im Stadtwald nicht nur und nicht immer wahrgenommen. Er hatte für Stadtwaldbesucher auch eine Aufenthaltsqualität, die allerdings durch Vandalismus und mangelnde Pflege stark gesunken war. Der zum



Abb. 16. Deusstempel im Stadtwald vor der Restaurierung



Abb. 17. Deusstempel im Stadtwald nach der Restaurierung



Abb. 18. Toranlage Mennonitenkirche vor der Restaurierung



Abb. 19. Toranlage Mennonitenkirche nach der Restaurierung

Wasser hin offene Rundbau, ein dorischer Monopteros aus Quadersteinen, von dessen sechs Säulen vorne zwei frei stehen, hat ein Kuppeldach und eine steinerne Sitzbank im Innern. Eine Tafel erinnert an den Stifter des Stadtwalds Wilhelm Deuss (1827 – 1911). Der 1913 errichtete Tempel hatte besonders in den letzten Jahren stark gelitten. Er war mit Graffiti verschmiert, durch Pflanzenbewuchs beschädigt worden, und die rundum angelegte Pflasterung aus drei Steinarten war nur noch rudimentär vorhanden. Die Wände reinigte man mit Sandstrahl und beschichtete sie mit einem abweisenden Überzug. Das vor dem Tempel stehende Gitter erhielt einen neuen Anstrich. 8000 Euro kostete allein die Pflasterung, der Lions-Club Krefeld-Seidenstadt beteiligte sich daran mit 3000 Euro. Insgesamt 37000 Euro wurden investiert. Verwendet wurden Steine, die vorher vor dem Landgericht gelegen hatten. Ein Beleuchtungskonzept setzt das Gebäude bei Dunkelheit in ein Licht, das die Architektur und die Flora in einer sowohl kontrastreichen als auch harmonischen Einheit erscheinen lässt.

Toranlage der Mennonitengemeinde

Die Toranlage der Mennonitengemeinde ist das älteste Baudenkmal in der Krefelder Innenstadt. 1693 wurde sie errichtet, das jetzige Kirchengebäude von 1950 ersetzt die im letzten Krieg zerstörte Kirche. „Als wäre nichts gewesen“ lautet der letzte Satz in der umfangreich bebilderten Dokumentation über die gelungene Restaurierung des seit 1984 als Denkmal eingetragenen Tores durch Klaus Reymann. Allerdings hätte man das Tor vorher, als man am 28. März 2002 begann, auch als Ruine bezeichnen können. Eine Notkonstruktion mit Querverstrebun-

gen schützte vor dem Zusammenbruch, Holzteile waren zerstört, Eisenverbindungen zum Naturstein wiesen starke Korrosionsschäden auf und hatten den Stein gesprengt. Die ganze Statik war gestört. Nach einer Einrüstung wurde das Tor abgebaut, alle Einzelteile nummeriert und kartiert und in eine Werkstatt nach Köln transportiert. Gleichzeitig wurde die Backsteinmauer, in die das Tor eingefügt war, neu verfugt. Beim Neuaufbau mussten Teile ergänzt werden, moderne Mittel wie Epoxydharz wurden eingesetzt. Für Verankerungen wurde nicht rostender Stahl verwendet. Als Erschwernis

der Unternehmung hatte sich herausgestellt, dass die Trachytsteine des Mauerbogens nicht massiv waren, sondern als Hohlkörper mit Steinen und Mörtel gefüllt worden waren. Die Portalbasen mussten neu geschlagen werden, Fehlstellen wurden mit Steinersatzmörtel ausgeglichen. Zum Schutz der Toranlage wurde die alte Kupferabdeckung wieder montiert. Bis zum 22. Oktober 2003 dauerten die Arbeiten, zu den Kosten steuerte das Land NRW eine kleinere Summe bei, den großen Rest mit 65000 Euro finanzierte die Krefelder Baudenkmal-Stiftung. Die architektonische Leitung des Projekts lag bei Piet Reymann.

Haus Sollbrüggen

Haus Sollbrüggen, seit 1984 unter Denkmalschutz stehend, gilt als eines der architektonischen Schmuckstücke und liegt zudem in einer der schönsten Krefelder Parkanlagen. Der ehemalige Rittersitz der Herren von Buchheim wurde 1188 erstmals urkundlich erwähnt. Die Familie De Greiff erwarb im 19. Jahrhundert die Anlage und ließ sie mit einem neuen Herrenhaus (Vagedes zugeschrieben) und Landschaftsgarten (Maximilian Weyhe) umgestalten. 1925 kam das Anwesen in städtischen Besitz, seit 1955 ist die städtische Musikschule darin untergebracht.

Im Gartensaal von Haus Sollbrüggen waren die Malereien (von Ludwig Pose) weiß überstrichen. Restaurator Ulrich Eltgen legte sie mit dem Skalpell wieder frei, sicherte Mal- und Putzschichten mit Festigungsmittel.



Abb. 20. Deckenbemalung in der Musikschule

Ebenso wurden abblätternde Stellen durch Injektionen gesichert. Fehlstellen wurden gekittet, Retuschen in Temperatechnik vorgenommen. Die vier Deckenbemalungen sind durch die original erhaltenen Malereien einzigartig. Illusionistische Malerei, Ornamente und Materialimitationen ergänzen sich zu einem Gesamteindruck, der die ursprünglich prachtvolle Ausstattung dieser Häuser wieder erkennen lässt. Unterstrichen wird damit die Absicht der Hausbesitzer im 19. Jahrhundert, Reichtum und guten Geschmack nach außen hin sichtbar zu machen. Für die Restaurierung der Decke und das Beleuchtungskonzept der Cafeteria kamen 25 000 Euro in den Ansatz.

Lutherkirche Westrosette

Als Gesamtensemble steht die 1904 eingeweihte neoromanische Lutherkirche im Südbezirk seit 1987 unter Denkmalschutz. Sie gilt als ein bedeutendes Zeugnis für die Entwicklung der Stadt Krefeld und den durch die Industrialisierung verstärkten Zuzug protestantischer Mitbürger in das fast ausschließlich katholische Rheinland. Bewusst wählte der Architekt die Form des Zentralbaus im Gegensatz zu den Kreuzformen der katholischen Kirchen. Für eine umfassende Sanierung veranschlagte Klaus Reymann zwei Millionen Euro und die Baudenkmal-Stiftung förderte das Projekt schon 2004 mit 15 000 Euro als Anschubfinanzierung. 2010 konnte Pfarrer Volker Hülsdonk einen Scheck über 10 000 Euro entgegennehmen, der als erster Beitrag für die Sanierung der Westrosette gedacht war. Vier Meter im Durchmesser hat die Rosette, deren farbige Scheiben die christliche Symbolik veranschaulichen.



Abb. 21. Lutherkirche am Lutherplatz

Pflanzenmotive der steinernen Fassung zeigen Weinlaub und das Akanthusblatt. Die Natursteinstreben, die Bleiverglasungen und Stahlaussteifungen und einige farbige Gläser bedurften der Erneuerung oder Ergänzung. Als im Mai 2012 die Arbeiten abgeschlossen waren, hatten sie 25 000 Euro gekostet. Die Firma Hein Derix in Kevelaer, die auch die Richter-Fenster im Kölner Dom anfertigte, hatte die Glaserei-Arbeiten ausgeführt.

Gymnasium Moltkeplatz – Pflasterarbeiten

Mit der Neuverlegung der Pflasterflächen vor dem Gymnasium am Moltkeplatz startete die Krefelder Baudenkmalstiftung das Vorhaben, das von August Biebricher entworfene und am 1. Juni 1915 in Betrieb genommene Gebäude an verschiedenen Stellen zu restaurieren. „Wenige Gebäude sind so gut eingebunden in die Abfolge von Plätzen und Alleen wie das Gymnasium am Moltkeplatz. Die großzügige Gestaltung, mit der das schlossartige Gebäude in die Umgebung geredet ist, ist beispielhaft für die Zeit, in der das Bismarckviertel entstand“ heißt es in der Dokumentation der Baudenkmal-Stiftung.

Kriegszerstörungen führten zum Verlust des großen Wasserbeckens, das als Löschteich,

aber auch als Zierbecken fungierte, von Sitzbänken aus Basaltlava umgeben und mit einer Aussichtsplattform gegenüber dem Mittelrisalit ergänzt war. Das Direktorenhaus war so beschädigt, dass es abgebrochen wurde. Nachkriegszerstörungen und mangelnde Pflege richteten weitere Schäden an einem Gebäude an, das von OB Dr. Johannes Johansen „als ein Markstein in der städtebaulichen Entwicklung Krefelds“ bezeichnet worden war. Die bis ins Detail durchdachte Planung des Biebricher-Baus ist auch an der Pflasterung vor dem Mittelrisalit ablesbar. Die Hauptflächen sind als Grauwacke-Mosaikpflasterflächen im Schuppenverband angelegt, die Blaubasalt-Mosaikpflasterflächen sind in Reihenpflasterung ausgeführt, die jeweils an den Kreuzungspunkten in den gestalteten fünfteiligen Quadraten aus Basaltlavaplatten enden. Die Hauptflächen aus Grauwacke weisen mittig Basaltlava-Medaillons als Gestaltungselement auf. Bei der Bestandsaufnahme sah man zugewachsene Randstreifen, abgesackte und defekte Randsteine, nicht mehr funktionierende Senken, fehlende Teile und zerstörte Platten und Verunkrautung. Bei der Restaurierung war das Ziel, möglichst viel der Originalsubstanz zu erhalten, Verlorenes wurde nachgefertigt. Eine Fläche von 400 Quadratmetern wurde mit 160 000 Stück Mosaiksteinen neu gepflastert, das Muster denkmalgerecht nach historischem Vorbild ausgelegt und mit den



Abb. 22. Westrosette der Lutherkirche



Abb. 23. Gymnasium am Moltkeplatz mit restauriertem Pflasterspiegel



Abb. 24. Detail des Pflasterspiegels vor dem Gymnasium am Moltkeplatz

zentralen Gestaltungselementen aus Basaltlava ergänzt. 24.000 Euro aus Spendengeldern legte die Baudenkmal-Stiftung dafür aus.

Die Wiederherstellung der Gebäudestruktur mit den mannshohen Sprossenfenstern, den Fenstertüranlagen an der rückwärtigen Gebäudefassade sowie den Eingangstüren soll fortgesetzt werden. Ebenfalls sollen die Figuren auf dem Mittelrisalit und die Naturstein-Zieramphoren und die Hochbeetwand vor dem Gebäude restauriert werden. Für die Maßnahmen sind 48.000 Euro angesetzt.

Künstlerhaus von Joseph Maria Olbrich

Das sogenannte „Künstlerhaus“ an der Hüttenallee 150 ist, anders als zu seiner Bauzeit beabsichtigt, solitär geblieben. Das Grundstück für den Bau stiftete Wilhelm Jentges, Bauherr war Albert Oetker. Als Architekt wurde Joseph Maria Olbrich (1867 – 1908) gewonnen, dessen Name mit der Darmstädter Mathildenhöhe und der Wiener Secessions verbunden ist. In Düsseldorf baute er zu dieser Zeit das Kaufhaus Tietz und in Düsseldorf-Wittlaer das Wohnhaus für den Künstler Max Clarenbach. Aus den Plänen, mit dem Olbrich-Haus am Stadtwald den Anfang für eine größere Künstlerkolonie zu markieren, ist nichts geworden. Auch Johan Thorn Prikker, den man mit dieser Wohn- und Atelier-Möglichkeit als Lehrer der Kunstgewerbeschule in Krefeld halten wollte, blieb nicht lange, sondern ging be-

reits 1910 nach Hagen. Kurzzeitig wohnte und arbeitete der Bildhauer Franz Brahmstaedt in dem Haus, schon 1919 wurde Peter Bertlings sein Nachfolger, der bis zu seinem Tod 1982 hier wohnte. Die Familie war noch bis 2007 Mieterin des Hauses, das nach einem Leerstand an den Krefelder Maler Frank

Jacob Esser vermietet wurde, der hier mit seiner Frau Jutta Wittman das Atelier „Roter Fuchs“ betreibt. Dass laut Schenkungsvertrag die Mieteinnahmen des Hauses in erster Linie für dessen Instandhaltung verwendet werden sollten, führte jedoch nicht zu einem angemessenen Erhaltungszustand. Ein Sa-



Abb. 25. Künstlerhaus an der Hüttenallee, historische Aufnahme



Abb. 26. Künstlerhaus an der Hüttenallee, neuere Aufnahme



Abb. 27. Zinkfensterbank im Künstlerhaus nach der Restaurierung



Abb. 28. Fenster im Künstlerhaus

nierungsstau erforderte Maßnahmen an verschiedenen Stellen. Fenster, Fensterbänke, Dach- und Dachübergänge, Ortgang- und Traufdetails galt es zu sichern und zu überarbeiten. Klaus Reymann ließ nach Absprache mit dem Denkmalschutz Fenster und Türen erneuern, daran waren Fachleute wie Restaurator Christoph Tölke beteiligt, aber auch die Familie Esser leistete im Rahmen ihrer Möglichkeiten einen erheblichen Beitrag zur Substanzerhaltung und zur Bewohnbarkeit des Hauses. Weitere Wiederherrichtungen sind geplant, und insgesamt sind 10 000 Euro etatmäßig berücksichtigt. So soll auch das große Atelierfenster wieder geöffnet werden.

Vorhaben in Vorbereitung

Für die Restaurierung der Mauer und der Torpfosten der Villa Heyes im Kaiser-Friedrich-Hain sind bereits entsprechende Zeichnungen und Pläne vorhanden. Ebenso steht der Pavillon im Kaiser-Friedrich-Hain als Sanierungs-Objekt im Fokus. Im Jahr 1915 von dem Krefelder Architekten Hugo Lehmig erbaut, sollte der Aussichtstempel an Kaiser Friedrich III. erinnern, der 1888 als Nachfolger von Wilhelm I. und Vorgänger von Wilhelm II. nur wenige Monate regierte. Zaunanlage und Tor gehörten ursprünglich zum Heyes-Park, der 1910 durch die Stadt angekauft wurde und ganz in die Konzeption des Oberbürgermeisters Johannes Johansen passte, der den Krefeldern viele Grünflächen für Erholung, Sport und Spiel schaffen wollte. Das

Tor und die Zaunanlage gehörten zur ehemaligen Villa des Samtfabrikanten Wilhelm Jentges, die später als Naturkundemuseum diente und in der Bombennacht 1943 zerstört wurde. Denkmal, Tor und Zaunanlage stehen seit 2005 unter Schutz, nicht jedoch die Parkanlage, die durch Veränderungen – Straßenbau, Bebauung, Durchschneidung – ihren Denkmalwert verlor. Die Denkmal-Stiftung setzt für Tempel, Mauer und Zaunanlage 40 000 Euro an.

In Krefeld unter Wert präsentiert sich der Stadtgarten. 1814 vom Magistrat der Stadt als Friedhof vor den Toren der Stadt bestimmt und im Vagedes-Plan von 1819 als Kirchhof eingezeichnet, wurde auf dem 4,4 ha großen Gelände von 1825 bis 1867 beerdigt. Bereits 1879 wurde die Umgestaltung zum öffentlichen Park beschlossen. Vorhandene Grabmäler wurden einbezogen, ein 1893 erbautes, sogenanntes Kurhaus fungierte als Gartenrestaurant. Es wurde zwischen 1958 und 1960 abgerissen, ab 1959 baute man neben dieser Stelle die Hauptschule, die 1962 eingeweiht wurde. Das älteste Denkmal Krefelds, eine Stele, wurde 1852 von den Veteranen der napoleonischen Feldzüge zur Erinnerung an ihre Kameraden noch auf dem Friedhof aufgestellt und steht heute noch in der Nähe der St.-Anton-Straße. Öfter wurden später in dem Park die Rasenflächen erneuert, Gehölze umgruppiert. 1953 stellte man die Büste von Carl Wilhelm hier auf. An ihrem Platz blieben der Musikpavillon und die runde Springbrunnenanlage. Die Restaurierung des Musikpavillons im Stadtgarten ist ebenfalls in der Planung der Baudenkmal-Stiftung. Der Pavillon entstand 1892, er wurde als offenes Oktogon mit gusseisernen Stahlstützen, einer dazwischen gespannten Gitterbalustrade und einer gestuften, hölzernen Zeldachkonstruktion, die mit Zinkblech eingedeckt ist, errichtet. Ursprünglich stand der Pavillon auf einem gestuften Sockel mit Putzquaderung, der in seinen Dimensionen



Abb. 29. Kaiser-Friedrich-Denkmal im Kaiser Friedrich-Hain

den Stellungen der Stahlstützen entsprach. In den Jahren 1960/1970 vergrößerte man den Sockel und versetzte die Gitterbalustrade nach außen. Nun sollen der Sockel zurück gebaut, die Stahlteile entrostet und neu beschichtet werden. Restauriert werden die rund geputzten Decken und der Randdekor in Zink. Sanierung des Dachs und Maler- und Akustikarbeiten an der Decke schließen das Konzept ab. 10 000 Euro kommen von der Stiftung. Der Stadtgarten steht aus geschichtlichen, künstlerischen und wissenschaftlichen Gründen in seiner Gesamtheit seit 1999 unter Denkmalschutz.

Das Bootshaus am Stadtwaldweiher soll so hergerichtet werden, dass es den Bauvorschriften entspricht und nutzbar ist. Zu den denkmalgeschützten Architekturen gehört es nicht, aber eine Gruppe Krefelder, die „Initiative Bootshaus“ unter anderen mit



Abb. 30. Kaiser-Friedrich-Hain, Mauer mit Zaun und Tor



Abb. 31. Pavillon im Stadtgarten, Blick auf die marode Dachkonstruktion

Abb. 32. Pavillon im Stadtgarten, Detail der faulenden Holzteile des Dachüberstands

der Bürgerstiftung Krefeld, Gerda Schnell, Heidi Matthias, Helmut Lang, und auch hier wieder Klaus Reymann organisatorisch führend dabei, engagiert sich für den Erhalt und wirbt Spenden ein. Es gilt, das Dach neu zu decken und das Fachwerk zu sanieren. Erste Spenden, rund 50 000 Euro, sind schon registriert, aber die Kosten von insgesamt 120 000 Euro sind noch nicht gesichert.

Die Ricarda-Huch-Schule, Moerser Straße, wurde in der Zeit von 1907 – 1911 erbaut (Architekt Anton Rumpfen) und war zunächst die Höhere Mädchenschule. Einfriedung und Mauer sind aufgrund von Kriegsschäden nicht mehr vorhanden. Die Baudenkmal-Stiftung will Gitter, Türen, Gartenmauer, Pflaster vor dem Haupteingang und Atelierfenster im Kunstraum restaurieren. Dazu bietet sie, wie auch bei den anderen Objekten, Patenschaften an, die mit einzelnen Beträgen bestimmte Teile finanzieren helfen.

Ein Juwel der Krefelder Architektur ist das Haus Poelzig an der Klieberstraße. Auch hier gilt es, erhaltende Maßnahmen einzuleiten und sich dem Originalzustand wieder anzunähern. 1929 – 1931 für die Krefelder Textilfabrikanten-Familie Ilse und Fritz Steinert erbaut, waren hier Künstler wie Ewald Mataré und Heinrich Nauen zu Gast. Joseph Beuys gehörte zu den Mataré-Schülern, die 1950 hier ausstellten. 1962 erweiterte man das Haus, 1997 entging es knapp dem Abriss und wurde unter Denkmalschutz gestellt. Geplant und im Etat schon berücksichtigt sind 10 000 Euro.

Für nötige Arbeiten am Deutschen Textilmuseum in Linn hält die Stiftung bereits 5 750 Euro bereit.

Das Gartenhaus auf dem Grundstück von Haus Esters, eingetragen in die Denkmalliste

seit 2008, ist ein Denkmal, an dessen Erhaltung und Nutzung ein öffentliches Interesse besteht, da es bedeutend für die Entwicklungsgeschichte der Bebauung der Stadt Krefeld ist, besonders für die Bebauung der Wilhelmshofallee. Das Walmdach soll eine neue Schieferdeckung einschließlich Unterkonstruktion erhalten. 20 000 Euro sind dafür vorgesehen.

Ausblick

Zu den vielen Helfern, die für die Krefelder Baudenkmal-Stiftung ehrenamtlich arbeiten, gehören Piet und Dorothea Reymann, Patrick Hofer und Katharina Dudek. Ihnen wird es auch wie vielen anderen Krefeldern, die Klaus Reymann immer wieder für seine Vorhaben begeistern kann, auch in Zukunft an Aufgaben nicht mangeln. Das ehrenamtliche Engagement als Motor und Motivator ist offenbar bei der Erhaltung und Pflege historischer Krefelder Architektur unersetzlich. Aber ohne finanzielle Ausstattung funktioniert die Arbeit auch nicht. Die Bereitschaft der Krefelder, die Baudenkmal-Stiftung mit Geld zu unterstützen, wird dann vorhanden bleiben oder gesteigert werden, wenn mehr Menschen deutlich wird, welch bedeutsames architektonisches Erbe es in Krefeld zu erhalten gilt. Klaus Reymann kennt 500 sehenswerte Bauten in Krefeld, die in einer „Tour de Architektur“ den Krefeldern oder Touristen vorgestellt werden könnten.

Wenn die Stiftung 2015 Geburtstag hat, 20 Jahre alt wird, nimmt sie Gratulationen entgegen und Geschenke an. Und der Schenkende, der Sponsor, kann sicher sein, dass sein Geschenk im Krefelder Stadtbild mit fachmännischem Wissen und handwerklich perfekter Arbeit gut angelegt wird und damit auch ihm selbst zugute kommt.

Hans Dieter Peschken, 1943 in Krefeld geboren. 8 Jahre Volksschule, verschiedene Berufstätigkeiten. Begabtensonderprüfung, ab 1976 Studium für das Lehramt (Kunst und Geschichte), anschließend bis 2008 Lehrer an mehreren Gymnasien in Neukirchen-Vluyn, Tönisvorst, Duisburg und Krefeld (Horkesgath). Journalistische Arbeit für Tageszeitungen.

Quellen und benutzte Literatur

Die Denkmäler des Rheinlandes, hg. von Rudolf Wesenberg und Albert Verbeek, Krefeld 1, Stadtmitte, von Eva Brües, Düsseldorf 1967.

Ruth Fannei, August Biebricher, Leben und Werk des Baumeisters 1878 – 1932, Dissertation RWTH Aachen 1995.

Elisabeth Kremers, Lucky Strikes und Hamsterfahrten, Krefeld 1945 – 1948, Ort und Jahr/Wartberg Verlag.

Elisabeth Kremers, Vom Boulevard zum Biotop, Stadt Krefeld.

Elisabeth Kremers, Ein verlorenes Stadtbild, Wartberg Verlag.

Hans Fuchs, Spulchen und Krefeld, Ein Stadtführer für Kinder und junge Krefelder, Krefeld 1995.

Barackstil und Kleinhüttenallee, Katalog zur Ausstellung 1989, Herausgegeben vom Verein für Heimatkunde.

Hans-Peter Schwanke: Architekturführer Krefeld, Krefeld 1996.

Archiv und Dokumentation Klaus Reymann.

Stadtarchiv Krefeld, Tageszeitungen und diverse Akten.

Verschiedene Ausgaben der „Heimat“.

Denkmalliste der Stadt Krefeld.

Das ehemalige Pfarrhaus von Liebfrauen in Krefeld und sein Architekt Jakob Bong

von Ernst Coester

Das Weichbild von Krefeld einschließlich seiner eingemeindeten Vororte wird durch eine stattliche Zahl von Kirchen- beziehungsweise Kirchenerweiterungsbauten aus der Zeit der frühen Neugotik mitgeprägt. Von diesen wurde die älteste, die Ev. Alte Kirche aus dem Jahr 1842, leider 1943 durch Bombenangriff zerstört. War schon vorher, in der barocken und barockklassizistischen Stilepoche, der am Niederrhein verbreitete Backstein der für Kirchen vorherrschend verwendete Baustoff gewesen, so wurde erst recht um die Mitte des 19. Jahrhunderts bei den neuen Pfarrkirchen der steinsichtige Rohziegel zum typischen Baumaterial. Allmählich drang diese neugotische Backsteinbauweise auch in das weite und an Aufgaben überreiche Feld der Krefelder Profanarchitektur ein, wengleich die meisten Häuser und Gebäude der Stadt weiter mit dem gewohnten, an der Antike und der Renaissance orientierten klassizistischen Formenschatz errichtet wurden.¹ Neugotische profane Backsteinbauten sind oft bevorzugt in der Nähe der neuen Got-

teshäuser entstanden und wurden, etwa als Pfarrhäuser oder kirchliche Heime, stilistisch dem Stadtbild in der Nachbarschaft der Pfarrkirchen angepasst, so im Bereich Nordstraße / Von-Itter-Platz, in der südlichen Luisenstraße, später dann auch am Johannesplatz.

Ein hervorragendes Beispiel eines repräsentativen Wohnhauses im neugotischen Stil ist das ehemalige Pfarrhaus der Kath. Liebfrauenkirchengemeinde, das 1879/1880 nach einem Entwurf des Kölner Geistlichen Jakob Bong gebaut wurde.² Dieser war damals Rektor der Klosterkirche vom Guten Hirten in Köln-Lindenthal und hatte daneben gottesdienstliche und seelsorgerische Aufgaben an der in der Nähe befindlichen Irrenanstalt.³ Es handelt sich um ein großes dreigeschossiges Eckhaus, das seine dreiachsige Giebelfront mit dem Eingangsportal in der Mittelachse dem Kirchplatz zuwendet und ein – für gotisches Empfinden – nur mäßig geneigtes Satteldach besitzt. Die freistehende linke Traufseite ist zweiachsig gegliedert. Der Grund- und Aufriss weist trotz Durchführung des gotischen Baustils an der Haupt- und Seitenfassade einen klaren Bezug zum Bautypus des klassizistischen Dreifensterhauses auf. Die hochrechteckigen Segmentbogenfenster mit etwas zurückgestuften Gewänden sind durch Kreuze aus profilierten Werksteinen zerteilt. Die dadurch sich ergebenden, ungefähr quadratischen Oberlichter schließen wiederum mit kleinen Segmentbögen. In dieser Fenstergestaltung sind Anregungen aus der niederdeutschen Profanarchitektur der Spätgotik verwendet. Auch das Eingangsportal mit reicher Einfassung aus profiliertem Werkstein und durch Maßwerk dreiteilig gegliedertem Oberlicht hat einen segmentbogigen Abschluss. An der freien Ecke des Hauses war auf einer noch erhaltenen Sandsteinkonsole und bekrönt von einem fialenartigen Baldachin, der auf einem älteren Foto noch erkennbar ist, seit 1881 eine Statue des Guten Hirten aufgestellt.⁴

Die infolge des mäßig hohen Satteldachs nicht sehr steilen Giebel sind an ihrer unteren Hälfte beidseitig durch zinnenartige Aufsätze gestuft; in ihrem oberen Teil aber enden sie mit einer Dreieckspitze, die von einem

Deckgesims aus Werksteinen gesäumt wird. Das mit zahnschnittartigem Fries unterlegte Deckgesims bekrönt auch an der unteren Hälfte der beiden Giebel jede einzelne der waagrecht endenden Zinnen wie ein Kranzgesims und lässt auf diese Weise an den Giebeln starke klassizistische Reminiszenzen anklingen. Der klassizistische Charakter wird durch drei kleine den Speicher erhellende Kreisfenster in der Giebelfläche und klötzchen-artige Wasserabläufe zwischen den Zinnen noch verstärkt. Lediglich das gekuppelte Spitzbogen-Fensterpaar in der Mitte der Giebelfläche und die Vierpassfüllungen der drei Kreisfenster bewahren dem Giebel der Vorderfront ein gotisierendes Aussehen, das aber wiederum durch die weißen, schrägkreuzförmigen Fenstersprossen dieser Kreisöffnungen zum Klassizismus hinneigt.

Die vorstehend beschriebenen Werksteinelemente der Vorderfront finden ihre Krönung am ersten Obergeschoss in einem rechteckigen mittleren Erker, der an allen drei Seiten in Maßwerk aufgelöst ist und mit einem Balkon im zweiten Obergeschoss abschließt. Er hat seine unmittelbaren Vorbilder an Kölner Bauten aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Denn mit diesem in Werkstein ausgeführten Erker mit Balkonabschluss knüpft der Architekt nahtlos an eine Anzahl von repräsentativen privaten Wohn- und Geschäftshäusern an, die von bekannten Kölner Architekten damals für namhafte Kölner Bürger beziehungsweise für sich selbst errichtet und mit einem derartigen Erker ausgestattet worden waren. Als Beispiele sind hier das von Friedrich (von) Schmidt 1848 – 1852 in der Landsbergstraße gebaute Haus Erben sowie das von ihm 1859 entworfene und 1860 errichtete, mit mittlerem Erker versehene Wohn- und Geschäftshaus Schaeben an der Westseite des Domes zu nennen.⁵ Sodann das von Vincenz Statz 1854 – 1858 geschaffene ehemalige Schloss in Sinzig für den Kaufmann G. Bunge in Köln, das sich an seiner östlichen Giebelseite mit gestuften Zinnen und einem mittleren Erker genau dieses Typs präsentiert.⁶ Auch das 1856 datierte neugotische Wohnhaus des Architekten Johann Jacob Claasen an der Apostelnstraße in Köln hatte einen solchen mittleren Erker.⁷ Schließlich entwarf Vincenz Statz 1867/1868 für sich sein eigenes Wohn-



Abb. 1. Krefeld, ehemaliges Pfarrhaus von Liebfrauen

haus in der St.-Apern-Straße, bei dem das erste Obergeschoss ebenfalls einen aufwändigen Erker des gleichen Typs über der Haustür aufweist.⁸

Jakob Bong arbeitete auf dem Gebiet der kirchlichen Kunst, wozu sowohl bauliche Unternehmungen als auch bildnerische und kunsthandwerkliche Maßnahmen gehörten, eng mit seinem etwas älteren Bruder, dem Bildhauer Heinrich Bong, zusammen.⁹ Ein dritter Bruder namens Johann, ebenfalls Bildhauer, scheint mehr ergänzend am Kunstschaffen der älteren Brüder beteiligt gewesen zu sein. Nach deren Tod im Jahr 1909 führte er allein die Bildhauerwerkstatt Bong fort.¹⁰ Von ihm sind hingegen aus der Zeit bis 1909 keine ausdrücklich namentlich auf ihn bezogenen Werke bekannt.

Ist der Erker des Pfarrhauses von Liebfrauen ganz in der Nachfolge der Erker der vorgenannten Kölner Wohnhausbauten von F. (von) Schmidt und V. Statz zu sehen, so kann als Vorstufe für die Form der beiden Giebel die Giebellösung an dem 1872 gebauten südlichen Flügel des Kölner Klosters vom Guten Hirten betrachtet werden. Bei diesem Bau von Jakob Bong¹¹ handelte es sich um einen dreieinhalbgeschossigen Backsteinflügel mit Satteldach. Er hatte Segmentbogenfenster, und die beiden Giebel waren am unteren Ansatz beidseits zweimal getrept, während sie im oberen Teil die Form einer geradlinigen Dreieckspitze hatten. In diesem Giebeldreieck war ein kleines Kreisfenster. 1881 entstand durch Rektor Bong die interessante Kirche des Klosters, die 1882 geweiht wurde.¹² Ihr war durch die Ordensregel ein eigener Charakter vorgegeben.¹³ Zu den Bauten in Köln-Lindenthal berichtet Jakob Bongs Totenzettel: „Groß sind die Verdienste, die er sich beim Bau und der Entwicklung dieses Klosters mit seiner schönen Kirche [...] in Verbindung mit seinem [...] Bruder Heinrich erworben hat“.¹⁴

Jakob Bong und sein älterer Bruder Heinrich beschäftigten sich auf architektonischem Gebiet auch mit anderen Stilen. So wurde im Jahr 1871 vom Kölner Generalvikariat die Stilfrage hinsichtlich des Baues einer hölzernen Empore und einer Orgel für die 1846 im „Rundbogenstil“ errichtete Kirche in Hergenrath (ehemaliger Kreis Eupen) dahingehend entschieden, dass beides in geometrischen Formen entsprechend dem Stil der Kirche nach einem Entwurf von „Baumeister Bong“ auszuführen sei.¹⁵ 1876 begann „durch Bildhauer Bong“¹⁶ der auf einige Jahre angesetzte allmähliche Rückbau der inneren Hochschiffwände von St. Andreas in Köln in den romanischen Stil. 1877 fand, ebenfalls im romanischen Stil, „unter Leitung und nach dem Entwurf der Gebrüder Bong“¹⁷ die Innenrestaurierung von St. Ursula in Köln statt. Auch die Restaurierung von Werken des Barock lag in ihren Händen. So wurde 1887 das Ursulinenkloster in Köln „von den



Abb. 2. Krefeld, ehemaliges Pfarrhaus von Liebfrauen. Teil der Vorderfront

Brüdern Bong instandgesetzt“¹⁸ und im Jahr 1892 der prachtvolle, als mächtige Nischenarchitektur konzipierte Hochaltar der heiligen Makkabäer in St. Andreas in Köln (jetzt in St. Maria in der Kupfergasse), der 1883 durch Brand beschädigt worden war, „von dem Bildhauer Bong restauriert“.¹⁹

Bei diesem vielseitigen Schaffen der Gebrüder Bong blieb es nicht aus, dass Jakob Bong als Entwerfer von neugotischen Bauten auch zu undoktrinären, eigenständig-schöpferischen Lösungen hinfand, wie es das Pfarrhaus von Liebfrauen in Krefeld mit seinem zierlichen Fassadenerker und seinen beiden Giebeln, in denen sich klassizistische und gotische Reminiszenzen miteinander verbinden, anschaulich vor Augen führt.

Dr. Ernst Coester ist Leiter der Kunstgeschichtlichen Sammlung des Bistums Aachen.

Anmerkungen

¹ Die Denkmäler des Rheinlandes, Krefeld 1 (Eva Brües), Düsseldorf 1967, S. 17.

² Brües (wie Anm. 1), S. 54.

³ Zu Jakob Bong und seinen Brüdern, den Bildhauern H. und J. Bong, ausführlich Ernst Coester: Schnitzaltäre der Gebrüder Bong am Niederrhein, vornehmlich in Krefeld. – In: Die Heimat 78, 2007, S. 92 – 98, hier S. 92.

⁴ Brües (wie Anm. 1), S. 34.

⁵ Sibylle Fraquelli: Im Schatten des Domes. Architektur der Neugotik in Köln 1815 – 1914, Köln 2008, Textband S. 211 – 216, Katalog (CD) A36 u. A81.

⁶ Hans Vogts: Vincenz Statz (1819 – 1898), Mönchengladbach 1960, S. 80f. u. 112 und Tafel 30.

⁷ Fraquelli (wie Anm. 5), Textband S. 211f., Katalog (CD) A19.

⁸ Vogts (wie Anm. 6), S. 81f. u. 127 und Tafel 1; Fraquelli (wie Anm. 5), Textband S. 214f., Katalog (CD) A114.

⁹ Coester (wie Anm. 3), S. 92 u. 97.

¹⁰ Wie Anm. 3.

¹¹ Köln und seine Bauten. (Herausgegeben vom Architekten- und Ingenieur-Verein für Niederrhein und Westfalen.), Köln 1888, S. 249 – 252 und Fig. 309 u. 310; Fraquelli (wie Anm. 5), Textband S. 100, Katalog (CD) VL9.

¹² Köln und seine Bauten (wie Anm. 11); Fraquelli (wie Anm. 5), Textband S. 100, Katalog (CD) VL9.

¹³ Vogts (wie Anm. 6), S. 78. – Der durch die Ordensregel bedingte Charakter dieser Kirche bestand auch bei der zwei Jahrzehnte älteren, von dem Architekten Theodor Stein gebauten Kirche des Aachener Klosters vom Guten Hirten; s. Ingeborg Schild: Theodor August Stein. Das Lebenswerk eines Ingenieur-Architekten im 19. Jahrhundert, Habil.-Schrift Aachen 1970, S. 138 und Abb. 16 und 17.

¹⁴ Wie Anm. 3.

¹⁵ Ingeborg Schild: Die Brüder Cremer und ihre Kirchenbauten, Mönchengladbach 1965, S. 201.

¹⁶ Wilhelm Ewald u. Hugo Rathgens: Die Kunstdenkmäler der Stadt Köln, Kirchen A. – E. (Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz 6, 4), Düsseldorf 1916, S. 35; Ralf Eschenbrücher, Helmut Köhnen-Jansen u. Norbert Nußbaum: Das staufische Langhaus von St. Andreas in Köln. – In: Jahrbuch der Rheinischen Denkmalpflege Bd. 38 (1999), S. 1ff., hier S. 9.

¹⁷ Hugo Rathgens, Ludwig Arntz, Heinrich Neu u. Hans Vogts: Die Kunstdenkmäler der Stadt Köln, Kirchen U. – Kartause u. Vororte (Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz 7, 3), Düsseldorf 1934, S. 24. – Ein Plan dazu von 1876/77 in der Graphischen Sammlung des Kölnischen Stadtmuseums ist „J. Bong“ signiert; das bedeutet wohl Jakob Bong. Heinrich und Jakob Bong starben 1909; der Plan sowie weitere Pläne wurden von Johann Bong 1910 der Stadt Köln geschenkt (mündliche Auskunft durch Frau Wagner von der Graphischen Sammlung vom 10.08.2007).

¹⁸ Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz 7,3 (wie Anm. 17), S. 108.

¹⁹ Christoph Bellot u. Marianne Gechter: Zu den heiligen Machabäern. – In: Colonia Romanica XVIII/XIX (2003/2004), S. 358.

Bombennacht und Nachkriegszeit

Teil 2

von Gottfried Elfes

Beginn der Schulzeit

Eingeschult wurde ich April 1947 in die katholische Volksschule 36, Inrather Straße. Nun waren, da ja noch viele Schulgebäude zu der Zeit zerstört waren, die katholische Volksschule 36 in der linken Gebäudehälfte und die evangelische Volksschule 37 in der rechten Hälfte untergebracht. Trotz der Raumnot waren aber Jungen und Mädchen strikt getrennt.

Zwischen evangelischer und katholischer Volksschule verlief mitten über dem Schulhof ein weißer Strich. Diese optische Grenze durfte weder von den katholischen noch von den evangelischen Schülern überschritten werden. Jeder hatte schön brav auf seiner Seite zu bleiben. Ich verstand den Sinn nicht. Ging ich doch mit meinen evangelischen Freunden gemeinsam zur Schule. Am Schultor trennten sich dann gezwungenermaßen unsere Wege. War die Schule aus, gingen wir wieder gemeinsam nach Hause. Ich habe mich schon damals nicht um diesen Unsinn gekümmert und habe mit meinen Freunden auch auf dem anderen Schulhof gespielt. Pastor Sittard hat mich deswegen mehrfach ermahnt, doch es half nichts.

Im Jahre 1947 wurde das Eisstadion wieder eröffnet. Von da an waren wir oft dort. Unsere Schlittschuhe waren „Schraubendampfer“, Schlittschuhe, die an unseren Schuhen festgeschraubt wurden. So mancher Schuh hielt dies nicht lange aus. Die Eltern waren gar nicht begeistert.

Mein Freund Jürgen kam etwas später zu uns in die Klasse. Da er nicht aus dem Nordbezirk war, sondern aus Stadtmitte, hatte er viel zu leiden. Erst tat er mir nur leid. Doch dann wurden wir dicke Freunde, und diese Freundschaft hält heute noch.

Im Winter 1947 war die Not besonders groß. Es gab in den Läden noch weniger als vorher. Wir Schüler mussten Kohlen mitbringen, damit unsere Klassenzimmer überhaupt geheizt werden konnten. So erinnere ich mich auch, dass die Klassenräume immer nach geöltem Holz stanken. Unser Lehrer K. war sehr streng. Hatten wir etwas angestellt, gab es Schläge mit dem Rohrstock auf die Finger.

Er hatte auch eine Unart, die mir und meinen ehemaligen Klassenkameraden besonders in Erinnerung blieb. Hinter der Schultafel, die rechts in der Ecke des Klassenzimmers auf einem Holzgerüst stand, spuckte er täglich hin und verteilte das Sekret dadurch, dass er mit seinen Schuhen durch hin und her drehen die Untat verwischte.

Ebenso erinnere ich mich daran, dass einmal ein Vater diesem Lehrer an die Gurgel ging und ihn bedrohte. Den eigentlichen Anlass habe ich erst viel später bei einem Klassentreffen erfahren. An diesem Tag gab es in der Schule für jeden Schüler aufgrund einer Spende aus USA einen Schokoladenriegel. Einem Schüler, Enkel eines Bauern, hatte er diesen Schokoriegel verweigert mit der Begründung, dass ja alle Bauern reich seien und er deshalb keine Riegel brauche. Der Junge lief nach Hause und erzählte weinend den Vorfall seinem Vater, der im Übrigen Bierkutscher und nicht Bauer war. Wutentbrannt rannte der Vater zur Schule und schnappte sich den Lehrer. Der Rektor der Schule, alarmiert durch den Krach, ließ sich die Geschichte berichten und machte eine Taschenkontrolle. In der Aktentasche des Lehrers befanden sich noch weitere Schokoriegel. Der Schüler erhielt nun den Schokoriegel. Welche Folgen dies für den Lehrer hatte, konnte ich nicht erfahren. Zum Glück hatten wir ihn nur ein Jahr. Danach wechselten ständig unsere Lehrerinnen. Auch saßen wir in Viererbänken. Geschrieben wurde mit Griffel auf Schiefertafeln. Weil die Not groß war, wurde für ganz arme Leute in der Klasse gesammelt. Jeder gab das, was er entbehren konnte, auch wenn es noch so wenig war. An eine alte Dame erinnere ich mich besonders. Wir brachten ihr zu Weihnachten einen Eimer Kohlen und Kuchen. Sie hat sich so gefreut und geweint, dass mir dies peinlich war und ich es nie vergessen habe.

Im Gegensatz zu meinen Freunden und Klassenkameraden hatte ich ein kleines, von meinem Onkel selbst zusammengeschweißtes Fahrrädchen. Es hatte zwar Pedale, auch einen großen Zahnkranz vorne und einen kleinen Zahnkranz hinten, doch keinen Freilauf. Da die Pedale immer mitliefen, musste man entweder stets tritteten oder die Beine weit vom Fahrrädchen weg

spreizen. Vergaß man das, tat es verdammt weh. Gegen eine Murre stellte ich es zur Fahrt um den Block zur Verfügung. Wer aber nichts hatte, der durfte auch fahren. Darin war ich großzügig.

Ein Graus für meine Freunde und mich war die Schulspeisung.¹ Es gab stets Brei, meist Biskuitbrei, der furchtbar süß und dickflüssig war. Nahrhaft war er auch nicht. Doch fanden wir eine Lösung. Gegenüber der Schule war der Kühnen-Hof. Bauer Brügggen hatte nahe am Hof eine ältere geduldige Kuh, die Liesl, stehen. Die Bauernkel wussten natürlich wie gemolken wurde, und so melkten sie dann eifrig die Kuh, und der dicke Brei wurde auf ein uns genehmes Niveau verdünnt. Jetzt schmeckte es uns. Eines Tages meinte die alte Frau Brügggen, die Liesl gebe keine Milch mehr, die müssten sie schlachten. Die Enkel beichteten daraufhin ihre Vergehen,



Abb. 6. 1. Schuljahr, 1947



Abb. 7. Kühnen Äsch, Blickrichtung Paulus-Kirche

und es gab, wie das damals so üblich war, eine gehörige Tracht Prügel. Mich aber haben sie nicht verraten. Es hätte allerdings auch wenig genützt, mein Vater hatte, als er die Geschichte von mir erfuhr, seinen Spaß daran.

Meist haben wir in unserer Freizeit bei dem kleinen Hügel hinter unserem Haus gespielt. Der wurde im Volksmund „Kühne Äsch“ genannt. Dort hatte der Kühnen-Bauer im 19. Jahrhundert die Asche der Stadt Krefeld deponiert. Das war wohl die älteste Deponie der Stadt. Von diesem Bauern gibt es den Spruch: „Dä Kühnen Bour, dä met die Driekahr fuhr“. Dass dies ein einträgliches Geschäft war, kann man in alten Schriften lesen.

Auf dem vorgenannten Hügel hatte wohl gegen Ende des Krieges eine leichte Scheinwerfer-Batterie gestanden. Die damals ausgehobene Stellung war als Grube noch vorhanden. Diese Grube bauten wir Kinder aus, legten Baumstämme und Zweige darüber und deckten das Ganze mit Grassoden zu. Wir hatten eine klasse Erdhöhle, unseren Versammlungsraum. Was wir nicht ahnten: Eines Tages ließ Bauer Brüggen nach langer Zeit seine Kühe wieder auf den Hügel. Prompt brach eine Kuh in unsere Grubenhütte ein. Die Kuh blieb zwar unverletzt, doch die Bergung war ziemlich schwierig. Danach wurde unser mühsam gegrabener Unterstand zugeschüttet.

Anfang 1948 ergab sich dann wieder eine neue Situation. Die Büttner-Werke hatten die Produktion wieder aufgenommen. Vater kehrte allerdings erst, nachdem die Entlassungskommission nach Mönchengladbach verlegt worden war, zu seinem alten Arbeitgeber zurück. Dazwischen lagen gut zwei Monate Arbeitslosigkeit. Diese Zeit war nicht einfach zu überbrücken. Er nahm deshalb einen Auslandsjob bei einem befreundeten Schuster für

die Überbrückungszeit an. Das durfte ich aber keinem erzählen. Meine Mutter schämte sich, war er doch als Angestellter bei der Royal Army etwas „Besseres“ gewesen.

Die Währungsreform und die Folgen

Dann kam der große Umbruch. Am 20. Juni 1948 trat die Währungsreform in Kraft. Plötzlich waren die Läden voll mit all den Dingen, die wir bis dahin noch nicht einmal kannten. Die Händler hatten in Erwartung der Währungsreform ihre Waren gehortet und warfen sie plötzlich auf den Markt. Jeder erhielt 40 DM, nach zwei Monaten nochmals 20 DM. Sparguthaben wurden 1 zu 10 abgewertet. Nur das Kupfergeld behielt seinen Wert. Darüber hinaus gab es 10-Pfennig- und 5-Pfennigscheine.² Das Kopfgeld war schnell ausgegeben für all die Sachen, die es vorher eben nicht gab. Der Kaufrausch war ebenso schnell verrauscht, und das Geld war bald wieder knapp. Nun gab es zwar wieder alles zu kaufen, aber das Geld fehlte. Die Not war noch immer groß, nur anders. Es gab viele, die noch Besitz hatten, sich nun aber recht schnell verschuldeten. Gewinner waren die Händler, die ihren Kunden Kredite einräumten. So manch einer verlor Haus und Hof.

Nie vergessen habe ich auch folgende Begebenheit: Im Schaufenster eines Fahrradgeschäftes auf der Hülser Straße, genau gegenüber der Brauerei Tivoli, stand so ab Herbst 1948 ein wunderschönes Knabenfahrrad. Auf dem Weg hin und zurück zu meinen Großeltern kamen wir immer wieder dort vorbei. Jedesmal blieb ich staunend und bewundernd davor stehen. Doch eines Tages, es war wohl einige Zeit vor Weihnachten, prangte an meinem Fahrrad ein Zettel

„verkauft“. Aus der Traum, meine Mutter tröstete mich.

Dann kam Weihnachten, vor unserem Weihnachtsbaum stand mein so bewundertes Fahrrad. Vor lauter Begeisterung fiel ich mit dem Fahrrad um und lag samt Fahrrad im Weihnachtsbaum.

Viele Jahre später habe ich mich gefragt, wie meine Eltern es geschafft hatten, dieses für die damalige Zeit sündhaft teure Fahrrad zu erwerben. Erst nach dem Tod meiner Eltern fand ich bei deren Unterlagen einen Schuldschein, ausgestellt auf meine Großeltern in Höhe von 500 DM, genau aus diesem Jahr. Wir schwer es meinen Eltern gefallen sein muss, mir dieses Fahrrad zu kaufen, habe ich als Kind nicht begriffen.

Im Jahre 1949 wurde unser Behelfsheim um das Doppelte vergrößert. Wie das damals so war, ohne Baugenehmigung. Die Materialien wurden zu einem großen Teil mit Hilfe der Büttner-Werke besorgt.

Ende 1948, Anfang 1949 begann mein Klavierunterricht. Anfangs war ich begeistert, doch dies hielt nicht lange an. Mein alter Klavierlehrer unterrichtete mich in Volksmusik und Klassik. Nicht unbedingt das Richtige für einen kleinen Jungen. Täglich musste ich eine Stunde üben. Die anderen durften spielen. Das erste Klavier war gemietet. Später erhielt ich ein gebrauchtes, aber gut erhaltenes eigenes Klavier. Als ich 1957 meine Ausbildung begann, habe ich sofort meinen Klavierunterricht abgesetzt. Das Klavier gibt es immer noch, doch spielen kann ich schon lange nicht mehr.

Am 23. Mai 1949 trat das Grundgesetz in Kraft, und damit wurde die Bundesrepublik gegründet. Wir sprachen sogar voller Stolz in der Schule darüber. Wir durften wieder über uns selbst bestimmen, jedenfalls glaubten wir es damals.

Da mein Vater wieder bei den Büttner-Werken arbeitete, wurde ich, bevor ich zu der Weiterführenden Schule gehen sollte, noch zweimal von der Firma, und zwar 1949 und 1950 nach Rengsdorf zur Kindererholung geschickt. Ich fand das ganz toll, Heimweh kannte ich nicht.

Im Jahre 1949 bekamen meine Eltern hohen Besuch. Ein Jugendfreund und ehemaliger Sangesbruder meines Vaters, der inzwischen Staatsopernsänger am Staatstheater Weimar war, kam mit seiner Ehefrau. Dies war zu dem Zeitpunkt noch möglich. Mutter wollte etwas Besonderes bieten, doch Rinderfilet war unerschwinglich. Ich erinnere mich, dass Mutter mit mir zum Rossschlachter in der Dreikönigenstraße fuhr und Fohlenfleisch kaufte. Daraus zauberte sie einen herrlichen Braten. Alle waren begeistert und meinten, Kalbfleisch gegessen

zu haben. Dass es Fohlenfleisch war, wurde nicht verraten.

Ende 1949 gab es auf einmal eine ganz kleine Kirmes am Moritzplatz, wann genau weiß ich nicht mehr. Die ganze Kirmes bestand aus einem Karussell und einer Kirmesbude. Uns hat das nicht gestört. Die wenigen Groschen, die wir hatten, waren immer schnell weg.

Die Fünfziger Jahre

Da die St.-Anna-Kirche noch zerstört war, fand 1950 meine Kommunion in der Krypta statt. Die Hauptkirche wurde erst im Juni 1950 wieder eröffnet und neu eingeweiht, demnach einige Zeit nach meiner Kommunion. Die Kommunionkinder spendeten auch ein Fenster für die wieder aufgebaute Kirche.

Zunächst galt es aber für mich, einen Kommunionanzug zu besorgen. Aus einem gut erhaltenen blauen Anzug meines Großvaters sollte ein Schneider in der Nachbarschaft diesen für mich anfertigen. Mehrere Wochen musste ich zweimal wöchentlich zur Anprobe. Das Ergebnis war niederschmetternd. Kurz entschlossen fuhren Oma und meine Mutter mit mir zu C&A nach Düsseldorf. Dort bekam ich dann endlich den Kommunionanzug, der allen gefiel.

Genau erinnere ich mich auch daran, dass ich neben anderen Geschenken eine Vielzahl von Blumentöpfen mit Hortensien geschenkt bekam. Es müssen mindestens 15 gewesen sein. Von da an konnte ich Jahrzehnte lang

keine Hortensien, die ich nur noch Kommunionblumen nannte, mehr leiden.

Das war nicht nur für mich ein großes Fest, ein noch größeres Fest machten die Erwachsenen daraus. Da wir ein Schwein hatten schlachten lassen, gab es reichlich leckeres Essen. Mutter und Tanten hatten Kuchen gebacken. Jeder Gast erhielt zum Frühstück ein Gänseei. Hierauf war Mutter besonders stolz, denn sie hatte die Eier fleißig gesammelt und aufbewahrt. Nicht nur das, mein Vater, der ein begnadeter Schnapsbrenner war, hatte reichlich Schnaps und Likör gebrannt. An Tivoli-Bier fehlte es auch nicht. Die Söhne des Bauern Brüggen waren Bierkutscher bei Tivoli und hatten uns versorgt. Unsere Verwandten und einige Sangesbrüder meines Vaters fanden dies so toll, dass sie eine Woche lang jeden Abend nach der Arbeit wieder zu uns kamen. Später wurde immer noch von „meiner Kommunion“ geschwärmt.

Doch kurze Zeit später erhielt mein Vater einen Wink. Er solle schleunigst sein Destilliergerät verschwinden lassen, denn der Zoll würde auftauchen. So war es dann auch. Es wurde aber nichts mehr gefunden. Mein Vater hat danach nie wieder Schnaps gebrannt.

Zu Beginn der vierten Klasse, im April 1950, bekamen wir endlich wieder einen Klassenlehrer. Mit Entsetzen bemerkte er unsere Wissensrückstände. Da ja die Zeit für einen eventuellen Besuch einer „Weiterführenden Schule“ nicht mehr fern war, wurden sieben Schüler, die das Zeug dazu hatten, bei ihm

zu Hause getrimmt. Kurzzeitig kamen noch zwei weitere Schüler begüterter Eltern dazu, da jenen jedoch die erforderlichen Voraussetzungen fehlten, war dieser Besuch nur kurz. Die übrigen haben die Aufnahmeprüfung aber gut geschafft.

Auf Anraten meines Lehrers sollte ich zur „Fichte-Schule“ wechseln. Die Mutter meines Freundes überredete aber meine Mutter, mich doch wie meinen Freund zur neu gegründeten „Städtischen Knaben-Realschule“ anzumelden. Geld für ein Studium hätten wir ja wohl auch nicht. Als Vorbereitung für ein Berufsleben wäre es besser, zur Realschule zu wechseln. So kam es dann auch. 1951 wurde ich nach bestandener Aufnahmeprüfung in die städtische Realschule für Knaben, der späteren Albert-Schweitzer-Realschule, eingeschult. Mein Freund aber kam nicht zu mir in die Klasse, sondern in eine Parallelklasse.

Unsere Schulzeit begann in einem Hintergebäude der Grundschule Gartenstraße (heute Nebengebäude der VHS). Meine Eltern mussten nun Schulgeld für mich bezahlen, doch auch hier mussten wir im Winter Briketts mitbringen. Das Schulgeld betrug nach meiner Erinnerung 30 DM, ein erheblicher Betrag in der damaligen Zeit. Der Unterricht erfolgte im Schichtbetrieb, da für drei Klassen nur zwei Klassenräume zur Verfügung standen. Es war ein Privileg, wenn wir im Winter den Ofen im Klassenzimmer anmachen durften. Es gab aber auch begüterte Eltern, die ihren Söhnen kleine Aufmerksam-



Abb. 8. Haus Wilmendyk, 1954



Abb. 9. Kommunionkind Gottfried Elfes

keiten für die Lehrer mitgaben, z. B. mal einen Hasen, mal einen Fasan, eben begehrte Naturalien. Der Rest der Klasse regte sich auf, doch das störte anscheinend keinen.

Ein beliebter Spielplatz waren auch hier die Trümmergrundstücke (Vordergebäude) an der Gartenstraße. Das war natürlich verboten, da aber ein Klassenkamerad, mit dem ich befreundet war, in der Nähe der Schule wohnte, spielten wir häufig in dem besagten Trümmergrundstück. Kamen aber die Lehrer, ging es flugs in den dritten Stock und dort über T-Träger weiter in benachbarte Trümmergrundstücke. Hier folgten uns die Lehrer nicht.

Nach meiner Kommunion begann für mich meine Zeit in der katholischen Jugend der St.-Anna-Kirche, dem Inrather Dom. Mein erster Gruppenführer war Oskar Burghardt, der spätere Dr. der Geologie und Schriftleiter der Jahrbücher des Vereins für Heimatkunde Krefeld, „Die Heimat“. Ihm folgte Walter Bitterlich, er wurde Dr. Ing. und Professor an der Uni Essen/Duisburg. Dieser Gruppe gehörten unter anderen mein Freund Jürgen Matthey und Dieter Pützhofen (Oberbürgermeister von Krefeld von 1982 bis 1989 und von 1994 bis 2004) an.

Nachdem auch Walter Bitterlich mit dem Studium begann, wechselte ich in die Gruppe von Herbert Graßhoff, der Pastor wurde. Die Gruppe bestand aus lauter Gymnasiasten, doch ich als Realschüler hatte keine Probleme mit ihnen. Sofern sie mit mir Probleme hatten, kann ich nicht sagen.

Ein weiters großes Fest stand 1951 an. Die Großeltern hatten Goldhochzeit. Gefei

wurde in der Gaststätte von Paul Müller, der ein Neffe war. Ich trug ein Gedicht von dem bekannten Heimatdichter Josef Brocker (Baas der Heimatdichter) vor, der genau bei uns gegenüber auf dem Wilwendyk wohnte. Auch durfte ich Klavier spielen. Ich fühlte mich toll und war ganz stolz. Vor allen Dingen gab es nicht wenig Trinkgeld für mich.

1951 war überhaupt ein ereignisreiches Jahr. Meine Mutter kam ins Krankenhaus, den Bunker der Städtischen Krankenanstalten, mein Bruder Werner wurde geboren. Leider wurde er nur sieben Stunden alt, da er zu früh zur Welt kam. Mutter war nierenkrank geworden. Nach der Entlassung durfte sie nur noch salzarm essen. Vater und ich machten aus Sympathie sofort mit. Nachher waren wir daran gewöhnt, es machte uns nichts mehr aus.

Wenige Wochen nach der Goldhochzeit verstarb Opa Elfes im Alter von nur 72 Jahren nach einem Schlaganfall im Alexianerkrankenhaus.

In den Fünfziger Jahren bin ich mit meinem Freund Jürgen gerne und öfters nach Venlo gefahren. Dort gab es für ein Quartje (25 Cent) eine kleine Tüte Patatesfritjes (Pommes-frites). So etwas gab es bei uns nicht. Doch alleine deswegen fuhren wir nicht die 42 km dorthin. Gleichzeitig kauften wir Kaffee, Butter, Tee und Margarine ein. Die zollfreie Menge war begrenzt für Kaffee, Butter und Tee. Margarine war frei. Wir nahmen deshalb von zu Hause gebügelt Margarinepapier mit. Das Format von Butter und Margarine war in den Niederlanden gleich. Wir wickelten nun die zuviel gekaufte

Butter fein säuberlich in Margarinepapier ein und passierten unbehelligt die Grenze.

Angefangen hatte aber auch wieder die Zeit der Ausflüge, der Sängereisen und der Gesangswettstreite. Gern traf man sich auch bei uns im Garten und spielte Skat. Gefei

Sonntags war stets Sängereisen. Nicht selten kam es vor, dass Mutter und ich vergeblich mit dem Mittagessen auf Vater warteten. War dann 14 Uhr vorbei, sagte Mutter: „Hoffentlich kommt er jetzt erst, wenn es dunkel ist, dann sieht keiner, dass er die Hacken voll hat.“

Für uns Kinder waren die Weihnachtsfeste des Gesangsvereines Sanssouci das Größte. Es gab Weihnachtstüten mit Leckereien, vor allen Dingen mit einem großen Spekulatiuskerl.

1952 fand die Olympiade in Helsinki statt. Deutschland war wieder dabei. Dort ging der Stern von Emil Zatopek auf. Er gewann alle Langstreckendisziplinen. Unser bester Fünftausend-Meter-Läufer war Herbert Schade. Er wurde Zweiter hinter Zatopek. In den Zeitungen stand: „Schade, dass Schade nicht gewonnen hat“. Deutschland (BRD) gewann keine einzige Goldmedaille.



Abb. 10. Urlaub im Sauerland, um 1955



Abb. 11. Karneval am Inrath, 1954

Damals gab es auch immer eine Woche Pfingstferien. Diese verbrachte ich regelmäßig im dreißig Kilometer entfernten Issum bei Verwandten, den Spargelbauern. Das bedeutet, dass ich morgens um 6 Uhr mit aufs Feld zum Spargelstechen musste. Danach war frei bis gegen 16 Uhr, dann ging es wieder aufs Feld. Trotzdem habe ich gerne meine Ferien dort verbracht.

Gut erinnern kann ich mich auch an einen gemeinsamen Urlaub im Sauerland in Wimminghausen. Mit von der Partie waren die Familien Bruns, Kronen, Nießen und Elfes. Vater Bruns und Vater Elfes waren im Erholungsheim der Büttner-Werke untergebracht, der Rest der Truppe in der Pension Schmidt. Wir haben viel Spaß gehabt. Einmal in der Woche kam auch ein mobiler Filmvorführwagen.

Tief erschüttert und beunruhigt hat uns der Arbeiteraufstand, der zum Volksaufstand wurde, am 17. Juni 1953. Er wurde von der Volkspolizei und den Panzern der Russen niedergeschlagen. Der Westen sah machtlos zu, da er einen dritten Weltkrieg befürchtete.

Ein Höhepunkt für mich kam 1954. „Sansouci“ stellte das Inrather Karnevalsprinzenpaar. Vater war Minister, doch ich war krank, eine schwere Lungenentzündung zwang mich ins Bett. Prinz und Prinzessin Karneval, samt Hofstaat, besuchten mich am Krankenbett. Ich war ganz stolz, doch lieber hätte ich auch Karneval gefeiert.

In der inzwischen überdachten Rheinlandhalle fand die Eishockeyweltmeisterschaft statt. Schlimmer konnte es für mich als Fan nicht kommen, denn ich war immer noch krank. Da ich Briefmarken sammelte, schickte ich meine Mutter zum Stadion, die mir die Sonderstempel besorgen musste. Was sie auch brav tat. Die besagte Lungenentzündung setzte mich ab Januar 1954 völlig außer Gefecht, da es ja damals nicht die heutigen Medikamente gab. In der kritischen Phase kam der Hausarzt zweimal am Tag und verabreichte mir jeweils eine halbe Tablette. In der Schule fehlte ich nahezu drei Monate. Versetzt wurde ich trotzdem. Nach meiner Krankheit war ich froh, wieder zur Schule gehen zu können. So etwas hätte ich mir zuvor nie vorstellen können.

Aufgrund eines Tipps von der Mutter meines Freundes beantragte meine Mutter mit Erfolg die Erstattung des Schulgeldes, da ich einen Monat komplett gefehlt hatte. Darauf war sie sehr stolz.

Durch die Zeitschrift „Blendax Max“ fand ich einen Brieffreund in Chile, mit dem ich gut zwei Jahre regelmäßig Briefe austauschte. Er schickte mir Pfeilspitzen der dortigen Indianer und chilenische Briefmarken. Ich schickte deutsche Briefmarken. Die Post blieb auf einmal aus. Ich war traurig und fragte in Chile an, warum. Dann kam der Brief, der mich tief

erschütterte. Seine Mutter schrieb mir, dass Gerhard im Meer vor Concepcion von einem Schnellboot überfahren wurde und ertrank.

Kurze Zeit hatte ich auch Briefwechsel mit einem Mädchen aus Windhoek, Süd-West-Afrika. Diese besuchte die deutsche Schule in Swakopmund. Diese Brieffreundschaft dauerte aber nicht lange. Ich hatte ihr ein Bild von mir geschickt, und da war ich wohl nicht Ihr Typ.

1954 fuhr ich wiederum mit dem Sozialwerk der Büttner-Werke in Ferien nach Bad Reichenhall. Hoch oben auf dem Berg waren wir in der „Paul-Gruber-Hütte“ untergebracht. Wir schliefen auf einem großen Dachboden. Links die Jungen, rechts die Mädchen, in der Mitte schlief Fräulein Schmitter, die höllisch aufpasste, dass wir nicht die Seiten wechselten. Ich erinnere mich noch genau, dass es dort stets saure Sülze als Brotaufschnitt gab. Selbst die immer hungrigen Katzen verweigerten die Annahme. Der Erfolg war, dass ich jahrelang keine Sülze gegessen habe.

Dann die Sensation des Jahres, nein des Jahrzehnts. In Bern wurde Deutschland 1954 „Fußballweltmeister“. Kaum jemand hatte damals einen Fernseher zu Hause. Wir, d. h. mein Vater, mein Vetter Josef und noch eine Gruppe Sänger vom Gesangverein meines Vaters und ich, trafen uns bei meinem Onkel in der Gaststätte Paul Müller, heute Nieder-rheinischer Hof. Dort gab es einen Fernseher. Dann die Katastrophe: Der Fernseher versagte, kaum dass das Spiel begonnen hatte. Kurzentschlossen wanderte die gesamte Gruppe zu einem Sangesbruder, der schon im Besitz eines Fernsehers war. Dort saßen wir auf dem Boden und auf jeder möglichen Sitzgelegenheit und verfolgten gebannt das Spiel gegen Ungarn. Das tat unserer anschließenden Begeisterung keinen Abbruch.

Wir waren Weltmeister, wir waren wieder jemand in der Welt. Das war, wie ich meine, der Beginn des Aufschwungs in der noch jungen BRD.

Im selben Jahr machte ich, wie ich meinte, ein gutes Geschäft, das mir in Erinnerung blieb. Bekannte meiner Tante waren nach Kanada ausgewandert und wollten für ihren Sohn einen Stabilbaukasten haben. Wir schlugen ihnen vor, doch meine gebrauchten Kästen zu nehmen, da diese noch in einem sehr guten Zustand waren. Ich wollte diese nicht mehr. Sie waren einverstanden und ich bekam 50 Dollar. Für mich ein Vermögen. War ich stolz.

Ein Jahr später dann fuhr ich zu einer Cousine meiner Mutter nach Bad Aibling. Tante Franzi, so nannte ich Sie, war dort im Schloss Maxlrain Köchin. Dort ging es so her, wie man sich das in einem Schloss vorstellte. Die Tante herrschte in einer großen Küche über



Abb. 12. Eifelahrt der Katholischen Jugend St. Anna

vier Küchenhilfen. Die Gräfin erschien jeden Morgen bei meiner Tante in der Küche und besprach das tägliche Essen. Dabei wurde immer ein altes französisches Kochbuch zurate gezogen. Tante Franzi zweigte immer wieder kleine Besonderheiten für mich ab. So bekam ich auch jeden Morgen ein Putenei. Als ich wieder nach Hause kam, habe ich über die Hausmannskost von Mutter gemekelt. Mutter meinte darauf hin: „Du kommst mir nicht mehr nach Maxlrain, Du meckerst nur noch am Essen herum.“

Tagsüber war ich in Maxlrain auf mich allein gestellt. Die freie Zeit nutze ich dazu, mit dem Fahrrad das Voralpenland zu erkunden. Am schönsten war aber, wenn ich mit dem Jagdaufseher auf die Pirsch gehen durfte. Bald kannte ich auch jede nur mögliche Ecke im Schloss, da der Sohn des Dieners mein Erkundungsführer war.

Im Jahre 1955 traf uns dann ein schwerer Schicksalsschlag. Mein Vater verunglückte schwer auf dem Weg zur Arbeit. Er war mit seinem Moped gegen einen LKW gefahren. Er war lange ohne Bewusstsein. Erst nach sechs Wochen bestand Hoffnung, dass er überleben würde. Er überlebte, doch seinen alten Beruf konnte er nicht mehr ausüben. Nach der Genesung wurde er in der alten Firma Lagerverwalter. Für mich jedoch kam eine neue ungewohnte Arbeit hinzu. Von da an war ich für die Gartenarbeit, zumindest für die schwerere, alleine zuständig.

Im gleichen Jahr wurde ich selbst Gruppenführer der Katholischen Jugend St. Anna. Als Mitglied der Gruppenführerrunde und somit der Stadtführerrunde lernte ich viele späte-



Abb. 13. Entlassungsfeier der Städtischen Knaben-Realschule 1957

re Krefelder Politiker und andere „Berufskrefelder“ kennen. Der Führerrunde gehörten wiederum fast ausschließlich Gymnasiasten an. Ich wurde aber anerkannt und glaube, dass diese Zeit mich sehr geprägt hat.

Mit der Katholischen Jugend machten wir viele Fahrten am Niederrhein, in die Eifel, nach Aachen. Die beiden großen Fahrten gingen nach Vorarlberg in Österreich und eine Wanderung quer durch die Eifel.

Zu sportlichen Tätigkeiten überredete mich mein Freund Jürgen. Wir traten beide dem TTC-Blau Weiß Krefeld bei. Dort habe ich bis 1963 Tischtennis gespielt. Dann ließ mir meine berufliche Fortbildung keine Zeit mehr.

Unseren ersten Fernseher bekamen wir 1955. Zu dem Zeitpunkt gab es nur wenige Fernseher bei Privatleuten. Das hatte zur Folge, dass wir bei sogenannten Straßengefern, wie „Das Halstuch“, „Der Hexer“ etc., immer Besuch hatten.

So ab 1956 begannen die Halbstarkenkrawalle, ein Auflehnen gegen Spießbürgertum. Ich hatte wenig damit zu tun, da dies nicht meine Welt war und ich zudem einen Anführer der Krefelder Halbstarken gut aus meiner Volksschulzeit kannte.

Schulfahrten hatten auch wieder begonnen. Unsere Klassenfahrten begannen 1954 mit einer Fahrt zur Jugendherberge Attenhorn im Sauerland und 1955 ging es nach Manderscheid in der Eifel.

Unvergessen blieb uns allen aber unsere Schulabschlussfahrt nach Lorch am Rhein

im Jahre 1956. Wir haben Lorch und Umgebung eingehend erkundet, einschließlich der Winzerstuben. Unsere Lehrer hatten es nicht leicht mit uns. 2007 haben wir, achtzehn alte Klassenkameraden, diese Fahrt wiederholt und in alten Erinnerungen geschwelgt.³

Am 23. Oktober 1956 begann der Volksaufstand in Ungarn. Imre Nagy wurde von den Aufständischen zum Ministerpräsidenten ausgerufen. Nach etwa 14 Tagen erfolgte die brutale Niederschlagung des Aufstandes durch die Russen. Von ihnen wurde Janos Kadar wieder ins Amt eingesetzt. Viele Ungarn flohen, so lange es ging, in den Westen.

Die Rock-and-Roll-Welle erfasste uns natürlich auch. Auch entdeckten wir unsere Begeisterung für Jazz in den verschiedensten Formen, vor allem in Cool- und Dixieland-Jazz. Im Musikunterricht hatten wir stets große Diskussionen mit dem Lehrer. Wir waren nämlich davon überzeugt, dass Musikunterricht überflüssig sei, da Louis Armstrong auch nie Musik studiert habe. Dass der Lehrer dies völlig anders sah, brauche ich ja nicht zu erklären.

Die großen Stars der damaligen Zeit waren, soweit ich mich erinnere, der erwähnte Louis Armstrong mit „High Society“ und anderen Stücken, Bill Hally mit „Rock around the clock“, ferner Chuck Berry, Little Richard, Elvis Presly (er war ja ab Oktober 1958 während seiner Militärzeit in Deutschland), nicht zu vergessen Ray Charles und Fats Domino.

Groß im Rennen war Chris Barber mit seiner Band. Auf seinen Welthits, wie „Petit Fleur“, „Down by the Riverside“, „Ice Cream“, „Tiger



Abb. 14. Auf dem Gipfel der „Sulzfluh“ Vorarlberg, 1957

Rag“ und „When the Saints go Marching in“ übten wir unter anderem fleißig in der Tanzschule.

Im März 1957 erfolgte dann die feierliche Verabschiedung von der Städtischen Realschule für Jungen, so hieß sie zu diesem Zeitpunkt. Die Veranstaltung fand ganz feierlich im Stadttheater Krefeld statt. Wer das Abschlusszeugnis in den Händen hielt, hatte es geschafft. Leider erhielten dieses begehrte Zeugnis nur 21 Schüler der ehemals 56. Waren wir stolz.

In der irrigen Annahme, die blöde Lernerei hinter mir zu haben, begann ich meine Lehre bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse für den Kreis Kempen in Kempen/Ndrh.

Vater und der damalige Direktor, ein Jugendfreund meines Vaters, hatten es so beschlossen. Von einer Krankenkasse hatte ich bis dahin nicht die Spur einer Ahnung. Es war aber, so wie ich meinte, eine Bürotätigkeit. So etwas wollte ich ja machen. Meine Lehrlingsvergütung betrug brutto 63 DM im ersten Jahr, im zweiten Jahr waren es 89 DM.

Zu meinem großen Erstaunen fing die Lernerei nun erst richtig an, zwar anders, aber nicht weniger intensiv. Von wegen, wir hätten es geschafft.

In meinen ersten großen Ferien, es gab nur 12 Arbeitstage Urlaub, bei „Sechs-Tage-Woche“, fuhr ich mit meiner alten Gruppe, die anderen waren noch alle Schüler, 14 Tage nach St. Bartholomäberg bei Schruns in Vorarlberg. Diese Fahrt war meine erste richtige Fahrt in die Berge. Von St. Bartholo-

mäberg machten wir Hochgebirgstouren. Dabei stellte ich zu meinem Erstaunen fest, dass ich überhaupt nicht schwindelanfällig war. Im Hochgebirge eine ganz wichtige Erkenntnis. Wir übernachteten in Hochgebirgshütten. Unseren schwerbehinderten Gruppenführer Herbert vergaßen wir aber auch nicht. Wo es irgendwie ging, nahmen wir ihn mit. Wo er nicht mehr gehen konnte, wurde er abwechselnd von zwei Gruppenmitgliedern getragen. Er gehörte ja zu uns, und Kameradschaft wurde groß geschrieben.

Bei einer Tour auf dem Hausberg von Schruns war er aber nicht dabei. Auf dem Rückmarsch kamen wir, Ingo, Gerd, Georg und ich, an einem Bergsee vorbei. Da es warm war, lockte der See. Wir hatten zwar alle keine Schwimmhose mit, doch es war ja weit und breit kein Mensch zu sehen. Hinein ging es ins eiskalte Wasser. Kurz ins Wasser, zurück zum Land. Doch oh Schreck. Am Ufer bei unseren Kleidern standen zwei grinsende Mädchen, und die Biester blieben stehen. Was nun? Guter Rat war teuer. Es half nichts, wir mussten unter Gelächter, aber nur auf Seiten der Mädchen, das ach so kalte Wasser verlassen. Wir schämten uns, denn wir waren Kinder unserer Zeit, die Mädchen aber hatten Spaß. Anschließend zogen wir aber nach bestandener Mutprobe fröhlich zusammen mit den Mädchen zu Tal. In den darauf folgenden Tagen, nicht ohne Ermahnungen unseres Theologiestudenten Herbert, haben wir uns mit den beiden, z.B. im Freibad in Schruns, getroffen. Mit einer von Ihnen hatte ich auch noch einige Zeit Briefkontakt.

Im Herbst 1957 begann unsere Tanzschulzeit. Alleine trauten wir uns nicht, also gingen wir mit der gesamten Gruppe zur Tanzschule Siegel, Hochstraße. Wir waren zwar dicke Freunde, das hinderte uns aber nicht, um die begehrtesten Tanzpartnerinnen zu konkurrieren und uns gegenseitig auszutricksen. Da ich meist nicht die Tanzpartnerin erwischte, die mir am besten gefiel, die anderen waren meist doch noch etwas cleverer als ich, zog ich meine Lehre daraus. Im Anschluss an diesen Kurs meldete ich mich gleich wieder zum nächsten Kurs als Hospitant an. Nun hatte ich einen entscheidenden Vorteil. Ich konnte schon ganz gut tanzen und hatte gelernt, wie man bei den Tanzpartnerinnen am besten zum Erfolg kam.

Unsere Mittelbälle fanden in der Königsburg, die Schlussbälle im alten Krefelder Hof statt. Leider wurde der Krefelder Hof abgerissen, und die alte Königsburg, ein großer kalter Saal, ist mit der heutigen Disco überhaupt nicht vergleichbar.

Im Jahre 1957 gründete Martin Landmesser, der CAJ-Führer⁴ war, in Krefeld in der Pfarre St. Anna die erste Gruppe des Malteser Hilfsdienstes. Ich war mit dabei, und meine Freundschaft mit Wolfgang Worringer,



Abb. 15. Abschlussball „Krefelder Hof“, 1958

den ich zwar schon länger kannte, begann. Ich blieb bei den Maltesern, machte einen Erste-Hilfe-Kurs, die Sanitäts- und Pflegeausbildung und später in Bonn/Mehlem beim DRK die Ausbilderprüfung. Als ich 1961 zur Bundeswehr eingezogen wurde, bestimmten diese Vorkenntnisse meine „militärische Laufbahn“.

Nicht unerwähnt lassen will ich, dass ich durch meinen Dienst bei den Maltesern 1960 beim eucharistischen Weltkongress in München einen schweren Knacks in Bezug

auf meine damalige Einstellung zur kath. Kirche bekam, nicht zu meinem Glauben. Ich musste erfahren, dass ausgerechnet ein kath. Kaplan schwer zu meinen Ungunsten gelogen hatte, was ich bis dahin für unmöglich gehalten hatte, und bekam außerdem einen Einblick in die Fabrik Kirche hinter der frommen Fassade. Ich wollte mit dem Institut der Kirche nichts mehr zu tun haben.

Dies hinderte mich aber nicht daran, während meiner Bundeswehrzeit in Celle, dort in der Diaspora, eine Gruppe des Malteser



Abb. 16. Haus Wilmendyk 46, 1959

Hilfsdienstes zu gründen. Wenn ich richtig informiert bin, existiert in Celle der Malteser Hilfsdienst heute noch.

Im März 1959 endete nach bestandener Abschlussprüfung meine Ausbildung. Geendet hatte sie aber in der Praxis schon fast ein Jahr früher. Im Frühjahr 1958 kam die 1956 so verheerend wütende Grippewelle zurück. Drei der fünf Angestellten in der Nebenstelle Willich, dort war ich zur Ausbildung, wurden krank. Der Nebenstellenleiter, eine Mitarbeiterin und die zwei Lehrlinge waren noch gesund. Dies hatte z. B. für mich die Folge, dass ich mit einer Tasche, in der die Krankenakten und 3000 DM waren, alleine zur Zahlstelle Osterath geschickt wurde. Ohne Telefonanschluss musste ich mich dort von 9.00 bis 12.30 Uhr alleine durchkämpfen.

Vorher hatte ich nur die damals üblichen Lehrlingsarbeiten verrichtet, wie Abheften, Sortieren, Abstempeln, Formulare ausfüllen und Botengänge machen. Als ich von diesem, meinem Ersteinsatz in einer Zahlstelle, zurückkam, prüfte der Nebenstellenleiter meine Unterlagen, und fragte mich, ob es geklappt hätte. Als ich dies, noch immer schweißgebadet, bejahte, erklärte er mir, dass ich nun immer die Zahlstellen bedienen würde. Meine Lehre war praktisch beendet. Ich wurde als vollwertiger Angestellter eingesetzt, und zwar in Schiefbahn, Osterath und Lank. Es war nicht leicht, es machte mir aber Spaß, und ich fing an, meinen Beruf zu mögen, dem ich anfangs doch sehr skeptisch gegenübergestanden hatte.

Eine Begebenheit möchte ich aus dieser Zeit aber noch unbedingt erwähnen, da so etwas in der heutigen Zeit kaum noch vorstellbar ist. Eine Zahlstelle Schiefbahn im heutigen Sinne gab es nicht. Die Versicherten erhielten ihre Leistungen in einem Saal einer Eckkneipe. Kaum hatten die Arbeitsunfähigen von mir ihr Krankengeld ausbezahlt bekommen, marschierten sie zur Theke und tranken zunächst mal einen oder mehr. Prompt kam dann auch von der Theke die obligatorische Frage: „Junge, was trinkst Du?“ Obwohl ich stets ablehnte, bestellten sie trotzdem beim Wirt für mich

etwas. Am Ende der Sprechstunde kam meist der Wirt und meinte dann: „Du hast z. B. zwei Altschuss und eine Tafel Schokolade gut.“ Manchmal auch mehr. Dagegen konnte ich mich ja nicht mehr wehren. Auch kamen zwei Kleinunternehmer zu mir, denen ich half, ihre Lohnbücher zu führen. Auch hier hieß es: „Nun mach das schon, Dein Vorgänger hat uns auch immer geholfen“. Na ja, dann habe ich es eben gemacht. Nicht unbedingt zu meinen Ungunsten. Dieses selbstständige Arbeiten hatte zur Folge, dass ich alle Bereiche, die es bei einer Krankenkasse gibt, zwar im Kleinen, kennenlernte. Ich war den anderen Lehrlingen weit überlegen.

Nach Ende der Lehre wurde ich bei der AOK für den Kreis Kempen weiter beschäftigt. Allerdings im Bereich des Beitragswesens, im Abschnitt Lohnstufen. Zu meinen Aufgaben gehörte es, die Beiträge für Kleinarbeitgeber zu berechnen. Mein Anfangsgehalt betrug brutto 280 DM. Ich war so stolz, dass ich zu Weihnachten meinen Eltern eine Musiktruhe schenkte, dafür musste ich aber noch sparen.

Ansonsten genoss ich das Leben. Mit meinen Freunden machte ich die Tanzlokale unsicher. Stets waren wir auf Achse, wie man so sagt. Als der erste dann ein Auto hatte, erweiterte sich unser Wirkungskreis erheblich. Uns störte auch nicht, wenn wir mit bis zu sieben Personen in einem Opel P4 bis nach Mönchengladbach fuhren. Die Polizei war damals auch nicht so präsent wie heute. Bei Schützenfesten auf dem Lande war aber Vorsicht geboten, dort herrschten feste Strukturen. Wer versuchte, da einzudringen, begab sich in Gefahr. Es drohten Prügel, und das nicht zu knapp.

Der Freundeskreis hatte sich so ab Mitte der fünfziger Jahre aus einem Kreis von Jungen, die sonntags nach der Messe stets noch zu einem Schwätzchen vor der Kirche zusammenstanden, gebildet. Diese Kontakte bestehen auch heute noch und werden durch ein jährliches Freundestreffen, natürlich mit den angetrauten Ehefrauen, gepflegt. Mit Hilfe von Verwandten und meinen Freun-

den haben wir 1959 unser ursprüngliches, recht kleines Behelfsheim zu einem richtigen Bungalow umgebaut. Den Umbau geleitet hat mein Freund Heinz-Ludwig, der vom Fach war. Die anschließende feuchtfröhliche Einweihungsfeier ist in die Geschichte eingegangen.

Im Jahre 1960 bahnte sich für mich ein völlig neuer Lebensabschnitt an. Im Juni wurde ich als Wehrpflichtiger erfasst, im September gemustert und am Tage meines Namensdays, am 8. November, erhielt ich die Einberufung zum Wehrdienst ab 3. Juni 1961 nach Bremen-Grohn.

Hiermit möchte ich schließen, da, so wie ich meine, spätestens Anfang 1960 die Nachkriegszeit zu Ende ging. Eigentlich schon früher, denn so ab Mitte 1950 war doch die Welt schon ziemlich normal. Jedenfalls habe ich es so empfunden. All die Dinge, die es heute gibt, haben wir nicht vermisst, da wir sie nicht kannten.

Gottfried Elfes, Jahrgang 1940, geboren in Krefeld. Realschulabschluss 1957 in Krefeld. Beginn der beruflichen Tätigkeit bei der AOK Rheinland/Hamburg. Fortbildungsprüfung 1968. Danach in verschiedenen Bereichen der AOK Rheinland/Hamburg leitend tätig. Nebenamtlicher Dozent an der Verwaltungsschule der Ortskrankenkassen in Dortmund und Grevebroich. Nebenberuflicher Fachlehrer an der Kaufmannsschule Krefeld. Pensionierung 2000. Stadtkennerdiplom vor dem Gremium der VHS Krefeld und dem Verein für Heimatkunde Krefeld 2010.

Anmerkungen

¹ Elisabeth Kremers: Lucky Strikes und Hamsterfahrten, Krefeld 1945 – 1948, Gudensberg-Gleichen 2004, S. 33ff.

² Schriften Deutsche Bundesbank: „60 Jahre Währungsreform“ ([www.bundesbank.de/60 Jahre_Waehrungsreform](http://www.bundesbank.de/60_Jahre_Waehrungsreform)).

³ RP-Online vom 37.06.2007: „Klasse Fahrt nach 50 Jahren“.

⁴ Christliche Arbeiterjugend (http://de.wikipedia.org/wiki/Christliche_Arbeiterjugend).

50 Jahre Städtepartnerschaft Krefeld und Venlo

von Dirk Senger

Mit der Ausstellung „Der Himmel so weit. Landschaftsdarstellungen der Niederrheinlande“ hat das Museum Schloss Moyland bei Kleve im Sommer 2014 erstmals die Einzigartigkeit der Grenzregion zwischen Deutschland und den Niederlanden in der Kunst vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart in den Fokus rückt.¹ In den vergangenen 300 Jahren hat die Landschaft der „Niederrheinlande“ zahlreiche niederländische wie deutsche Künstler zu großen Kunstwerken angeregt, darunter auch die Krefelder Joseph Beuys, Heinrich Nauen und Helmuth Macke. Diese außergewöhnliche, ja identitätsstiftende Ausstellung führte den Besuchern auf die angenehmste Weise vor Augen, dass die Menschen dies- und jenseits der heutigen Grenze seit Jahrhunderten in einem gemeinsamen Kulturraum leben.² Dieses Bewusstsein findet sich immer wieder in den Quellen über die Städtepartnerschaft zwischen Krefeld und Venlo, deren 50-jähriges Bestehen 2014 gefeiert wurde. Die Verbundenheit der Menschen reicht viel weiter zurück als diese fünf Jahrzehnte.

Die Beziehungen zwischen den Niederlanden und Krefeld beruhten auf persönlichen und militärischen Beziehungen aus dem 16. Jahrhundert. Hermann von Neuenahr-Moers führte 1560 gemäß „cuius regio, eius religio“³ den protestantischen Glauben in seiner Herrlichkeit Krefeld ein. Als glühender Verfechter seines Glaubens unterstützte er militärisch und finanziell auch Wilhelm von Nassau, den Prinz von Oranien, den protestantischen Anführer des niederländischen Aufstandes gegen die katholischen Spanier. Der gemeinsame Glaube, aber auch familiäre Beziehungen führten den Grafen von Moers und den oranischen Prinzen zusammen. Unter anderem gewährte der Graf dem Prinzen den Durchzug durch sein Territorium. Nach dem Tod Hermann von Neuenahrs 1578 folgte ihm Adolf von Neuenahr-Moers, der zeitweilig als Anführer der Protestanten am Niederrhein agierte. Er war verheiratet mit Walburga, der Schwester Hermanns von Neuenahr-Moers.⁴

Da ihre Besitzungen Ende des 16. Jahrhunderts spanisch besetzt waren, lebte Walburga von Neuenahr-Moers im „Exil“ in den Niederlanden. Vehement forderten die

Generalstaaten die Rückgabe der Gebiete. „Hintergrund des energischen Engagements war Walburgas geheime Schenkung ihres Moerser Erbes mit ausdrücklicher Einbeziehung der Herrschaft Krefeld an ihren Neffen Moritz von Oranien Ende Oktober 1594.“⁵ Die katholischen Regierungen Kurkölns und des Herzogtums Kleve-Jülich-Berg warteten trotz einiger militärischer Aktionen seitens der Generalstaaten eher unbeeindruckt auf den Tod der kinderlosen Gräfin Walburga von Neuenahr-Moers, um ihre Ansprüche unter anderem auf die Herrlichkeit Krefeld geltend zu machen. Diese Ansprüche waren durchaus berechtigt, doch Walburga von Neuenahr-Moers fühlte sich an diese Lehensregelung mit dem Herzogtum Kleve nicht mehr gebunden. Walburga starb am 25. Mai 1600, und die Herrlichkeit Krefeld fiel an Moritz von Nassau, Prinz von Oranien. Bis in das Jahr 1702 blieb Krefeld oranisch.⁶ Diese gut 100 Jahre formten die Stadt und ihr Erscheinungsbild. Die Ansiedlung mennonitischer Familien im 17. Jahrhundert leitete die wirtschaftliche Entwicklung als Textilstadt ein. Diese Familien pflegten auch enge Kontakte zu Glaubensverwandten in den Niederlanden. Im Gegensatz zu den Krefelder Katholiken und Protestanten sprachen sie untereinander auch im Alltag niederländisch. Auch äußerlich prägten diese 100 „oranischen“

Jahre das Stadtbild. So notierte Wilhelm von Humboldt im Juli 1789 während eines Besuches der Familie von der Leyen: „Krefeld gewährt einen völlig anderen Anblick als die meisten anderen deutschen Städte. [...] Die Häuser sind sehr gut, sehr egal, nur im holländischen Geschmack gebaut, doch weniger mit Zierraten überladen und überhaupt nicht so kleinlich. Einige verdienen auch in schönen Straßen Berlins eine Stelle. Die Straßen sind meistens schnurgerade und sehr regelmäßig, im höchsten Grade reinlich und gegen deutsche Städte gehalten vortrefflich gepflastert. Die ganze Stadt hat ein gefälliges, lachendes Ansehen.“⁷

Obwohl das niederländische Jahrhundert über 300 Jahre zurücklag, bezog man sich in Krefeld noch 1962 auf diese Zeit: „Krefelds Goldenes Zeitalter unter den Oraniern hat unter der vordergründigen Oberfläche hier mehr menschliche Sympathie für die sprachverwandten Nachbarn wach gehalten, als sich mancher Krefelder heute vielleicht noch erklären kann.“⁸ Die „menschliche Sympathie“ konzentrierte sich im 20. Jahrhundert vor allem auf die niederländischen Nachbarn in der Stadt Venlo.

Das heutige Venlo geht auf eine römische Siedlung zurück, die um das Jahr 19 vor



Abb. 1.
Unterzeichnung
der Partnerschafts-
urkunde am
21. November 1964.



Abb. 2.
Feierlicher öffentlicher Akt vor dem Kaiser Wilhelm Museum 1964.

Christus an der Maas entstand. Bei den Ausgrabungen im ehemaligen Hafenviertel wurden Funde entdeckt, dass Venlo bereits in der römischen Zeit bewohnt wurde. Im Mittelalter gewann die Stadt als Stapelplatz an der Maas an Bedeutung. Venlo erhielt 1343 die Stadtrechte und wurde 1481 auch Hansestadt. Im 16. Jahrhundert wurde die Stadt Teil Burgunds, 1715 kam Venlo zu den Vereinigten Niederlanden, von 1794 bis 1814 gehörte sie zu Frankreich, dann wieder zu den Niederlanden, von 1830 bis 1839 kam die Kommune zum Königreich Belgien, seitdem gehört Venlo wieder zu den Niederlanden.⁹ Heute leben in der Stadt an der Maas, Provinz Limburg, über 100 000 Einwohner. Neben Krefeld sind auch Klagenfurt (Österreich) und Görz (Nord-Italien) Partnerstädte.

Die Initiative einer Städtepartnerschaft zwischen Krefeld und Venlo wurde im Sommer 1964 in der RheinStadt Uerdingen angestoßen: Dort hatte der Beigeordnete Dr. Hans Vogt seinen Amtssitz. „Bei den Vorbesprechungen der Venloer Woche, die im Spätherbst in Krefeld stattfinden soll, wurde von den niederländischen Gesprächsteilnehmern die Anregung gegeben, aus Anlass dieser Veranstaltung eine offizielle Partnerschaft Krefeld – Venlo zu begründen“, schrieb Vogt am 14. August 1964 an den damaligen Krefelder Oberbürgermeister Herbert van Hüllen. Der Oberstadtdirektor Dr. Hermann Steffens sehe in diesem Vorschlag „ohnehin nur eine Proklamation des schon seit Jahren bestehenden guten und freundschaftlichen Verhältnisses zwischen den beiden Städten“, heißt es in dem Dokument. Vogt bat noch um die Zustimmung des Oberbürgermeisters, damit man die Gespräche fortführen könne. Der antwortete zehn Tage später eher schlicht: „Ich begrüße die Anregung zur Begründung einer offiziellen Partnerschaft Krefeld – Venlo sehr und bitte, die Gespräche in dieser Richtung fortzusetzen. Es wäre zu überlegen, den Haupt- und Finanzausschuss zu unterrichten.“¹⁰

So schlicht ist die Beziehung zwischen der limburgischen und der niederrheinischen

Stadt aber von Beginn an nicht gewesen. Im Gegenteil: Die Akten und unzählige Zeitungsberichte des Stadtarchivs dokumentieren seit Anfang der 1950er-Jahre eine freundschaftliche Bindung. Eine wichtige Rolle spielte dabei der seit den 1920er-Jahren existierende Krefelder Verein „Ons Vaderland“. Mitte der 1950er-Jahre zählte dieser rund 2 500 Mitglieder. Sie pflegten ihr niederländisches Kulturgut und ihre Sprache. Die Gesellschaft organisierte zudem den Besuch von dem niederländischen Nikolaus Sinter Klaas aus Venlo in Krefeld. Ein weiteres Vereinsziel bestand darin, die deutsch-holländische Nachbarschaft zu stärken. Wer aber und wann genau den ersten Schritt von Krefeld nach Venlo oder umgekehrt gemacht hat, lässt sich aus dem vorhandenen Archivgut nicht mehr rekonstruieren. Verschiedene Andeutungen in einigen Dokumenten sprechen für direkte Kontakte bereits vor dem Zweiten Weltkrieg.¹¹

Ressentiments gegenüber den Deutschen – gerade nach dem Zweiten Weltkrieg – hat es seitens der Venloer wohl nicht gegeben. So wird das „Dagblad voor Noord-Limburg“ zitiert, dass die Limburger hier feine Unterschiede machen und die linksrheinischen Deutschen nicht als „Preußen“ sehen, wie ansonsten in den Niederlanden, sondern mehr als „Verwandte“. Das mag auch der Grund dafür sein, dass ein Ereignis an der deutsch-niederländischen Grenze für bundesweites Aufsehen sorgte. Im Rhein-Echo lasen die Menschen am 16. Mai 1950 einen Bericht über ein „verkehrspolitisches Ereignis von internationalem Format“. Denn tags zuvor wurde eine Buslinie zwischen Krefeld und Venlo eingerichtet. Dabei handelte es sich um die erste fahrplanmäßige Verbindung zwischen Deutschland und den Niederlanden nach dem Zweiten Weltkrieg.

Nur wenige offizielle Teilnehmer von deutscher Seite durften mit Genehmigung der britischen Besatzungsmacht dabei sein. „Den übrigen hatten die Engländer einen Platz verweigert“, heißt es im dem Zeitungsbericht. Lediglich drei deutschen Fahrgästen

wurde der Grenzüberschritt gestattet, selbst der Krefelder Bürgermeister musste zu Hause bleiben. Den ersten Gästen bereiteten die Venloer einen herzlichen Empfang. Gemeinsam sprach man über Grenz- und Devisenprobleme, die es in der Zukunft zu lösen galt. Eine hiesige Tageszeitung berichtete: „Nach Jahren der Ruhe fahren die rot-weißen Autobusse der Krefelder Verkehrs-AG wieder durch den Landkreis [...]. Ein lang gehegter Wunsch von diesseits und jenseits der Grenze ging damit in Erfüllung.“ Noch im selben Jahr konnte dieser erste Kontakt mit Venlo während einer Wirtschaftsausstellung auf dem Sprödentalplatz im Herbst vertieft werden. Aus der Stadt an der Maas reiste unter anderem ein Orchester mit zwei Bussen an. Zum Programm gehörte auch ein musikalischer Rundgang durch die Stadt. Die „Gazet van Limburg“ berichtete am 4. September 1950 darüber, dass zwei Krefelder Männergesangsvereine auf den Stufen des Kaiser Wilhelm Museums die Venloer mit dem „Wilhelmus“, der Nationalhymne der Niederlande, willkommen hießen. Diese sympathische Geste hätten die Niederländer gerne mit dem Spielen der Deutschen Nationalhymne beantwortet, aber es gab noch keine. Die Venloer wurden in Krefeld ebenfalls durch den Amsterdamer Bürgermeister Mr. J. d. Ailly begrüßt, welcher mit seinem Sportflugzeug nach Krefeld gekommen war. Zur Eröffnung der Ausstellung reiste auch Bundeswirtschaftsminister Dr. Ludwig Erhard an, heißt es in einem anderen Zeitungsartikel. Zwischen den Zeilen des Berichtes klingt zudem durch, dass Deutsche und Niederländer während der Ausstellung reichlich mit Krefelder Bier gefeiert haben.

Das Fundament für eine langjährige Freundschaft war gelegt und die Begeisterung in den Städten für die Menschen aus Limburg und vom Niederrhein wuchs stetig an. Ausdruck der vielfältigen Beziehungen sind zahlreiche Zeitungsberichte im Archivbestand. Selbst kleine, aus heutiger Sicht eher banale



Abb. 3. Oberbürgermeister Gregor Kathstede (links) und sein Kollege Antoin Scholten beim offiziellen Empfang zum 50. Jahrestag der Städtepartnerschaft zwischen Krefeld und Venlo.

Geschehnisse fanden Redakteure als berichtenswert. So vermeldete eine Krefelder Tageszeitung das erste Telefongespräch im Selbstwählverfahren von Venlo nach Krefeld am 22. Januar 1954, um 16 Uhr Ortszeit, zwischen dem Venloer Bürgermeister und dem Krefelder Oberstadtdirektor. Vorläufig handelte es sich jedoch nur um eine Leitung für die „Beamtenfernwahl“ via Fernamt.

Neben den menschlichen Kontakten knüpften die Nachbarn in den 1950er-Jahren auch weitere wirtschaftliche Beziehungen. Zahlreiche niederländische Unternehmen gründeten Zweigstellen in Krefeld, wie die Firma Philips in Krefeld-Linn.¹² In den 1950er-Jahren wurden in dem Stadtteil die ersten Schwarz-Weiß-Fernseher und später Farbfernseher serienmäßig in Deutschland produziert. Mit dem sogenannten „Starenkasten“ begann in Krefeld 1951 die Produktion von Fernsehern. Da bis 1952 nur Versuchsendungen ausgestrahlt wurden, blieb die Anzahl der Fernseher in der jungen Bundesrepublik aber niedrig – 1953 gab es rund 600 Empfangsgeräte. Die meisten Fernseher standen in Wirtschaften. Im weiteren Verlauf der 1950er-Jahre stieg der Verkauf dann stark an, so dass Millionen Deutsche bald über ein eigenes TV-Gerät verfügten. Die Philips-Fernseher wurden ausschließlich in Krefeld gebaut. Gut zehn Jahre später arbeiteten mehrere Tausend Menschen für den niederländischen Elektronikbetrieb in Linn. Die Produktionsstätte wurde mehrfach erweitert, die Rheinbabben- und Hafenstrasse für den Autoverkehr vierspurig ausgebaut und ein Busbahnhof vor dem Verwaltungsgebäude für die Mitarbeiter vom Niederrhein eingerichtet. Im Jahr 1967 lief der erste Farbfernseher „Goya“ vom Band.¹³

Die Beziehung zwischen Krefeld und Venlo in den 1950er- und 1960er-Jahren zeichnet sich vor allem durch eine immer höhere Anzahl von gegenseitigen Besuchen und gemeinsamen Veranstaltungen wie Sport- und Kulturwochen aus.¹⁴ Nur wenige Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg bewegte auf beiden Seiten der Grenze die Politiker und Verwaltungsspitzen vornehmlich ein Gedanke: „Das neue Europa kann nicht von oben befohlen werden, sondern muss von unten wachsen“, betonte Venlos Bürgermeister Dr. L. de Gou im September 1958. Wie ein roter Faden durchzieht dieser Europagedanke immer wieder die Reden. Zum Abschluss einer Veranstaltungswochen 1962 sagte der Krefelder Oberbürgermeister Josef Hellenbrock: „Wir sind überglücklich, dass zwischen uns und unseren Städten so enge Bande geschlossen werden konnten.“

Diesen engen Banden fehlte nur noch die offizielle Proklamation. Nachdem in der Krefelder Verwaltung intern bereits im Sommer 1964 über eine Freundschaftserklärung beraten worden war, stimmte in einer nicht-öffentlichen Sitzung der Stadtrat im Oktober

1964 für die Partnerschaft, entsprechend der Venloer Gemeinderat. Der Krefelder Rat stimmte zudem einem Partnerschaftsgeschenk zu, ein Studium über sechs Semester für eine Person an einer hiesigen Ingenieurschule oder Werkkunstschule. Die Stadt trug die Kosten von 9000 D-Mark. Mitte November folgte ein Pressegespräch im Krefelder Hof, welches das Anliegen erstmals offiziell machte. „Krefeld und Venlo beschließen keine Partnerschaft, aus der eine Freundschaft erwachsen soll, sondern in dem Partnerschaftsvertrag soll eine über hundertjährige Freundschaft zwischen den beiden Städten besiegelt werden“, so Oberstadtdirektor Dr. Hermann Steffens.

Er wies dabei auf den Umstand hin, dass auf Wunsch der niederländischen Nachbarn ein Passus aus der Partnerschaftsurkunde gestrichen wurde, der da heißen sollte: In Krefeld ist es unvergessen, dass Venlo in der Zeit des erschütternden Völkertrauerns Türen und Herzen auftrat und damit anderen ein Beispiel gab. Man habe dem aus der Bescheidenheit der Partner geborenen Wunsch Rechnung getragen, er habe aber dennoch Gültigkeit, sagte der Oberstadtdirektor. – Krefeld und Venlo haben dann am 21. November 1964 ihre Städtepartnerschaft feierlich im Krefelder Rathaus besiegelt. Venlos Bürgermeister Dr. L. de Gou betonte in seiner Rede: „Einer der wichtigsten Wege zur europäischen Einigung ist die Verschwisterung, die Partnerschaft zweier fremder Städte.“

Gemeinsam mit Venlos Bürgermeister Antoin Scholten und Gästen aus dem Nachbarland beging die Stadt Krefeld mit einer Feierstunde Ende Juni 2014 das 50-jährige Bestehen der Städtepartnerschaft. „Dieses offizielle Bekenntnis unserer niederländischen Freunde hat uns sehr dabei geholfen, eine neue Identität zu finden und uns ermutigt, an einen europäischen Weg zu glauben und ihn mit zu gestalten“, sagte Oberbürgermeister Gregor Kathstede während der Feierstunde im Krefelder Rathaus.¹⁵ Im Herbst 2014 fand dann eine Feierstunde in Venlo statt.

Dirk Senger M.A., Jahrgang 1971, geboren in Krefeld, Studium an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf in den Fächern mittelalterliche, neuere und neueste Geschichte und Politikwissenschaft, freier Journalist u. a. für die Westdeutsche Zeitung in Krefeld und Kempen, seit 2008 Redakteur beim Presseamt der Stadt Krefeld.

Anmerkungen

¹ Ausstellungskatalog „Der Himmel so weit. Landschaftsdarstellungen der Niederrheinlande“, hrsg. Stiftung Museum Schloss Moyland, Bielefeld 2014; vgl. auch Pressedienst der Stadt Krefeld vom 1. August 2014, Seite 5 ff.

² Vgl. Jan G. Smit: In Nebel gehüllt – Zum Begriff der Niederrheinlande. In: Ausstellungskatalog „Der Himmel so weit. Landschaftsdarstellungen der Nieder-

rheinlande“, hrsg. Stiftung Museum Schloss Moyland, Bielefeld 2014, S. 22-31. Exemplarisch für das Verständnis eines gemeinsamen Kulturraums mag auch der deutsch-niederländische Literarische Sommer stehen, der 2014 zum 15-mal mit Lesungen in niederländischen und deutschen Städten stattfand.

³ „Wessen Herrschaft, dessen Glaube“. Diese Formulierung geht auf den Greifswalder Kanonisten Stephani zurück, die jedoch nicht im Augsburger Religionsfrieden (1555, Reichsgesetz des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation), steht.

⁴ Vgl. Krefeld. Die Geschichte der Stadt, Band 2, Krefeld 2000, S. 116 ff.

⁵ Vgl. ebd., S. 118.

⁶ Vgl. ebd., S. 116 ff. und 153 ff.

⁷ Vgl. ebd., S. 155 f.

⁸ Rheinische Post vom 20. Oktober 1962, Stadtarchiv Krefeld, Zeitungsausschnitte 740, Band II.

⁹ Brockhaus Enzyklopädie, 21. Auflage, Band 28, Leipzig/Mannheim, 2006, S. 612 f.; vgl. auch Die Heimat 44, 1973, Seite 46 ff.

¹⁰ Sofern nicht anders erwähnt, bezieht sich der Autor im Folgenden auf die Quellen des Stadtarchivs Krefeld: Zeitungsausschnitte 740, Band I. und II. und Bestand 15, Nummer 303. Ein besonderer Dank gilt Michael van Uem, Stadtarchiv Krefeld, für seine wichtigen Hinweise bzgl. der niederländischen Vereinigungen in Krefeld.

¹¹ Eine Nachfolgeorganisation „Niederländische Vereinigung Krefeld“ löste sich im Oktober 2013 auf. Vgl. auch Artikel in der Westdeutschen Zeitung, Ausgabe Krefeld, vom 13. Juni 2003: Vorstandsmitglied Harry Clabbers berichtete, dass „Ons Vaderland“ zeitweise über 4000 Mitglieder nach dem Zweiten Weltkrieg zählte. Der Verein war auch aktiv beim Zustandekommen der Städtepartnerschaften mit Venlo und Leiden. Das Vereinsleben der Niederländer in Krefeld ruhte 20 Jahre und wurde 1988 wieder aufgenommen. 2003 lebten 1200 Niederländer in Krefeld. Der Verein sei in erster Linie ein „Gemütlichkeitsverein“, wird Clabbers zitiert. Vgl. auch Krefelder Amtsblatt, 60. Jahrgang, Nummer 34, S. 214.

¹² Bericht des Autors im Pressedienst der Stadt Krefeld vom 13. Januar 2014. Das Museum Burg Linn zeigte 2014 die stadthistorische Sonderausstellung „Das Philipswerk in Krefeld-Linn“. Im Museum wurden diverse TV- und Radiogeräte sowie andere Produkte des niederländischen Elektronikkonzerns präsentiert, die auch im benachbarten Werk hergestellt worden sind.

¹³ Zum Ende der 1970er-Jahre verließen rund 350 000 TV-Geräte pro Jahr das Werk, in dem seit den 1980er-Jahren auch Videorecorder gebaut wurden. Ende der 1980er-, Anfang der 1990er-Jahre begann der stete Niedergang des Krefelder Werks. Immer mehr Mitarbeiter verloren ihren Arbeitsplatz, Produktionen wurden ins Ausland verlagert. Mitte der 1990er-Jahre schloss Philips seine Niederlassung. Vgl. Bericht des Autors im Pressedienst der Stadt Krefeld vom 13. Januar 2014.

¹⁴ In diesen Zusammenhang gehört auch die Gründung des „Frauen-Kring“. Die Initiative zur Gründung dieses Verbandes ging 1962 von Marianne Gatzke aus. Diese knüpfte damals erste Kontakte zu Mevr. Wilhelmina de Gou-Westerhout, der Ehefrau des damaligen Bürgermeisters von Venlo. Wunsch und Ziel der beiden Frauen war es, die freundschaftliche Verbindung, die vor dem Krieg bestanden hatte, langsam wieder aufleben zu lassen. So kam es am 6. März 1962 zur Gründung des Frauen-Krings Venlo-Krefeld mit zunächst zehn Mitgliedern aus beiden Städten. Die Zielsetzung der Frauen ist bis heute gültig: „Der Kring will durch den Austausch von geschichtlichem und aktuellem Gedankengut die friedliche Begegnung der Völker fördern, und das Verständnis füreinander vertiefen.“ In diesem Sinne ist der private Verband sehr lebendig geblieben. Gemeinsam werden Theater- und Ballett-Aufführungen besucht sowie Ausflüge und gemeinsame Reisen unternommen, wobei die Ehepartner eingeschlossen sind. Im Laufe der Jahre fühlen sich die Freundinnen aus unterschiedlichen Generationen immer enger miteinander verbunden, so wie die Gründerinnen es sich dereinst gewünscht hatten. Vgl. Pressedienst der Stadt Krefeld vom 27. Juni 2014.

¹⁵ Pressedienst der Stadt Krefeld vom 1. Juli 2014.

Die „technischen Ateliers für die Weberei“ in Krefeld und die Bedeutung dieser Ateliers für Krefeld

von Peter Mangelmann

Nirgendwo auf der Welt gab es außer in Lyon eine größere Konzentration dieser Betriebe als in Krefeld, die jedoch von der Beschäftigtenzahl in Krefeld erheblich übertroffen wurde. In Krefeld gab es die größten Firmen dieser Art, was sich auch in den Beschäftigungszahlen widerspiegelt. So gab es inklusive der Webereiateliers ca. 500 bis 600 Mitarbeiter. Eine genaue Zahl ließ sich nicht ermitteln. Waren schon früh einige Ateliers überregional tätig, boten sie nach dem 2. Weltkrieg ihre Produkte bereits weltweit an. Besondere Abnehmer waren vor allem das deutschsprachige Ausland, Österreich und die Schweiz sowie Holland, Belgien und die skandinavischen Länder.

Im Jahre 1801 stellte der Franzose Joseph-Marie Jacquard auf der „Exposition universelle“ eine von ihm erfundene Webmaschine vor, mit deren Hilfe durch zusammengebundene und gelochte Holzbrettchen gemusterte Stoffe hergestellt werden konnten. Bereits 1805 produzierte er mit diesem Jacquardwebstuhl gemusterte Stoffe. Auf Befehl des Zunftmeisters der Weber wurde der Webstuhl jedoch 1806 öffentlich zerschlagen und verbrannt.

Ob Jacquard der eigentliche Erfinder war, ist fraglich. Denn bereits 100 Jahre vor ihm experimentierte ein österreichischer Mechaniker/Seidenweber namens Waldöhr aus Wien mit Holzbrettchen, auf die er Stifte aufsetzte und mit denen er kleingemusterte Gewebe herstellen konnte, wie die uns bekannten Schaftgewebe. Aber auch Waldöhr verwendete schon ein Prisma mit Nadeln.¹ Jacquards „Erfindung“ ist auf der Grundlage einer Erfindung des Franzosen Jacques Vaucanson erfolgt, der sich wiederum eine frühere Erfindung von Basile Bouchon (1725) und von Jean Baptist Falcon zu Nutze gemacht hatte.

Bereits 1805 wurden die Holzbrettchen durch Pappkarten ersetzt. Noch in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts waren weltweit

hunderttausende dieser Webstühle, die mit Pappkarten arbeiteten, in Betrieb. Ein Vorteil der Pappkarten war ihre geringere Anfälligkeit gegen Witterungseinflüsse. Im Haus der Seidenkultur in Krefeld sind diese Jacquardkartenspiele – wie man sie nennt – heute noch im Einsatz.

Die industrielle Fertigung von gemusterten Geweben aller Art war durch den oben angeführten Akt der Zerstörung des Webstuhles nicht aufzuhalten. Denn nachdem John Kay (1733) einen Schnellschützen, James Hargreave (1764) die Spinnmaschine und Jean Baptist Falcon (1728) den mechanischen Webstuhl erfunden hatten, ging die Revolution in der Weberei ihren Weg. Nicht unerwähnt sollte die Erfindung des Lobbericher Samtwebers Tappeser bleiben, der den mechanischen Schützenwechsel am Doppelsamtwebstuhl erfand. Bereits 1812 standen in Frankreich 12000 Jacquardwebstühle, von Hand oder mechanisch betrieben. Gemusterte Stoffe wurden so im Laufe der Zeit auch für den Normalbürger erschwinglich. Über Jahrhunderte waren diese Gewebe nur dem Klerus und dem Adel vorbehalten gewesen.

Spätestens Mitte des 19. Jahrhunderts brach auch in Krefeld die neue Ära in der

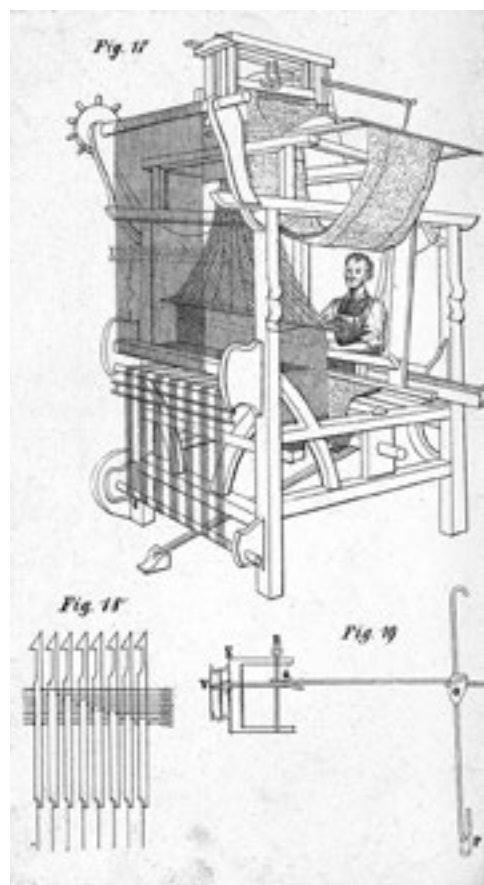


Abb. 1. Jacquardwebstuhl um 1880

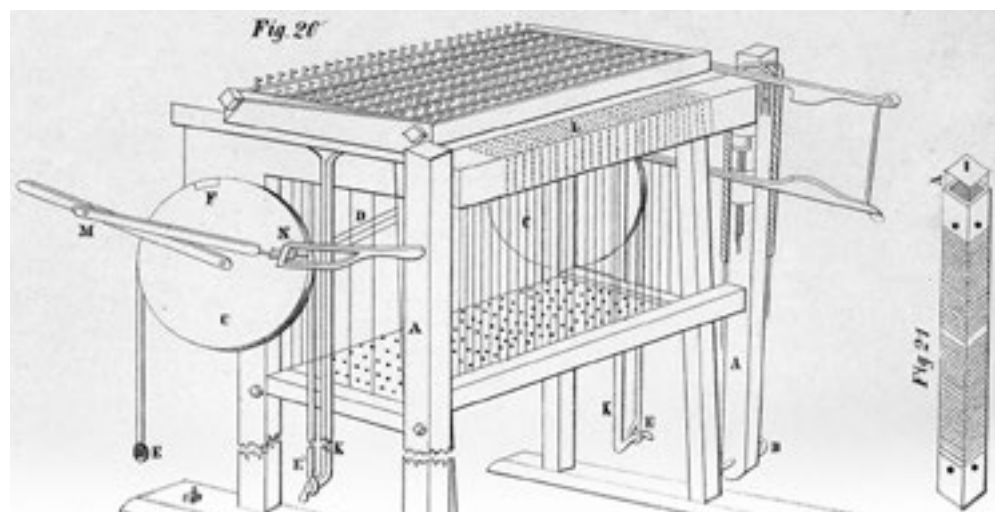


Abb. 2. Mechanische Technologie des Jacquard Webstuhles

Weberei an. Die große Zeit der Krefelder Seidenbarone neigte sich dem Ende zu. Vor allem die von der Leyens setzten noch auf die althergebrachte Technik des Webens. Man verschlief einfach die neue Webtechnik.

Bei fast allen vorjacquardlichen Gewebetech- niken lässt sich das Bestreben erkennen, auf einer glatten und durchgebildeten Oberflä- che Musterungsgedanken in zeichnerischer und farblicher Beziehung klar und deutlich zum Ausdruck zu bringen. Diese Art, eine künstlerische Idee mit textilen Mitteln zum Ausdruck zu bringen und dadurch gleichzeitig irgendeinen Gebrauchsgegenstand des täglichen Lebens dem menschlichen Auge angenehm zu gestalten, geht bis in frühe Zei- ten in allen Kulturen zurück. Zwischen dem Künstler (Entwerfer) und dem Handwerker (Weber) gab es eine künstlerisch schaffende Einheit, die durch die vorgenannten Er- findungen auseinandergerissen wurde. Das Weberhandwerk gab es nicht mehr. Weben wurde ein Industrierberuf.

Zwischen dem Entwerfer und dem Weber entwickelten sich zwei neue Berufe – Patroneure und Kartenschläger, zwei Tätigkeiten, die bis in die 80er-Jahre des 20. Jahrhun- derts als begehrte Ausbildungsberufe in der Textilindustrie gelten sollten. Der Entwerfer musste ab jetzt seine Entwürfe in einem Rapport zeichnen, damit der Patroneur diese Zeichnung auf das technische Papier (Patronenpapier) übertragen konnte. Der Kartenschläger war dann der nächste in der Produktionsreihe, der die technische Zeichnung des Patroneurs auf die Lochkarten (Jacquardkarten) übertrug.

Um 1815 gelangten die ersten Jacquard- maschinen von Frankreich nach England. Bereits 1830 kamen diese Maschinen über England dann auch nach Krefeld. Die ersten Handwebstühle, die man mit diesen Jac- quardmaschinen ausrüstete, waren noch Holzwebstühle, was nicht jedem Webstuhl gut bekam. Außerdem betrug die Decken- höhe in den Weberhäusern oft einmal gerade 190 bis 200 cm. Wohin mit dem Jacquard-



Abb. 3. 12-reihige Grobstichkartenschlag- maschine, Baujahr ca. 1900

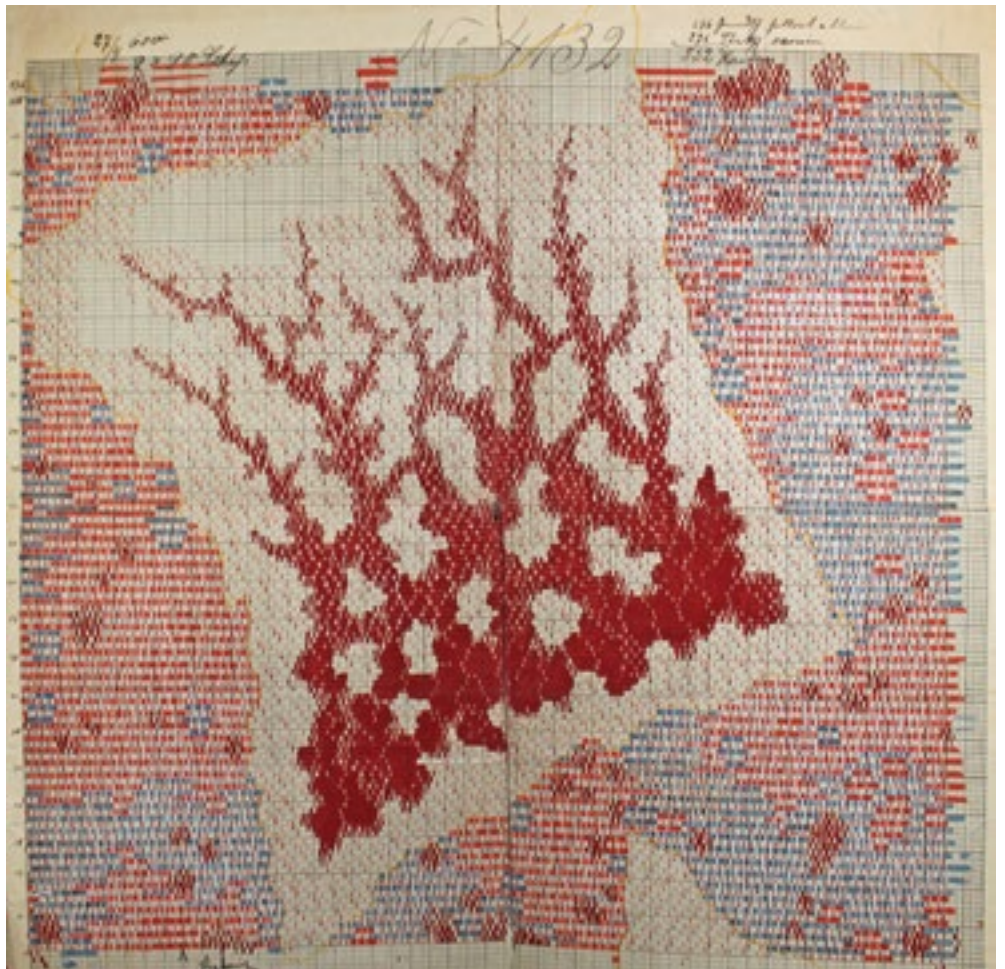


Abb. 4. Patrone für ein Seidengewebe mit 180 Schussfäden per cm, um 1900 (M. van Rhee)

aufbau? Man entfernte einfach ein Stück Decke. So stand der eigentliche Webstuhl im Erdgeschoss, die Jacquardmaschine mit dem sogenannten Kartenspiel in der ersten Etage.²

Die ersten mechanischen Webstühle wur- den über einen Dampfmaschinenantrieb ge- steuert. 1835 gab es in Krefeld bereits eine Jacquardkrawattenstoffweberei unter dem Namen Siegfried und Wiefels. Diese Firma ging 1922 als Kniffler-Siegfried in den Verei- nigten Seidenwebereien auf. 1894 entwarfen mehrere technische Ateliers für die Weberei (die es zu dieser Zeit schon gab) für Siegfried und Wiefels eine farbig-modisch/gemusterte Krawattenkollektion, eine modische Revolu- tion! Somit waren die technischen Ateliers für die Weberei nicht unbeteiligt an dem Auf- schwung der Samt- und Seidenstadt.

Am 14. Mai 1855 genehmigte der preussi- sche Minister für Handel, Gewerbe und öf- fentliche Arbeiten in Berlin die Einrich- tung der Crefelder Höheren Webeschule. Als Schulleiter wurde Dr. Adolph Beyssell be- stellt, der bis zu dieser Zeit Lehrer an der Krefelder Gewerbeschule war. Bereits 1846

gab es eine private Musterzeichnerschule unter dem Zeichner Heinrich Mansbendel, der Musterzeichner, Patroneure, aber auch Kartenschläger ausbildete. Dieser Heinrich Mansbendel wurde Leiter der Musterzeich- nerklasse. Schon 1856 wurde ein einjähri- ger „Hauptkursus“ eingerichtet, an dem 23 Schüler teilnahmen. Dem Kursus gehörten nicht nur Musterzeichner, sondern auch Patroneure und jacquardtechnisch Interessierte an. Es sollte Wissen vermittelt werden, das man in einem technischen Atelier für Weberei benötigte.

Dieser sogenannte Hauptkursus scheint allerdings nicht sehr erfolgreich gewesen zu sein, denn 1858 hatte er nur einen Schüler! Aber es kam für die Crefelder Höhere We- beschule noch schlimmer. Für das Schuljahr 1859 schrieb sich nur ein Schüler für die Webeschule ein. Wie in solchen Situationen üblich, schoben sich die Verantwortlichen gegenseitig hierfür die Schuld zu.³

Tatsache war, dass man sich bei der Ausbil- dung nicht immer an den sich ständig ver- ändernden technischen Gegebenheiten in der Jacquardweberei orientierte. Die Muste-

rungsbreite war in der Anfangszeit sehr begrenzt, sie ging bei der damaligen Maschinenbreite oft nicht über eine Rapportbreite von 600 Fäden hinaus. Dies bedeutete, dass bei einer Ketttdichte von 100 Fäden per cm dem Musterzeichner und Patroneur nur eine Musterbreite von 6 cm zur Verfügung stand. Erst die Verringerung der Ketttdichte und die Erweiterung der Jacquardmaschinenbreite auf 800er bzw. 2 x 600er Kettfäden gaben dem Musterzeichner und Patroneur mehr künstlerische Freiheit.

Mit Berufung des Chemnitzer Ingenieurs Emil Robert Lembcke als Schulleiter und des Mannheimer Bildhauers und Malers Jakob Krauth kam glücklicherweise mehr Schwung in die Webeschule. Lembcke brachte das für die Webeschule technische Wissen mit, Krauth das künstlerische. Außerdem brachte Jakob Krauth eine Textilsammlung von 3974 Textilmustern mit. Das preussische Schulministerium erwarb bereits 1880 diese Sammlung. Sie bildete den Grundstock des heutigen Deutschen Textilmuseums in Krefeld-Linn.

Im Jahresbericht der Handelskammer von 1883 wird dann auch wie folgt berichtet: „Die Schule besitzt eine größere Sammlung von modernen Gewebe und eine kostbare wohlgeordnete Sammlung Mustergewebe, Stickereien, Nadelarbeiten, Spitzen, Posamentierwaren, Tapeten, gepressten Buchdeckel aus verschiedenen Ländern und Materialien, welche den Zeichnern beim Entwurf von gehaltvollen Mustern und den Industriellen bei der Anfertigung solider und geschmackvoller, figurierter Gewebe von größtem Nutzen ist“.⁴

1856 wurde in Krefeld zum ersten Mal der Versuch unternommen, alle Haushaltsvorstände mit ihren Tätigkeiten zu erfassen. Unter den 5421 Personen, die in einer bürgerwehrgewöhnlichen Rolle erfasst wurden, befanden sich alleine 1937 Seidenweber (= 37,3%). Der überwiegende Teil der Krefelder Bevölkerung war also in der Textilindustrie tätig oder in einem sogenannten Zulieferbetrieb. Sechs Personen nannten als Beruf „Musterzeichner“.

In dem 1876 erschienenen Adressbuch der Stadt Krefeld, wurden bereits sechs technische Ateliers für die Jacquardweberei aufgeführt. Es waren dies die Ateliers:
 Friedr. Doener, Elisabethstraße 78
 Josten & Bernd, Elisabethstraße 8
 Friedr. Spatz, Westwall 4
 Carl Pasch, Breitestraße 72
 August Ruppel, Dreikönigenstraße 14
 Witten & Einsel, Hubertusstraße 14

Bereits 1878 zählte man 15 technische Ateliers, die Entwürfe, Patronen und Jacquardkarten, zum Teil auch Harnische herstellten. Hierunter war auch das technische Atelier Jos. Kneusels & Co, das um 1890 diesen



Abb. 5. Seidenstoffentwurf, Atelier A + C Meyer, um 1900

Produktionszweig einstellte und sich ausschließlich mit der Teppichproduktion befasste. 1898 wurde diese Firma dann in eine AG umgewandelt, die bis 1943 als Krefelder Teppichfabrik AG firmierte.⁵ Es kam nicht von Ungefähr, dass sich gerade zu dieser Zeit eine große Zahl von Ateliers gründeten. Die Nachfrage an Entwürfen und das techni-

sche Know-how stiegen, um auch mit Lyon mithalten zu können.

Der Stellenwert des deutschen Musterzeichners, der bis 1870 nicht sehr groß war, änderte sich, als nach dem deutsch-französischen Krieg von 1870/1871 viele in Frankreich tätige Musterzeichner ausgewiesen wurden und sich in Berlin, Wien, Elberfeld (heute ein Stadtteil von Wuppertal) und Krefeld niederließen. (Auf die mangelhafte Ausbildung z. B. in Krefeld wurde bereits hingewiesen). Diese Entwerfer/Patroneure, die sehr große zeichnerische Kenntnisse mitbrachten, nahmen nationalgesinnt eine Anregung des zur damaligen Zeit hochangesehenen Ornamentalisten Friedrich Fischbach gerne auf, eine eigene, „deutsche“ Textilmusterrichtung ins Leben zu rufen.⁶ Zwei Krefelder Musterzeichner/Patroneure, Joseph Pilters und Aurel Meyer, brachten bereits Auslandserfahrung aus Frankreich mit. Joseph Pilters bekam wegen seiner besonderen Begabung den Spitznamen „Blumenpilters“.⁷

Als Jakob Krauth aus gesundheitlichen Gründen 1883 aus dem Schuldienst ausschied, berief man als seinen Nachfolger den Berliner Paul Schulze, unter anderem auch als Leiter der Gewebesammlung, an die Webeschule. Paul Schulze, der selbst Inhaber eines Musterzeichnerateliers in Berlin war, hatte ein Studium bei den Professoren Lessing, Ewald und Meurer in Kostüm- und Stilgeschichte sowie in Zeichnen absolviert. Er war ein Mann der Praxis und wusste somit auch, worauf es ankam.

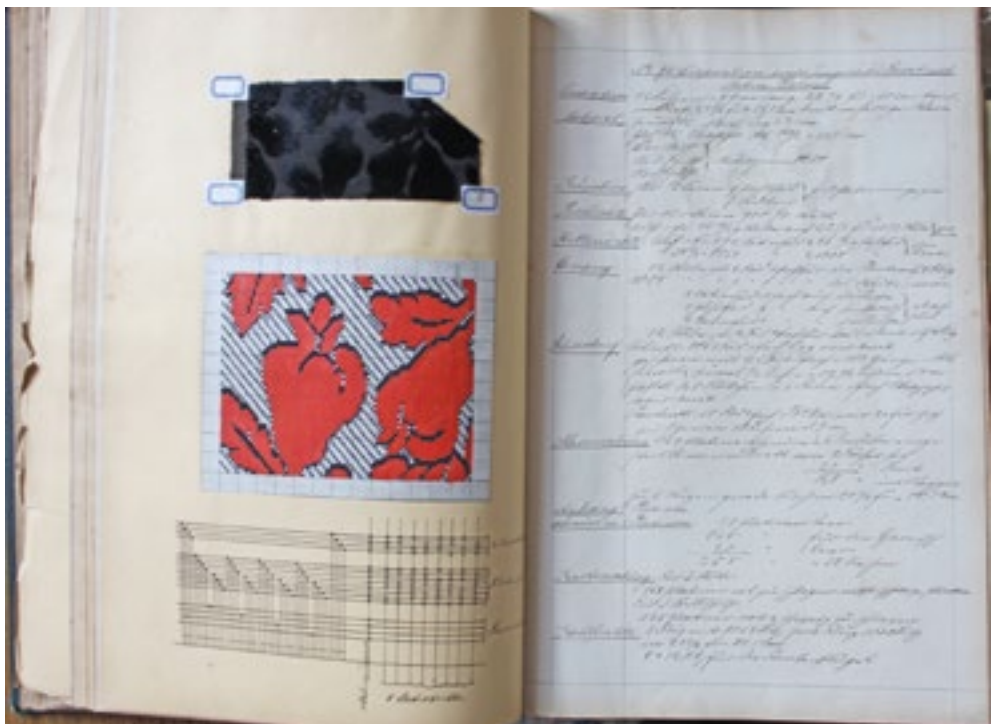


Abb. 6. Auszug aus den Arbeitsunterlagen des Webschülers Aurel Meyer, 1882/1883



Abb. 7. Krawattenstoffweberei (Verseidag), Atelier: Esters & Lange, 1932

Prof. Schulze, der in einer Hochzeit der Jacquardbemusterung nach Krefeld kam, setzte sich vor allen Dingen für die Aus- und Weiterbildung der hiesigen Musterzeichner und Patronneure ein. Er führte hierzu eine Abend- und eine Wochenendschule ein, um so allen Interessierten Zugang zu einer Weiterbildung zu ermöglichen. Die intensive Zusammenarbeit zwischen Paul Schulze und den Textilateliern sowie den Webereien führte dazu, dass man eine engere Zusammenarbeit förderte und hierzu 1898 den „Verein zur Förderung der Krefelder Textilindustrie“ gründete.⁸

Im Jahre 1890 hatte Krefeld 105 376 Einwohner. Es gab ca. 100 Webereien, die verschiedene Seidenprodukte herstellten. Die Zahl der technischen Ateliers für die Jacquardweberei erhöhte sich bis 1892 in Krefeld auf 26. 1893 wurde Krefeld Sitz der Samt- und Seidenindustrie, in der man jetzt 122 Samt- und Seidenwebereien zählte. Es gab 73 Jacquardseidenwebereien, die überwiegend Kleider-, Krawatten-, und Schirmstoffe herstellten. 34 Samtwebereien produzierten nur glatte Stoffe. 15 Webereien stellten sowohl Samt als auch Seidengewebe her, sowohl glatt als auch jacquardgemustert. Diese 15 Webereien produzierten überwiegend Paramenten- und Möbelstoffe. In den bereits 122 Webereien liefen 19 656 Webstühle. Hiervon waren 13 269 Hand- und 6 387 mechanische Webstühle; es gab mehr als 20 000 Seidenweber. Alle Webereien benötigten Entwürfe, Patronen und Jacquardkarten.

In damaligen Lexika wurde Krefeld schon zu Recht als die deutsche „Samt- und Seidenstadt“ bezeichnet, ein Titel, den sie stolz über 150 Jahre führen durfte. 1895/1896

stieg die Zahl der Samt- und Seidenwebereien auf über 150. 1905/1906 gab es in Krefeld insgesamt 33 technische Ateliers für die Weberei. Aber es gab auch fast 200 Jacquardwebereien, die Entwürfe, Patronen und Jacquardkarten benötigten. Hierunter befanden sich so namhafte Firmen wie: Andréa, Audiger & Meyer, von Beckerath, vom Bruck, Casaretto, Deussen, Diepers, Düsseldorf, Dutzenberg, Engländer, Eiffländer & Meyer, Flunkert, Gotzes, Hönnighaus, Holländer, Jacobs & Wittenstein, Keller, Königsberger, Kranen & Gobbers, Lethen & van Zech, Mottau & Lendertz, Neuß, Palm, Pastor, Pelzer, Peschges, Remy, Scheibler, Schiller & Crous, Schröder, Stork, Vogelsang, Welter & Haase, sowie Rossié in Grefrath, Gierlings in Dülken, Bircks in Kempen und die Paramentenweberei Ch. Pielen, die ihr Büro in Krefeld, die Weberei aber in Amern hatte. Dies waren Firmen, die zum Teil noch nach 1945 als Webereien existierten.

In der Zeit zwischen 1900 und 1914 richtete der „Verein zur Förderung der Krefelder Textilindustrie“, in dem die meisten Ateliers Mitglied waren, regelmäßig Entwurfswettbewerbe aus, an denen so namhafte Künstler wie August Endell, Otto Eckmann, Koloman Moser, Peter Behrens, Alfred Mohrbutter und Henry van de Velde teilnahmen. Die Entwürfe dieser Künstler wurden in verschiedenen Krefelder Webereien unter dem Begriff „Künstlerseiden“ aber auch „Künstlerteppiche“ ausgeführt. Stoffmuster bzw. Entwürfe befinden sich heute im Deutschen Textilmuseum in Krefeld-Linn.

Von den 33 Ateliers, die es 1905/1906 gab, existierten dann nach 1945 nur noch fünf: Gebr. Pilters (jetzt Pilters Gebr.), Aurel und



Abb. 8. Patronen und Krawattenstoffmuster Esters & Lange, 1929 – 1931

Carl Meyer (jetzt M. van Rhee), Cousin (jetzt Peter Rentmeister), Schroers (jetzt Schnitzler & Vogel), Bernh. Otten. 1924 gründeten sich zwei neue Ateliers, Hoff & Meinerts und Rudolf Wagner. Ergänzend ist zu erwähnen, dass immer mehr Webereien, vor allem die größeren Krawattenstoffwebereien, dazu übergingen, eigene vollstufige Ateliers mit Musterzeichneri/Patronage und Kartenschlägerei zu betreiben. Hier sind zu erwähnen: Verseidag (fast alle Abteilungen), Krahen & Gobbers, Schäfer & te Neues, Alpi, Beckers & Le Hanne, Güsken, Lethen & van Zech, Carl Neiß, Girmes in Oedt, Reichel in Rheinberg. Trotz ihrer Eigenständigkeit nahmen auch diese Webereien gerne die Kreativität und das technische Know-how der Ateliers in Anspruch.

Mehrere Dutzend kleinere Webereien mit 2 bis 10 Webstühlen in Krefeld waren auf die Kreativität und das Know-how der technischen Ateliers für die Weberei angewiesen, so zum Beispiel Sieker, Hespers, Cleve, Gasthaus, Dickers und Palm. Aber auch große Webereien wie z. B. die Seidenweberei P. Bircks in Kempen verzichteten auf ein eigenständiges Atelier.

Der 1. Weltkrieg, aber auch die anschließende Wirtschaftskrise, brachte die Krefelder Textilindustrie fast vollständig zum Erliegen. Einen nochmaligen textil-künstlerischen Impuls erhielt die Samt- und Seidenstadt, als man den Bauhausprofessor Johannes Itten 1932 an die Höhere Fachschule für die textile Flächenkunst in Krefeld berief. Hunderte Musterzeichner und Patronneure belegten bei dem berühmten Professor Zeichenkurse, was gerade der in der Blüte stehenden Krawattenstoffweberei zu Gute kam.



Abb. 9. Itten-Farbkreis

Dies waren die sogenannten „guten Jahre“ – es kam fast wieder zu einer Vollbeschäftigung. Die Gründe sollen hier nicht weiter vertieft werden. Es kam zu einem Aufschwung in der Krawattenindustrie, den jäh der beginnende 2. Weltkrieg unterbrach. 1943 wurde Krefeld durch einen Bombenangriff schwer getroffen, der fast alle Webereien und auch die technischen Ateliers in Schutt und Asche legte. Es wurde nur noch Kriegswichtiges produziert.

Als 1945 die technischen Ateliers Bilanz zogen, sah es nicht ganz so schlimm aus wie bei den Webereien. Die Gebäude waren zwar teilweise zerstört, jedoch die robusten Kartenschlagmaschinen, die noch manuell betrieben wurden, hatten nur wenige Blessuren abbekommen. Überwiegend hätten sie sofort wieder in Betrieb genommen werden können, wenn nicht die Beschaffungsprobleme gewesen wären. Papier wurde rationiert, worunter auch Jacquardkarten fielen. Der Transportweg aus den Papierwerken im Schwarzwald war beschwerlich, denn der Schwarzwald lag in der französischen Besatzungszone. Eine Durchfahrtsgenehmigung durch die amerikanische Besatzungs-



Abb. 10. Tellerchenmalerei aus Patronenhülsen, 1945 – 1947

zone musste eingeholt werden, um in die britische Zone nach Krefeld zu gelangen. Um Fachzeitschriften zu abonnieren, musste Altpapier abgeführt werden. In verschiedenen Papiermühlen wurde dem Papierbrei Stroh zugemischt. Durch die Strohfasern in den Jacquardkarten kam es zu Fehlerbildung in den Geweben.

In den Kartenschlagereien lief der Betrieb nur langsam an, denn viele Jacquardkarten waren durch die Bombardierung 1943 zerstört worden oder verbrannt. Musterzeichner und Patroneure hielten sich mit Bildern und Tellerchen bemalen über Wasser. Diese Tellerchenmalerei⁹ war weit über Krefeld hinaus beliebt. Aus den Messing-Kartuschen der Flakpatronen wurden kleine Tellerchen hergestellt und bemalt.

Erst nach der Währungsreform kam es zu einer Verbesserung, der freie Warenverkehr war wieder möglich. 1951/52 normalisierte sich die Situation in Krefeld. Von den ehemals 200 Webereien produzierten nur noch ganze 80, wobei aber zu vermerken ist, dass sich einige Betriebe zusammengeschlossen hatten. Aber es gab immerhin wieder 12 198 Beschäftigte. Bereits 1955 setzte aber wieder eine Verringerung der Produktionsbetriebe in der Textilindustrie ein. Bezogen auf das Stadtgebiet gab es zu dieser Zeit noch 7300 Beschäftigte. 1980 waren es noch 21 Betriebe mit 3096 Mitarbeitern, 1990 waren es noch 16 Betriebe mit 2540 Mitarbeitern, 2000 gab es noch 12 Betriebe mit 1226 Beschäftigten, 2009 ging dann die Zahl der Betriebe auf 10 zurück. Die Beschäftigtenzahl sank noch einmal um 50 % auf 632.



Abb. 11. Atelier Gebr. Pilters, Patroneure an einer Damastpatrone, um 1955/1960

Bei den technischen Ateliers war der Trend nicht so dramatisch. Leider liegen hier keine exakteren Zahlen über die Beschäftigten vor. Die Ateliers hatten sich frühzeitig nach neuen Kunden umgesehen. Diese Kunden fanden sie, wie schon erwähnt, im benachbarten Ausland und in den sich neu ansiedelnden Webereien, die aus der sogenannten „Sowjetisch besetzten Zone“ nach Westdeutschland kamen. Eine große Neuansiedelung von Webereien gab es vor allem im so genannten „Zonenrandbezirk“ von Oberfranken. Außerdem bestand ein erheblicher Bedarf an Haus- und Heimtextilien. Gerade die Webereien, die schon früher in diesem Bereich tätig gewesen waren, deckten diese enorme Nachfrage ab. Die technischen Ateliers für die Weberei in Krefeld mit ihrem jahrzehntelangen Know-how partizipierten an diesem Boom.

Patroneure/Musterzeichner und Kartenschläger waren straff organisiert. Auch die Atelierbesitzer hatten ihre eigene Organisation, den „Atelierbesitzerverband“. Die Zahl der Auszubildenden (Lehrlinge) wurde zwischen den Atelierbesitzerverband und den jeweiligen Gruppenvorsitzenden, die wiederum in der Gewerkschaft Textil-Bekleidung organisiert waren, ausgehandelt. So hielt sich die Beschäftigtenzahl immer strikt an die jeweilige Auftragslage. Hinzu kam, dass die Ausbildung in den technischen Ateliers für Weberei sehr breit gefächert war. Patroneure und Kartenschläger kannten sich in allen Gewebearten und Jacquardsystemen aus. Die Ateliers fertigten für Teppich-, Möbelstoff-, Brokat-, Gobelin-, Kleider-, Krawatten-, Damast-, Frottier-, Gardinen-, und



Abb. 12. Atelier Schnitzler & Vogel, Patronierabteilung, um 1960



Abb. 13. Atelier Günther Wefers, Musterzeichnerei, um 1960

Dekostoffwebereien die entsprechenden Entwürfe, Patronen und Jacquardkarten. Wegen ihres breiten Wissens waren diese Berufe nicht nur in Deutschland, sondern auch im Ausland sehr umworben.

Nicht unerwähnt bleiben sollen die Studieranten Johannes Thissen, Joseph Thissen und Hans Neikes, die Berufsanfänger das nötige Textilwissen vermittelten und zum Teil auch Patroneuren, Kartenschlägern und Webern eine Fortbildung ermöglichten, indem sie diese auf die Fachschulreife vorbereiteten.

Die Gehälter der beiden Berufsgruppen waren gegenüber den anderen Berufen in der Textilindustrie überdurchschnittlich, was

auch der besonnenen Verhandlungsführung von Seiten des Ateliervverbandes und dessen Syndikus Dr. Serres, sowie von Seiten der Patroneure (Theo Völlings und Günther Krahwinkel) und der Kartenschläger (Joseph Roth und Walter Esser) zu verdanken war. In den Ateliers bestand zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ein absolut partnerschaftliches Verhältnis.

In der Arbeitsweise der Musterzeichner, Patroneure und Kartenschläger hatte sich in nahezu 150 Jahren nichts geändert. Entwerfen, Patronieren und Kartenschlagen blieb reine Handarbeit. Erst um 1920 kam es in der Kartenschlagerei zu einer kleinen Veränderung: die Firma Verdol aus Lyon entwickelte eine Jacquardmaschine und eine dazugehö-

rende Kopiermaschine für Endlosjacquardpapier. Geringe Veränderungen gab es beim Patronieren; man arbeitete mit sogenannten Schlagbriefen, was das Patronieren vereinfachte, sodass Bindungen nicht mehr ganz auspatroniert werden mussten.

In den Kartenschlagereien war die Rationalisierung durch die noch unterschiedlich vorhandenen Jacquardmaschinensysteme (Sticharten) etwas schwieriger. Als die Firma Verdol in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts eine neuartige Kartenschlagmaschine mit Namen Dactyliseuse entwickelte, die über Release – elektromagnetisch – gesteuert wurde, glaubte man an eine Revolution. Die Erwartungen, die man in diese Maschine setzte, erfüllten sich aber nur zum Teil.

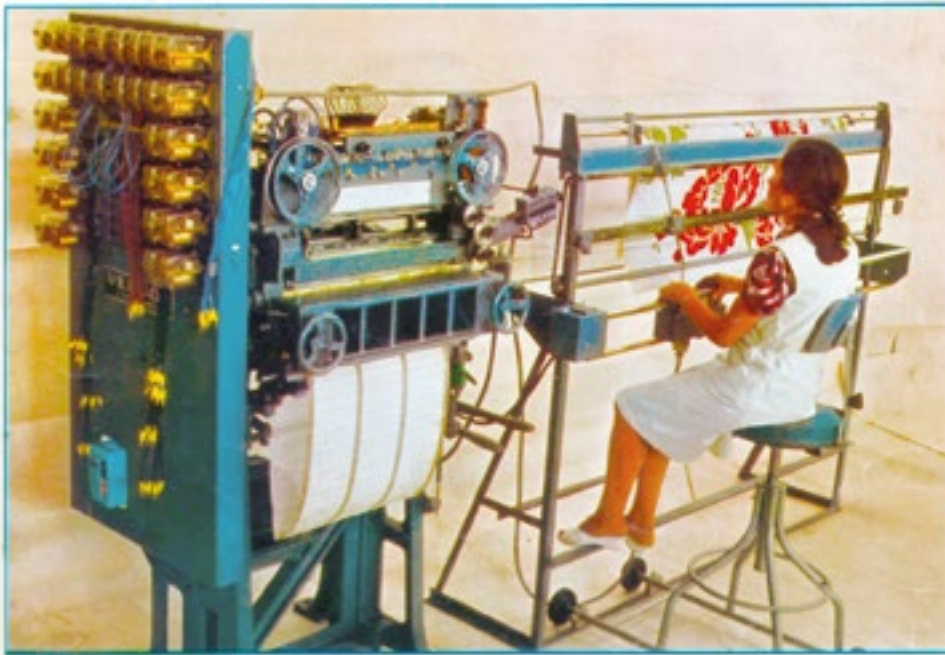


Abb. 14. Moderne Kartenschlagmaschine der Firma Zangs, um 1955



Abb. 15. Schlagbrief zu einer Dekorationsstoff-Patrone

verdol



dactyliseuse

Machine à lire et à repiquer pour des jacquard au papier sans fin.

Abb. 16. Elektromagnetische Kartenschlagmaschine „dactyliseuse“, um 1960

Mit der Erfindung des Computers hielt in allen Bereichen der Industrie die Elektronik Einzug. So war es nur eine Frage der Zeit, wann dies auch in den technischen Ateliers für Weberei der Fall sein würde. Als die US-Regierung 1971 das NASA-Budget abermals kürzte und man danach das Apollo-Programm ganz einstellte, wurden hunderte Elektroniker und Mikrotechniker erwerbslos. Mikroelektronikpatente, die man für die Raumfahrt unter Verschluss hielt, wurden freigegeben.

Auch deutsche Ingenieure und Mikroelektroniker tüftelten an Maschinen zur Rationalisierung der Arbeit in den technischen Ateliers für die Weberei. Aber als diese Computer leichter bedienbar wurden und fehlerfrei zum Einsatz kamen, hatte sich in der Textilindustrie, hier vor allem in den Jacquardwebereien, einiges verändert. Rapide war die Schließung der Webereien in Krefeld. Die Zahlen wurden oben schon genannt. Die technischen Ateliers waren hiervon aber noch nicht betroffen. Hier gab es bis ca. 1975 eine Vollbeschäftigung, da auch die Webereien in Süddeutschland, Österreich und der Schweiz noch voll ausgelastet waren. In den betriebsinternen Weberei-Ateliers in Krefeld wurden durch die Schließungen viele Patroneure und Karten-

schläger freigesetzt, die jetzt versuchten, in den Ateliers einen Arbeitsplatz zu finden.

Bereits 1968 sagte Dr. R. Scheid in seinem Vortrag: „Globalisierung und wachstumsorientierter Strukturwandel“ in Bad Godesberg folgendes: „Gemessen an den finanziellen Anforderungen, die der technische Fortschritt in Zukunft stellen wird, sind die Erträge der Textilwirtschaft viel zu gering. Da die unbefriedigende Ertragslage nicht etwa Ausdruck einer ungenügenden Leistungsfähigkeit der Unternehmen ist, sondern Ausdruck des herrschenden Wettbewerbsgrades, fordert diese Feststellung unaufschiebbare strukturpolitische Entscheidungen“.¹⁰

Deutlicher wurde der Staatssekretär Prof. K.-H. Sohn aus dem Entwicklungsministerium in einem DED-Brief: „[...] Ich bin der Auffassung, dass wir in den nächsten Jahren gar keine Alternative haben, als uns von einem großen Teil liebgewonener Produktionszweige zu trennen und sie den Entwicklungsländern zu übertragen. Als Beispiel nenne ich die Textil- und Bekleidungsindustrie.“¹¹ Dies war wohl die deutliche Sprache der Politik. Benutzte man die deutsche Textilindustrie als Entwicklungshilfe?

Aber nicht nur die Krefelder Textilindustrie, auch andere Regionen wie Mönchengladbach/Rheydt – Wuppertal/Elberfeld – der Aachener Raum – das Münsterland – das Grenzgebiet Bocholt/Niederlande – der Raum um Göppingen – Oberfranken um Münchberg/Hof – Südbaden Zell/Säckingen – Augsburg – die Schwäbische Alp, um nur die größeren zu nennen, waren betroffen. Traditionsfirmen, die z. T. mehr als 100 Jahre existiert hatten, verschwanden.

Der Atelierbesitzerverband löste sich auf. Die Berufsgruppen Patroneure/Musterzeichner



Abb. 17. Computeranlage zur Herstellung von Mustern und Steuerungskarten im Atelier Pilters Gebr., um 1985

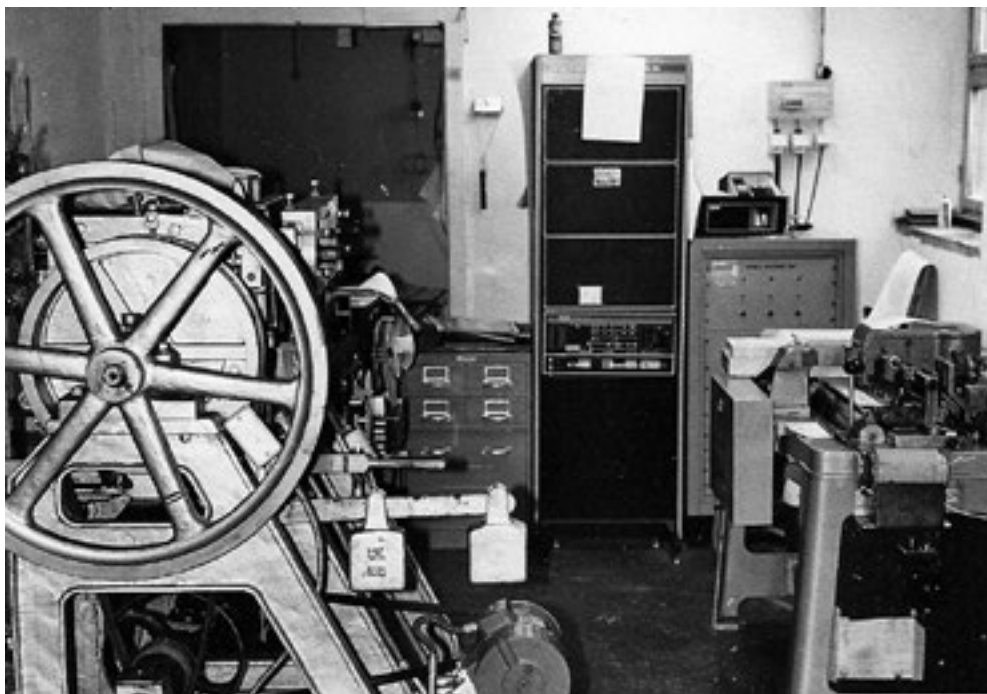


Abb. 18. Erste über einen Computer gesteuerte Kartenschlagmaschine, Hersteller: BAXTER Corp. Paterson, NJ, USA, 1971/1972. Die Maschine besteht aus einem HP Computer, einem IBM Kartenleser, einem handelsüblichen Fernschreiber, einem VIABLE Interface-Systemrechner, einer Grosse Kartenschlagmaschine und einer Zangs Kopiermaschine.

und Kartenschläger lösten sich auf. Infolge des Mitgliederschwunds löste sich die Gewerkschaft Textil-Bekleidung auf einer außerordentlichen Mitgliederversammlung in Neuss am 1. Oktober 1997 ebenfalls auf und ging über in die IG-Metall, die bis heute die Interessen der Textiler vertritt. Das Kreative Textilgewerbe, nicht nur in Krefeld, löste sich auf.

1960/70 gab es noch neun Ateliers, die im Atelierbesitzerverband organisiert waren: Gebr. Pilters, P. Rentmeister, Bernhard Otten, M. van Rhee, August Hoff, Richard Wagner, Günther Wefers, Schnitzler & Vogel und Hermann Vogt.

Mit dem Niedergang der Textilindustrie in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts, nicht nur in Krefeld, schrumpften auch die Ate-

liers zusammen. Zwei Berufe aus diesem Bereich wurden als Ausbildungsberufe aus dem sogenannten Ausbildungsbild herausgenommen, was heißt, es waren keine anerkannten Lehrberufe mehr: Patroneure und Kartenschläger, zwei Berufe, die in den letzten hundert Jahren zu den begehrtesten in der Textilindustrie gehört hatten. Musterzeichner waren nun Mustergestalter oder, wenn sie einen Studienabschluss hatten, Textil-Designer.

Nach und nach mussten auch die technischen Ateliers für die Weberei ihre Produktion einstellen. Eine mehr als 100-jährige Ära endete. Nicht nur bei den Ateliers ging das sprichwörtliche Licht aus, auch bei den Zulieferbetrieben, die die Ateliers mit Patro-

nenpapier, Pinsel, Farben und Jacquardpapieren belieferten, so z. B. Dehnst, Grutkamp und Schroers.

Nachdem im Jahr 2002 das technische Atelier Schnitzler & Vogel den Betrieb einstellte, wurde 2006 auch das letzte, aus den Anfängen stammende Atelier Gebr. Pilters aufgelöst. Alle Bemühungen, wenigstens das Archiv dieses bekannten Ateliers für Krefeld zu erhalten, schlugen fehl. Nur noch die Ateliers Rentmeister (als Spezialweberei mit eigenem Atelier), das Atelier August Hoff als Serviceatelier für Haus und Heimtextilien und Rudolf Wagner als Handelsagentur hatten Bestand, allerdings nicht mehr als technische Ateliers für die Weberei.

Wie groß der Stellenwert der Stadt Krefeld als Ausbildungsort für Patroneure war, wurde im Jahre 1985 in einem Beitrag der ARD deutlich, als der Journalist Ulrich Wickert die Seidenweberfamilie Brochier interviewte. Sie berichteten, dass etliche Familienmitglieder zwischen 1890 und 1935 in Krefeld ihre Ausbildung gemacht hatten. Genau aus dieser Zeit stammen auch einige Arbeiten der sächsischen Weberdynastie Rudolf Hesse, die dem Haus der Seidenkultur als Dauerleihgabe übergeben wurden. Die letzte Ausgabe der Studentenverbindungszeitung „Serikaria“ erwähnt noch einmal die hunderte Textiler, die ihre praktische Ausbildung auch in den technischen Ateliers für die Weberei gemacht hatten.

Anfang Mai 2012 gab die Arbeitsagentur Krefeld eine Statistik mit den Beschäftigtenzahlen in den einzelnen Arbeitssparten heraus. Die Textilindustrie war hier nicht mehr vertreten. Die Beschäftigtenzahl lag unter 2 %. Die genaue Zahl wurde wegen Geringfügigkeit aber nicht mehr erfasst. Die Samt- und Seidenindustrie war somit in Krefeld abgewickelt worden!

Beim Abschluss dieses Berichtes wurde in der Presse mitgeteilt, dass die letzte renommierte Krawattenstoffweberei Ludwig Güsken ihren Betrieb einstellt. Das Betriebsgelände ist zwischenzeitlich abgerissen worden und wird anderweitig genutzt.

Anmerkungen

¹ Siehe Will Rinne, Revolution im Faserreich, Hannover 1950.

² Weberhäuser dieser Art gab es noch in den 1950er Jahren an der Evertsstraße/Klosterstraße, wo sich heute das Schwanenmarktcenter befindet.

³ Dr. Franzen, 100 Jahre Textilingenieurschule.

⁴ IHK Krefeld Archiv.

⁵ Siehe Walter Goebel, Die Krefelder Teppichfabrik, in: die Heimat, Jg. 76 (2005), S. 91 – 98.

⁶ Friedrich Fischbach, am 10. Februar 1839 in Aachen geboren, Ornamentalist, ab 1865 Zeichner und Korres-

pondent des österreichischen Museums für Kunst und Industrie, war der größte Verfechter einer von Frankreich unabhängigen Textilmusterrichtung, die auch zu dieser Zeit gerne aufgenommen wurde. Seine Bestrebungen, die Renaissancemotive als typisch DEUTSCH zu benennen, hatten Erfolg. Mit der Rückkehr zu stilistischen Mustern unterstützte die romantische Bewegung eine eigene „deutsche“ Musterrichtung, die auch großen Erfolg hatte.

⁷ Marianne Heinen-Pilters (†2009); Firmenunterlagen A. & C. Meyer.

⁸ Siehe Peter Mangelmann, Der „Verein zur Förderung der Textilindustrie in Krefeld“ und Ernst Rank, in: die Heimat, Jg. 76 (2005), S. 84 – 90.

⁹ In einem Schriftverkehr, den Ernst Rank (von 1926 bis 1954 Leiter der Gewebesammlung) mit seinem Schwager Dr. Fritz Oellers führte, bat Dr. Oellers, mehr dieser Tellerchen nach Hamburg zu schicken, da diese dort sehr großen Anklang finden würden. Dr. Fritz Oellers, der familiäre Beziehungen zu Krefeld hatte, war erster deutscher Botschafter in Brasilien und auch erster deutscher Botschafter in der Türkei nach 1945.

¹⁰ Aus: Zeitschrift für die gesamte Textilindustrie, Ausgabe 6/1968, S. 360 – 367.

¹¹ Aus: Information des Deutschen Entwicklungsdienstes, Ausgabe Juli – September 1972, S. 5.

Die Stadtverwaltung Krefeld unter dem Nationalsozialismus

von Joachim Lilla

Die Machtübernahme der Nationalsozialisten in Krefeld 1933 in der Stadtverwaltung Krefeld erfolgte nicht, wie in vielen anderen Städten, frühzeitig, etwa nach den Kommunalwahlen im März 1933, symbolisch durch eine spektakuläre Entlassung des Oberbürgermeisters, sondern vollzog sich schrittweise vom Frühjahr bis zum Sommer, allerdings nicht weniger effektiv, und kann im August 1933 als mehr oder weniger abgeschlossen gelten. So liegt der Schwerpunkt des folgenden Beitrags auf dem Jahr 1933, in dem nicht nur personell, sondern auch organisatorisch die Tatsachen geschaffen wurden, die in Krefeld bis 1945 Bestand hatten. Die im Zusammenhang zu berücksichtigende Besonderheit der Kommunalverfassung in der Stadt Krefeld-Uerdingen a. Rh., die von 1929 bis 1940 in Geltung war, wird eingangs vorgestellt. Die wesentlichen Akteure, also die leitenden Beamten der Stadt, werden in einem Anhang in Kurzbiographien vorgestellt.

1. Die Grundlagen der Kommunalverfassung in Krefeld(-Uerdingen) ab 1929/1930

Der Titel ist, der gebotenen Kürze geschuldet, nicht präzise, richtig müsste er heißen: Die Stadtverwaltung der Stadt Krefeld-Uerdingen a. Rh. und die Verwaltung des Stadtteils Krefeld (1933 bis 1940) bzw. der Stadt Krefeld (1940 bis 1945); dieses Titelmonster ist den komplizierten kommunalverfassungsrechtlichen Gegebenheiten in Krefeld nach der Eingemeindung Uerdingens 1929 geschuldet. In der Folge der kommunalen Neugliederung entstanden drei rechtliche Gebilde im vergrößerten Stadtgebiet: die Stadtgemeinde Krefeld-Uerdingen a. Rh. (Gesamtstadt) als Stadt im Sinne der damals noch geltenden Rheinischen Städteordnung und der weiteren kommunalverfassungsrechtlichen Vorschriften. Die frühere Stadt Krefeld (erweitert durch die Eingemeindungen v. a. von Fischeln, Traar, Benrad, Gellep-Stratum) bildete fortan den Stadtteil Krefeld, die bisherige Stadt Uerdingen den Stadtteil Uerdingen. Die Stadtteile hatten die Eigenschaften von Körperschaften des öffentlichen Rechts.

Nach § 7 Abs. 1 des Neugliederungsgesetzes vom 29. Juli 1929¹ gingen für „eine längere Übergangszeit nur bestimmte Verwaltungszweige in die gemeinsame Verwaltung“, also die der Stadt Krefeld-Uerdingen a. Rh., über, die übrigen Verwaltungszweige waren „von den beiden Stadtteilen [...] getrennt und selbständig verwaltet werden“. Die Übergangszeit sollte zwanzig Jahre betragen, konnte aber verkürzt werden, wie es zum 1. April 1940 geschah. Die Angelegenheiten der gemeinsamen Verwaltung waren in § 8 der Ortssatzung für die Stadt Krefeld-Uerdingen a. Rh. und die Stadtteile Krefeld und Uerdingen vom 24. April 1930² in zwölf Positionen abschließend niedergelegt. Diese umfassten im Wesentlichen:

- Kreisangelegenheiten,
- Wahlsachen und Abstimmungen,
- Finanzangelegenheiten der Gesamtstadt,
- Erlass von Ortssatzungen für die Gesamtstadt,
- Personalangelegenheiten der gemeinschaftlichen Verwaltung,

- Verwaltung der Gas-, Wasser- und Elektrizitätsversorgung,
- Verwaltung der vereinigten Rheinhafen- und Werftanlagen nebst Hafenbahn,
- Eigentum des Gemeindevermögens,
- Feststellung gemeinsamer Fluchtlinien-, Bebauungs- und Flächenaufteilungspläne, jedoch nur mit Zustimmung der Bezirksverordnetenversammlung des beteiligten Stadtteils,
- weitere Angelegenheiten, „falls sie mit Zustimmung der beiden Stadtteile in die gemeinsame Verwaltung der Gesamtstadt überwiesen werden“.

Alle übrigen „Selbstverwaltungs- und Auftragsangelegenheiten“ fielen unter die „getrennte und selbständige Verwaltung der Stadtteile Krefeld und Uerdingen“ (§ 9).

Wegen der personellen Ausgestaltung der Verwaltung der drei Körperschaften bestimmte § 3 der Ortssatzung: „Der Bürgermeister der Stadt Krefeld-Uerdingen a. Rh. ist zugleich Bürgermeister des Stadtteils Krefeld, die Beigeordneten der Stadt Kre-



Abb. 1. Krefeld im Flaggenschmuck, Frühjahr 1936 (Blick von der Rheinstraße in den Ostwall Richtung Bahnhof), Fotograf Adolf Schuhmacher



Abb. 2. Auch städtische Beamte zeigten Flagge: Wohnhaus von Stadtinspektor W. van Gelder, Lohstraße 134 am Parkhofplatz (heute Theaterplatz), Frühjahr 1936, Fotograf Adolf Schuhmacher

feld-Uerdingen a. Rh. sind zugleich Beigeordnete des Stadtteils Krefeld, einer von ihnen, und zwar der 1. Stellvertreter des Oberbürgermeisters in den Angelegenheiten der Gesamtstadt [...] ist zugleich Bürgermeister des Stadtteils Uerdingen.“³ Erstaunlicherweise, obwohl um die Ausgestaltung der Ortssatzung seinerzeit zäh gerungen wurde, ist diese Bestimmung nicht eindeutig, denn sie lässt durchaus den Schluss zu, dass der Erste Beigeordnete der Gesamtstadt, der zugleich Bürgermeister des Stadtteils Uerdingen war, auch Beigeordneter des Stadtteils Krefeld sein könnte, was aber nicht der Fall war und auch nicht der Fall sein sollte. Nach §6 (letzter Absatz) der Ortssatzung war der Bürgermeister des Stadtteils Uerdingen nur „verpflichtet, ein Dezernat der Gesamtstadt zu übernehmen, wofür insbesondere das Hafen- und Werftdezernat in Frage kommen soll, ist aber nicht verpflichtet, ein Dezernat der Verwaltung des Stadtteils Krefeld zu übernehmen.“ Die Wahrnehmung eines Dezernats des Stadtteils Krefeld durch den Bürgermeister des Stadtteils Uerdingen wäre auch rechtlich problematisch gewesen, sofern dieser nicht auch durch die Bezirksverordnetenversammlung des Stadtteils Krefeld eigens gewählt worden wäre. Andererseits bestimmte die Bezirksverordnetenversammlung des Stadtteils Krefeld, dass Bürgermeister Dr. Warsch den Ober-

bürgermeister im Stadtteil Krefeld an 10. (letzter) Stelle vertritt.⁴

In der Praxis sah das so aus, dass Bürgermeister Dr. Warsch in seiner Funktion als Erster Beigeordneter der Gesamtstadt nur ein recht kleines Dezernat der Gesamtstadt verwaltete, das das Versicherungsamt, das Statistische Amt und die Volks- und sonstigen Zählungen umfasste. Im Zuge der Vorbereitung der neuen Dezernatsverteilung, die am 1. Mai 1931 in Kraft gesetzt werden sollte, schrieb Dr. Warsch am 7. April 1931 an den Oberbürgermeister⁵: „Ich habe bekanntlich auf Grund der Ortssatzung auf die Übernahme eines Dezernats des Stadtteils Krefeld ausdrücklich verzichtet. Das gilt naturgemäß auch für eine vertretungsweise Dezernatsübernahme.“ Eine solche komme nur „für ein Gesamtstadtdezernat in Frage. Im Vereinigungsvertrag⁶ ist für mich die Übernahme des Hafendezernats vorgesehen, was ja auch über kurz oder lang Wirklichkeit werden wird⁷. Es ist deshalb durchaus sachlich gerechtfertigt, daß ich schon jetzt durch eine gelegentliche Vertretung des Hafendezernats gewissermaßen in die Sache hineinwachse.“ Die (dem Oberbürgermeister zugewiesene) Vertretung im Hafendezernat habe ihm dieser „nach Ablauf eines Jahres zugesagt“. Hüpper bedauerte, da eine gänzliche Neuverteilung der Dezernate nicht beabsichtigt sei, der Bitte „zurzeit keine Folge geben zu können“. Von den weiteren Dezernaten verwaltete nur Beigeordneter Mebus Anfang 1933 kein gesamtstädtisches Dezernat.

Die äußeren Vorgänge der Veränderungen bei den Verwaltungen der Stadt Krefeld-Uerdingen a. Rh. und des Stadtteils Krefeld sind im letzten Band der Krefelder Stadtgeschichte bereits dargestellt worden.⁸ Dort noch offen gebliebene Fragen ließen sich erst unter Berücksichtigung auch organisatorischer Details beantworten, die im Zuge der Arbeiten an einer Organisationsgeschichte der Krefelder Stadtverwaltung⁹ erhoben wurden. Hiernach dürfte sich ein weitgehend abgerundetes Bild der damaligen Vorgänge ergeben.

2. Die Ausgangslage: Dezernatsverteilung Anfang 1933

Anfang 1933 verwalteten die leitenden Beamten (Oberbürgermeister, Beigeordnete) die folgenden Dezernate der Gesamtstadt und des Stadtteils Krefeld.¹⁰ Die den Namen beigeschriebenen Parteiangaben meinen eine tatsächliche Parteizugehörigkeit bzw. Zuordnung zu einer Partei, soweit bekannt. Die in den Dezernatsverteilungsübersichten einzeln aufgeführten Gegenstände werden im Interesse der Übersichtlichkeit stichwortartig zusammengefasst. Die Mehrheit der Gegenstände betreffen den Stadtteil Kre-

feld; Angelegenheiten der Gesamtstadt Krefeld-Uerdingen a. Rh. sind mit (G) versehen, gemeinsame Angelegenheiten der Gesamtstadt und des Stadtteil Krefeld mit (G/K).¹¹

Oberbürgermeister Hüpper [Zentrum]

(Oberbürgermeister der Gesamtstadt und des Stadtteils Krefeld Heinrich Hüpper, im Amt seit 11. Juni 1930)

Vertreter:

a) in Sachen der Gesamtstadt (I. Beigeordneter der Gesamtstadt und Bürgermeister des Stadtteils Uerdingen): Dr. Wilhelm Warsch

b) in Sachen des Stadtteils Krefeld (I. Beigeordneter des Stadtteils Krefeld mit der Amtsbezeichnung 2. Bürgermeister): Dr. Paul Witten

Repräsentation der Gesamtstadt (G) und des Stadtteils Krefeld (K); Stadtverordnetenversammlung (G) und Bezirksverordnetenversammlung Krefeld (K); Titel- und Ordenssachen, Kirchensachen (staatl. Aufsicht); Schenkungen und Stiftungen an Korporationen, Stadthalle, soweit Vergabung der Säle in Frage kommt; Stadtarchiv; Kaiser-Wilhelm-Museum; Stadtbibliothek; Naturwissenschaftliches Museum; Heimatmuseum; Presseamt; Provinzial-Feuerversicherung; Schenkungen und Stiftungen an die Gesamtstadt (G) und den Stadtteil



Abb. 3. Oberbürgermeister Dr. Alois Heuyng (rechts) und Bürgermeister Dr. Robert Helm (Mitte) beim Einzug des Aufklärungsregiment VI in Krefeld am 14. August 1938; links im Bild (mit Pickelhaube) Reichskanzler a. D. Botschafter Franz von Papen

Krefeld (K); Konzertveranstaltungen; Städtisches Orchester; Stadttheater; Vertretung der Stadt in dem Verbands gemeinnütziger Theater

Bürgermeister Dr. Warsch [Zentrum]

(Bürgermeister des Stadtteils Uerdingen und I. Beigeordneter der Gesamtstadt Dr. Wilhelm Warsch, im Amt seit 17. September 1925)

Stellvertreter: Bürgermeister Dr. Witten
Versicherungsamt (G); Statistisches Amt (G); Volks- und sonstige Zählungen (G).

Bürgermeister Dr. Witten [Zentrum]

(Beigeordneter [Kämmerer] der Gesamtstadt und I. Beigeordneter mit der Amtsbezeichnung [2.] Bürgermeister des Stadtteils Krefeld Dr. Paul Witten, im Amt seit 23. April 1920¹²)

Stellvertreter: Beigeordneter Dr. Helm
Finanz-, allgemeines Kassen und Rechnungswesen, Schulden- und Vermögensverwaltung (G/K); Grundstücksverwaltung; Kleingarten- und Kleinpachtangelegenheiten; Hausverwaltung; Baudarlehenkasse; Vermessungsamt; Stadterweiterung, Aufstellung von Bebauungs- und Fluchtlinienplänen, Offenlegung von Straßen (G); Sparkasse; [Hauptamt]; [Personalverwaltung]

Beigeordneter Dr. Helm [DNVP]

(Beigeordneter der Gesamtstadt und des Stadtteils Krefeld Dr. Robert Helm, im Amt seit 24. Oktober 1930)

Stellvertreter: Beigeordneter Dr. Beyer
Haftpflichtangelegenheiten (G/K); Aufwertungsstelle (G/K); Städtisches Krankenhaus; Schulverwaltung; Schulzahnklinik; Textilforschungsanstalt; Mieteinigungsamt; Polizeiverwaltung (ohne Baupolizei); Private Versicherungsunternehmen; Verwaltungsstelle Krefeld-Fischeln

Beigeordneter Stadtoberbaurat

Lubszynski (bis 31. März/30. September 1933)

(Beigeordneter der Gesamtstadt und des Stadtteils Krefeld Stadtoberbaurat Ludwig Lubszynski)

Stellvertreter: Beigeordneter Dr. Hollatz
G.W.E.-Werke (G); Straßenbahn (Vorstand, Aufsichtsrats- und Tarifsachen); Öffentliche Uhrenanlagen [Tiefbauamt]; Kohlenbeschaffung für die Stadt (G/K); Stadtbäder; Krefelder Eisenbahn (Vorstand, Oberster Betriebsleiter)

Beigeordneter Pohl

(Beigeordneter der Gesamtstadt und des Stadtteils Krefeld Martin Pohl, im Amt seit 21. September 1916)

Stellvertreter: In Vertretungsfällen geht das Dezernat an den Oberbürgermeister zurück
Hafen- und Werftverwaltung (G); Hafenkommisсар (Staatliche Aufsicht) (G); Kleinbahn Krefeld-Uerdingen a. Rh. (G); Rheinschiffahrt (G); Industriesiedlungen; Bahn- und Gelände AG, Vorstand



Abb. 4. Direktor Alfons Rademaker, OB Dr. Alois Heuyng, Stadtrat Dr. Josef Hollatz und Bürgermeister Dr. Robert Helm (von links nach rechts) bei der Präsentation englischer Beutegeschütze vor dem Rathaus, 2. Juli 1940

Beigeordneter Mebus [SPD]

(Beigeordneter der Gesamtstadt und des Stadtteils Krefeld Artur Mebus, im Amt seit 22. April 1920)

Stellvertreter: Beigeordneter Dr. Beyer
Landwirtschaftliche Angelegenheiten; Vorbereitung von städtischen und vaterländischen Feiern; Wetterdienst; Milch- und Trinkbuden; Verkehrsamt und Rundfunkwesen, ausschließlich Luftverkehr; Verkehrswerbungen; Öffentliches Anschlagswesen; Öffentliche Märkte; Reinigungs- und Schirr- amt; Straßenreinigung nebst Abgaben; Müllabfuhr nebst Abgaben; Schlachthof; Stadtwaagen; Leihanstalt

Beigeordneter Dr. Beyer (bis 12. April 1933†) [DDP/DSStP?]

(Beigeordneter der Gesamtstadt und des Stadtteils Krefeld Dr. Walter Beyer, im Amt ab 16. September 1920)

Stellvertreter: Beigeordneter Mebus
Städtische Wirtschaften einschließlich der Stadthalle mit Ausnahme der Vermietung der Säle; Schiedsmannsachen; Luftverkehr [einschl. Luftschutz]; Vertretung der Stadt im Verband Deutscher Flughäfen und [in der] Wissenschaftlichen Gesellschaft für Luftfahrt; Rechtsberatung der [nichtjuristischen] Dezernate Lubszynski, Pohl, Mebus und Dr. Hollatz (G/K); Stadtausschuss (G); Schöffen und Geschworenenliste (G/K); Standesämter; Steuersachen, Allgemeines (G/K); Rechnungsamt (G/K)

Beigeordneter Stadtoberbaurat Dr. Hollatz [Wirtschaftspartei]

(Beigeordneter der Gesamtstadt und des Stadtteils Krefeld Dr. Josef Hollatz, im Amt ab 24. Oktober 1930)

Stellvertreter: Beigeordneter Lubszynski
Baupolizei; Wohnungsaufsicht; Allgemeine Bauverwaltung; Bauverbot der Gemeindebehörde im Sinne der §§11 und 12 des Fluchtliniengesetzes vom 2.7.1875; Friedhofverwaltung; Gartenamt; Hochbauamt mit Bauberatungsstelle; Kanalamt; Gräben und Bachschau; Veranlagung der Kanalnutzungsgebühren; Notstandsarbeiten (Wertschaffende Arbeitslosenfürsorge); Tiefbauamt; Eisenbahnanlagen und Straßenbahnen (außer Vorstands-, Aufsichtsrats- und Tarifsachen); Veranlagung der Anliegerbeiträge nach dem Fluchtlinien- und Kommunalabgabengesetz; Wohlfahrtsamt (Bezirksfürsorgeverband) (G); Jugendamt (G)

Stadtassessor Dr. Erdtmann [DNVP?]

(Stadtassessor Dr. Egon Erdtmann, im Amt ab 1. Oktober 1921)

Stellvertreter: N.N. (Dr. Beyer?)
Heimatschutz; Naturdenkmalpflege; Milchhandelsgenehmigungsstelle; Stadttamt für Leibesübungen; Wahlen (G); Besatzungsamt (Abwicklungsstelle); Verwaltungsstelle Krefeld-Traar; Feuerlöschwesen; Krankentransporte; Desinfektionsanstalt

3. Die Entwicklung von Februar bis Anfang Juli 1933

Die nach dem 30. Januar 1933 sich (in Krefeld erst sukzessive) auswirkenden neuen politischen Gegebenheiten betrafen zuerst, schon im Februar, den der SPD angehörenden Beigeordneten Mebus. Dieser war seit dem 23. Dezember 1932 krankheitshalber

beurlaubt. Am 11. Februar 1933 genehmigte der Oberbürgermeister (angeblich wegen Fortdauer der Krankheit, tatsächlich schon aus politischen Gründen) dessen „weitere Beurlaubung bis auf weiteres“ unter Fortdauer der bestehenden Vertretungsregelung. Am 20. März, nachdem NSDAP-Kreisleiter Wilhelm Becker Mebus einige Tage zuvor massiv zum Rücktritt aufgefordert hatte, galt er weiterhin als beurlaubt.¹³ Hier nach trat Mebus in der Verwaltungsspitze nicht mehr in Erscheinung, die bislang von ihm verwalteten Angelegenheiten gingen überwiegend auf Stadtassessor Dr. Erdtmann über (und nicht auf seinen Dezernatsvertreter Dr. Beyer, der auch schon im Visier der Nazis stand). Im Zusammenhang mit einem anhängigen Strafverfahren (in dem er später freigesprochen wurde) wurde Mebus am 20. Juli 1933 „vorläufig vom Dienst enthoben“, dann durch Erlass des Preußischen Ministers des Innern vom 8. November 1933 gemäß § 4 des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums (BerBG) entlassen und erhielt ab 1. März 1934 Ruhegehalt.¹⁴

Nach den Kommunalwahlen am 12. März, bei denen die NSDAP in der Stadtverordnetenversammlung sowie in den Bezirksverordnetenversammlungen jeweils die stärkste Fraktion geworden war, wurde der Ton der Nationalsozialisten gegenüber der Verwaltungsspitze zusehends schärfer, wie im Falle Mebus schon gezeigt. Bürgermeister Dr. Warsch, Mitglied des Zentrums, ab 13. März in einem schon länger genehmig-



Abb. 5. Bürgermeister Dr. Robert Helm (um 1933)

ten Erholungsurlaub, kehrte aus dem Urlaub nicht mehr in sein Amt zurück. Auch er blieb zunächst „vorläufig“ weiter beurlaubt, „aus Zweckmäßigkeitsgründen“, wie der Regierungspräsident am 26. März verlautbarte, wurde 1934 entlassen bzw. 1935 in den Ruhestand versetzt.¹⁵ Das von Dr. Warsch verwaltete Dezernat wurde nach seiner Beurlaubung mutmaßlich zunächst von seinem Dezernatsvertreter Dr. Witten wahrgenommen. Die Stellvertretung des Oberbürgermeisters der Gesamtstadt wurde erkennbar nicht neu geregelt, sie wurde offenkundig bis auf weiteres von dessen zweitem Stellvertreter, Bürgermeister Dr. Witten, wahrgenommen. Schnell besetzt hingegen wurde die durch Dr. Warschs Ausscheiden ebenfalls vakante Stelle des Bürgermeisters des Stadtteils Uerdingen, die der Regierungspräsident bereits mit Verfügung vom 27. März 1933 dem früheren (bis 1923/1925) Uerdinger Bürgermeister Friedrich Aldehoff zunächst kommissarisch übertrug, der das Amt am 3. April antrat.¹⁶ Mit der kommissarischen Ernennung Aldehoffs in Uerdingen war zunächst noch nicht die Stellvertretung des Oberbürgermeisters der Gesamtstadt an erster Stelle verbunden; diese wurde erst in der Sitzung der Stadtverordnetenversammlung am 7. Juli 1933 festgelegt.¹⁷ Aldehoff wurde am 14. Juli zum kommissarischen I. Beigeordneten der Gesamtstadt Krefeld-Uerdingen a. Rh. ernannt, seine Wahl in dieses Amt erfolgte erst in der Sitzung der Stadtverordnetenversammlung am 22. Dezember 1933, die planmäßige Anstellung erst am 5. Juni 1934.¹⁸

Der Dezernent für die Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerke, Ludwig Lubszynski trat nach Erreichen der Altersgrenze am 1. April 1933 in den Ruhestand. Bemerkenswert, vor allem weil Lubszynski Jude war, ist seine Weiterbeschäftigung als „Hilfsarbeiter (Fachberater)“ der Stadt Krefeld, wobei er „mit der Wahrnehmung seiner bisherigen Geschäfte beauftragt“ wurde. „Er wird zeichnen: i. A. Sofern die Unterschrift des Oberbürgermeisters oder seines gesetzlichen Vertreters erforderlich ist, übernehme ich [Oberbürgermeister Hüpper] das Dezernat selber.“¹⁹ Für die hierdurch frei werdende Beigeordnetenstelle wurde Ende Juni der Nationalsozialist Dr. Alois Heuyng vorgeschlagen²⁰, der am 4. Juli gegenüber dem Oberbürgermeister erklärte, er halte „zu meiner schnelleren und leichteren Einarbeitung ... eine Zusammenarbeit mit Herrn Lubszynski für eine Reihe von Wochen für sehr zweckmäßig“, die Entscheidung hierüber wolle er „allerdings Herrn Kreisleiter Becker überlassen“²¹.

Das wichtige Personaldezernat, das von Bürgermeister Dr. Witten verwaltet wurde (die Sachbearbeitung lag bei Bürodirektor Friedrich Honerkamp), ging am 30. März nominell auf den Oberbürgermeister über. Faktisch aber wurde es Stadtbaddirek-

tor Emil Funnemann als Hilfsdezernenten unter dem Oberbürgermeister übertragen.²² Funnemann war am 20. März mit Wirkung vom 22. März in die Hauptverwaltung einberufen und mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Verwaltungsdirektors beauftragt worden.²³ Diese Personalie war offenkundig vom Oberbürgermeister unmittelbar initiiert worden, ohne erkennbare Mitwirkung des Personaldezernenten, der Entwurf der Verfügung trägt lediglich die Paraphen von Bürodirektor Honerkamp und des Oberbürgermeisters. Mutmaßlich wollte Hüpper mit diesem Schritt den heftigen personalpolitischen Angriffen der NSDAP in den Tagen zuvor etwas entgegensetzen.

In der Sitzung der Stadtverordnetenversammlung am 6. April 1933 hatte diese eine (weitgehende) „Beschlusszuständigkeit für bestimmte Geschäftszweige und die Erledigung einzelner Geschäfte der Verwaltung“ auf den Gemeinschaftsausschuss gemäß § 22 der Gemeindefinanzverordnung vom 2. November 1932 übertragen.²⁴ Diesem auch „Hauptausschuß“ genannten (aus zwölf Mitgliedern bestehenden) Gremium oblag in der Folgezeit die Beschlussfassung über nahezu alle kommunalen Angelegenheiten mit Ausnahme der Änderung der Grenzen des Stadtbezirks, Wappen und Siegel sowie Flagge der Gesamtstadt, Wahl des Oberbürgermeisters und der Beigeordneten²⁵. Dieser Hauptausschuss bestellte am 24. April „zwecks Angleichung der Stadtverwaltung Krefeld an die nunmehrigen Machtverhältnisse“ den NSDAP-Stadt- und Bezirksverordneten und Kreisleiter der NSDAP in Krefeld, Wilhelm Becker, zum dem Oberbürgermeister beigeordneten ehrenamtlichen Kommissar,²⁶ was eine faktische Entmachtung des Oberbürgermeisters bedeutete, dessen Verbleib an der Spitze der Verwaltung fortan nur noch eine Frage der Zeit war²⁷.

Unter spektakulären Umständen verlief das Ausscheiden des liberalen (der DVP nahestehenden oder angehörenden) Beigeordneten Dr. Walter Beyer. Auch diesen hatte am 17. März Kreisleiter Becker zum Ausscheiden aus dem Amt binnen zwei Tagen aufgefordert, mit der unverhohlenen Drohung, dass „ein späterer Abgang [...] bitterer für ihn sein“ werde. Beyer verweigerte sich, sah sich daher massiven Repressalien der NSDAP ausgesetzt, denen er nicht gewachsen war. Am 12. April abends beging er in seiner Wohnung in Kapellen Selbstmord („Schuß in die Schläfe“²⁸), wobei in der Öffentlichkeit von „starker seelischer Depression und völliger Nervenzerrüttung“ die Rede war²⁹. Das Dezernat Dr. Beyer wurde (als einziges der bislang vakant gewordenen Dezernate) offiziell aufgeteilt³⁰: Die Mehrzahl der Zuständigkeiten, darunter die Steuersachen, gingen auf Beigeordneten Dr. Helm über, das Stadttheater, das Orchester und die Konzertveranstaltungen auf den Oberbürgermeister, der Luftverkehr auf Dr. Erdtmann.

Die nächste durch Beurlaubung absehbar frei werdende Stelle war die von Stadtkämmerer Bürgermeister Dr. Paul Witten, der dem Zentrum angehörte. Dieser wurde durch Verfügung des Oberbürgermeisters vom 30. Juni 1933 ab 3. Juli ohne Angabe von Gründen beurlaubt.³¹ Die Aufgaben des Dezernats gingen zunächst auf seinen Dezernatsvertreter Dr. Helm über, der im August 1933 auch förmlich die Nachfolge von Dr. Witten als Stadtkämmerer und später auch als Bürgermeister des Stadtteils Krefeld übernahm³². Die von Dr. Witten aus dem Dezernat Dr. Warsch vorübergehend verwalteten Aufgaben des Versicherungsamts übernahm im August 1933 Dr. Hürter, die des Statistischen Amtes und der Volkszählungen usw. Dr. Erdtmann.

4. Die Neuordnung der Verwaltungsspitze (Juli bis Dezember 1933)

Eine der letzten in den Akten feststellbare amtlichen Aktivitäten von Oberbürgermeister Heinrich Hüpper war die Unterfertigung des (seinerzeit von jedem Angehörigen des öffentlichen Dienstes verpflichtend auszufüllenden) Fragebogens zur Durchführung des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums am 3. Juli 1933³³ sowie ein Sichtvermerk vom 6. Juli auf einem (bereits zitierten) Schreiben von Dr. Heuyng vom 4. Juli.³⁴ Wenige Tage später war Hüpper nicht mehr im Amt. Das genaue Datum seiner Beurlaubung erhellt sich nicht aus seiner Personalakte und sonstigen Akten, so dass wir versuchen müssen, die Vorgänge anhand anderer Überlieferungen zu rekonstruieren. Am 7. Juli 1933 traten die Stadtverordneten der Gesamtstadt und die Bezirksverordneten des Stadtteils Krefeld zu einer gemeinschaftlichen Sitzung zusammen. Auf der Tagesordnung standen die Wahlen von zwei Beigeordneten (eine der wenigen noch in deren originäre Zuständigkeit fallenden Angelegenheiten) und die Entgegennahme einer Erklärung der NSDAP. Die Sitzung wurde geleitet vom Beigeordneten Dr. Helm, von der Verwaltung waren ferner anwesend der kommissarische Bürgermeister des Stadtteils Uerdingen Friedrich Aldehoff und die beiden einzigen noch faktisch im Amt befindlichen Beigeordneten Martin Pohl und Dr. Josef Hollatz. Ob und warum der Oberbürgermeister, der sich noch im Amt befunden hat, die Sitzung nicht leitete, ist nicht klar. Die NS-Presse vermerkte nur beiläufig, dass den Vorsitz Beigeordneter Dr. Helm innehatte und nicht „alter Überlieferung gemäß Herr Hüpper“.³⁵ In der Sitzung wurden Dr. Alois Heuyng zum besoldeten und NSDAP-Kreisleiter Wilhelm Becker zum unbesoldeten Beigeordneten der Stadt Krefeld-Uerdingen a. Rh. und des Stadtteils Krefeld gewählt. Des Weiteren setzte die Stadtverordnetenversammlung die Reihenfolge fest, in der der



Abb. 6. Erste Ratsherrenberatung der Ratsherren der einheitlichen Stadt Krefeld am 3. April 1940 im Ratssaal Krefeld: am Tisch von links: Verwaltungsdirektor Meyer, Stadtrat Dr. Hollatz, Bürgermeister Dr. Hürter, Kreisleiter Diestelkamp, Oberbürgermeister Dr. Heuyng (stehend), Direktor Rademaker, Stadtrat Dr. Schacht

Oberbürgermeister vertreten wurde:³⁶

1. Vertreter: Bürgermeister des Stadtteils Uerdingen
2. Vertreter: ehrenamtlicher Beigeordneter Becker
3. Vertreter: Beigeordneter Dr. Helm
4. Vertreter: Beigeordneter Dr. Witten
5. Vertreter: Beigeordneter Pohl
6. Vertreter: Beigeordneter Oberbaurat Dr. Hollatz
7. Vertreter: Beigeordneter Dr. Heuyng.

Bevor diese Ereignisse am folgenden Tag in der Presse öffentlich gemacht wurden, waren sie schon in Krefeld im Gespräch. Der frühere Krefelder Beigeordnete und nunmehrige Bürgermeister von Kleve, Dr. Johannes Stepkes, weilte an diesem Tag in Krefeld „und hörte von [Bekanntem], daß in der heutigen Stadtverordnetenversammlung nicht nur, wie vorgesehen, 2 nat. soz. Beigeordnete, davon einer (ein kaufm. Angestellter) anstelle von Witten als 1. Beigeordneter gewählt, sondern, daß Oberbürgermeister Hüpper abgesetzt worden sei“.³⁷ Dies könnte als (allerdings fragwürdiges) Indiz dafür gewertet werden, dass Hüpper schon an diesem Tage beurlaubt worden sei. Am Abend des 7. Juli forderte Kreisleiter Wilhelm Becker bei einer Kundgebung der NSDAP, dass die NSDAP den Oberbürgermeister stellen müsse und nannte den Namen des neugewählten Beigeordneten Dr. Heuyng, der am folgenden Tage in der Presse in einer Schlagzeile als „Der kommende Oberbür-

germeister“ präsentiert wurde, wobei es im Text dann zutreffender heißt, er sei „für den Posten des Oberbürgermeisters in Aussicht genommen“.³⁸

Die Einzelheiten des Wechsels im Amt des Oberbürgermeisters wurden dann zwischen Vertretern aus Krefelds Wirtschaft und Politik, dem Staatssekretär im Preußischen Ministerium des Innern, Ludwig Grauert, und Regierungspräsident Karl Christian Schmid, beide Gäste des Krefelder Reitturniers vom 7. bis 9. Juli 1933, am Rande dieser Veranstaltung ausgehandelt.³⁹ Als Ergebnis wurde Dr. Heuyng durch den Regierungspräsidenten am 10. Juli 1933 mit Zustimmung des Ministers des Innern „vom 9. Juli des Jahres ab die k[ommissarische]. Stellvertretung des Oberbürgermeisters der Stadt Krefeld-Uerdingen“ übertragen.⁴⁰ Hierüber berichtete der Regierungspräsident am 10. Juli dem Ministerium und führte u. a. aus, er habe bei der Anwesenheit von Staatssekretär Grauert am 8. und 9. Juli in Krefeld „seine Genehmigung zur Beurlaubung des bisherigen Oberbürgermeisters Hüpper und zur Bestellung des Syndikus Dr. Heuyng zum k. Stellvertreter des Oberbürgermeisters erwirkt“.⁴¹ Dieser Bericht hilft, auch die Frage des Termins der Beurlaubung von Oberbürgermeister Hüpper zuverlässig zu klären. Die Zustimmung von Staatssekretär Grauert wurde hiernach frühestens am 8. Juli erteilt. Da im erwähnten Bericht ein (weder in den Akten des Regierungspräsidenten noch des



Abb. 7. Stadtrat Dr. Otto Erdtmann (1937)

Innenministeriums überliefertes) Telegramm des Regierungspräsidenten an das Ministerium vom 8. Juli erwähnt wird, spricht manches dafür, dass hierin auch die Beurlaubung von OB Hüpper angesprochen wurde. Ein weiterer Anhaltspunkt dafür, dass die Beurlaubung Hüppers wahrscheinlich am 8. Juli erfolgt sein dürfte, ist die Tatsache, dass Dr. Heuyng „vom 9. Juli ... ab“ ernannt worden ist, da eine solche kommissarische Ernennung nur dann vorgenommen werden konnte, wenn der Stelleninhaber beurlaubt oder anderweitig nicht mehr tatsächlich im Amt war. Der so beurlaubte Hüpper wurde am 1. August durch Erlass des Ministers des Innern gemäß §6 BerBG („im Interesse des Dienstes“) in den Ruhestand versetzt,⁴² noch bevor die Krefelder Stadtverwaltung von sich aus einen entsprechenden Antrag auf den Weg gebracht hatte; die Versetzung in den Ruhestand wurde ab 1. Januar 1934 wirksam.

Der Minister des Innern bestätigte durch Erlass vom 14. Juli 1933 „das bereits mündlich erklärte Einverständnis zu der Beurlaubung des Oberbürgermeisters Hüpper [...] und zu der Bestellung des Dr. Heuyng zum kommissarischen Oberbürgermeister“.⁴³ Der kommissarisch bestellte Oberbürgermeister Dr. Heuyng wurde am 7. September von der Stadtverordnetenversammlung und der Bezirksverordnetenversammlung Krefeld zum Oberbürgermeister⁴⁴ gewählt, am 30. Oktober vom Ministerium des Innern in die Stelle eingewiesen und am 27. November 1933 in sein Amt eingeführt. Zugleich bestellte der Minister „mit sofortiger Wirkung

den Bürgermeister Aldehoff zum kommissarischen Ersten Beigeordneten der Stadt Krefeld-Uerdingen“, wobei im Hinblick auf das fortgeschrittene Alter von Aldehoff eine gesetzliche Ausnahmeregelung in Aussicht gestellt wurde.⁴⁵

Der Wechsel im Amt des Oberbürgermeisters schlug sich in der laufenden Arbeit der Dezernenten nicht nennenswert nieder, zumal der Oberbürgermeister neben der Leitung der Verwaltung auch vorher schon überwiegend repräsentative Aufgaben wahrgenommen hatte. Das Anfang des Jahres aus (ohne den Oberbürgermeister) neun Dezernenten bestehende Kollegium der Beigeordneten war im Juli auf nur vier noch tatsächlich im Amt befindliche Beamte (Dr. Helm, Dr. Hollatz, Pohl, Dr. Erdtmann, letzterer als Hilfsdezernent) zusammengeschrumpft.⁴⁶ So war es nicht unberechtigt, wenn Dr. Helm Anfang August feststellte, auf ihm „laste fast die ganze Verwaltung [...], da der neue Oberbürgermeister Dr. Heuyng als Treuhänder der Arbeit sich um die Verwaltungsgeschäfte wenig kümmern könne“.⁴⁷

Die angespannte personelle Situation an der Spitze von Gesamtstadt und Stadtteil Krefeld erkannte auch der neue Oberbürgermeister. Unter Hinweis auf die Beurlaubung von drei Wahlbeamten (Hüpper, Dr. Witten, Mebus), auf das Ausscheiden von Lubszynski und den Tod von Dr. Beyer berichtete er am 7. August an den Regierungspräsidenten und bat um Bestellung des bei der Staatsanwaltschaft in Krefeld beschäftigten Gerichtsassessors Dr. Emil Hürter zum kommissarischen Beigeordneten des Stadtteils Krefeld.⁴⁸ Die Gelegenheit hatte in Krefeld eine Vorlaufzeit, so gab es schon vor Anfang August eine Unterredung zwischen Dr. Helm und Dr. Hürter, in deren Folge Hürter einige Unterlagen für die Einstellung und eine Mitteilung über das zu erwartende Gehalt zugeleitet wurden,⁴⁹ ferner ließ sich Hürter ab 6. August „zur Dienstleistung bei der Stadtverwaltung Krefeld“ aus dem Justizdienst beurlauben,⁵⁰ so dass er bereits am 7. August seinen Dienst bei der Stadt antreten konnte.⁵¹ Am 10. August teilte der Oberbürgermeister den Dezernenten und sämtlichen Dienststellen mit: „Der Regierungspräsident hat ... Dr. Hürter ... als k. Beigeordneten ... bestätigt“, die Volksparole berichtete am 11.8. über die bereits erfolgte Bestätigung Hürters,⁵² obwohl die schriftliche Bestellung zum kommissarischen Beigeordneten durch den Regierungspräsidenten, die das Datum 11. August trug, bei der Stadt erst am 16. August einging.⁵³ Hürter wurde am 7. September 1933 zum besoldeten Beigeordneten der Stadt Krefeld-Uerdingen a. Rh. und des Stadtteils Krefeld gewählt, am 23. November 1933 vom Regierungspräsidenten in die Stellen eingewiesen und in der Sitzung der Stadtverordneten- und der Bezirksverordnetenversammlung am 27. November in sein Amt eingeführt.



Abb. 8. Bürgermeister Dr. Paul Witten (Aufnahme nach 1945)

In der erwähnten Rundverfügung vom 10. August bestimmte der Oberbürgermeister zugleich, Dr. Hürter übernehme „das Dezernat des Beigeordneten Dr. Helm einschließlich des Versicherungsamtes, mit Ausnahme der Steuersachen, der städtischen Krankenanstalten, der Verwaltungsstelle Fischeln und des Rechnungsamtes“, während auf Dr. Helm das „bisherige Dezernat des Bürgermeisters Dr. Witten einschl. Rechnungsamt, Stadtsteueramt, städt. Krankenanstalten, Stadttheater und Orchester und die Verwaltungsstelle Fischeln“ übergehe. Durch diesen Zuschnitt der Dezernate setzte sich eine stärkere Strukturierung der bislang etwas willkürlich wirkenden Dezernatsverteilung fort, die mit einer Straffung der Ämterstruktur einherging, was sich besonders im Bereich der Zentralverwaltung (Hauptamt, Personalamt) und im juristischen Bereich (Rechtsabteilung/ Rechtsamt) manifestierte, deren bislang unterschiedlich firmierende (und auch teilweise von verschiedenen Dezernenten betreuten) Zuständigkeiten nunmehr auch formal innerhalb eines Amtes zusammengefasst wurden.

Im Zusammenhang mit der Übernahme der bisher von Dr. Witten wahrgenommenen Aufgaben des Kämmerers durch Dr. Helm stellt sich auch die Frage, ab wann ihm die bisher ebenfalls von Dr. Witten innegehabte Stellung des I. Beigeordneten des Stadtteils Krefeld mit der Amtsbezeichnung (zweiter) Bürgermeister übertragen wurde. Nomineller erster Vertreter des Oberbürgermeisters des Stadtteils Krefeld sollte der am 7. Juli als ehrenamtlicher Beigeordnete gewähl-



Abb. 9. Beigeordneter Artur Mebus mit Familie (vor 1933)

te NSDAP-Kreisleiter Wilhelm Becker sein, der allerdings kein Dezernat verwaltete und bestenfalls als politischer Kommissar in der Verwaltungsspitze angesehen werden kann. Die faktische Vertretung des Oberbürgermeisters oblag bereits ab Juli 1933 dem 2. Vertreter des Oberbürgermeisters, dem Beigeordneten Dr. Helm. In dessen Personalakte findet sich auf dem vorgehefteten Personalbogen der Hinweis, er sei bereits am 1. September 1933 Bürgermeister geworden⁵⁴. Dieses Datum kann insoweit tatsächlich nicht zutreffen, da Helm in amtlichen Unterlagen, etwa in den Niederschriften der Stadtverordnetenversammlung (so noch am 22. Dezember 1933), und in seiner Personalakte, bis Dezember 1933 durchgängig nur als Beigeordneter firmiert. In der Sitzung der Stadtverordnetenversammlung am 27. November 1933 wurde bei der Festsetzung der Reihenfolge der Vertretung des Oberbürgermeisters im Hinblick auf den Stadtteil Krefeld bestimmt, dass die an erster Stelle durch „Beigeordnete[n] des Stadtteils Krefeld“ erfolgt. Hiernach wurden die Bezüge von Dr. Helm im Dezember „endgültig“ nach Besoldungsgruppe B 10 festgesetzt, die Mitteilung hierüber ging am 5. Januar 1934 an „Herrn Bürgermeister Dr. Helm“, wobei „die Bezüge mit Wirkung vom 1. September 1933 [neu] festgesetzt werden“.⁵⁵

Nach dieser Neuorganisation stellte sich die Dezernatsverteilung ab Mitte August 1933 wie folgt dar:⁵⁶

Dezernat Oberbürgermeister

(kommissarischer Oberbürgermeister Dr. Aloys Heuyng, ab 9. Juli 1933)

Vertreter des Oberbürgermeisters:

a) in Sachen der Gesamtstadt: komm. Bürgermeister des Stadtteils Uerdingen Friedrich Aldehoff (ab 14. Juli 1933, kommissarisch)

b) in Sachen des Stadtteils Krefeld:

1.) ehrenamtlicher Beigeordneter Wilhelm Becker,

2.) Beigeordneter Dr. Robert Helm
Repräsentation (G/K); Stadtverordnetenversammlung und Bezirksverordnetenversammlung Krefeld (G/K); Titel- und Ordenssachen; Kirchensachen (staatl. Aufsicht); Schenkungen und Stiftungen an Korporationen; Stadthalle, soweit Vergebung der Säle in Frage kommt; Stadtarchiv; Kaiser-Wilhelm-Museum; Stadtbibliothek; Naturwissenschaftliches Museum; Heimatmuseum; Presseamt; Provinzial-Feuerversicherung; Schenkungen und Stiftungen an die Stadt (G/K)

[Hilfs-]Dezernat komm. Verwaltungsdirektor Funnemann

[Personalamt:] Beamten- und Angestelltenangelegenheiten (G/K); Beamtendarlehenskasse; Beamtenausbildung und -prüfung; Arbeitertarifsachen (G/K); Fürsorge für die städtischen Arbeiter (G/K); [Personalien der Beamten, Angestellten und Arbeiter]

Dezernat Beigeordneter Dr. Helm

Konzertveranstaltungen; Stadttheater und Orchester; Vertretung der Stadt in dem Verbands gemeinnütziger Theater; [Hauptamt:] Organisation der Verwaltung, Aufsicht über den Geschäftsgang und die Geschäftsführung bei den städtischen Ämtern, Dienstaufsicht über Rathaus und die Verwaltungsstellen Krefeld-Bockum, Krefeld-Oppum, Krefeld-Linn, Krefeld-Fischeln; Rathauskanzlei und Drucksachenverwaltung; Finanz-, allgemeines Kassen und Rechnungswesen, Schulden- und Vermögensverwaltung (G/K); Städtische Bahnen (Straßenbahn und Eisenbahn – wirtschaftliche Angelegenheiten –); Grundstücksverwaltung; Kleingarten- und Kleinpachtangelegenheiten; Hausverwaltung; Baudarlehenkasse; Stadterweiterung, Aufstellung von Bebauungs- und Fluchtlinienplänen, Offenlegung von Straßen (G); Steuersachen, Allgemeines (G/K); Vermessungsamt; Stadterweiterung, Aufstellung von Bebauungs- und Fluchtlinienplänen (G/K); Städt. Krankenhaus; Sparkasse; Rechnungsprüfungsamt (G/K)

Dezernat Beigeordneter a.D. Stadtoberbaaurat Lubszynski (bis 30. September 1933)

G.W.E.-Werke (G); Straßenbahn (Vorstand, Aufsichtsrats- und Tarifsachen); Öffentliche Uhrenanlagen [Tiefbauamt]; Kohlenbeschaffung für die Stadt (G/K); Stadtbäder; Krefelder Eisenbahn (Vorstand, Oberster Betriebsleiter)



Abb. 10. I. Beigeordneter der Stadt Krefeld-Uerdingen a.Rh. und Bürgermeister des Stadtteils Uerdingen Friedrich Aldehoff (um 1933)

Dezernat Beigeordneter Pohl

Hafen- und Werftverwaltung (G); Hafenkommisnar (Staatliche Aufsicht) (G); Kleinbahn; Krefeld-Uerdingen a.Rh. (G); Rheinschifffahrt (G); Industriesiedlungen; Bahn- und Gelände AG, Vorstand

Dezernat Beigeordneter Oberbaaurat Dr. Hollatz

Allgemeine Bauverwaltung; Bauverbot der Gemeindebehörde im Sinne der §§11 und 12 des Fluchtliniengesetzes vom 2.7.1875; Friedhofverwaltung; Gartenamt; Hochbauamt mit Bauberatungsstelle; Kanalamt; Gräben und Bachtshau; Veranlagung der Kanalnutzungsgebühren; Notstandsarbeiten (Wertschaffende Arbeitslosenfürsorge); Tiefbauamt; Baupolizei; Eisenbahnanlagen und Straßenbahnen (außer Vorstands-, Aufsichtsrats- und Tarifsachen); Veranlagung der Anliegerbeiträge nach dem Fluchtlinien- und Kommunalabgabengesetz; Wohlfahrtsamt

Dezernat Beigeordneter Dr. Hürter

Schiedsmannschaften; Haftpflichtangelegenheiten; Städt. Wirtschaften einschl. Stadthalle; Rechtsberatung der Dezernate Lubszynski, Pohl, Dr. Hollatz (G/K); [Rechtsabteilung]; Polizeiverwaltung (ohne Baupolizei); Private Versicherungsunternehmen; Versicherungsamt (G); Stadtausschuss (G/K); Schöffen- und Geschworenenliste; [Schulverwaltung]; Standesämter

Dezernat Stadtassessor Dr. Erdtmann

Verwaltungsstelle Krefeld-Traar; Heimat-schutz; Naturdenkmalpflege; Vorbereitung



Abb. 11. Beigeordneter Ludwig Lubszynski (um 1920)

von städtischen und vaterländischen Feiern; Wetterdienst; Landwirtschaftliche Angelegenheiten; Milch- und Trinkbudnen; Stadttamt für Leibesübungen; Verkehrsamt und Rundfunkwesen (außer Luftverkehr); Verkehrswerbungen; Öffentliches Anschlagswesen; Luftverkehr [einschl. Luftschutz, auch Amtsstelle für Luftverkehr]; Vertretung der Stadt im Verband Deutscher Flughäfen und [in der] Wissenschaftlichen Gesellschaft für Luftfahrt; Öffentliche Märkte (Marktpreisnotierungen, Markthalle); Reinigungs- und Schirramt; Straßenreinigung nebst Abgaben; Müllabfuhr und Abgaben; Schlachthof; Stadtwagen; Leihanstalt; Wahlen (G); Statistisches Amt (G); Volks- und sonstige Zählungen (G); Besatzungsamt (Abwicklungsstelle); Feuerlöschwesen; Krankentransporte; Desinfektionsanstalt.

Nach der Neuordnung der Dezernate Dr. Helm und Dr. Hürter (hierdurch waren im Grundsatz bereits die Bereiche Allgemeine Verwaltung, Finanzwesen und Rechtswesen sowie Kultur geordnet) blieb als zu besetzende Personalie die des technischen Dezernenten, insbesondere für die städtischen Werke, dessen Aufgaben ab 1. Oktober (nach dem endgültigen Ausscheiden von Oberbaurat Lubszynski) zunächst dem Bau- und Wohlfahrtsdezernenten Dr. Hollatz übertragen wurden. Die Stadt- und Bezirksverordnetenversammlungen wählten am 27. November den Syndikus der Industrie- und Handelskammer Essen, Dr. Karl Schacht, zum besoldeten Beigeordneten der Stadt Krefeld-Uerdingen a. Rh. und des Stadtteils Krefeld. Da das Verfahren der Einweisung in die Stelle

erfahrungsgemäß etwas dauerte, die Wiederbesetzung des technischen Dezernats „aus dienstlichen Gründen“ aber eilbedürftig schien, bat Oberbürgermeister Dr. Heuyng den Regierungspräsidenten am 6. Dezember,⁵⁷ „falls erforderlich, [Dr. Schacht] bis zur Einweisung in seine Stelle als Beigeordneter vorläufig zum kommissarischen Beigeordneten bestellen zu wollen“. Dieser Bitte entsprach der Regierungspräsident zeitnah und beauftragte am 14. Dezember „den zum besoldeten Beigeordneten der Stadt Krefeld-Uerdingen a./Rh. und des Stadtteils Krefeld gewählten Dr. Karl Schacht mit der vorläufigen kommissarischen Wahrnehmung der Dienstgeschäfte eines besoldeten Beigeordneten“.⁵⁸ Dr. Schacht trat die Stelle am 15. Dezember an; am 23. März 1934 wurde er zum hauptamtlichen Beigeordneten berufen, ihm die Urkunde am 17. Mai 1934 ausgehändigt.⁵⁹

Im Zusammenhang mit dem Neuzuschnitt des technischen Dezernats Dr. Schacht, dem auch die Hafen- und Werftverwaltung zugeteilt werden sollte, stellte sich die Frage nach der weiteren Verwendung des bisher ausschließlich dafür zuständigen Beigeordneten Martin Pohl. Oberbürgermeister Dr. Heuyng sprach sich dafür aus, Pohl vorzeitig in den Ruhestand versetzen zu lassen, und begründete dies am 5. Januar 1934⁶⁰ gegenüber dem Regierungspräsidenten damit, „daß die neue Dezernatsverteilung aus wirtschaftlichen und verkehrstechnischen Gründen eine Verbindung zwischen städtischen Werken, Hafen- und Werftanlagen, Schlachthof, landwirtschaftlichen Angelegenheiten, Presseamt und Verkehrsamt vorsieht. Es würde nicht im dienstlichen Interesse liegen, wenn den dadurch zum Ausdruck gebrachten kommunalpolitischen Linien entgegen eine andere Einteilung vorgenommen würde, zumal der neue Dezernent, Stadtrat Dr. Schacht, auf diesen Gebieten anerkannter Fachmann ist und gerade diese letztere Eigenschaft für seine Wahl ausschlaggebend war.“ Da Beigeordneter Pohl anderweitig in der Verwaltung nicht verwendet werden könne, aber auch wegen dessen angegriffener Gesundheit, beantragte der Oberbürgermeister, Pohl aus dienstlichen Gründen (also nach § 6 des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums) in den Ruhestand zu versetzen. Vorausgegangen waren im Dezember im Grunde ergebnislos gebliebene Verhandlungen zwischen der Verwaltungsspitze und Pohl über die Frage der Pensionierung.⁶¹ Pohl, der sich ab dem 27. Dezember 1933 im Erholungsurlaub befand (die Beurlaubung wurde dann verlängert⁶²) wurde durch Erlass des Preußischen Ministers des Innern vom 1. März 1934 gemäß § 6 BerBG (mit Wirkung vom 1. Juli 1934) in den Ruhestand versetzt.

Hiermit hatte das Kollegium der Beigeordneten im Laufe des Jahres 1933 seine Zusammensetzung erhalten, die bis Anfang März 1945 im Grundsatz unverändert be-

stehen blieb. Auf einzelne Veränderungen wird später einzugehen sein.

5. Die Dezernatsverteilung ab 1. Januar 1934

Nach der personellen Neuordnung der Verwaltungsspitze im Laufe des Jahres 1933, die mit einer beginnenden Entflechtung und Neuorganisation der Ämterstruktur einherging, stellte sich die Dezernatsverteilung ab 1. Januar 1934 wie folgt dar:⁶³

Oberbürgermeister (I Hg.)

(Oberbürgermeister Dr. Alois Heuyng)

Vertreter des Oberbürgermeisters:

- a) in Sachen der Gesamtstadt (I. Beigeordneter der Gesamtstadt und Bürgermeister des Stadtteils Uerdingen): Friedrich Aldehoff (bis 5. Juni 1934 kommissarisch)
- b) in Sachen des Stadtteils Krefeld (I. Beigeordneter des Stadtteils Krefeld mit der Amtsbezeichnung Bürgermeister): Dr. Robert Helm

Feststellung der Richtlinien der Finanz-, Wirtschafts-, Sozial- und Kulturpolitik der Stadt und deren Überwachung; Repräsentation der Gesamtstadt und des Stadtteils Krefeld Wahrnehmung der verfassungsmäßigen Rechte der Stadtverwaltung und Stadtvertretung; Vertretung der Stadt in den kommunalen Spitzenverbänden; Kirchensachen (staatliche Aufsicht); Personalien der Beamten, Angestellten und Arbeiter [Personalamt] – s. Dr. Helm; Organisationsamt (Wirtschaftlichkeits- und Organisationsprüfungen)

Bürgermeister Dr. Helm (I Hm.)

Verwaltungsdirektor
Hauptamt (mit Rathausbücherei, Botenmeisterei und Kanzlei)
Personalamt (G/K)
Standesamt (nach 1. April 1934)
Stadtkämmerei
Grundstücks- und Hausverwaltung (G/K)
Stadtsteueramt (G/K)
Stadthauptkasse
Einziehungsamt
Städtische Sparkasse
Rechnungsprüfungsamt (G/K)
Stadtverwaltungsgericht (G)
(ab 21. April 1934)
Wahlamt (nach 1. April 1934) (G)
Theater- und Konzertveranstaltungen
Krankenanstalten

Stadtrat Dr. Hollatz (V)

Allgemeine Bauverwaltung
Hochbauamt (einschl. Siedlungsamt)
Baupolizei, Wohnungsaufsicht
Tiefbauamt
Kanalamt
Maschinenamt
Brückenbauabteilung, später Brückenbau
Vermessungsamt
Gartenamt

Friedhöfe und Feuerbestattung
[Friedhofverwaltung]
Wohlfahrtsamt

Stadtrat Dr. Schacht (I Scht.) (eingetreten am 15. Dezember 1933)

G. W. E.-Werke
Hafen- und Werftverwaltung, Hafenam
Schlachthof
Stadtbäder
Presseamt
Verkehrsamt
Landwirtschaftliche Angelegenheiten
(nach 1. April 1934 Dr. Erdtmann)

Stadtrat Dr. Hürter (I Hü.)

Polizeiverwaltung (ab 1. April 1934 auch die Geschäfte der bisher staatl. Polizeiverwaltung)
Feuerlöschpolizei (ab 21. Juli 1934)
Chemisches Untersuchungsamt
(nach 1. April 1934)
Rechtsamt
Standesämter (bis nach 1. April 1934)
Stadausschussangelegenheiten/Stadterwaltungsgericht (bis 21. April 1934) (G)
Schulamt
Museen und Bibliotheken sowie sonstige kulturelle Angelegenheiten, soweit sie nicht anderen Dezernaten zugewiesen sind
Stadthallenverwaltung und städtische Wirtschaften
Kulturamt (ab 5. Dezember 1934)

Stadtassessor Dr. Erdtmann

Wahlamt (nach 1. April 1934 Dr. Helm) (G)
Statistisches Amt
Stadtamt für Leibesübungen
Reinigungs- und Schirramt
Feuerwehr und Desinfektion
[Feuerlöschpolizei] (bis 21. Juli 1934)
Leihanstalt
Stadtwaagen (nach 1. April 1934 in das Maschinenamt eingegliedert)
Marktverwaltung
Landwirtschaftliche Angelegenheiten
(nach 1. April 1934)
Amtsstelle für Luftverkehr.

6. Die Neuordnung der Ämterstruktur (1934/1935)

Die vorstehende, ab 1. Januar 1934 geltende Dezernatsverteilungsübersicht ist erkennbar übersichtlicher als die zuvor dargestellte von Anfang und Herbst 1933. Dies liegt weniger an der von zehn auf fünf halbierten Zahl der Dezernenten⁶⁴ als an der deutlich geringeren Anzahl der von den Dezernenten insgesamt zu betreuenden Zuständigkeiten bzw. Ämter infolge der Zusammenfassung diverser Zuständigkeiten zu einem Amt. Dies lässt sich gut veranschaulichen an zwei zentralen Ämtern der Verwaltung, dem Hauptamt und dem Personalamt. Das Hauptamt bündelte folgende einzelne Zuständigkeiten: Organi-

sation der Verwaltung, Aufsicht über den Geschäftsgang und die Geschäftsführung bei den städtischen Ämtern, Dienstaufsicht über Rathaus und die Verwaltungsstellen Krefeld-Bockum, Krefeld-Oppum, Krefeld-Linn, Krefeld-Fischeln, Krefeld-Traar; Rathauskanzlei und Drucksachenverwaltung. Der Aufgabenbereich des Personalamts umfasste: Beamten- und Angestelltenangelegenheiten (G/K), Beamtendarlehenskasse, Beamtenausbildung und -prüfung, Arbeiterarifsachen (G/K), Fürsorge für die städtischen Arbeiter (G/K).

Organisatorisch bedeutsam ist die numerische Kennzeichnung der Ämter durch arabische Zahlen. Diese wurde in den Großstädten erkennbar zu unterschiedlichen Zeitpunkten umgesetzt, nach vorliegenden Informationen aus einigen Städten erfolgte diese zum Teil zwischen Ende der 1920er und Mitte der 1930er Jahre, in Köln ab Januar 1928 (mit einer Modifikation Anfang 1933)⁶⁵, in Recklinghausen ab 10. Dezember 1929⁶⁶, Gladbach-Rheydt ab etwa 1931⁶⁷, Düsseldorf ab 12. Juli 1933⁶⁸, in Krefeld dann zum 1. April 1935, für Neuss hingegen konnte kein Datum ermittelt werden⁶⁹. Insofern ist die in Düsseldorf aufgestellte Behauptung, die organisatorische „Umarbeitung“ sei eine Auswirkung der „Übernahme der leitenden städtischen Stellen durch bewährte Nationalsozialisten“ natürlich recht kühn, die dort weiter gegebene sachliche Begründung für die Neuorganisation ist aber (abgesehen

von einigem NS-Jargon) zutreffend und trifft auch für die Krefelder Verhältnisse zu: Ziel der „Umarbeitung“ war, dem „Gesamtaufbau der Stadtverwaltung [...] eine klare, übersichtliche Einteilung zu geben. Der Verwaltungsapparat der Systemzeit war unorganisch, unsachlich zusammengesetzt und daher vollkommen unübersichtlich. Die Verwaltung war in ihrem Aufbau der Entwicklung der Stadt [...] nicht gefolgt. Ohne inneren Zusammenhang waren neu entstandene Ämter und Dienststellen einfach anderen angehängt oder aufgepfropft worden, so daß sich selbst die Beamten nicht zurechtfinden konnten.“ Die Krefelder Verwaltung stellte bei Einführung der neuen Ämterstruktur Anfang 1935 fest, eine „klare Gliederung“ sei eine „Hauptvoraussetzung für eine gute Organisation einer groß-städtischen Verwaltung“.⁷⁰

Die Ämter wurden im Verlaufe des Jahres 1934 noch weiter umstrukturiert und systematisiert, so dass zum 1. April 1935 eine Neuorganisation der Ämter und deren numerische Kennzeichnung in Kraft gesetzt werden konnte.⁷¹ Diese vorläufige Regelung wurde jedoch noch einmal überarbeitet und fand die dann folgende Fassung ab 1. Oktober 1935, die mit marginalen Modifizierungen zum 1. Juli 1939 (vor allem die Nummern einiger Ämter betreffend) im Grundsatz das Grundmuster der Organisation der Stadtverwaltung bis zum 1. Januar 1965 geblieben ist.



Abb. 12. Das Krefelder Rathaus an der Weststraße (1933 Schneiderstraße) vor seiner Zerstörung 1943.

Oberbürgermeister

(Oberbürgermeister Dr. Alois Heuyng)

Vertreter des Oberbürgermeisters:

a) in Sachen der Gesamtstadt (I. Beigeordneter der Gesamtstadt und Bürgermeister des Stadtteils Uerdingen): Friedrich Aldehoff (bis 30. April 1938), Dr. Emil Hürter (ab 1. Mai 1938)

b) in Sachen des Stadtteils Krefeld (I. Beigeordneter des Stadtteils Krefeld mit der Amtsbezeichnung Bürgermeister): Dr. Robert Helm
01 – Rechnungsprüfungsamt

Dezernat 1 – Dezernat der Allgemeinen Verwaltung

(Oberbürgermeister Dr. Alois Heuyng; Hilfsdezernent: Verwaltungsdirektor Hermann Meyer ab 1. Januar 1937)

- 10 – Hauptamt
- 11 – Personalamt (G/K)
- 12 – Standesämter
- 13 – Statistisches Amt (Febr. 1937
Statistisches und Wahlamt) (G)
- 14 – Verwaltungsstellen der Vororte
- 15 – Stadtverwaltungsgericht (G)

Dezernat 2 – Finanzdezernat

(Stadtkämmerer Bürgermeister Dr. Robert Helm)

- 20 – Stadtkämmerei (G/K)
- 21 – Liegenschaftsamt
- 22 – Stadtsteueramt (G/K)
- 23 – Stadthauptkasse
- 24 – Städt. Sparkasse
- 25 – Leihanstalt

Dezernat 3 – Dezernat der Polizeiverwaltung und der Rechtsverwaltung

(Stadtrat Dr. Emil Hürter)

- 30 – Polizeiverwaltung (G/K)
- 31 – Feuerlöschpolizei (ab 1.11.1936 G)
- 32 – Chemisches Untersuchungsamt
- 33 – Rechtsamt
- 34 – Versicherungsamt (G)

Dezernat 4 – Dezernat für Bildung und Kunst

(Stadtrat Dr. Emil Hürter)

- 40 – Schulamt
- 41 – Theater- und Orchesterverwaltung
- 42 – Museen
- 43 – Stadtbibliothek
- 44 – Kulturamt

Dezernat 5/6 – Dezernat für Bauwesen

(Stadtrat Dr. Josef Hollatz)

- 50 – Allgemeine Bauverwaltung
und Planungsamt
- 51 – Hochbauamt
- 52 – Baupolizeiamt und Wohnungsaufsicht
- 53 – Maschinenamt
- 54 – Tiefbauamt (1.4.1937: Straßenbauamt)
- 55 – Kanalamt
- 56 – Vermessungsamt
- 57 – Gartenamt
- 58 – Friedhofamt
- 59 – Stadtplanungsamt
- 60 – Reinigungs- und Schirramt
- 61 – Brückenbauamt

Dezernat 7 – Dezernat für Wirtschaft und Verkehr

(Stadtrat Dr. Karl Schacht)

- 70 – GWE.-Werke (G)
- 71 – Hafenamts (G)
- 72 – Stadthallenverwaltung
- 73 – Schlachthof
- 74 – Stadtbäder
- 75 – Presseamt
- 76 – Verkehrsamt
- 78 – Amt für landwirtschaftliche Angelegenheiten (780, 781, s. Dez. 8)

Dezernat 8 – Wohlfahrtsdezernat

(Stadtassessor, 1.7.1936 Stadtrat Dr. Otto Erdtmann)

- 77 – Amt für Luftverkehr (ab Sept. 1936:
Städt. Flughafenverwaltung)
- 780 – Großmarkthalle
- 781 – Markthalle
- 80 – Wohlfahrtsamt
- 81 – Krankenanstalten
- 82 – Gesundheitsamt (G)
- 83 – Stadtamt für Leibesübungen

7. Nationalsozialistische Personalpolitik bei den städtischen Ämtern

Die Mehrzahl der Beamten, die den städtischen Ämtern und Dienststellen vorstanden (mit Ausnahme der eine akademische Ausbildung voraussetzenden Leiter der Dienststellen namentlich der Bau- und technischen Dezernate sowie im Kulturbereich), waren aus dem mittleren Dienst aufgestiegen (häufig nach langjährigem Militärdienst als Versorgungsanwärter eingetreten) und bekleideten Stellungen als Inspektoren oder Oberinspektoren. Exponierte Beamte stiegen bis zum Amtmann oder sogar Oberamtman auf, letztere oft mit der Funktionsbezeichnung Direktor (etwa des Wohlfahrtsamtes) ausgestattet. Hierbei handelte es sich um eine durch seine verwaltungsinterne Ausbildung sehr homogene Gruppe, die innerhalb der meisten Zweige der Verwaltung flexibel verwendet werden konnte und wurde. Primus inter pares war der Bürodirektor (ab 1920 Verwaltungsdirektor), dem der gesamte innere Dienstbetrieb der Stadtverwaltung unterstand. Quereinsteiger waren äußerst selten, etwa wurden vor dem ersten Weltkrieg pensionierte Offiziere als Standesbeamte eingestellt. Gegen Ende des Ersten Weltkrieges wurde das Prinzip der Rekrutierung der Dienststellenleiter erstmals unterbrochen, als aus politischen Erwägungen Außenstehende zu bestimmten Stellungen berufen wurden, wie der Zentrums-Stadtverordnete Cornelius Ulsamer als Leiter des Arbeitsamtes oder der SPD-Stadtverordnete und Genossenschaftler Artur Mebus zum Leiter des Wucheramtes. Beide verblieben bei der Stadt, Ulsamer wurde später Leiter des Wohlfahrtsamtes und Mebus Beigeordneter.

Mit diesem durchaus bewährten Prinzip brachen die nationalsozialistischen Machthaber in Krefeld zwar nicht grundsätzlich, aber doch in markanten Einzelfällen. Die schon erwähnte Bestellung des Stadtbaddirektors Emil Funnemann zum kommissarischen Verwaltungsdirektor am 22. März und zum Leiter des Personalamts am 30. März bewegte sich formal noch im Rahmen des Herkömmlichen. Funnemann war zwar noch kein NSDAP-Mitglied, er trat erst am 1. Mai 1933 der Partei bei, galt aber offenbar als politisch zuverlässig und war durch sein Verhalten während der Separatistenzeit als vaterländisch gesinnt bekannt; außerdem war er in einer Dienststellung, die die Übertragung der Geschäfte des Verwaltungsdirektors ohne weiteres ermöglichte. Er trat an die Stelle des seit 1924 amtierenden Verwaltungsdirektors Heinz Kesting, der als Zentrumsman galt und später beim Rechnungsamt, dann beim Versicherungsamt verwendet wurde.

Allerdings war Funnemann offenbar eine etwas schillernde Persönlichkeit, so dass er im März 1935 sowohl als Personalamtsleiter als auch als Verwaltungsdirektor durch Hermann Meyer ersetzt werden musste. Meyer war Parteimitglied seit 1932, galt also als „Alter Kämpfer“, war Inspektor beim Finanzamt Krefeld und, für seinen künftigen Wirkungskreis bei der Stadt nicht unwesentlich, seit 1934 auch Kreispersonalamtsleiter der NSDAP-Kreisleitung; Meyer blieb Verwaltungsdirektor bis 1945. Während seines Kriegsdienstes (1939 bis 1944) wurde Meyer von Alfons Rademaker vertreten, vermutlich auch NSDAP-Mitglied, ab 1935 Leiter (Direktor) des Statistischen Amtes bzw. Statistischen und Wahlamts, 1942 zugleich Leiter des Kriegseinsatz- und Quartieramts, 1944 auch noch Persönlicher Referent des Oberbürgermeisters und ständiger Stellvertreter des Verwaltungsdirektors. Rademaker kam bei Kriegsausbruch eine Schlüsselstellung zu wegen der dem Statistischen Amt angegliederten Mobilmachungsstelle – bei Kriegsende spielte er noch eine Rolle bei der Flucht der Stadtspitze vor den anrückenden Amerikanern. Die Leitung des Personalamts gab Meyer am 5. Oktober 1937 an Herbert Vogel ab, ebenfalls „Alter Kämpfer“ (Pg. seit 1931), der Anfang 1933 als technischer Hilfsarbeiter bei den GWE-Werken eingetreten war. Nachdem Vogel im Oktober 1939 zum Kriegsdienst eingezogen worden war (er fiel am 7. August 1942 in Russland), wurde das Personalamt bis 1945 vertretungsweise von Stadtamtman Heinrich Eschstruth geleitet, seit 1. Mai 1937 Parteimitglied.

Mindestens zwei prominente Krefelder Nationalsozialisten, die als Quereinsteiger mit der Leitung städtischer Dienststellen versorgt werden sollten, mussten ihre Tätigkeit bei der Stadt unter unrühmlichen, für den Nationalsozialismus gar nicht so untypischen Umständen (sexuelle Verfehlungen,

Korruption) beenden. Der Bürovorsteher (bei einem Rechtsanwalt) Heinz Krappen, Stadt- und Bezirksverordneter, wurde am 15. Oktober 1933 zum Direktor (Verwaltungsleiter) der Krankenanstalten ernannt. Vermutlich im Winter 1934/1935 schied er aus diesem Amt aus und verschwand in der Versenkung, nachdem Gerüchte über homosexuelle Aktivitäten Krappens die Runde machten. Der Ingenieur Johannes Coenders, seit 1932 NSDAP-Ortsgruppenleiter, trat am 21. November als Oberingenieur an die Spitze des Maschinenamtes und ersetzte den langjährigen Leiter Josef Ruh, der an die zweite Stelle im Amt rückte. Coenders wurde am 19. Oktober 1939 im Zusammenhang mit Ermittlungen wegen Sabotage und Korruptionsverdacht beurlaubt. Die Beurlaubung wurde zwar am 25. Juli 1940 aufgehoben, Coenders aber von der Leitung des Maschinenamtes enthoben und mit der Leitung des Werklufschutzes der Stadtwerke beauftragt, eine Stelle, die er offenbar erst verspätet antrat und kaum ausübte. „Zur Durchführung eines besonderen Einsatzes“ wurde er 1941 für einige Monate von der Reichsleitung der NSDAP nach Luxemburg kommandiert. Am 1. April 1942 schied er definitiv aus dem Dienst der Stadt Krefeld.

Von den rund 550 Beamten, die seit etwa 1900 leitende Funktionen in der Stadt Krefeld innehatten, waren etwa 90 Mitglieder der NSDAP, darunter vereinzelte „Alte Kämpfer“ mit einem Eintrittsdatum vor dem 30. Januar 1933, mehrere „Märzgefallene“ mit dem Eintrittsdatum 1. Mai 1933, die meisten aber traten der Partei erst nach Aufhebung der Beitrittssperre am 1. Mai 1937 oder später ein.

Auf der anderen Seite wurden langgediente Beamte, die den neuen Machthabern missfällig waren, für deren Entlassung aber offenbar keine Handhabe bestand, auf weniger wichtigen Stellen weiter verwendet. Die Verwendung des Leiters des Wohlfahrtsamtes, Cornelius Ulsamer, ab April 1933 als Leiter des Friedhofamtes wurde bereits erwähnt. Kaum anders erging es seinem Nachfolger Direktor Richard Lorentzen, der im August 1934 offiziell aus Gesundheitsgründen beurlaubt wurde, dann auf verschiedenen Stellen innerhalb der Kämmerei, des Steueramtes und der Steuereasse verwendet wurde, bis ihm am 1. Januar 1939 die Leitung der Vorortverwaltungsstelle und die Funktion des Standesbeamten in Krefeld-Linn übertragen wurde, eine relativ bescheidene Stellung im Verwaltungsgefüge. Bei Kriegsende spielte Lorentzen dann noch eine, wie zu zeigen sein wird, nicht unwichtige Rolle als beauftragter Leiter der Restbehörde der Stadtverwaltung. Nicht anders erging es dem Finanzdirektor Karl Hechler, dem bis 1933 unterhalb des Dezernenten die Leitung des gesamten Finanz-, des allgemeinen Kassen- und Rechnungswesens sowie der Vermögens- und Stiftungsverwaltung unter-

stand. Hechler wurde am 7. August 1933 die Leitung der Stadthauptkasse übertragen, die er bis zu seiner Pensionierung Anfang 1940 behielt.

8. Die Entwicklung der Verwaltungsspitze zwischen 1935 und 1945

Die Zusammensetzung der Verwaltungsspitze in Krefeld zwischen Ende 1933 und Frühjahr 1945 war erstaunlich konstant. Veränderungen gab es kaum, und diese waren auch eher organisatorischer Art. Am 1. Juli 1936 wurde Stadtassessor Dr. Erdtmann zum Stadtrat (Beigeordneten) der Stadt Krefeld-Uerdingen a. Rh. und des Stadtteils Krefeld ernannt und war nunmehr auch formal ein vollwertiger Dezernent. Im Zusammenhang mit dem Ausscheiden des Bürgermeisters des Stadtteils Uerdingen und I. Beigeordneten der Gesamtstadt, Friedrich Aldehoff, der sich erst nach massiver Einflussnahme staatlicher und politischer Stellen dazu entschloss, zum 1. Mai 1938 zurückzutreten, musste die Verwaltungsspitze partiell neu geordnet werden. Nachfolger Aldehoffs, sowohl in Uerdingen als auch als I. Beigeordneter der Gesamtstadt, wurde Stadtrat Dr. Emil Hürter. Da Dr. Hürter somit aus seiner Beigeordnetenstelle des Stadtteils Krefeld ausschied, musste für das von ihm innegehabte Rechts- und Kulturdezernat des Stadtteils Krefeld eine Regelung gefunden werden. Diese bestand darin, dass ihm das Polizeidezernat als Aufgabe der Gesamtstadt direkt unterstellt blieb. Das Rechts- und Kulturdezernat hingegen wurde dem bisherigen Leiter des Rechtsamts, städt. Rechtsrat Günter Sprenkmann, als Hilfsdezernenten übertragen, der zeitgleich zum Oberverwaltungsrat ernannt wurde. Sprenkmann wurde zum 1. Juli 1939 zum Stadtrat (Beigeordneten) bestellt und ab diesem Zeitpunkt auch Rechts- und Kulturdezernent. Nach der Einberufung Sprenkmanns zum Kriegsdienst im Oktober 1939 wurde er im Rechtsdezernat durch Bürgermeister Dr. Helm, im Kulturdezernat durch Bürgermeister Dr. Hürter (zunächst als Hilfsdezernent des Stadtteils Krefeld) vertreten. Am Rande sei noch bemerkt, dass den Stadträten (Beigeordnete) in Krefeld 1936 das Recht zum Tragen einer Amtskette (wie auf Abb. 6 zu sehen) verliehen wurde.^{71a}

Mit der vorzeitigen Beendigung der Übergangszeit am 1. April 1940 endete auch die Konstruktion der Gesamtstadt Krefeld-Uerdingen a. Rh. und der beiden Stadtteile Krefeld und Uerdingen. Fortan gab es nur noch die Stadt Krefeld mit einer wieder einheitlichen Verwaltung, entsprechend wurden auch die Stadträte (Beigeordneten) wieder zu Funktionsträgern der Stadt Krefeld. Erster Beigeordneter der Stadt Krefeld wurde Dr. Emil Hürter. Der bisherige Erste Beige-

ordnete des Stadtteils Krefeld mit der Amtsbezeichnung (2.) Bürgermeister Dr. Robert Helm war fortan Stadtkämmerer der Stadt Krefeld unter Beibehaltung der Bezeichnung „Bürgermeister (z. D.)“. Wegen des Kriegsdienstes der Beigeordneten Sprenkmann und Dr. Erdtmann mussten die laufenden Geschäfte der Verwaltungsspitze unter die verbliebenen Dezernenten (OB Dr. Heuyng, Bürgermeister Dr. Hürter, Stadtkämmerer Dr. Helm, Stadträte Dr. Hollatz und Dr. Schacht) mit zum Teil komplizierten Vertretungsregelungen bewältigt werden. Die letzte Veränderung erfolgte im Mai 1943, als Baudezernent Dr. Hollatz durch den Regierungspräsidenten zur Übernahme des Baudezernats an die Stadtverwaltung Düsseldorf versetzt wurde; an seine Stelle trat der von Minden nach Krefeld abgeordnete Theodor Hennemann.

9. Nachspiel: „Restbehörde“ in Krefeld und „Götterdämmerung“ in Wuppertal

Im November 1944 erörterten in Krefeld Oberbürgermeister und Stadträte (Beigeordnete) die Bildung einer „Restbehörde“ für die Stadtverwaltung Krefeld, die – entsprechend einer Weisung des Reichsministers des Innern – für den Fall der Besetzung Krefelds durch alliierte Truppen in Tätigkeit treten sollte. Als Leiter dieser Restbehörde war (als politisch nicht belasteter Beamter) Stadtamtmann Richard Lorentzen vorgesehen, vormaliger Direktor des Wohlfahrtsamts, seit 1939 Leiter der Verwaltungsstelle und Standesbeamter in Krefeld-Linn. Aufgabe dieser Restbehörde sollte sein, „im Falle einer Feindbesetzung notdürftig die Aufgaben der Verwaltung zur Betreuung der zurückgebliebenen Bevölkerung durchzuführen“. Die übrigen Verwaltungsangehörigen, insbesondere die Spitzen der Verwaltung, sollten sich im Ernstfall rechtzeitig „nach Rechtsrheinisch“ begeben.⁷² Lorentzen, der von diesen Plänen inoffiziell informiert war⁷³, will nach eigenem Bekunden schon im November 1944 versucht haben für den Eventualfall „vorzuarbeiten“ und „meinen ehemaligen Wohlfahrtsdezernenten [...] Dr. Stepkes gebeten [haben], gegebenenfalls an meiner Stelle die Leitung der Stadtverwaltung zu übernehmen, für welchen Fall ich mich bereit erklärte, als vorläufiger Verwaltungsdirektor usw. den Aufbau der neuen Stadtverwaltung zu veranlassen“⁷⁴. Ähnliche „Vereinbarungen“ will Lorentzen auch mit anderen Beamten getroffen haben, um „im gegebenen Augenblick nicht überrascht zu werden“.

Der „gegebene Augenblick“ kam im Chaos der letzten Kriegstage in Krefeld, als „Ende Februar 1945 das Ende unaufhaltsam näher kam und die allgemeine Erregung aufs Höchste stieg“. Beamte, Parteifunktionäre,

Krefelder Bürger, Fremdarbeiter verließen Krefeld in „endlosen Kolonnen in Richtung Rheinbrücke“. Inmitten dieser „in vollem Gange befindlichen Auflösung“ wurde Lorentzen am 1. März „durch ein Auto der Stadtverwaltung ins Rathaus (Volksschule Mariannenstraße) geholt. Verwaltungsdirektor⁷⁵ [Alfons] Rademaker erwartete mich und übergab mir [... ein] Schreiben mit dem Bemerken, Oberbürgermeister Dr. Heuyng sei dienstlich verhindert und er [Rademaker] beauftragt, mir mitzuteilen, daß ich mit sofortiger Wirkung die Leitung der in Krefeld verbleibenden Restverwaltung übernehmen müsse. Weitere Erörterungen und die Beantwortung sämtlicher Fragen lehnte er ab mit den Worten: ‚Sie müssen mich jetzt entschuldigen. Ich werde dringend bei der Kreisleitung erwartet. Betrachten Sie sich von diesem Augenblick an als Oberbürgermeister Krefeld’s [sic!] und handeln Sie nach eigenem Ermessen.“⁷⁶ In dem angesprochenen Schreiben⁷⁷ bestellte Oberbürgermeister Dr. Alois Heuyng Lorentzen „im Einvernehmen mit dem Reichsverteidigungskommissar⁷⁸ und dem Regierungspräsidenten als Leiter der Restbehörde“. Entsprechend einer Anordnung des Reichsinnenministers seien für „den zurückbleibenden Arbeitsstab Restbehörde alte erfahrene Beamte zu ernennen [...], die nicht wehr- und volkssturmpflichtig sind und in der zurückbleibenden Bevölkerung das zu ihrer Amtsführung erforderliche Vertrauen genießen“. Die Restbehörde setzte sich aus vom Oberbürgermeister in einer gesonderten Liste aufgeführten Beamten zusammen⁷⁹ und sollte am folgenden Tage um neun Uhr „im Amtszimmer des Oberbürgermeisters Schule Mariannenstraße“ ihre Arbeit aufnehmen. Die angeordnete Zusammenkunft der Restbehörde fand zwar am 2. März noch statt, zu einer nennenswerten Tätigkeit ist es aber nicht mehr gekommen, denn Krefeld wurde im Laufe des Tages von amerikanischen Truppen besetzt. Am 4. März wurde Lorentzen als Leiter der Restverwaltung noch von den Amerikanern einbestellt und vernommen, sehr unwahrscheinlich ist allerdings, dass er Dr. Stepkes und andere für leitende Verwaltungsposten vorgeschlagen haben soll.⁸⁰

Die Spitzen von Partei und Stadtverwaltung waren im Laufe des 1. März beziehungsweise in der Nacht auf den 2. März und noch an diesem Tage selbst „unter Mitnahme der wichtigsten Akten und Unterlagen auf die rechte Rheinseite ausgerückt“⁸¹ und hatten in Wuppertal Unterkunft gefunden. Dort – in Barmen, Steinweg 20, IV. Obergeschoß – wurde „die Dienststelle der nach Wuppertal verlagerten Stadtverwaltung Krefeld“ als „Notverwaltung“ gebildet. Bis zum 15. März hatten sich dieser Dienststelle insgesamt 66 „Gefolgschaftsmitglieder“ zur Dienstleistung gemeldet: 27 Beamte, 16 männliche Angestellte, neun Hilfsangestellte, vier weibliche Angestellte, eine Hilfs-

angestellte und neun Arbeiter. Zudem sollen sich auch zahlreiche Polizeibeamte mit nach Wuppertal begeben haben, über die aber näheres nichts bekannt ist. Von den leitenden Beamten der Stadtverwaltung befanden sich nachweislich in Wuppertal: Oberbürgermeister Dr. Alois Heuyng, Bürgermeister Dr. Emil Hürter, die Stadträte⁸² Theodor Hennemann und Dr. Karl Schacht sowie Direktor Alfons Rademaker⁸³. Von diesen kehrte Stadtrat Dr. Schacht „noch in der Nacht“ nach Krefeld zurück wegen der „unerfreulichen Wahrnehmungen, die ich bei der Dienststelle in Wuppertal machte“ und weil er der Meinung war, „in Krefeld besser am Platz“ zu sein.⁸⁴ Stadtrat Hennemann ließ sich ab 19. März aus familiären Gründen vom Dienst befreien und entschwand Richtung Weserbergland. Auf dieser personellen Grundlage erließ Oberbürgermeister Dr. Heuyng am 17. März noch eine Dezernatsverteilung mit drei Dezernaten, die ihm, Bürgermeister Dr. Hürter und Direktor Rademaker unterstellt waren. An „Krefelder Dienststellen“ wurden errichtet: Verwaltungsdirektor und Geschäftsführung; Hauptamt und Beschaffungsstelle; Personalamt; standesamtliche Angelegenheiten und Krefelder Heimatdienst“; Finanzwesen, Stadtkämmerei, Steuerwesen; Sparkasse; Versicherungswesen; Kriegsschäden und Flüchtlingsfürsorge; Wirtschaft und Ernährung, Wohlfahrtswesen, Kriegsopferfürsorge, Familienunterhalt. Das für die Verwaltung der Notverwaltung nicht benötigte Personal wurde noch zur Wehrmacht oder zu anderweitigem Arbeitseinsatz freigegeben.⁸⁵ Nachdem Oberbürgermeister Dr. Heuyng sich an nicht bekanntem Datum, allerdings unter Hinterlassung seiner neuen Adresse, nach Holstein abgesetzt hatte, lag die Leitung der Krefelder Notverwaltung in den Händen von Bürgermeister Dr. Hürter, der offenbar bis zum Einmarsch der Amerikaner seinen Amtspflichten nachkam, die wohl im wesentlichen darin bestanden, die finanzielle Versorgung der Bediensteten zu gewährleisten. Seine letzte überlieferte Amtshandlung datiert vom 11. April 1945; hierbei ging es um die Auszahlung der Gehälter und Löhne.⁸⁶ Dr. Hürter (der noch bis Anfang Mai in Wuppertal tätig gewesen sein soll), kehrte dann nach Krefeld zurück und „stell[e] sich den Alliierten Behörden zur Verfügung“⁸⁷. Die kampflose Übergabe Wuppertals am 16. April beendete diese skurril anmutende Nachgeburt der nationalsozialistischen Krefelder Stadtverwaltung, die allerdings nicht ohne finanzielle Folgen für die Stadt Krefeld blieb: Da man beim fluchtartigen Aufbruch in Krefeld zwanzig Barschecks der Stadtparkasse Krefeld über je 500 000 RM vergessen hatten, mussten die Stadtverwaltung in Wuppertal, das dortige Amtsgericht und einige Geldinstitute in finanzielle Vorlage von insgesamt 76 566,44 RM treten. Dieser Betrag wurde der Stadt Krefeld im September 1945 in Rechnung gestellt und anstandslos beglichen.⁸⁸

Biographischer Anhang:

Aldehoff, Friedrich

*22.1.1866 Rietberg/Westfalen, †7.11.1951 Krefeld-Uerdingen; evang.
 Juni 1891 – Dez. 1893 Justizdienst, Dez. 1893 – 31.5.1897 Beigeordneter der Stadt Mülheim a. Rh., 1.6.1897 – 21.6.1898 Beigeordneter der Stadt Münster i. W., 23.6.1898 – 18.5.1901 Beigeordneter der Stadt Oberhausen/Rhld., 31.3.1901 Wahl zum Bürgermeister der Stadt Uerdingen, 19.5.1901 Amtseinführung, 6.2.1923 Ausweisung durch die belgische Besatzung, keine Rückkehr nach Uerdingen, 18.5.1925 Ende der Amtszeit, keine Wiederwahl, ab 19.5.1925 i. R., anschließend kurzzeitige Tätigkeiten beim Landratsamt Münster (um Aug. 1925), als Hilfsdezentner bei der Provinzialverwaltung Westfalen (20.9.1927 – Juli 1928), danach beim Landratsamt und der Universitätsbibliothek Münster, 3.4.1933 (Dienstantritt) kommissarischer Bürgermeister des Stadtteils Uerdingen (Ernennung durch Verfügung RP Düsseldorf vom 27.3.1933, Eingang 29.3.1933), 14.7.1933 (Erlaß Preußisches Ministerium des Inneren) kommissarischer 1. Beigeordneter der Gesamtstadt Krefeld-Uerdingen a. Rh., 8.12.1933 Wahl zum Bürgermeister des Stadtteils Uerdingen, 22.12.1933 Wahl zum 1. Beigeordneten der Gesamtstadt Krefeld-Uerdingen a. Rh., 5.6.1934 Anstellung als 1. Beigeordneter der Gesamtstadt Krefeld-Uerdingen und als Bürgermeister des Stadtteils Uerdingen, 1.5.1938 Versetzung in den Ruhestand, 21.5.1938 Ehrenbürger des Stadtteils Uerdingen

Q.: Personalvorgänge Regierung Düsseldorf 1898 – 1939 (Kopie in 55/488 – 490); Personalakten Uerdingen StadtA KR 9P/7 und P 11720/1+2; Personalakten Krefeld StadtA KR P 11720/3; Joachim Lilla: Die Verwaltung des Stadtteils Uerdingen von 1929 bis 1940, in: Die Heimat 65 (1994) S. 60 – 86; Nachlass im Archiv des Uerdinger Heimatbundes.

Beyer, August Matthias Walter⁸⁹, Dr. iur.

*21.5.1889 Krefeld, †12.4.1933 Kapellen (Selbstmord); evang.
 Gymnasium Krefeld, Studium der Rechtswissenschaften in Marburg und Bonn, Aug. 1911 Referendarprüfung, Gerichtsreferendar u. a. bei dem Landgericht Krefeld, 1912 Promotion in Rostock (Diss. nicht ermittelt), Aug. 1916 Assessorprüfung, dann Gerichtsassessor beim Amtsgericht Krefeld, 28.10.1916 besoldeter juristischer Hilfsarbeiter bei der Stadtverwaltung Krefeld (Bekleidungsamt, stellv. Vorsitzender des Versicherungsamts), 4.1.1918 ausgetreten und Referent bei der Reichsbekleidungsstelle Berlin, 1.5.1918 Stadtsassessor der Stadt Krefeld, 10.6.1920 (Wahl), 14.7.1920 (Bestätigung), 16.9.1920 (Amtseinführung) besoldeter Beigeordneter der Stadt Krefeld, 25.8.1923 – 5.10.1924 durch die belgische Besatzung ausgewiesen (u. a. in Köln,

Leipzig und Hamburg wohnhaft), 30.4.1930 (Wahl), 24.5.1930 (Bestätigung), 11.6.1930 (Amtseinführung) besoldeter Beigeordneter der Stadt Krefeld-Uerdingen am Rhein und des Stadtteils Krefeld

Q.: StadtA KR P 11791; Standesamt Krefeld A Nr. 1699/1889; StadtA Moers (Standesamt Kapellen C Nr. 9/1933).

Erdtmann, Otto Egon Waldemar Ludwig, Dr. iur. et rer. pol.

* 1.12.1892 Reichenbach / Schlesien, † 26.11.1956 Krefeld-Uerdingen; evang.

Realgymnasium Landeshut, Gymnasium Gleiwitz/OS, Ostern 1913 Abitur, Studium der Nationalökonomie, Rechts- und Finanzwissenschaften in Berlin und Würzburg, 1914 – April 1919 Kriegsteilnehmer beim Magdeburger Jäger-Bataillon Nr. 4, ab Nov. 1917 als Fliegeroffizier, zuletzt Leutnant d. Res., 17.5.1920 Rechtspraktikantenexamen (1. juristisches Staatsexamen in Bayern), 19.5.1920 Promotion in Würzburg (Diss.: „Die Anfechtung der Ehe wegen Irrtums und Betrugs“), 16.7.1920 juristischer Hilfsarbeiter bei der Stadt Krefeld, 1.10.1921 Stadtassessor der Stadt Krefeld (ab 1930 der Stadt Krefeld-Uerdingen a. Rh. und des Stadtteils Krefeld), 1.7.1936 Stadtrat (Beigeordneter) der Stadt Krefeld-Uerdingen a. Rh. und des Stadtteils Krefeld (ab 1.4.1940 der Stadt Krefeld), ab September 1939 im Wehrdienst als Hauptmann d. Res. bei der Luftwaffe, [1942] Major d. Res. und Kommandeur des Jagdfliegerheims in Bad Wiessee, 1945 Rückkehr nach Krefeld, bei der Stadt nicht verwendet, 4.10.1945 Entlassung ohne Pensionsberechtigung auf Anordnung der Militärregierung, 1.10.1946 Versetzung in den Ruhestand

DVP (bis 1931), 1931 – 1933 DNVP, 1.5.1937 NSDAP (Nr. 5.063.013), NSFK

Q.: StadtA KR P 11818.

Helm, Robert, Dr. iur.

* 7.7.1879 St. Johann a. Saar [Saarbrücken], † 25.2.1955 Schönwald im Schw.; evang.

Gymnasium Neustadt a. H., 1899 Abitur, Studium der Rechtswissenschaften in Würzburg und Greifswald, 28.1.1910 Gerichtsassessor in Köln, 7.8.1910 Promotion in Heidelberg (Diss.: „Die positiven Rechtsverletzungen und ihre Folgen“), 4.8.1910 Eintritt bei der Stadtverwaltung Essen, 1.9.1911 juristischer Hilfsarbeiter, 1912 Leiter des Versicherungsamtes Essen-Stadt und -Land und der städt. Polizeiverwaltung Essen, 1918 Städt. Rechtsrat, 28.3.1919 besoldeter Beigeordneter der Stadt Essen, 1.7.1920 Auscheiden aus dem Dienstverhältnis bei der Stadt Essen, Übernahme der Tuchfabrik seines Schwiegervaters in Lamprecht (Pfalz), 22.12.1924 bayr. Kommerzienrat, 24.10.1930 besoldeter Beigeordneter der Stadt Krefeld-Uerdingen a. Rh. und des Stadtteils Krefeld, 10.8.1933 Übertragung der Aufgaben des

Stadtkämmerers der Gesamtstadt und des Stadtteils Krefeld, 5.1.1934 i. Beigeordneter des Stadtteils Krefeld mit der Amtsbezeichnung Zweiter Bürgermeister (rückwirkend ab 1.9.1933⁹⁰), zugleich Stadtkämmerer der Gesamtstadt und des Stadtteils Krefeld, 1.4.1940 Stadtkämmerer der Stadt Krefeld unter Beibehaltung der Bezeichnung „Bürgermeister (z. D.)“, 11.6.1945 Entlassung (Tag der Zustellung), mutmaßlich kurzzeitig interniert, 12.7.1948 Kategorie IV, 1.7.1948 Versetzung in den Ruhestand

Q.: StadtA KR P 5539; BSB-Quartkatalog.

Hennemann, Theodor Karl

* 21.1.1901 Darmstadt, † 3.3.1988 Heidelberg; evang.

1907 – April 1919 Realgymnasium Darmstadt, Abitur, ab Mai 1919 Studium (Architektur) an der TH Darmstadt mit praktischer Tätigkeit auf der Baustelle und dem Büro Prof. Albin Müller, Darmstadt, Juni 1923 Diplomhauptexamen an der TH Darmstadt, Juli 1923 Regierungsbauführer am hessischen Hochbauamt Gießen, ab April 1924 beurlaubt nach Dortmund zu Architekt DWB Emil Pohle, Febr. 1925 Reichsbauamt Dortmund, Juli 1925 informatorische Beschäftigung beim Reichsfinanzministerium (Reichsbauverwaltung) Berlin, ab Sept. 1925 Fortsetzung der Ausbildung im hessischen Finanzministerium (Abteilung für Bauwesen) Darmstadt, Juni 1926 große Staatsprüfung, Regierungsbaumeister, Aug. 1926 Reichsbauamt Dortmund, April 1928 Stadtverwaltung Iserlohn, Hochbauamt, Mai 1934 Baurat in Minden, Mai 1935 Stadtbaurat ebd. (bis 30.9.1943), 24.5.1943 zur Dienstleistung als Stadtrat (Beigeordneter) nach Krefeld abgeordnet, 24.5.1943 – 1.3.1945 zugleich Leiter des Luftschutzbauamts, 13.7.1943 zugleich Leiter für Sofortmaßnahmen, dann (bis 1945) des Amtes für Sofortmaßnahmen, 1.10.1943 zur Stadtverwaltung Düsseldorf versetzt und Fortdauer der Abordnung zur Stadtverwaltung Krefeld, 1.3.1945 mit der Verwaltungsspitze nach Wuppertal, 19.3.1945 auf Antrag vom Dienst befreit, März 1945 Aufhebung der Abordnung, Aug. 1945 – Okt. 1948 Privatarchitekt, 19.10.1948 Stadtbauinspektor und Leiter des Hochbauamtes der Stadt Wuppertal, 31.5.1949 Beamter auf Lebenszeit, 1.2.1966 i. R. dann nach Vielbrunn/Odenwald verzogen

Q.: StadtA KR P 5540; Personalunterlagen Hennemann in StadtAKR 4/3480; StadtA Wuppertal 455 – 1, 455 – 2 und 455 – 3 (PA Hennemann); Standesamt Darmstadt A 87/1901 (Verweis auf Standesamt Heidelberg C 518/1988).

Heuyng, Alois Joseph, Dr. phil. (cam.)

* 24.5.1890 Neuss, † 18.9.1973 Krefeld; kath., 30.10.1936 Kirchengaustritt (gottgl.)

Ab 1894 in Krefeld wohnhaft, 1896 – 1899 Vorschule, 1899 – 1909 Gymnasium, Ostern 1909 Abitur, Studium der Rechtswissenschaften

und der Volkswirtschaft in Heidelberg und Bonn, Referendarexamen, Promotion (Diss. über die Krefelder Seiden- und Samtindustrie), 28.12.1914 – 23.11.1918 Kriegsteilnehmer⁹¹, zuletzt Kompanieführer, 1916 Leutnant d. Res., 7.5.1918 Gerichtsreferendar, 7.5.–8.8.1918 und 19.11.1918 – 16.2.1919 bei dem Amtsgericht Krefeld, 17.2.–16.8.1919 bei dem Landgericht in Krefeld, 17.8.1919 – 10.10.1920 bei der Staatsanwaltschaft Krefeld, 1.2. – 22.8.1920 aus dem Justizdienst beurlaubt und Verbandsgeschäftsführer des Landwirtschaftlichen Verbands in Kaiserslautern, 10.10.1920 – 5.1.1921 Gerichtsreferendar bei dem Rechtsanwalt Dr. O'Daniel und dem Notar Justizrat Dr. Zorn, Krefeld, 5.1.1921 auf Antrag aus dem Justizdienst ausgeschieden, 20.8.1920 – 8.7.1933 Verbandsgeschäftsführer von industriellen Arbeitgeber- und Wirtschaftsverbänden in Krefeld, 7.7.1933 (Wahl) besoldeter Beigeordneter (Stadtoberbaurat) der Stadt Krefeld-Uerdingen am Rhein und des Stadtteils Krefeld, 10.7.1933 (mit Wirkung vom 9.7.) Übertragung der kommissarischen Stellvertretung des Oberbürgermeisters der Stadt Krefeld-Uerdingen am Rhein und des Stadtteils Krefeld, 7.9.1933 (Wahl), 30.10.1933 (Einweisung), 27.11.1933 (Amtseinführung) Oberbürgermeister der Stadt Krefeld-Uerdingen am Rhein und des Stadtteils Krefeld (ab 1.4.1940 Oberbürgermeister der Stadt Krefeld), 1937 und 1938 mehrere Wehrübungen, 26.8.1937 Oberleutnant d. Res., ab 1939 uk-Stellung regelmäßig verlängert, zuletzt Hauptmann d. Res. (31.1.1944 aus dem Reserveoffizierskorps ausgeschieden und Hauptmann d. Res. a. D.), 1.3.1945 mit der städt. Restverwaltung nach Wuppertal-Barmen, dort bis ca. Ende März, dann nach Schleswig-Holstein, 28.7.1945 – 24.6.1947 in Haft (Kempen⁹², Viersen, Krefeld) bzw. interniert (Recklinghausen, Eselheide), dann als Provisionsvertreter tätig, 8.12.1949 durch den Sonderbeauftragten für die Entnazifizierung NRW in Kategorie IV eingestuft, im Berufungsverfahren am 21.9.1951 bestätigt, Zuerkennung von Ruhegehalt nach einem Verwaltungsstreitverfahren

ca. 1924 – 1927 DNVP, 1.5.1932 NSDAP (Nr. 1.156.717), 15.8.1932 – Juli 1936 Mitglied des Gauwirtschaftsrates, NSDAP-Kreiswirtschaftsreferent, Kreisführer des Kampfbundes des gewerblichen Mittelstandes, 12.3. – [7.7.]1933 Stadtverordneter und Bezirksverordneter des Stadtteils Krefeld, Nov. 1933 SA, [1939] Sturmhauptführer, DRK-Oberfeldmeister und Kreisführer des DRK in Krefeld

Q.: StadtA KR P 5549; EMK.

Hollatz, Josef Walter, Dr.-Ing.

* 20.4.1898 Aachen, † 16.11.1981 Essen

Studium an der TH Aachen, 1922 Promotion in Aachen (Diss.: „Die Kölnitorgrafschaft bis zum großen Brande 1656: Ein Beitrag zur Baugeschichte der Stadt Aachen“), 1924

Regierungsbaumeister, 10.2.1926 (Wahl), 26.4.1926 (Amtseinführung) besoldeter Beigeordneter in Vohwinkel (als einziger besoldeter zugleich I. Beigeordneter), 1.8.1929 technischer Beigeordneter der Stadt Elberfeld-Barmen (Wuppertal), 29.7.1930 (Wahl), 24.10.1930 (Amtseinführung) besoldeter technischer Beigeordneter (Stadtoberbaurat) der Stadt Krefeld-Uerdingen am Rhein und des Stadtteils Krefeld (ab 1940 der Stadt Krefeld), 17.1.1941 – 24.5.1943 zugleich Leiter des Luftschutzbauamts, 24.5.1943 durch den Regierungspräsidenten zur Übernahme des Baudezernats an die Stadtverwaltung Düsseldorf versetzt, 1.11.1944 Stadtbaurat (Beigeordneter) in Düsseldorf, 24.7.1945 Entlassung aus dem Dienst, dann zunächst freier Architekt, 5.5.1948 Wiedereinstellung bei der Stadt Düsseldorf als Honorararchitekt, 1.12.1949 Ernennung zum Städt. Oberbaudirektor (auf sechs Jahre) als Leiter des Hochbauamtes und des Bauaufsichtsamtes, 31.10.1951 Entlassung aus dem Dienst der Stadt Düsseldorf, 2.11.1951 Beigeordneter (Stadtbaurat) in Essen, 1.5.1963 i.R., April 1959 Verleihung des Professorentitels, u.a. Präsident der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung

Q.: Dickhoff, Erwin: Essener Köpfe, Essen 1985, S. 99; StadtA Düsseldorf, Personalakte (0-1-5-36889.0000); StadtA KR Info-Kartei; StadtA Wuppertal (Täglicher Anzeiger vom 20.10.1930); StadtA Essen (Verwaltungsberichte der Stadt Essen).

Hüpper, Heinrich

*30.8.1886 Heiligenstadt, Regierungsbezirk Erfurt, †26.12.1965 Koblenz; kath. Gymnasium in Coesfeld, Ostern 1906 Abitur, Studium in Münster (7.5.1906 KDStV Sauerlandia Münster im CV), 6.6.1910 1. juristische Staatsprüfung, Gerichtsreferendar in Aachen, Coesfeld und in Hamm/Westf., 6.4.1914 Große juristische Staatsprüfung, Gerichtsassessor, bis Januar 1915 Kriegsdienst, 1.4.1915 Anwaltsvertreter beim Oberlandesgericht in Hamm, 1.3.1918 kommissarischer Bürgermeister in Dingelstädt, Kreis Heiligenstadt, 1.12.1918 definitiv in die Stelle eingewiesen, 27.4.1920 besoldeter Beigeordneter der Stadt Neuss, 4.4.1921 Oberbürgermeister der Stadt Neuss, 11.6.1930 Oberbürgermeister der Stadt Krefeld-Uerdingen a.Rh. und des Stadtteils Krefeld, 9.7.1933 beurlaubt, 1.1.1934 i.R. gemäß § 6 BerBG („im Interesse des Dienstes“), Okt. 1934 Zulassung als Rechtsanwalt in Krefeld, 14.4.1942 – 28.3.1945 (mit der Amtsbezeichnung Oberbürgermeister) dienstverpflichtet, zunächst beim staatlichen Wiederaufbauamt Saarburg, dann als Dezernent bei der Regierung Trier, 29.3.1945 Landrat des Kreises Saarburg ernannt, ab 1.5.1945 auch für den Landkreis Wadern, 1.2.1946 Präsidialdirektor und Leiter der Abteilung Finanzen beim Oberpräsidium von Rheinland-Hessen-Nassau in Koblenz, 1.10.1946 Leiter des Landesfinanzamts Rheinland-Hessen-Nassau im Range

eines Präsidialdirektors, 17.6.1947 Präsident des Landesfinanzamts Koblenz, 20.3.1950 nach Zusammenlegung der Landesfinanzämter Koblenz und Neustadt/Haardt Präsident der neugebildeten Behörde, 14.9.1950 Oberfinanzpräsident Koblenz, 1.9.1951 i.R., bis 31.1.1953 als Angestellter mit der Weiterführung der Dienstgeschäfte des Oberfinanzpräsidenten Koblenz beauftragt

Q.: Joachim Lilla: Heinrich Hüpper (1886 – 1965), Oberbürgermeister von Neuss und Krefeld, Oberfinanzpräsident in Koblenz www.rheinische-geschichte.lvr.de/persoentlichkeiten/H/Seiten/HeinrichH%c3%bcpper.aspx (3.5.2013).

Hürter, Emil, Dr. iur.

*8.12.1898 Elberfeld-Sonnborn, †7.8.1958 Krefeld-Uerdingen; evang., 4.11.1936 Kirchnaustritt (gottgl.) 1905 – 1913 Volksschule, dann (bis 1917) Handwerker- und Gewerbeschule und Volontär in einer Seidenweberei, 1.3.1917 – 15.10.1918 Kriegsteilnehmer (schwer verwundet, Beinamputation), ab Sommer 1918 private Vorbereitung auf die Reifeprüfung, Teilnahme an einem einjährigen Sonderlehrgang für Kriegsteilnehmer an der Oberrealschule Süd in Elberfeld, dort 8.3.1920 Abitur, 1.4.1920 – 30.4.1924 Verwaltungsanwärter und Gehilfe bei dem Kreisausschuss des Kreises Mettmann in Vohwinkel, Wintersemester 1922/23 bis Herbst 1925 (bis April 1924 nebenberuflich) Studium der Rechtswissenschaften, 19.3.1926 Referendarexamen, 16.4.1926 – 15.11.1929 Vorbereitungsdienst (Gerichtsreferendar) bei den Landgerichten in Elberfeld und Düsseldorf, 24.2.1928 Promotion in Köln (Diss.: „Der Grundsatz der Unmittelbarkeit im Strafprozeß“), 25.10.1929 Assessorexamen, Gerichtsassessor, 16.11.1929 Staatsanwaltschaft Elberfeld, 14.2.1930 Staatsanwaltschaft Kleve, 1.10.1930 Staatsanwaltschaft Düsseldorf, 1.12.1930 Staatsanwaltschaft Krefeld, 6.8.1933 zur Dienstleistung bei der Stadtverwaltung Krefeld beurlaubt (21.9.1933 auf Ansuchen aus dem Justizdienst entlassen), 11.8.1933 kommissarischer Beigeordneter des Stadtteils Krefeld der Stadt Krefeld-Uerdingen a.Rh., 7.9.1933 Wahl zum besoldeten Beigeordneten der Stadt Krefeld-Uerdingen a.Rh. und des Stadtteils Krefeld, 23.11.1933 vom Regierungspräsidenten in die Stelle eingewiesen, 27.11.1933 Einführung ins Amt, 1.5.1938 I. Beigeordneter der Stadt Krefeld-Uerdingen a.Rh. und Bürgermeister des Stadtteils Krefeld, ab 1.4.1940 I. Beigeordneter der Stadt Krefeld mit der Amtsbezeichnung Bürgermeister, 1./2.-Mitte April 1945 mit der Restverwaltung der Stadtverwaltung in Wuppertal-Barmen und zuletzt deren faktischer Leiter, vor 8.5.1945 Rückkehr nach Krefeld („stellt sich den Alliierten Behörden zur Verfügung“⁹³), 7.11.1945 (lt. Meldekarte) von der Wehrmacht nach Krefeld zugezogen⁹⁴, 12.11.1945⁹⁵ (Datum der Zustellung) aus dem Dienst der Stadt

entlassen, 24.9.1948 in Kategorie IV eingestuft (keine Vermögens- und Kontensperre), 29.11.1949 durch Beschluß der Stadtvertretung aus dem Dienst der Stadt Krefeld ohne Versorgungsanspruch entlassen, Mai 1951 (rückwirkend ab 1.4.1949) nach einem Vergleichsvorschlag des Landesverwaltungsgerichts Düsseldorf Zuerkennung von Ruhegehalt, 1951 vorübergehend Justitiar des Werkfeuerwehrverbands Düsseldorf, Jan. 1952 wegen Dienstunfähigkeit Versetzung in den Ruhestand ab 1.12.1952, diverse Rechtsstreitigkeiten um die Festsetzung des Ruhegehalts

1918 – 1922 DNVP, 1.3.1933 (rückwirkend 17.1.1933) NSDAP („weil mich meine Tätigkeit als politischer Dezernent bei der Staatsanwaltschaft an einem früheren Eintritt hinderte“; Mitgliedsnummer 1.578.864), Abschrift Fragebogen zum BerBG, Herbst 1933, in PA), Herbst 1933 NSDAP-Zellenobmann und stellv. Bezirksobmann des NSDJB bzw. des NSRB, 1935 – 1939 Mitglied der Dienststrafkammer Düsseldorf, 1933 Mitglied der SA, Obertruppführer, 30.1.1939 Mitglied der SS (Nr. 314.911), später SS-Obersturmbannführer, 21.6.1943 SS-Standartenführer,

Q.: StadtA KR P 5841, EMK; LAV NRW R Reg. Düsseldorf 50001.

Lubszynski, Franz Ludwig

*22.12.1867 Posen, †21.1.1948 Muralto (Schweiz); evang. Friedrich-Wilhelm-Gymnasium Posen, Abitur, 1.4.1886– 31.3.1887 praktisches Jahr im Eisenbahndienst, 1.10.1887 – 1.10.1891 Studium des Maschinenbaus an der TH Charlottenburg, 6.11.1891 Examen als Regierungsbauführer, dann zweijährige Ausbildung bei der Eisenbahndirektion Berlin, 1.10.1893 – 30.9.1894 Einjährig-Freiwilliger im 4. bayer. Infanterie-Regiment (26.10.1895 Leutnant d. Res.), 15.6.1896 Examen als Regierungsbaumeister, bis Jan. 1897 bei der Eisenbahndirektion Berlin, 9.2.1897 – 17.2.1898 Betriebsleiter der kgl. Gewerfabrik Erfurt, 23.2.-31.3.1898 Hilfsarbeiter bei der kaiserl. Torpedoinspektion Kiel, 1.4.1898 Betriebsleiter der kgl. Gewerfabrik Spandau, 1.5.1901 Stadtbaumeister und Vorsteher des Maschinenbauamtes der Stadt Krefeld, später Leiter des städt. Elektrizitätswerks, dann Leiter der G.W.E.-Werke, 1.4.1907 Stadtbaurat, 25.6.1908 (Wahl), 17.9.1908 (Amtseinführung) besoldeter Beigeordneter der Stadt Krefeld, 1914 – 1916 Kriegsteilnehmer (1.8. – 27.12.1914 Adjutant der Hafenkommendantur Ludwigs-hafen, ab 28.12.1914 Hilfsoffizier bei der Gewerfabrik Amberg, 20.12.1914 Oberleutnant d. Res., ab 1.2.1916 vom Kriegsdienst beurlaubt, 7.7.1917 Hauptmann d. Landw.), [1926] Oberbaurat, 30.4.1930 (Wahl), 24.5.1930 (Bestätigung), 11.6.1930 (Amtseinführung) besoldeter Beigeordneter der Stadt Krefeld-Uerdingen am Rhein und des Stadtteils Krefeld, 1.4.1933 nach Erreichen der Altersgrenze

i.R., hiernach aber als „Hilfsarbeiter (Fachberater)“ der Stadt Krefeld weiterhin, „mit der Wahrnehmung seiner bisherigen Geschäfte beauftragt“⁹⁶, 1.10.1933 ausgeschieden, Dez. 1938 nach Italien abgereist, vorübergehende Einstellung der Versorgungsbezüge, ab [Juni] 1939 in Orselina/Tessin (Schweiz) wohnhaft, widerrufliche Zahlung der Versorgungsbezüge auf ein Sperrkonto, 29.8.1940 Aberkennung der Reichsangehörigkeit, Einstellung der Zahlung der Versorgungsbezüge, Mai 1946 (rückwirkend ab 1.3.1945) Wiederaufnahme der Zahlung der Versorgungsbezüge

Q.: StadtA KR P 5618.

Mebus, Artur

*26.5.1885 Wermelskirchen, Kreis Lennep, †11.6.1966 Tente-Bähringshausen; diss. Kaufmann, 12.7.1914 von Opladen nach Krefeld zugezogen, Geschäftsführer der Konsum- und Produktionsgenossenschaft „Niederrhein“, 24.10.1919 Leiter des städt. Wucheramtes, 30.12.1919 – 17.3.1921 (Mandatsniederlegung) Mitglied der Stadtverordnetenversammlung (SPD), 26.2.1920 Wahl zum besoldeten Beigeordneten der Stadt Krefeld, 22.4.1920 Amtseinführung, 11.6.1930 Beigeordneter der Stadt Krefeld-Uerdingen a.Rh. und des Stadtteils Krefeld, ab 23.12.1932 krankheitshalber beurlaubt, 11.2.1933 „weitere Beurlaubung bis auf weiteres“, dsgl. ab 20.3.1933, 20.7.1933 im Zusammenhang mit einem anhängigen Strafverfahren (in dem er später freigesprochen wurde) „vorläufig vom Dienst enthoben“, 8.11.1933 gemäß §4 des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 1.4.1934 entlassen, 8.3.1934 nach Wermelskirchen abgemeldet, ab 1.4.1934 Zahlung von Ruhegehalt, 17.9.1945 Beigeordneter der Stadt Krefeld (bis 15.4.1946), 18.4.1946 Oberstadtdirektor der Stadt Remscheid, 1.8.1951 i.R., 8.11.1956 – 18.3.1961 SPD-Stadtverordneter und Bürgermeister der Stadt Wermelskirchen, Mitglied des Aufsichtsrats der Deutschen Edelstahlwerke

Q.: StadtA KR P 1864, ZA 352; StadtA Remscheid (Verwaltungsbericht der Stadt Remscheid 1945 – 1947, Archiv-Signatur: REM_5.3_VRS_1945 – 1947; Ratsprotokolle der Stadt Remscheid, Archiv-Signatur E_01_69_A; Personalakte Artur Mebus, Archiv-Signatur D_11_1_646); Mitt. StadtA Wermelskirchen.

Pohl, Martin Richard

*7.2.1871 Lorch, Kreis Rüdesheim, †24.9.1946 Köln-Lindenthal; kath. Humanistisches Kaiser Wilhelm-Gymnasium Montabaur (bis Untersekunda), 1.5.1890 – 1.1.1892 kaufmännische Lehre bei der Mannheimer Lagerhaus-Gesellschaft, dann (bis 28.3.1895) Handlungsgehilfe ebd., März 1895 – Jan. 1897 bei der Firma Theod. Dasbach, Spedition & Commission, Rotterdam-

Antwerpen, dann bei der Spedition Krauthofer & Doll, Rotterdam, 1.10.1904 Hafen- und Kleinbahndirektor in Krefeld, Hafenkommissar, 1.4.1912 Dezernent für die Unterhaltung der Gebäude im Hafen und die Unterhaltung, Erneuerung und Ergänzung der baulichen Anlagen der Hafenbahn, 7.7.1916 (Wahl), 23.8.1916 (Bestätigung), 21.9.1916 (Amtseinführung) besoldeter Beigeordneter der Stadt Krefeld, 30.4.1930 (Wahl), 24.5.1930 (Bestätigung), 11.6.1930 (Amtseinführung) besoldeter Beigeordneter der Stadt Krefeld-Uerdingen a.Rh. und des Stadtteils Krefeld, Dez. 1933 vorzeitige Pensionierung in Aussicht genommen, ab 27.12.1933 beurlaubt (Erholungsurlaub), Beurlaubung dann verlängert⁹⁷, durch Erlaß des PrMdl vom 1.3.1934 gemäß §6 BerBG i.R. (zugestellt am 16.3.1934), 1.7.1934 i.R., dann in Köln wohnhaft

Q.: StadtA KR P 1286a; 4/2104, Bl. 244

Schacht, Karl Anton, Dr. rer. pol.

*11.3.1894 Gelsenkirchen, †27.7.1982 Krefeld, kath. 1900 – 1908 Volksschule in Gelsenkirchen, 1908 – 1914 humanistisches Gymnasium in Gelsenkirchen, Sommersemester 1914 Studium der Volkswirtschaft in Marburg, Ende Okt. 1914 – Ende Sept. 1919 Kriegsdienst, 1916 Leutnant d. Res., 1.11.1918 – Sept. 1919 amerikanische Kriegsgefangenschaft, ab Wintersemester 1919 Fortsetzung des Studiums in Heidelberg und ab 1920 in Münster, 25.6.1921 Promotion, 1.8.1921 – 31.3.1922 in der Versicherungsabteilung des Allgemeinen Knappschaftsvereins in Bochum, 1.4.1922 – 14.12.1933 bei der Industrie- und Handelskammer Essen, zunächst als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter, dann Dezernent, 1925 stellvertretender Syndikus, 1926 bis 1930 mehrere Studienreisen in Europa, Amerika und Afrika, zuletzt Syndikus der Kammer, 27.11.1933 (Wahl) besoldeter Beigeordneter der Stadt Krefeld-Uerdingen am Rhein und des Stadtteils Krefeld, ab 15.12.1933 mit der vorläufigen kommissarischen Wahrnehmung der Dienstgeschäfte eines besoldeten Beigeordneten beauftragt, 23.4.1934 Berufung zum hauptamtlichen Beigeordneten (17.5. Aushängung der Urkunde), Aug. – 16.12.1939 zur Wehrmacht einberufen, dann uk gestellt, Anfang März 1945 vorübergehend mit der städtischen Restverwaltung in Wuppertal-Barmen, vor Mitte März erneut Dezernent der Stadtverwaltung Krefeld mit der Amtsbezeichnung Stadtrat, [26.3. – 17.4.1945] dienstenthoben⁹⁸, 31.8.1945 auf Anweisung der Militärregierung entlassen, keine weitere Verwendung im städtischen Dienst, 1948 – 31.3.1969 Geschäftsführer der Firma Erwin Behn, Verpackungsbedarf GmbH, 1970 Bundesverdienstkreuz I. Kl.

Herbst 1930 – Anf. 1932 Volkskonservative Vereinigung, Mitglied des Stahlhelm, 1933 NSDAP-Mitgliedschaft beantragt,

Q.: LAV NRW R Reg. Düsseldorf 50006; StadtA KR 55/689 (Auszug PA Stadtwerke); ZA 1094.

Sprengmann, Günter

*18.10.1904 Niedersalzbrunn, Kreis Waldenburg, Schl., †5.8.1986 Krefeld
Gymnasium Breslau, Abitur, Studium der Rechtswissenschaften und der Volkswirtschaft in Breslau, 1931 1. juristische Staatsprüfung, Vorbereitungsdienst bei Gerichten in Ohlau, Brieg, Glatz, Brelau und der Stadtverwaltung Ohlau, 1.5.1932 NSDAP (Nr. 1109505), 1932 – 1933 Zellenleiter in der NSDAP-Ortsgruppe Ohlau, 1935 Große Staatsprüfung, Gerichtsassessor, 1936 Hilfsrichter bei den Amtsgerichten Görlitz, Ohlau und Brieg, Mitte der 1930er Jahre u. a. Leiter des Kreisrechtsamts und des Kreisbildungsamts der NSDAP-Kreisleitung Ohlau, Beisitzer des Kreisparteigerichts, 15.1.1937 Eintritt bei der Stadtverwaltung Krefeld, 1.4.1937 Städt. Rechtsrat, 1.4.1937 – 30.4./15.11.1938 Leiter des Rechtsamts, 1.5.1938 Oberverwaltungsrat und Hilfsdezernent für das Rechts- und Kulturdezernat, 1.6.1939 Stadtrat (Beigeordneter), ab Herbst 1939 – 1945 Kriegsdienst (Hauptmann d. Res.), 1.8.1945 auf Anordnung der Militärregierung entlassen⁹⁹, Internierung, dann zeitweise als Hilfsarbeiter tätig, ab 1.10.1949 50 Prozent des Ruhegehalts, 3.12.1951 Eintritt bei der Stadtverwaltung (zunächst als Angestellter TO.A. III, 1.8.1953 Oberrechtsrat), 1951 Referent des OS in Rechtssachen, vor Aug. 1953 auch Leiter der dem OS unmittelbar zugeordneten Beschwerdestelle in Wohnungssachen, März 1953 Dozent an der Gemeindebeamtenschule Linker Niederrhein, April 1954 – 1972 Studienleiter ebd., zudem Ausbildungsleiter der der Stadt Krefeld überwiesenen Gerichtsreferendare, 1.7.1957 Beigeordneter der Stadt Krefeld, 1.11.1962 Stadtdirektor, 1.11.1969 i.R.

Q.: LAV NRW, Regierung Düsseldorf Nr. 50006 (Kopie StadtA KR 55/487) Bl. 164 – 178; StadtA KR ZA 1249; StadtA KR 18/1043; Beamtenkartei FB 10.

Warsch, Wilhelm, Dr. phil.

*6.12.1895 Viersen, †27.12.1969 Köln; kath. Volksschule, Gymnasium bis Primareife, 14.4.1914 – 13.2.1919 Vorbereitungsdienst für die Justizobersekretärprüfung bei dem Amts- und Landgericht Mönchengladbach, 26.5.1915 – 1.12.1918 Militärdienst, 1916 Abitur als Externer am altsprachlichen Gymnasium Viersen, 1917 – 1920 Studium der Nationalökonomie und des Staats- und Verwaltungsrechts in Bonn, 1920 Promotion in Bonn (Diss.: „Die Bedeutung von Antwerpen, Rotterdam und einem Rhein-Maas-Schelde-Kanal für die deutsche Volkswirtschaft“), 1.4.1920 informatorische Beschäftigung bei der Stadtverwaltung Viersen, 15.7.1920 wissenschaftlicher Hilfsarbeiter bei der Stadtverwaltung Mönchengladbach, 8.2.1921 Direktor des Wohnungsamtes,

1.4.1922 städtischer Direktor und Dezernent (Stadtdirektor), 17.9.1925 Bürgermeister der Stadt Uerdingen, 1.8.1929 zugleich Stellvertreter des kommissarischen Bürgermeisters der Stadt Krefeld-Uerdingen a. Rh., 11.6.1930 I. Beigeordneter der Stadt Krefeld-Uerdingen a. Rh. und Bürgermeister des Stadtteils Uerdingen, ab 13.3.1933 im Erholungsurlaub, 26.3.1933 durch den Regierungspräsidenten „vorläufig weiter beurlaubt“, Einleitung eines (später eingestellten) Dienststrafverfahrens, 3.3.1934 gemäß § 4 Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums (politische Unzuverlässigkeit) entlassen, 16.7.1935 rückwirkende Umwandlung der Entlassung in eine Versetzung in den Ruhestand gemäß § 6 BerBG („zur Vereinfachung der Verwaltung“), ab 19.7.1933 in Köln wohnhaft, später (bis Juni 1945) Direktor und Syndikus der Zentralverwaltung der Krankenanstalten und caritativen Institute der Schwesterngenossenschaft des Ordens der Augustinerinnen, 1945 Mitgründer der CDU in Köln, 1.7.1945 I. Beigeordneter der Stadt Krefeld, zugleich Bürgermeister in Uerdingen, 28.2.1946 Oberbürgermeister der Stadt Krefeld, 20.2.1947 Amtsniederlegung, 23.2.1947 (Amtsübernahme) Regierungspräsident in Köln, 1.7.1957 auf Antrag i. R.

Vor 1933 Mitglied des Zentrums, ab 1945 CDU, 1946 – 1947 Mitglied der Stadtvertre-

tung Krefeld, 1946 – 1947 Mitglied des Landtags Nordrhein-Westfalen

Q.: Joachim Lilla: Wilhelm Warsch (1895 – 1969), in: Geschichte im Westen 25 (2010), S. 105 – 132 (m. w. N.)

Witten, Paul, Dr. phil.

* 3.1.1887 Krefeld, † 14.10.1954 Krefeld; kath. Oberrealschule in Krefeld, 1906 Abitur, 1.4.1906 – 28.2.1909 Volontär bzw. Beamter beim A. Schaaflhausenschen Bankverein Krefeld, Studium der Volkswirtschaft, Finanz- und Staatswissenschaften in Bonn und München, Juli 1913¹⁰⁰ Promotion zum Dr. phil. in Bonn (Diss.: „Die Geschichte der belgischen Devisenpolitik und ihre Ursachen“), Schwager von Dr. Eugen Angerhausen, Sept. – Dez. 1913 Tätigkeit bei der Banque Nationale in Brüssel, 1.4.1914 – 31.3.1915 Abteilungsleiter bei der Nordstern-Versicherung, 2.6.1915 – 29.5.1916 Kriegsteilnehmer, 30.5.1916 – 23.4.1920 wissenschaftlicher Hilfsarbeiter bei der Stadt Krefeld und Leiter verschiedener Kriegswirtschaftsämter (u. a. Milchamt und Amt für Übergangswirtschaft), 17.10.1919 Wahl zum Beigeordneten der Stadt Krefeld (Bestätigung durch Erlass der preußischen Staatsregierung vom 30.11.1919 im Hinblick auf die bevorstehenden Neuwahlen der Stadtverordneten „versagt“¹⁰¹), 12.2.1920 Wahl zum Beigeordneten der Stadt Krefeld,

22.4.1920 Amtseinführung, 1.7.1920 Finanzdezernent (Kämmerer), 30.4.1930 (Wahl), 24.5.1930 (Bestätigung), 11.6.1930 (Amtseinführung) Beigeordneter (Stadtkämmerer) der Stadt Krefeld-Uerdingen a. Rh. und I. Beigeordneter mit der Amtsbezeichnung (2.) Bürgermeister des Stadtteils Krefeld, ab 3.7.1933 vorläufig beurlaubt¹⁰², 1.9.1933 definitiv beurlaubt, 1.7.1934 i. R. gemäß § 6 BerBG, 1.5.1943 Steuersachbearbeiter bei der Verseidag, [14.]3.1945 I. Beigeordneter und (2.) Bürgermeister der Stadt Krefeld, 1.11.1945 Oberfinanzpräsident in Düsseldorf, 1.4.1952 (nach informeller Verlängerung der Dienstzeit um zwei Monate) i. R.

Q.: LAV NRW R BR-Pe 7647, Reg. Düsseldorf 47718.

Joachim Lilla, geboren 1951 in Datteln, Kreis Recklinghausen, 1969 Abitur am Arndt-Gymnasium in Krefeld, Studium der Geschichte, Philosophie und Publizistik an der Ruhr-Universität Bochum. Mitarbeiter des Stadtarchivs Krefeld, Verfasser zahlreicher Veröffentlichungen zur Parlaments-, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte.

Anmerkungen

¹ GS 1929, S. 91; Joachim Lilla: Quellen zu den Krefelder Eingemeindungen unter besonderer Berücksichtigung der kommunalen Neugliederung 1929 (Krefelder Archiv NF 4), Krefeld 1999, S. 187.

² Lilla, Eingemeindungen, S. 365, hier S. 372f.

³ So wurden die von der Stadtverordnetenversammlung gewählten Beigeordneten der Stadt Krefeld-Uerdingen a. Rh. (mit Ausnahme des Bürgermeisters in Uerdingen) auch von der Bezirksverordnetenversammlung der Beigeordnete des Stadtteils Krefeld gewählt.

⁴ Bezirksverordnetenversammlung Krefeld, 29.7.1930, außerhalb der TO.

⁵ StadtA KR 4/264, Bl. 64.

⁶ Dort findet sich nichts hierzu; gemeint ist wohl § 6 der Ortssatzung.

⁷ Der im Amt befindliche Hafendezernent, Martin Pohl, wäre regulär 1936 aus Altersgründen ausgeschieden.

⁸ Erik Oschek in: Reinhard Feinendegen/Hans Vogt (Hg.): Krefeld. Geschichte der Stadt, Bd. 5: Vom Ende des Ersten Weltkriegs bis zur Gegenwart (1918 – 2004), Krefeld 2010, S. 191 – 199. – Die Vorgänge im Stadtteil Uerdingen sind im Zusammenhang, mit Ausnahme der Personalie des Uerdinger Bürgermeisters in seiner Eigenschaft als I. Beigeordneter der Gesamtstadt, nicht relevant, zudem bereits an anderer Stelle eingehend geschildert worden: Joachim Lilla: Die Verwaltung des Stadtteils Uerdingen 1929 bis 1940, in: Die Heimat 65 (1994), S. 60 – 86.

⁹ Der Verfasser arbeitet im Auftrag des Stadtarchivs Krefeld an einer Dokumentation: Die Stadtverwaltung Krefeld im 20. Jahrhundert. Organisation und leitende Beamte (Arbeitstitel).

¹⁰ Dezernats-Einteilung für die Verwaltung der Gesamtstadt Krefeld-Uerdingen a. Rh. und des Stadtteils

Krefeld. Gültig vom 1. Mai 1931 ab, [Krefeld 1931] (Druck, StadtA KR Bibliothek III 166/1931; Änderungen und Ergänzungen dieser Übersicht bis 1933 in StadtA KR 4/264.

¹¹ Verwaltungsdirektor an OB, 12.12.1930 (StadtA KR 4/264, Bl. 48).

¹² Die Biographie Wittens ist bisher kaum bekannt, das liegt auch an der ungünstigen Personalaktenüberlieferung. 1961 wurde festgestellt, dass „die bei der Stadtverwaltung Krefeld geführten ‚Personalakten Dr. Witten‘ weder bei der Oberfinanzdirektion Düsseldorf noch beim Finanzministerium vorliegen“ (Vfg. des Finanzministers NRW vom 28.8.1961, Referat II B 4, ORR Holzhauser, LAV NRW, Abt. Rheinland BR-Pe 7647, separates Aktenheft). Dank der Personalakte des Finanzministeriums und dem Personalvorgang des Regierungspräsidenten (LAV NRW, Abt. Rheinland Reg. Düsseldorf 47718) lässt sich die Biographie Wittens aber zufriedenstellend rekonstruieren.

¹³ Vfg. vom 11.2.1933 (StadtA KR 4/2103, Bl. 96, dort Erwähnung der nicht überlieferten Vfg. vom 23.12.1932, die eine Vertretungsregelung enthielt); Vfg. vom 20.3.1933 (ebd., Bl. 115; vgl. auch P 1864, Bl. 148): „Die Vertretung hat, wie bisher, ... Dr. Erdtmann. Falls die Bearbeitung durch einen Dezernenten erforderlich ist, wird diese durch mich selbst [OB Hüpper] geschehen.“ – Zur Rücktrittsaufforderung durch Kreisleiter Becker vgl. Feinendegen/Vogt, S. 195.

¹⁴ Einzelheiten in StadtA KR P 1864.

¹⁵ Einzelheiten s. Lilla, Warsch, S. 114 – 118; Zitat S. 113.

¹⁶ Lilla, Verwaltung Uerdingen, S. 64.

¹⁷ StadtA KR 10/32, Bl. 57. – Diese Sitzung, an der der OB nicht teilnahm, wurde vom Beigeordneten Dr. Helm geleitet, obwohl komm. Bgm. Aldehoff anwesend war (ebd., Bl. 53).

¹⁸ StadtA KR 10/32, Bl. 64.

¹⁹ Vfg. des OB vom 30.3.1933, StadtA KR 4/2103, Bl. 172.

²⁰ Vermerk OB Hüpper, 30.6.1933 (StadtA KR P 5549, Bl. 1). – Nach einem nicht datierten Antrag der NSDAP (ebd., Bl. 6) sollte Heuyng „an Stelle der ausscheidenden Beigeordneten Mebus und Lubszynski“ gewählt werden.

²¹ Dr. Heuyng an OB Hüpper, 4.7.1933 (StadtA KR P 5549, Bl. 3).

²² Vfg. vom 30.3.1933, StadtA KR 4/2103, Bl. 124.

²³ Vfg. vom 20.3.1933, StadtA KR P 500, Bl. 111.

²⁴ Stadtverordnetenversammlung 6.4.1933, TOP 3a (StadtA KR 10/32, Bl. 47).

²⁵ Ebd., Bl. 48f.

²⁶ Volksparole Krefeld Nr. 94, 25.4.1933; Oschek S. 192f. (dort Anm. 106 auch die für weitere Verwaltungszweige bestellten Kommissare).

²⁷ Oschek S. 193 belegt die Gegnerschaft der Nazis gegenüber Hüpper durch ein Zitat des Kreisleiters Becker. Im Zusammenhang mit dem Ausscheiden Hüppers dürfte die Pensionsfrage (im Gegensatz zur Anm. 110 ebd.) alles in allem doch nur eine marginale Rolle gespielt haben. Das OVG Münster stellte in seiner Entscheidung vom 3.8.1956 (VI A 63/54, Abdruck in Personalakte Heuyng, StadtA KR P 5549) fest, dass „Hüpper aus politischen Gründen hat gehen müssen“ (S. 21),

²⁸ Der Bürgermeister als Ortspolizeibehörde teilte dem Standesamt Kapellen am 13.4.1933 mit, dass Dr. Walter Beyer „am 12. April 1933, nachmittags 10 ½ Uhr in Kapellen-Peterhof Hnr. 165 durch Schuss in die Schläfe gestorben ist“ (StadtA Moers, Standesamt Kapellen C Nr. 9/1933, Sammelakte).

- ²⁹ Volksparole Krefeld Nr. 87, 16./17.4.1933; Feinden-
degen/Vogt (Hg.), S. 195 (mit falschem Sterbedatum).
– Im Bericht des OB an den Regierungspräsidenten vom
13.4.1933 (StadtA KR P 11791, Bl. 196) heißt es: „Die
Tat geschah in einem Zustand seelischer Depression,
die hauptsächlich durch Familienverhältnisse hervorgeru-
fen wurde. Anhaltspunkte für irgendwelche dienstliche
Verfehlungen sind nicht vorhanden.“
- ³⁰ Vfg. des OB (Entwurf VD Funnemann), 19.4.1933
(StadtA KR 4/264, Bl. 116).
- ³¹ StadtA KR 40/2104, Bl. 56. Da die Personalakte
Witten nicht überliefert ist (vgl. Anm. 12) lassen sich
die Hintergründe nicht mehr erhellen. Die Beurlaubung
wurde durch weitere Verfügungen vom 17.7. und
1.8.1933 (ebd. Bl. 67, 85) „krankheitshalber“ bis zum
31.7 bzw. bis zum 31.8. jeweils verlängert. Formal be-
fand sich Witten wohl bis zum 31.8. im Dienst, so wurde
er am 7.7. durch die StVv noch als 4. Vertreter des Ober-
bürgermeisters bestellt. Anfang August 1933 wurde
Dr. Stepkes von Dr. Helm darüber informiert, „daß auch
Witten entlassen werde“ (Tgb. Stepkes 1.8.1933, StadtA
KR 70/1690). Die wohl zum 1.9.1933 erfolgte dauernde
Beurlaubung und spätere Versetzung in den Ruhestand
lässt sich aktenmäßig nicht im Detail nachweisen.
- ³² Für die Beurlaubung ab 3.7.1933 übernahm die Ver-
tretung Dr. Helm mit Ausnahme des Finanz-, allgemein-
en Kassen- und Rechnungswesens, die der OB über-
nahm (Vfg. vom 30.6.1933, StadtA KR 40/2104, Bl. 56);
Verlängerung der Beurlaubung, nun „krankheitshalber“
mit gleicher Vertretungsregelung bis zum 31.7. durch
Vfg. vom 17.7.1933 (ebd. Bl. 67), bis zum 31.8. durch
Vfg. vom 1.8.1933 (ebd. Bl. 85. Am 10.8. Übergang der
Mehrheit der Dezernatszuständigkeiten auf Dr. Helm.
- ³³ StadtA KR P 1868, Bl. 67f.
- ³⁴ StadtA KR P 5549, Bl. 3.
- ³⁵ Volksparole Krefeld Nr. 137, 8.7.1933. – Für die Be-
hauptung „Hüpper durfte nicht teilnehmen“ bei Oschek
S. 193 findet sich kein Beleg.
- ³⁶ StadtA KR 10/32, Bl. 56f.; für den Stadtteil Krefeld
galt folgende Regelung (StadtA KR 10/55, Bl. 159):
1. Vertreter: ehrenamtlicher Beigeordneter Becker
2. Vertreter: Beigeordneter Dr. Helm
3. Vertreter: Beigeordneter Dr. Witten
4. Vertreter: Beigeordneter Pohl
5. Vertreter: Beigeordneter Oberbaurat Dr. Hollatz
6. Vertreter: Beigeordneter Dr. Heuyng
7. Vertreter: Bürgermeister von Uerdingen.
- ³⁷ StadtA KR 70/1690.
- ³⁸ Volksparole Krefeld Nr. 137, 8.7.1933. – Zu den Hinter-
gründen der Entscheidung zugunsten von Dr. Heuyng
(und gegen Kreisleiter Becker) vgl. Oschek S. 194.
- ³⁹ Oschek S. 194f.
- ⁴⁰ StadtA KR P 5549, Bl. 7.
- ⁴¹ BArch R 1501/142233 (alt: Kommunalabteilung 2233).
- ⁴² StadtA KR P 1868, Bl. 77.
- ⁴³ BArch R 1501/142233; dieser Erlass bezieht sich
auch auf einen „Funkspruch“ vom 8.7., der sich aller-
dings in dieser Akte nicht befindet.
- ⁴⁴ Nach Mitteilung des Regierungspräsidenten vom
21.11.1933 (StadtA KR P 5549, Bl. 39) bedurfte es keiner
„besonderen Genehmigung, dass der Bürgermeister
der Stadt Krefeld-Uerdingen die Amtsbezeichnung
„Oberbürgermeister“ führen darf, da diese Genehmi-
gung schon für Ihren Amtsvorgänger ... durch Erlaß vom
27.5.1930 ... erteilt war“.
- ⁴⁵ Hierzu und zur weiteren Entwicklung der Personalie
Aldehoff vgl. Lilla, Verwaltung Uerdingen, S. 64f.
- ⁴⁶ Aldehoff, da er kein gesamtstädtisches Dezernat
verwaltete, kann unberücksichtigt bleiben, ebenso der
nur noch beratend tätige Lubszynski.
- ⁴⁷ Tagebuch Stepkes (StadtA KR 70/1690), Eintrag
vom 18.8. über eine Unterredung mit Dr. Helm Anfang
August 1933.
- ⁴⁸ StadtA KR P 5841, Bl. 3.
- ⁴⁹ Ebd., Bl. 1c.
- ⁵⁰ Ebd., Personalbogen.
- ⁵¹ Ebd. Bl. 5.
- ⁵² StadtA KR 4/264, Bl. 117
- ⁵³ StadtA KR P 5841, Bl. 4.
- ⁵⁴ StadtA KR P 5539. – Dieses Datum findet sich übri-
gens auch im Krefelder Adreßbuch 1934, Teil IV, S. 1.
- ⁵⁵ StadtA KR P 5539, Bl. 69, 72. – Dr. Helm hatte bereits
am 7. April beantragt, ihm die infolge der Pensionie-
rung von Oberbaurat Lubszynski frei gewordene, nach
Besoldungsgruppe B 10 bewertete „qualifizierte Bei-
geordnetenstelle“ zu übertragen. Der Hauptausschuss
des Stadtteils Krefeld stimmte dem Antrag am 26. Juni
1933 zu, und der Regierungspräsident genehmigte am
16. August „dass dem Beigeordneten Dr. Helm [...] vor-
übergehend [...] die Bezüge der Besoldungsgruppe
B 10 gezahlt werden“ (ebd. Bl. 59, 62).
- ⁵⁶ Dezernatsverteilung (StadtA KR 16/365), Diese Über-
sicht lässt sich auf die Zeit von Mitte August bis Ende
Sept. 1933 eingrenzen.
- ⁵⁷ LAV NRW R Reg. Düsseldorf 50006, Bl. 139. –
Auf dem Schreiben wurde bei der Regierung vermerkt
„Werke der Stadt seit 1.10. verwaist“.
- ⁵⁸ Ebd., Bl. 140.
- ⁵⁹ Ebd., Bl. 137, 138.
- ⁶⁰ StadtA KR P 1286a, Bl. 264.
- ⁶¹ Vgl. Vorgänge in StadtA KR P 1286a.
- ⁶² StadtA KR 4/2104, Bl. 244.
- ⁶³ Übersichten der Dezernatsverteilung ab 1.1.1934
(StadtA KR 4/2104, Bl. 233) und der Dezernatseinteilung
und Geschäftszeichen, undatiert [1934] (StadtA
KR 4/231, Bl. 174). – Einzelne im Laufe des Jahres 1934
erfolgte Umstrukturierungen der Ämter konnten nicht in
allen Fällen mit genauen Daten belegt werden.
- ⁶⁴ Der kommissarische Uerdinger Bürgermeister und
I. Beigeordnete der Stadt Krefeld-Uerdingen a.Rh.,
Friedrich Aldehoff, bleibt hier außer Betracht, da er kein
Dezernat der Gesamtstadt verwaltete, s. Anm. 46.
- ⁶⁵ Verwaltungsblatt der Stadt Köln, 5. Jahrgang, Nr. 5,
31.1.1928; Einteilung der Verwaltung und Geschäfts-
verteilung der Beigeordneten [1933] (freundl. Mittei-
lung des Stadtarchivs Köln).
- ⁶⁶ Joachim Lilla: Die leitenden Beamten der Stadt Reck-
linghausen von 1918 bis 1945 unter besonderer Be-
rücksichtigung der Magistratsverfassung, in: Vestische
Zeitschrift 101 (2006/2007), S. 157 – 234, hier: S. 198ff.
- ⁶⁷ 1931 finden sich numerische Geschäftszeichen in
den Akten (frdl. Mitteilung von Dr. Christian Wolfsber-
ger, StadtA Mönchengladbach). – Die 1933 wieder
selbständige Stadt Rheydt verwendete dann aber vor-
übergehend wieder Buchstaben für die Bezeichnung
ihrer Ämter.
- ⁶⁸ Verwaltungsbericht der Stadt Düsseldorf 1933, S. 9f.
- ⁶⁹ Mitt. Claudia Chehab, StadtA Neuss.
- ⁷⁰ Krefelder Amtsblatt 1935, S. 24.
- ⁷¹ Vgl. Geschäftsordnung für die städt. Verwaltung
des Stadtteils Krefeld und der Stadtgemeinde Krefeld-
Uerdingen a.Rh. [November 1934], S. 6 – 9 (StadtA Kre-
feld Bibliothek III 20); Krefelder Amtsblatt 1935, S. 103.
- ^{71a} Vg in StadtA KR 4/3286. Grundlage hierfür war §47
der Deutschen Gemeindeordnung; hiernach konnte per
Hauptsatzung den Beigeordneten das Tragen eines
„Amtszeichens“ eingeräumt werden.
- ⁷² Unterlagen hierüber sind nicht überliefert; sie dürften
bei Kriegsende als besondere Geheimhaltung unter-
liegende RV[=die Reichsverteidigung betreffende]-Vor-
gänge vernichtet worden sein. Die Darstellung dieser
Geschehnisse stützt sich auf ein am 3.1.1948 von
Richard Lorentzen verfasstes Erinnerungsmanuskript
(StadtA KR 70/565, Bl. 43 – 48). Vgl. Joachim Lilla:
Die Organisation der Stadtverwaltung Krefeld 1939 bis
1946. Aus Vorarbeiten für eine Krefelder Verwaltungs-
geschichte, in: Die Heimat 63 (1992), S. 171 – 181, hier,
S. 173.
- ⁷³ Er verweist in seiner Niederschrift auf eine Anlage 1,
die aber fehlt. Die vorhandene Anlage 1 (nach Lorentzen
Anlage 2) ist die später erwähnte Vfg. des OB vom
1.3.1945.
- ⁷⁴ Diese Darstellung liest sich zwar sehr gefällig und
könnte vor dem Hintergrund späterer Ereignisse auch
einen Sinn ergeben. Aber der Verfasser ist im Hinblick
auf den Wahrheitsgehalt dieser Aussage doch sehr
skeptisch.
- ⁷⁵ Rademaker war von Sept. 1939 bis Juni 1944 mit
der Führung der Geschäfte des im Kriegsdienst befind-
lichen Verwaltungsdirektors Hermann Meyer betraut,
zudem Leiter des Amtes 15 – Kriegseinsatzamt –; seit
Juni 1944 fungierte er zugleich als ständiger Stellvertre-
ter des Verwaltungsdirektors und persönlicher Referent
des Oberbürgermeisters.
- ⁷⁶ Lorentzen berichtet weiter, dass Rademaker noch
länger im „Rathaus“ anwesend war. Er wertete diese
„angebliche Eile“ als Vorwand, ihn „bewußt über al-
les im Unklaren zu lassen. Es wäre richtig gewesen,
wenigstens jetzt, in letzter Stunde, mich über die au-
genblickliche Gesamtlage [...] zu informieren und mir
dadurch Gelegenheit zu geben, mich mit den maßge-
benden militärischen Stellen in Verbindung zu setzen.
Nichts dergleichen geschah, und ich sehe mich ge-
zwungen festzustellen, daß die abtretende Stadtver-
waltung sich auf Aushändigung eines Schreibens [...] beschränkte und verschwand“.
- ⁷⁷ StadtA KR 70/565, Bl. 47 (Anlage 2 [1] zur Nieder-
schrift Lorentzen). Es handelt sich um eine (spätere)
Abschrift auf Briefbogen „Der Oberbürgermeister der
Stadt Krefeld“, der Briefbogen ist laut Druckvermerk
unten links erst 1946 gedruckt worden.
- ⁷⁸ Der Düsseldorfer NSDAP-Gauleiter Staatsrat
Friedrich Karl Florian.
- ⁷⁹ Abgedruckt bei Lilla, Organisation 1939 bis 1946,
S. 173.
- ⁸⁰ Vgl. Krefeld. Geschichte der Stadt, Band 5, Krefeld
2010, S. 351 (Anm. 43).
- ⁸¹ So Stadtkämmerer Bgm. Dr. Witten in der Sitzung des
Stadtbeirats am 13.9.1945 (StadtA KR 10/39, Bl. 14).
- ⁸² Stadtrat war zwischen 1934 und 1945 gemäß Preußi-
schem Gemeindeverfassungsgesetz beziehungsweise
Deutscher Gemeindeordnung die Amtsbezeichnung der
Beigeordneten in kreisfreien Städten. Die Amtsbezeich-
nung Stadtrat gab es schon zuvor in Preußen in Städten
mit Magistratsverfassung.
- ⁸³ In Krefeld verblieb (erkennbar ohne noch eine Funk-
tion wahrzunehmen) nur Stadtkämmerer Bürgermeister
Dr. Robert Helm, der vor Mitte März 1945 festgenom-
men wurde (Vgl. Tagebuch Stepkes, 17.3.1945); die
Stadträte Dr. Otto Erdtmann und Günther Sprengmann
waren seit 1939 im Kriegsdienst.
- ⁸⁴ Zitat nach Ernst Köppen: Kanalstraße 9. Aus der
Chronik der Stadt Krefeld 1854 – 1979, Krefeld 1979,
S. 128ff. – Die unerfreulichen Wahrnehmungen be-
standen nach Mitteilung von Rechtsanwält Dr. Klaus
P. Schacht, Krefeld, darin, dass die leitenden Beamten
in Wuppertal total betrunken gewesen seien. Vgl. auch
Lilla, Organisation 1939 bis 1946, S. 173.
- ⁸⁵ Vfg. des OB, Wuppertal, 17.3.1945, StadtA KR 20/25,
Bl. 13ff.
- ⁸⁶ Vorgänge in StadtA KR 110/212.
- ⁸⁷ Bgm. Dr. Stepkes an den Leiter der CIC, 8.5.1945,
StadtA KR 20/25, Bl. 12. – Hütrter wurde im November
1945 (zugestellt am 12.11.1945) förmlich aus dem städti-
schen Dienst entlassen, 1948 entnazifiziert (Gruppe
IV) und mit Wirkung vom 1.4.1949 in den Ruhestand
versetzt. Um das Ruhegehalt gab es noch ein lang-
wieriges Verwaltungsstreitverfahren (Vorgänge StadtA
KR P 5841).
- ⁸⁸ Lilla, Organisation 1939 bis 1946, S. 174.
- ⁸⁹ So Schreibweise lt. Geburtsurkunde (Standesamt
Krefeld A Nr. 1699/1889),
- ⁹⁰ Das gelegentlich zu lesende Datum 1.9.1933 der
Ernennung Helms zum Bürgermeister des Stadtteils
stimmt nicht. In amtlichen Unterlagen, etwa in den

Niederschriften der Stadtverordnetenversammlung (so noch am 22.12.1933), und in seiner Personalakte, firmiert Helm bis Dezember 1933 durchgängig nur als Beigeordneter. In der Sitzung der Stadtverordnetenversammlung am 27.11.1933 wurde bei der Festsetzung der Reihenfolge der Vertretung des Oberbürgermeisters im Hinblick auf den Stadtteil Krefeld bestimmt, dass diese an erster Stelle durch „Beigeordnete[n] des Stadtteils Krefeld Dr. Helm mit der Amtsbezeichnung „Zweiter Bürgermeister des Stadtteils Krefeld““ erfolgt. Hiernach wurden die Bezüge von Dr. Helm im Dezember „endgültig“ nach Besoldungsgruppe B 10 festgesetzt, die Mitteilung hierüber ging am 5. Januar 1934 an „Herrn Bürgermeister Dr. Helm“, wobei „die Bezüge mit Wirkung vom 1.9.1933 [neu] festgesetzt werden“ (StadtA KR P 5539, Bl. 69, 72. – Dr. Helm hatte bereits am 7.4.1933 beantragt, ihm die infolge der Pensionierung von Oberbaurat Lubszynski frei gewordene, nach Besoldungsgruppe B 10 bewertete „qualifizierte Beigeordnetenstelle“ zu übertragen. Der Hauptausschuss des Stadtteils Krefeld stimmte dem Antrag am 26. Juni 1933 zu, und der Regierungspräsident genehmigte am 16. August „dass dem Beigeordneten Dr. Helm [...] vorübergehend [...] die Bezüge der Besoldungsgruppe B 10 gezahlt werden“ (ebd. Bl. 59, 62), s. Anm. 55.

⁹¹ Detaillierter Stammrollenauszug in StadtA KR P 5549, Bl.163f.

⁹² Eine Beischreibung auf der EMK lässt sich so deuten, als sei H. am 2.8.1945 von Oedt nach Krefeld zugezogen.

⁹³ Bgm. Dr. Stepkes an CIC, 8.5.21945 (StadtA KR 20/5, Bl. 12).

⁹⁴ Diese Angabe ist zumindest irreführend, da Hürter im 2. Weltkrieg nicht bei der Wehrmacht war. Ob es sich um eine beschönigende Umschreibung einer Rückkehr aus Gefangenschaft o.ä. handelt, lässt sich wohl nicht mehr klären.

⁹⁵ Im Behändigungsschein (StadtA KR P 5618, Bl. 126) ist der Monat „Juni“ maschr. 1945 eingetragen, jedoch von Hand gestrichen.

⁹⁶ „Er wird zeichnen: I.A. Sofern die Unterschrift des Oberbürgermeisters oder seines gesetzlichen Vertreters erforderlich ist, übernehme ich [OB Hüpper] das Dezernat selber.“ (Vfg. vom 30.3.1933, StadtA KR 4/2103, Bl. 172).

⁹⁷ StadtA KR 4/2104, Bl. 244.

⁹⁸ Lt. Tagebuch von Dr. Stepkes vom 26.3.1945 war „eine Anzahl städtischer Beamter und Angestellter, darunter Stadtrat Dr. Schacht sofort zu entlassen“; am 17.4. notierte er: „Dr. Schacht ist wieder zugelassen worden.“

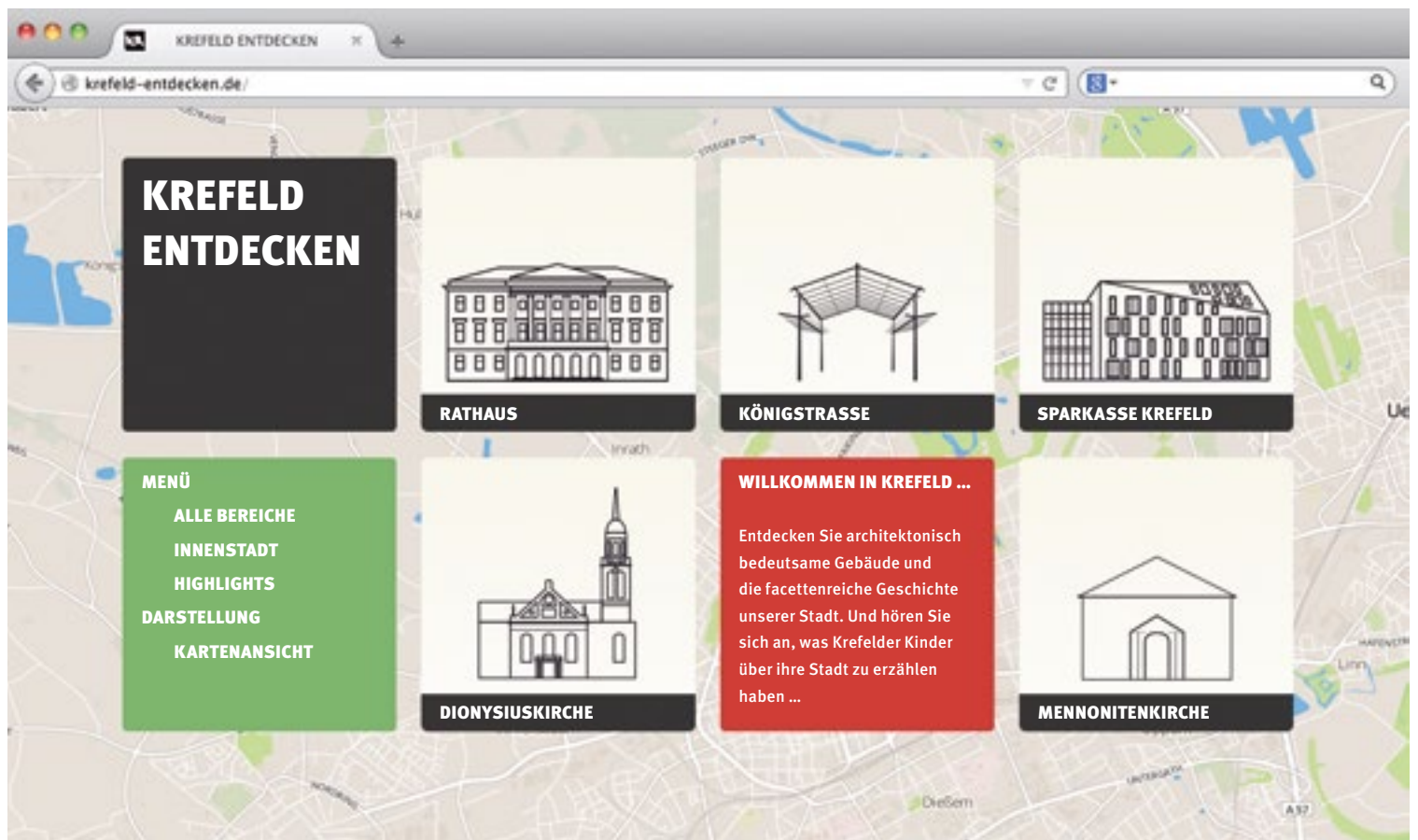
⁹⁹ Ein Beispiel für die Verschleierung des tatsächlichen Bruchs in der Karriere von Sprenmann ist ein wohl auf amtlicher Verlautbarung beruhender Bericht der Neuen Rhein Zeitung (Nr. 148) vom 28.6.1957 über die Wahl Sprenmanns zum Beigeordneten. Hiernach war dieser seit 1937 (scheinbar ununterbrochen) bei der Stadt Krefeld als Rechtsamtsleiter und Hilfsdezernent

für das Rechtsamt, Versicherungsamt, Schulamt. Die Ernennung zum Stadtrat 1939 und die Entlassung 1945 wird nicht erwähnt, so dass die einzeln aufgeführten „bisherigen Aufgabengebiete“ Sprenmanns vor der Wahl zum Beigeordneten dem unbefangenen Leser eine ungebrochene Karriere suggerieren. Dieser Tenor durchzieht im Übrigen alle offiziellen Verlautbarungen der Stadt zur Person Sprenmanns bis zu seinem Tod 1986 (StadtA KR ZA 1249).

¹⁰⁰ UB Bonn UMFC 2005/1352; lt. Hauptkatalog 1918 erschienen.

¹⁰¹ Veranlassung gab eine Eingabe des Sozialdemokratischen Volksvereins Krefeld vom 22.10.1919 (LAV NRW R Reg. Düsseldorf 47718) an den Regierungspräsidenten, in der diese (kurz vor den Neuwahlen erfolgte) Wahl durch die noch durch die nach dem Dreiklassenwahlrecht zusammengesetzte Stadtverordnetenversammlung bemängelt und als eine „einseitige, lediglich durch Parteiinteresse diktierte Aufkrotrierung eines Parteimanns“ bezeichnet wurde. Der Einsender bat „die Bestätigung zu versagen“.

¹⁰² Dr. Witten wurde zunächst durch Vfg. des OB vom 30.6.1933 (StadtA KR 40/2104, Bl. 56) ab 3.7. beurlaubt. Die Beurlaubung wurde durch weitere Verfügungen vom 17.7. und 1.8.1933 (ebd. Bl. 67, 85) „krankheitshalber“ bis zum 31.7 bzw. bis zum 31.8. jeweils verlängert. Die wohl zum 1.9.1933 erfolgte dauernde Beurlaubung und spätere Versetzung in den Ruhestand lässt sich aktenmäßig nicht im Detail nachweisen.



Redewendungen und sprichwörtliche Redensarten im Krefelder Platt

von Paula Coerper

Wer eine Sprache wirklich verstehen, sie in ihrer Eigenart erfassen will, kommt mit der Kenntnis ihrer Wörter und der Gesetze ihrer Grammatik nicht aus. Wer sie begreifen will als Ausdruck und Spiegel der Menschen, denen sie gehört, der muss ihr dahin folgen, wo sie nicht in ihrer Hoch- und Schriftform auftritt, sondern ihren Alltagsgeschäften nachgeht – auf die Plätze, in die Gassen. Da ist sie nicht ganz so schön und rein, dafür aber um vieles reicher und farbiger.

Da ist sie durchsetzt mit jenen „geprägten Wendungen“, die, was sonst nur trocken und umständlich zu sagen wäre, in einem Bild anschaulich und präzise auf den Punkt bringen: den Redewendungen und sprichwörtlichen Redensarten. Sie sind so fest eingewurzelt in unserer Sprachtradition, dass wir kaum bemerken oder uns wundern, wenn da plötzlich mitten im Fluss vernünftiger Rede jemand „in der Tinte sitzt“, „über seinen Schatten springt“ oder „vor die Hunde geht“. Und wir wüssten auch meist überhaupt nicht, was es denn auf sich hat mit diesem „In-der-Tinte-Sitzen“ oder „Vor-die-Hunde-Gehen“. Hier handelt es sich nämlich um eine „uneigentliche Rede“, deren Worte im akuten Zusammenhang etwas ganz anderes meinen als sie ursprünglich bedeuten. Und diese Bedeutung stammt nicht selten aus Zeiten, deren Lebens- und Arbeitswelt uns längst fremd geworden ist, deren Sitten und Gebräuche wir nicht mehr kennen.

Redensarten sind in der Mehrzahl Kinder des Volkes, ihr eigentliches Zuhause ist für die meisten von ihnen die Mundart, diese Sprache, der Begrifflichkeit und Abstraktion im Wesen fremd sind, die von der Anschauung lebt und die Bilder liebt. Sie werden ursprünglich der sprachschöpferische Einfall eines Einzelnen gewesen sein, der seiner Rede besondere Anschaulichkeit und Eindruck verleihen wollte. Den anderen gefielen die Worte, sie nahmen sie auf, gaben sie weiter, und so sind sie zum festen Bestandteil des Sprachschatzes geworden. Sie werden so selbstverständlich gebraucht, dass sie den eigenen, individuellen Ausdruck umstandslos ersetzen können.

Wenn ein Krefelder sich schlapp fühlt, dann hat er *Schleck en de Küüten*, wenn er glücklich ist, *de Welt en et Blösske*. Und jeder weiß Bescheid, d. h. jeder Krefelder. Denn was es mit dem *Schleck* und dem *Blössken* auf sich hat, das ist möglicherweise schon in Kempen nicht mehr bekannt. Mit Sicherheit gilt das, wenn einer *en lange Kett* macht oder *däm Buuem an 't blöhe* hat. Denn hier geht es um die Seidenweberei, und davon hat *ene Kempische Kappesbuur* naturgemäß keine Ahnung. Redensarten sind zu einem großen Teil exklusiver Sprachbesitz einer Sprachgemeinschaft, gebunden an den Ort, wo sie entstanden. Wenn sie ihre Bilder aus der eigenen, besonderen Lebenswelt nehmen, sind sie für Fremde nicht zu verstehen. Was andererseits bedeutet: Wer sie kennt und gebraucht, der gehört dazu. So sind sie Ausweis der Zugehörigkeit zu einer Gruppe und zugleich kräftigen sie die Zusammengehörigkeit ihrer Glieder. Ein Krefelder – wo immer er sich befindet –, wenn er hört: *Dooe es mech de Plack drenjeschlaare*, dann weiß er sich unter Seinesgleichen.

Jedenfalls muss es so einmal gewesen sein. Inzwischen hat die Mundart viel von ihrer identitätsstiftenden Kraft verloren. Die Geschlossenheit der Sprachgemeinschaft ist aufgebrochen, die Kette

der Überlieferung weitgehend gerissen. Gewiss wird man noch einiges hören können, und sicher ist noch so manches versteckt im Langzeitgedächtnis eingeseessener Krefelder. Aber vor allem wird man bei den älteren Sammlern und Schriftstellern suchen müssen, um die Erinnerung aufzufrischen oder überhaupt erst zu erfahren, wie reich unser Platt ist an diesen gern unterschätzten Sprachköstlichkeiten. D. h. man wird suchen müssen bei einer Generation, über die sich ein Zeitraum vom Ausgang des 19. Jahrhunderts bis etwa 1945 erschließen lässt. Hier sind die Zeugen, und sie sind gemeint, wenn im folgenden von den Krefeldern die Rede ist. Ein spracharchäologisches Unternehmen also. Aber es sollte sich lohnen, denn man wird dabei auch eine Menge erfahren über unsere Altvorderen, über ihre Welt und ihr Leben, über ihre Arbeit und ihr Miteinander. Und nicht zuletzt über ihren sprachschöpferischen Witz und ihre Phantasie.

Es leuchtet ein, dass sich die Redensarten häufen, wo die Themen sind, die den Menschen am Herzen liegen, über die also am meisten geredet wird. Und so ist es kein Wunder, dass das Interesse an den Mitmenschen, als ein natürliches Merkmal der Gattung, auch die Krefelder veranlasste, ihre diesbezüglichen Wahrnehmungen und Erfahrungen in treffende Worte zu fassen. Bereits die unterschiedlichen Formen der äußeren Erscheinung bot ihnen ein weites Feld der genauen Betrachtung und kraftvoller Formulierungen.

Das mag der folgende Typenkatalog belegen, den jeder im Kopf hatte, um bei Bedarf eine präzise Personenbeschreibung geben zu können.

Der Lange

*kann uut de Daakkall suupe
es duur dä Stropp jeschooete¹*

der Kurze

hät Kopp on Kont anieen²

der Dicke

es opjejange wie Bockertskock

der Magere

kann möt die Müüs duur de Tralljes fräete³

hät op en Ledder jeschlooepe

es maar Ärm on Bieen

kann sech eiter ene Lantärepooehl verstoppe (ömtrecke)

däm kannste et Vaterunser duur de Backe bloeese

der Bucklige

es uut naat Holt jemäckt

dritt onger de Kaaß

der vom Alter Gebeugte

hät dä Röck nooer de Stock stooehn

der Ungelenke

es stief wie en Kaar Äesch

der Glatzkopf

hät de Knie (de Kopp) duur de Hooer jewaasse

¹ Stropp = Schlinge, Schlaufe. ‚Duur de Stropp jeschooete‘ urspr. „durch den Strick des Henkers geschlüpft“ : lang, mager, abgerissen.

² Kont = Hintern.

³ Tralljes = frz. Gitterstäbe.

der Rothaarige

hät de verkiehrde Panne op de Daak

der Sommersprossige

hät en de Brootzupp (de Käck) jebloose

Aber der Mensch ist ja nicht nur hinsichtlich seiner äußeren Merkmale Gegenstand kritischer Aufmerksamkeit. Er erscheint auch in Form unterschiedlichster Typen und Temperamente.

Der Schlaue

witt, wo dän Haas höppt

kennt dä Klooes

kennt Kanieel⁴

es früsch opjestange

es en uutjeschlooepe Böerschke

der Dumme

hät se net all op de Latt

es net beei Jrosches

hät de Schött net drop⁵

es te domm för langes dä Jraav te jooehn

däm räejent et duur et Daak

es möt ene wärme Weck op de Kopp jehaue

der Tätige

löppt sech de Bieen uut de Box

hät et suue dröck wie en Pann op Fasseloovend⁶

der Faule

es te fuul, dat hä dööht, wenn hä dritt

hät de fuule Jech

der Bedächtige

kickt jedde Spuuel noer

beei däm kömmt et wie beei dän Ooeß de Melk

däm kannste de Schuuhn och beei et Jooehn besueehle

es joot för dän Duued te hooele

Zu denen, die de en de Pief schmocke kanns, scheinen auch die lebenswerten Kaplansgemöötter zu zählen.

Die Geduldigen, Friedfertigen

send van Joothieet nix wert

denne kannste ene Pooehl op de Plaat aanspetze

denne kannste möt en Kaar uever de Röck schörje

Zugegeben, man kann seine Mitmenschen mit schonungsvollerem Blick betrachten. Und zu den Gutgebauten und Wohlgerechten hätten einem auch ein paar Redensarten einfallen können. Doch der Mensch interessiert sich nun einmal mehr für die Schwächen und Fehler der Anderen als für ihre Vorzüge. Und redet auch lieber darüber. Aber vielleicht darf man im vorliegenden Falle ja annehmen, dass es nicht zuletzt der Spaß an der Freud, an den eigenen Einfällen, war, der dem spottgesunden Volksempfinden den sprachschöpferischen Schwung gab. Die Antidiskriminierungsgesetze waren noch nicht erfunden. Von wegen „körperlich benachteiligt“ oder „eingeschränkt alltagstauglich“! Damals waren die Leute schlicht lahm und krumm, faul und dumm. Und keiner fand was dabei. Auch bei den Armen nicht. Nix mit „sozial schwach“!

Die arme Lüü

sitten an ene drüje Pött⁷

hätten en kört Hemm aan

hätten körte Därn

⁴ Kanieel = Zimt, hier rotwelsch für Gold, später abgewertet „wertloses Zeug“. „Kennst Kanieel“: Kann den Wert einer Sache einschätzen.

⁵ Schött = Schuss- oder Einschlagfäden, die mit dem Weberschiffchen (Schöttspuuel) durch die Längsfäden (Kett) geschossen werden. „De Schött neeit drop“ urspr. „die Anzahl der Schußfäden stimmt nicht, ist zu gering“: nicht alle beieinander, nicht richtig im Kopf.

⁶ en Pann op Fasseloovend = beim Backen der Fastnachtskrapfen.

⁷ Pött = Brunnen.

fräete Schaav on Spöen⁸

stonnt dönn en et Reeit⁹

beei denne en et Huus löppt en blenk Päerd nix öm

beei denne luuepe sech die Müüs Bläere en de Kaaß¹⁰

hätte dän Dalles an sieeve Färve¹¹

Das klingt nicht nach christlicher Nächstenliebe. Setzen wir sie trotzdem voraus, wie gesagt: der Spaß an der Freud... Bei den folgenden Typen kann man sie sich guten Gewissens gönnen.

Der Geizhals

hät ene stieve Dumm

hät de Jech en de Dumm

es suue naat, däm rooest dä Schlüetel en de Täsche¹²

der Neidhammel

kickt sech an anger Lüü ärm

der Pedant (Fämkeställer)

tällt dech de Fenger an de Hank noer

der Eingebildete (Embeldspüemel)

es van dän Embeld jeplogt

jieeht op huuhe Klompe

hät et huuech en et Bönnsche¹³

dieet sech enen Dööh aan

schmitt sech en de Bross wie en Mösche en de Pärdschüetels

(en Ferke en dän Driet)

der Angeber

hät kin Hemm an de Fott – maar La Paloma flüete

hät ene Färvpott näeve sech stooehn¹⁴

däm sin Eier hätten all drei Dööres¹⁵

der Klein- bis Hochkriminelle

hät och allt ens ene (männije) Haas jeströppt

hät Dreck an de Klompe

hät en faal Päerd jeriee¹⁶

hät möt dubbele Kniet jeschrieve

kann Bloot sieen

es dän Düwel uut de Pann jespronge

op däm kannste Düwel drop sägge

Was die mit dem dicken Sparbuch angeht – da waren es damals offenbar die dicke Buure, die den Neid und die Redensarten weckten.

Die Reichen

hätte jet op Säck

hätte Sooet en et Bäckske¹⁷

hätte jet en de Melk te brocke

hätte joot Biere plöcke

hätte Moses on die Prophete¹⁸

die bölke van Jeld

Unter diesen Namen lassen sich die beunruhigenden Kontostände der modernen Ackermänner leichter verkraften.

Weiter lässt sich auch redensartlich beschreiben, wie diese Leute an ihr Geld gekommen sind. Sollte es die Leistung sein, die sich gelohnt hat, so ist dieser Umstand kaum schöner zu würdigen:

⁸ Schaav on Spöen = Hobelspäne.

⁹ Reeit = Ried. „Dönn en et Reeit“: haltlos, schwankend.

¹⁰ Bläere = Blasen.

¹¹ Dalles = hebr. Armut.

¹² naat = hier geizig.

¹³ Bönnsche = Spitzboden unter dem First, hier Kopf, Oberstübchen.

¹⁴ ene Färvpott näeve sech – zwecks Schönfärberei.

¹⁵ Dööres = Dotter.

¹⁶ faal Päerd = Falbe, hier Sinnbild für Lüge und Betrug.

¹⁷ Sooet = Saatgut.

¹⁸ Moses und die Propheten – nach Lukas 16,29 „Sie haben Moses und die Propheten, die sollen sie hören“: alles was sie brauchen.

der Leistungsträger
es op Schött¹⁹
witt dä Schmeck te schlaare²⁰
kennt jet van Reeit²¹
witt, wat Ambach es²²
hät ene Jriep (föör sin Saak)

Wer ohne solche Verdienste zu was gekommen ist,

der Erbe oder der „Eingeheiratete“
hät möt en fäerdig Jerei aanjefange²³
es en ene Fettpött jefalle
der Clevere, dem man mal in die Bücher gucken müsste,
hät de Fenger en et reite Loock
lött nix ligge wie Möhlestieen on jlöhnig Iser
fritt alt Iser on käcktt fäerdije Lokomotive

Was aber, wenn es mit den Lokomotiven nicht so geklappt hat oder ehrlicher Arbeit kein Erfolg beschieden war? Dann muss man auch nicht gleich von Bankrott oder Pleite reden.

Der Bankrotteur
hätt die Jrosches schangig jemäcktt²⁴
et Huus avjeriete on ene Kniensstall jeboot
däm es en Fettfäer uutjefange²⁵
es van et Päerd on dän Äesel jekuueme

Das unterscheidet ihn aber immer noch von dem, der nie auf einem Pferd gesessen hat und folglich auch nie Jrosches zum Schangigmachen besaß. Weil es weder mit den Händen noch im Kopf gelangt hat. So ein

Minderleister
hät de Häng op krangs²⁶
hät de Schmett net drin²⁷
es net op Schött²⁸

So weit die gewiss unvollständige Liste dessen, was Krefelder Platt über die Lebenden zu sagen hat, präzise und überzeugend. Was aber ist mit den Toten, denen, die alles hinter sich haben, lang oder kurz, dumm oder schlau, reich oder arm? Man kann nur sagen: Da holen die Redensarten tief Luft und tun, was sie können. Dass dabei auch der Spaß an der Freud... ist kein schöner Gedanke. Aber vielleicht muss man das anders sehen. Gerade das Tabu, das, worüber man nicht sprechen darf oder will, wird hinter der Hand zum heißen Thema. Oder es geht um Abwehrzauber, das Pfeifen im Walde. Und je dunkler es ist, desto lauter muss man pfeifen.

Das hört sich dann so an, gemäß der Entwicklung der Ereignisse:

Der Mann / die Frau
luurt üever et Mürke²⁹
rükt allt nooer de Schöpp
hät et Kettjerei jepackt

¹⁹ Schött (s. Anm. 5) „Op Schött sieen' urspr. „alle Vorbereitungen zum Weben getroffen haben“ : arbeits-, leistungsfähig sein.

²⁰ Schmeck = Fuhrmannspeitsche.

²¹ Reeit = Riet, hier Weberkamm. „Kennt jet van Riet“ : versteht sein Handwerk.

²² Ambach = Umstände, Verhältnisse.

²³ Jerei = Gerätschaft, Ausstattung.

²⁴ schangig = verdorben, faul.

²⁵ Fettfäer = Fettfeder.

²⁶ krangs = verkehrt herum, „zwei linke Hände“.

²⁷ de Schmett = eingefärbter Streifen am Ende der Kette. „De Schmett net drin“ urspr. „ein Stück der Kette unterschlagen“, übertragen: Arbeit nicht zuende gebracht, schludrig gearbeitet.

²⁸ Schött (s. Anm. 5) „net op Schött“ : nicht leistungsfähig, nicht „in Schuss“.

²⁹ Mürke = hier Friedhofsmauer.

hät de Kett bald av³⁰
hät et längs dä Schmeck jeschlaare
hät de Bactäng an't rabbele
hät däm Buuem an't blöhe³¹
hät et Öemschöppe verjæete
hät die Bieen opjestippt
hät de Fott tujeknieepe
hät de Blenge tujemäcktt
hät däm Pooehl uutjeriete³²
hät sech duur de Drööhnt jepaarscht
hät dän höltere Rock aan
es op de Schaavspöen te legge jekuueme
es dän Dörpel eruutjedraare
es rips jejange³³

Und zum Jahresgedächtnis:

dä es allt dä Moll am fange³⁴
möt däm sin (derr ühr) Knöek schmiete se allt lang
die Nüet van Pastuur sinnem Buuem

„Min Modersprooek! Welcher Zauber liegt über dem einen Wort! Man braucht sich nur seine ganze Bedeutung vor Augen (zu) stellen – da leuchtet im Herzen ein wunderbares Licht. Alles, was gut und lieb ist, wacht in uns auf.“ Ein Mundartliebhaber des vor(vor)igen Jahrhunderts

Man will es ihm gerne glauben. Es soll nicht bezweifelt werden, dass die Alten durchaus freundlichen Umgang miteinander pflegten und dass sie dies in ihrer schönen Muttersprache taten. Wenn ihnen dabei – man kann sich des Eindrucks nicht erwehren – alles Liebe und Gute nicht immer ganz vorne auf der Zunge gelegen hat, so ist das noch kein Gegenbeweis. Ebenso wenig wie die Tatsache, dass sie die Wörtchen „bitte“ und „danke“ nicht kannten. Sie haben dieselben sehr liebenswert umschrieben:

bös/sidd so joot
bös/sidd och merssi

Und dass es das Wort Liebe/lieben im Platt nicht gibt, besagt auch noch nichts. Den Mangel teilt man übrigens mit den Niederländern, bei denen nur die „liefde“ existiert. Eine alte niederdeutsche Form, die im altertümlichen „Euer Liebden“ noch erhalten ist. Wenn der Holländer sich behilft mit den Worten „ik houd van jouw“ – „ich halte was von Dir“ – gestand der krieewelsche Jüngling:

ech kann dech ärg joot liee
ech bön brieet op dech³⁵

Das klingt nicht sehr charmant, aber es wird seinen Zweck erfüllt haben. Jedenfalls bezeugen die Redensarten, dass die Sache ihren angestrebten Verlauf genommen hat:

Ein unverbindliches Verhältnis haben
free'e för floutes³⁶
free'e töschen Düür on Dörpel
zusammen gehen
en Kröeske hääbbe mötieen

³⁰ Kett = Gesamtheit der Längsfäden eines Webstücks. „Kett av“ urspr. „Kette ist abgewebt, Arbeit beendet“.

³¹ Buuem = hier Rundholz, auf das die Kette zum Abweben aufgewickelt ist. „Buuem an't blöhe“ urspr. „das Holz des Buuem wird sichtbar, wenn die Kette bald zu ende ist“.

³² Pooehl = hier Ständerbalken des Hauses. „Pooehl uutriete“: Haus abbrechen, ausziehen.

³³ rips – Grabmalauftchrift RIP „Er ruhe in Frieden“ (requiescat in pace). Zu „rips jooehn“ vgl. „hops gehen“.

³⁴ Moll = Maulwurf.

³⁵ brieet = arg, sehr.

³⁶ floutes = umsonst, gratis.

ernste Absichten haben

free'e för faaß

heiraten

et Krömke tesaame schmiete

Eingehenderes entzieht sich den Nachforschungen. Dass es existierte, ist sehr zu vermuten. Das alte Lied „Mariechen ging zum ersten Mal ohne Box nach Tannental“ läßt einiges erwarten. Doch der sittliche Ernst der alten Sammler und Dichter und die Diskretion gegenwärtiger Quellen haben die Nachwelt um einige historische Wahrheiten gebracht.

Da muss es allerdings nachdenklich stimmen, dass es ihnen nicht gelungen ist, die Überlieferung solcher Redensarten zu verhindern, die sich mit den unerfreulichen Seiten zwischenmenschlicher Beziehungen befassen. Hier kommt einiges zusammen. Und nicht immer vom Feinsten. So klingen die Äußerungen des Missfallens an einem Mitmenschen aus krieewelschem Munde folgendermaßen:

*Däm kann ech so joot lie'e wie en Blootschwäer in de Naas (an de Fott)
däm häb ech so jäer wie kalde Papp
däm häb ech op de Latt (de Lei)³⁷
dä es beei mech uut de Kutsch³⁸
dä hät beei mech de Kett av³⁹*

Im akuten Fall folgen die Drohungen:

*Dä hät beei mech noch jet en et Salt legge⁴⁰
däm krie' ech beei de Püet
dä kritt et betallt
dat kömmt däm nooer Huus*

Redensartlich ist reichlich bezeugt, wie mit dem Kontrahenten praktisch zu verfahren ist. Die Vorschläge:

vorknöpfen, zur „Brust nehmen“

beei de Bahn hooe⁴¹

zur Rede stellen

an et Kalle helpe

die Meinung sagen

sägge, wie et an et Stöck stieeht⁴²

dän Deckel van dä Pött näheme

dän Deckel op de Naas sette

abrechnen

die Jrosches wessele

Druck machen

de Bäng aantrecke⁴³

Kattuun jäeve⁴⁴

„die Suppe versalzen“

en et Äete spöoe

iiene enschodde

tätlich werden

an et Jaare kuueme

verprügeln

uut Rock on Kamisol haue⁴⁵

Eine ziemlich lange Liste von Unfreundlichkeiten. Wenn Redensarten da entstehen, wo Redensbedarf besteht...? Es muss ja Gründe geben für soviel Linkslastigkeit der zum allgemeinen Sprachgebrauch

gewordenen Wendungen. Vielleicht liegen sie in den Erfahrungen, die unsere Vorväter in dem schönen Satz zusammenfassten:

Bäeter dän Herrjott sin Wäer als wie die Lüüühr Maniere!

Dabei ist nicht in erster Linie zu denken an solche allzu menschlichen Lässigkeiten wie:

sich unanständig benehmen

et Ferke avjäeve

unmanierlich essen

fräete wie Ferkes Nieres

Blähungen haben

ieene op de Pann hääbe

einen fahren lassen

et Blockrähmke opmaake⁴⁶

Wo Samt und Seide gewebt und gehandelt wurden, war das Auge geübt im Auffinden auch weniger grober Schmetten im Gewebe:

nachlässig gekleidet sein

dän Hommes üever de Frommes hääbe⁴⁷

zu spät kommen

kuueme wenn et Buck allt ömjedraare es⁴⁸

ungelegen kommen

kuueme wie dä Mostert nooer et Äete

unnötige Umstände machen

Fisematente maake

Peinlichkeiten bereiten, „anecken“

en et Mostertdöppe träene

näeven et Pöttsche pisse

Die Alten haben aber auch erkannt, dass es heikel werden kann, wenn der Mensch seinen Mund aufmacht. Dass auch für die menschliche Rede bestimmte Regeln der Höflichkeit, des Anstandes und der Mäßigung gelten, deren Missachtung zu den schlechten Manieren zählt. Zum Beispiel

pausenlos daherreden

de Mull jooehn hääbe wie en Enteföttsche

ausschweifend, endlos reden

en lange Kett maake

längst Bekanntes vortragen

alde Äerte opkooeke

anhaltend jammern

sech boel blääre⁴⁹

sich ereifern

dän Düwel en Bieen avkalle

etwas schönreden

Blümkes vüürmaake

schmeicheln

Rotz op de Backe schmääre

jemanden schlechtmachen

ieemes en fiese Bell aanhange

über jemanden herziehen

de Ling avlooete üewer...

klatschen, tratschen

drüsch wäsche

sticheln, aufreizen

en et Mäehl blooese

möt Stääkbieren aanfange

schmutzige Reden führen

dä näcke Treck opmaake⁵⁰

³⁷ Lei = Schiefer(tafel).

³⁸ Kutsch = vermutlich aus frz. „couche“: Lagerstatt, Bett.

³⁹ Kett (s. Anm. 5) „Kett avhääbe beei...“: erledigt, unten durch sein bei.

⁴⁰ en et Salt legge = in Salzlake konserviert: unerledigt, noch ausstehend.

⁴¹ Bahn = freie Fläche, vgl. Rennbahn, Wildbahn.

⁴² Stöck = hier Webarbeit.

⁴³ Bäng = Bande, Faßreifen, die die Dauben zusammenhalten.

⁴⁴ Kattuun = Baumwolle, hier Baumwollfaden, der als Lunte den Zunderschwamm ersetzt. „Kattuun jäeve“: „Zunder geben“.

⁴⁵ Kamisol = Unterhemd.

⁴⁶ Blockrähmke = separat zu öffnende Scheibe im Oberlicht des Sprossenfensters.

⁴⁷ Frommes = Frühmesse: Unterrock / Hommes = Hochamt: Kleiderrock.

⁴⁸ Buck = hier Meßbuch.

⁴⁹ boel = hohl.

⁵⁰ Treck = Zug, Schublade.

Ja, die Alten hatten *en Nässke für dat, wat sech net jehüürt!* Sie haben sehr genau registriert, wie es um den Benimm der Anderen bestellt war. Aber dass sie unter ihren Mitmenschen so gelitten haben, dass sie sich lieber dem niederrheinischen Wetter ausgesetzt hätten, ist jedenfalls eine maßlose Übertreibung. Sie hatten durchaus ihre Freud miteinander und am Leben überhaupt. Die ging ihnen bekanntlich sogar *vüür en nöoi Hem*. Wo gibt es denn auch ein schöneres Wort für das optimale Glück des Lebens als das bekannte

*de Welt en et Blösske hääbe!*⁵¹

Und das schließt ja vieles ein.

Loslegen, „ein Faß aufmachen“

*am Booerd joeehn
en Fäer opblooese*⁵²
*däm Bessem eruutstääke*⁵³

übermütig, ausgelassen sein
*dä Flieres an't blöhe hääbe*⁵⁴
still-zufrieden, behaglich sein
sin Jemaak hääbe

Das alles war (und ist) für einen männlichen Krefelder kaum zu denken ohne Gleumes Lagerbier oder Hannen-Alt:

*dä Lapp naat maake
ieene op de Lamp schodde
op dän Drooht joeehn
et Hellijehüsske besöcke
dän Herrjott de Kapp opsette*⁵⁵

Die Folgen des löblichen Tuns sind mannigfaltig:

*voll wie en Schöpp (en Pötsche möt Piere) sieen
ieene näeve sech joeehn hääbe
en en Schmaerscherv jerooene*⁵⁶
*onger dän Örjel kuueme*⁵⁷

Dass es mit soviel Freud nicht endlos weitergehen kann, beweist die Erfahrung. Sollt der Umschwung unerwartet kommen, dem Menschen jäh der Spaß vergehen oder Schlimmeres, so wird ihm

*dä Plack drinschlaare*⁵⁸
dä kaldem Brank en de Fott fahre

Natürlich kann es auch weniger spektakulär nach unten gehen mit der Befindlichkeit. Es gibt da viele Möglichkeiten:

aus der Bahn geworfen sein

van et Pädsche av sieen

niedergeschlagen, bedrückt sein

et ärme Dier (ärme Senn) hääbe

den Kopf hängen lassen

die Mull bös op de Klompe hange looete

lust- und antriebslos sein

die Kaar luuepe looete

net uever dän Dörpel kuueme

⁵¹ en et Blösske hääbe – in Krefeld geübter Brauch, an bestimmten Tagen in den Kirchen einen Geldbetrag „in Bloesges“ an Bedürftige zu verteilen.

⁵² en Fäer opblooese urspr. Brauch wandernder Handwerksburschen, ihre weitere Route durch die Flugrichtung einer in die Luft geblasenen Feder bestimmen zu lassen: sich aufmachen, loslegen.

⁵³ däm Bessem eruutstääke urspr. Brauch des Dienstpersonals, die Abwesenheit der Herrschaft anzuzeigen: „sturmfrei“, Aufforderung zum Feiern.

⁵⁴ Flieres = Übermut, Albernheit.

⁵⁵ dem Herrjott de Kapp opsette = Frühschoppen nach dem Kirchgang.

⁵⁶ Schmäerscherv = Fettopf (Wagenschmiere): hier Kneipentour oder Keilerei, aus der man nicht so schnell herauskommt.

⁵⁷ Örjel = Leierkasten, Drehorgel. „Onger den Örjel“: in Vergnügungen, im Rummel versacken.

⁵⁸ Plack drinschlaare urspr. Befall von einer bestimmten Hautkrankheit beim Rindvieh.

dän Tiet schangig maake

*dat Læeve en de Fott jerooest hääbe*⁵⁹

verzweifeln

*dän Driet krieje*⁶⁰

abmagern

van Uesel van de Jröete falle

Nun muss es ja ganz so schlimm nicht kommen. Es gibt genug andere Sachen, die einem *dä joeo Senn* verderben können:

sich schlapp fühlen

*Schleck en de Kūüte hääbe*⁶¹

nervös sein

*däm Baarer op et Liev hääbe*⁶²

wetterbedingte Gliederschmerzen haben

et Wäer en hääbe

Vielleicht funktioniert auch der Kopf nicht wie gewünscht:

geistig abwesend sein, nichts mitkriegen

*en de Buuehne sieen*⁶³

etwas nicht richtig wahrnehmen

*dä lakessem Brell ophääbe*⁶⁴

nicht ein noch aus wissen

van de Buuehne en de Äerte kuueme

Wissen, Kenntnisse verloren haben

uut de Kennis jewaaße sieen (dat es mech uut de...)

Bedenkliche Befunde! Dass die Krefelder bis heute überlebt haben, verdanken sie nicht zuletzt der Tatsache, dass sie all die modernen *Stadthuus*-Wörter für ihre *Maleste* nicht kannten. *Enen Huss* ist halb so schlimm wie ein Bronchialkatarrh, und *wer et ärme Dier* hat, ist bei weitem besser dran als einer mit „Burn-out-Syndrom“ oder Depressionen. Der Krefelder war immer noch gesund genug, sich selber bei allem *Uesel* zuzurufen: *Maar Pooehl halde! Und Joddes Waater uewer Joddes Lank luuepe looete!* In der schönen Gewissheit, dass von höchster Stelle im Großen und Ganzen alles bestens geregelt ist.

Ja, im Großen und Ganzen! Was nicht heißt, dass sie im Einzelnen dazu nichts zu sagen gehabt hätten. Sie hatten ein ganzes Arsenal bereits vorgefertigter Formulierungen parat, um zu dem aktuellen Geschehen auf Erden ihre ganz persönliche Meinung zum Ausdruck zu bringen. Es handelt sich dabei, im Gegensatz zu den Redewendungen und Redensarten, um vollständige Sätze, die aber anders als die eigentlichen Sprichwörter keine allgemeinen Weisheiten oder Weisungen beinhalten. Hier werden schlicht Feststellungen getroffen, Kommentare abgegeben, die nur in einer konkreten Situation, einem bestimmten Zusammenhang Sinn machen. Man kennt diese „Redefloskeln“, „Routineformeln“, „Gemeinplätze“ – wie immer man sie nennen will – auch in der hochdeutschen Umgangssprache: „Da biste platt“, „Das haut den stärksten Mann um“, „Da kann ich mir nix für kaufen...“. In der Mundart gedeihen sie natürlich am besten, wo die freie Meinungsäußerung ihren angestammten Platz hat.

Was die im Krefelder Platt gebräuchlichen Formeln oder Floskeln angeht, so ist allerdings auffällig, dass eine große Zahl von ihnen aus einer ganz bestimmten Ecke der Weltbetrachtung zu kommen scheint. Egal, worum es geht/ging –

dat es all son Saak

dat es mech klöchtig

⁵⁹ jerooest = eingerostet.

⁶⁰ Driet = hier Schmerz, Verzweiflung < nl. „verdriet“ : Kummer, Verdruss.

⁶¹ Schleck = Schleimig-Weiches, Schnecke / Kūüte = Waden < nl. „kuit“ : Wade.

⁶² Baarer = Nervosität, Aufregung.

⁶³ en de Buuehne sieen – dem Genuss von Bohnen wurde rauschhafte Wirkung zugeschrieben.

⁶⁴ lakessem Brell = Augenklappe.

*so senge se neeit, wenn se van Käevele kuueme⁶⁵
so genau kannste kin Luus en de Fott kieke*

Und was aus der Sache wird, kann erst die Zukunft erweisen,
*dat stieeht noch en wiee Bäng
dat fengt sech beei et Kehre*

Der Krefelder sieht ihr eher skeptisch entgegen:

*dooe kömmt ene Friedaag drop
die Lieek senn ech allt fahre
dooe es jet en de Wühr⁶⁶*

Das Meiste im Leben ist seiner Erfahrung nach sowieso

*en Werk möt Schruuve
dat jeeht duur haarde Bäng*

So Unrecht hatten die Alten ja nicht. Aber wenn ihnen die Welt einmal etwas Interessantes oder gar Erfreuliches zu bieten hatte, zeigten sie sich auch wenig beeindruckt:

*jruuet Jedöns, kin Lööit an (ieen Ei op) de Kaar
dooeför jonn ech net uever de Rinnstieen
dooe maake se en Kölle kin Fenster för op
dat dieet de Kall net uut
dooe es dä Nopp allt dooevan
dooe send de Brocke allt druut
dat es maar nööttere Spöoi
dat send maar alde Äerte*

Sollte man die Krefelder aufgrund dieser Stellungnahmen zum Weltgeschehen für notorische Bedenkenräger halten, so ist doch Vorsicht geboten. Die Sonne hat auch ihnen manchmal geschienen:

en Löffke wie Sie', kin Fämmke Kattun

Und dass man gelegentlich die Welt *en et Blösske* haben kann, ist auch eine original krieeuwelsche Erfahrung. Was die Redensarten angeht, ist da allerdings wenig zu hören. Vielleicht behielten die Alten ihre Freud oder Begeisterung für sich. Man erinnere sich an die bereits häufiger getroffene Feststellung, dass sich der Mensch lieber zu dem äußert, was ihm missfällt... Was ja nicht hindern muss, dass er ansonsten ein ganz umgänglicher Zeitgenosse ist.

Diese These lässt sich in unserem Zusammenhang stützen anhand einer unbestreitbaren Tatsache: Das alte Krefeld war gesegnet mit einer außergewöhnlichen Dichte an Wirtschaften, wie die Kneipen damals noch hießen. Innerhalb wie außerhalb der vier Wälle: Gleumes, Hervis Pitter und et Bröcksken, Wienges, Herrstatts, Lus Bill, Marcelli und die Wallenburg, um nur einige der traditionsreichsten zu nennen. Und die waren ja nicht nur zum Trinken da. Ob Stammtisch, an *et Rähmke* oder *an de Theek*, da wird *vertällt, jeflaart, jeschwaad*... Verbale Kommunikation nennt man das. *Op Krieeuwelsch Babbelskall, Diskuursch* oder *wiese Vertäll*. Und das ist in Krefeld ein Spiel mit verteilten Rollen. Keine Vortragsmonologe, keine Statements – hier sind Redner und Zuhörer in gleichem Maß gefordert und aktiv. Jeder kennt die Regeln und die von seiner Muttersprache bereitgehaltenen Worte, deren Einsatz seine Rolle fordert, um ihr die nötige Ausdrucks- und Überzeugungskraft zu verleihen. So wird der Krefelder ein Gespräch mit der doppelten Aufforderung eröffnen:

sägg, hühr ens!

Wohl wissend, dass der Mensch grundsätzlich lieber selber redet als anderen zuzuhören, ködert er ihn mit dem „Sagen Sie...“, eine Falle, die augenblicklich zuschnappt: „Hören Sie...“. Dann ist er dran. Und damit dem Anderen die Bedeutung der nun folgenden Auslassungen

auch keinesfalls entgeht, wird er die wichtigsten Nachrichten mit den folgenden Versicherungen markieren:

*dooe kanns de drop jooehn
dat kann ech dech vertälle
dooe kavier ech dech för⁶⁷
dooe jäev ech dech en Breffke drop*

So persönlich angesprochen, fühlt der Zuhörer sich wirklich gemeint, einbezogen in die Gedankengänge des Redners, und wird ihm gerne weiter folgen. Nicht ohne seinerseits die Aufgaben wahrzunehmen, die Fortgang und Fruchtbarkeit des Gesprächs garantieren: Er wird den Redner immer wieder seiner Aufmerksamkeit und Teilnahme versichern, wobei ihm grundsätzlich die vier bekannten Ur-Worte Krieeuwelsch zur Verfügung stehen:

*ja, nää
janooe
nä, nä
ochjottochjott*

Mittels derselben vermag der Krefelder, allein durch Betonung und Modulation der Silben, die ganze Breite seiner Betroffenheiten bzw. sachdienlicher Stellungnahmen zum Ausdruck zu bringen. Gern greift er aber auch zu den erweiterten Formen, den speziellen Äußerungen

der Zustimmung

*da sässe de jet!
dat meen ech maar!
ja, jemaak!*

der Überraschung, des Staunens

*nooe sägg ech nix miehr
dooe leggs de dech nieer
dooe jieehs de verschött
dooe bös de van et Kallen av*

des Zweifels

*dat frögt sech
dat säss de (sätt mer) all*

des Entsetzens

Jesses Maria Jusep hölp!

dat es de Mensch nooer et Læeve jetracht

des Bedauerns

dat es wiet van Lache

Und so wird sich der Redende auch wirklich gehört, mit seinen Freuden und Sorgen ernstgenommen wissen. Ein Gespräch, wie es sein soll. Ein Zeugnis bemerkenswerter Gesprächskultur. Es fragt sich, ob dies Urteil übertragbar ist auf die Fälle der etwas anderen Art: *von wegen „däm kann ech so joot liee...“*. Natürlich ist der Krefelder auch hier sprachlich gewappnet. Folgendes könnte die Spitze eines Eisberges sein, die Größe des „Volksvermögens“ – um mit dem Dichter zu sprechen (Rühmkorff) – nur ahnen lassen:

*vertäll mech maar nix!
ech jlövv et dech wahl!
en dä Sack hässe Krinte!
dat Stöck es uut!
maak die Box maar tuu!
blooes mech op et Hööit!
blooes dech jet!
treck av!
jangk schliee!
leck mech en de Täsche (nooer Viersche)!*

Eine gewisse Direktheit im Umgang scheint den Alten nicht fremd gewesen zu sein. Aber sie wussten ebensowohl, dass Verträglichkeit,

⁶⁵ van Käevele kuueme – bezogen auf die fromme Wallfahrt nach Kevelaer.

⁶⁶ en de Wühr = am Werk, im Anzuge.

⁶⁷ kaviere = garantieren, verbürgen.

Geduld und Mäßigung für ein bekömmliches Zusammenleben unerlässlich sind. Sie haben es an entsprechendem Rat und Mahnung nicht fehlen lassen:

*maar jemaak!
waart, bös die Biere riep send!
maak kinne Jeck van Zimäerte!
pisch op däm Bessem, dann verjieeht dech dä Jieef!
bös maar kontent!
halt dech maar stief!
sägg maar nix!
lott et jewäerde!
neeit rickele!*

Kluge Worte. Sie werden sie nötig gehabt haben. Denn es war nicht immer *jemäcklich* in Krefeld. Nicht überall in deutschen Landen ist es so turbulent zugegangen wie am Niederrhein. Wer hat nicht alles das Sagen gehabt hier bei uns, von den Römern bis zu den Amis und Engländern! Und dazwischen die Holländer, Spanier, die Franzosen, sogar die Belgier. Nicht zu reden von den diversen Kriegshorden, die hier vorbeikamen. Man konnte seiner Güter und seines Lebens nur selten sicher sein, und wenn, dann unter anderer Leute Bedingungen. *Halt dech mar stief! Sägg mar nix!* Was Besseres konnte ihnen nicht einfallen.

Und doch haben sie ihr Leben gelebt: *opstoehn, wirke, äete, noer Bett jooehn* und *op Sonndaag en reein Hemm*. Aber jedenfalls dabei ein stressfreies Verhältnis zur Zeit. Termine? Ihre allgemeine Grußformel *Daarestiet* sagt alles. Sie erlaubt jedem, für sich zu entscheiden, ob er noch Morgen oder schon Mittag, Mittag oder Abend hat. Und die weiteren Zeitangaben sind so lebensnah wie präzise:

*tiets van en Schnie' Weck (einige Minuten)
Tiet för et Jröns en de Zupp (kurz vor Mittag)
tösche Zupp on Renkflieesch (irgendwann)
wenn et Buck allt ömjedraare es (zu spät)*

Und natürlich hatten sie „Lebensart“. Wie lebenswürdig die Regulieren, wenn Besuch kam, *aanjetrocke*, versteht sich, entsprechend *staatsjemäckt*:

*dott üch av!
jott jefälligs duur!
sett üch mar beei!*

Keiner musste *de Monk tärje*, hungrig bleiben, es wurde gegessen, *bös dat mer möt de Fenger dran föhle kann*. Keiner konnte nachher sagen, *er hätt en schleite Weei jefonge*. Und wenn es um das Heikelste ging, um den Beistand in der persönlichen Finanzkrise, um *et Puffe* also, wie verbindlich klingt da die Kreditverweigerung:

*Jott säejen dech möt hongert Daaler, on mech, dat dech wessele kann.
Ech lieen dech ens die Katz, die kömmt van alleen wie'er.
Do kanns mech ens en Rölleke Kautabak noer de Bahn rolle!*

Wie immer man dies verlorene Wort im einzelnen interpretieren will – es wird deutlich, dass es bei den Redensarten um mehr geht als um Spaß und Phantasie. Sie haben ihre Funktion. Wie sie in diesem Fall menschliche Konfrontation abfedern, können sie auch im Gegenteil der lustvollen Abfuhr der Aggressionen dienen – ein *Therapeuticum* zur Regulierung des Seelenhaushaltes. Und überall wirksam, wo es den Zumutungen des Lebens zu begegnen gilt, denen von außen und denen von innen. Denn man denkt etwas versöhnlicher über den Übeltäter, wenn man ihn im Unterholz erblickt, den *geströppten Hasen* am Wickel, und der Ackermann mit dem dicken Konto ist einem immerhin menschlich näher, wenn er am Küchentisch sein *Brot en de Melk brockt*. Und wie befreiend wirkt nach einem depri-

mierenden Fehlschlag großer Pläne die Vorstellung *von der Jieet*, die einen *langen Sterz* haben wollte, und nun auf der Wiese mit einem kurzen wackelt!

Natürlich, in der Regel werden die Bilder nicht wirklich wahrgenommen, sie sind durch vielen Gebrauch fast zum Klischee erstarrt. Redensarten, Worte, „die nicht eigens produziert zu werden brauchen, sondern nur reproduziert werden müssen“, schonen freilich den eigenen Kopf und, wie böse Zungen behaupten, verraten einen Mangel an „Individualität“, „Neigung zu volkstümlichen Denkklyschees“.⁶⁸ Geschenk!

Im Übrigen: Die Zeiten, in denen die meisten Redensarten entstanden, waren der Individualität alles andere als günstig. Die Mehrzahl der Menschen steckte so geduldig wie aussichtslos fest in den Verhältnissen und der Rolle, in die sie hineingeboren war. Die richtigen Vorstellungen von Himmel und Erde besorgten ihr Lehrer und Pastor. Die Leute waren heilfroh, dass ihnen die Redensarten über die Schwierigkeiten einer „individuellen Sprachfindung“ hinweg halfen.

Und wenn es auch heute noch gelegentlich so zugeht – für den, der Ohren hat zu hören, schwingen die Redensarten, selbst wenn sie als solche kaum wahrgenommen werden, doch wie Obertöne in den Sätzen mit. Und damit passiert etwas. Egal, wovon die Rede ist, wo sie das Wort führen, verlieren die Dinge etwas von ihrem Ernst und Gewicht. Sie geraten sozusagen in die Schwebelage und erscheinen auf einmal in einem anderen, im Wortsinne erhellenden Licht. Man sieht sie genauer durch die Redensarten hindurch. Ich denke, es ist nicht falsch, diese von Sinnlichkeit und Phantasie lebenden Sprachgeschöpfe zu dem zu zählen, was kluge Leute vor Zeiten „Naturpoesie“⁶⁹ genannt haben, „die Muttersprache des menschlichen Geschlechts“⁷⁰, in der die Menschen ihre Empfindungen und Erfahrungen in Bildern, Gestalten und Gleichnissen aussprechen. Und die Welt tiefer erfassen als in Begrifflichkeit und Abstraktion.

Wenn dem so ist, fragt man sich doch, ob wir nicht *en Huus avjeriete on ene Knienstall jeboot* haben, indem wir unsere alte Sprache so nach und nach abmagern lassen, bis wir eines Tages nur noch den „Regiolekt“ haben, diese allgemeine Umgangssprache mit ortstypischen Anklängen in Vokabular und Sprachmelodie. Natürlich gibt es Gründe, und die sind nicht aus der Welt zu schaffen. Durchmischung der Bevölkerung, Mobilität, die Allgegenwart des Hochdeutschen selbst im privaten Raum (Radio, Fernsehen)... Aber es gibt auch einen Grund, den sich die Krefelder gern verschweigen. Er hat mit ihrer Geschichte zu tun. Und an die zu erinnern, lohnt sich immer.

Es sei also erlaubt, einen Blick zurück zu werfen in diese Geschichte, die, das muss man leider sagen, etwas kümmerlich anfang, immerhin 1373! „Die Herrlichkeit Creivelt bestehet in ein kleines Stättlein, dessen circuit 15 cölnische Morgen begreiff, hatt von alters nur 50 hußplätzen gehabt [...]“. So in einer Beschreibung der Grafschaft Moers von 1643.⁷¹ Gehören tat sie dem Herrn ebendieser Grafschaft, eine Exclave, rings umgeben vom Territorium des Erzbischofs von Köln. Als Bollwerk gegen denselben war sie mit Mauern und Türmen bewehrt, östlich in den Sümpfen gehörte die Burg Cracaw dazu, „ein altes verfallenes Schloß, darauf 15 statische Soldaten Wacht halten“. Hüls, St. Tönis, Traar, Bockum, Fischeln – alles Ausland. Wenn es Streit gab – und es gab viel Streit damals am Niederrhein – dann lag das Stättlein mittendrin. *Halt dech stief! Sägg maar nix!* Was besseres hätte den Krefeldern da nicht einfallen können. Dass sie dennoch zu Wort gekommen sind, dass sie es nicht nur zu etwas, dass sie es zu Weltgeltung gebracht haben, grenzt an ein Wunder. Es ist eins, und sie verdanken es einer Tugend, auf die sie von allein kaum gekommen

⁶⁸ Lutz Röhrig: Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten, Bd. 1, S. 48.

⁶⁹ Johann Gottfried Herder: Über den Ursprung der Sprache, 1772.

⁷⁰ Johann Georg Hamann: Aesthetica in nuce, 1762.

⁷¹ Zitiert nach Ernst Köppen: Kleine Stadtbiographie Krefelds. Von den Anfängen bis 1948, S. 43.

wären. Ihr Landesherr – damals der Prinz Moritz von Oranien – hat sie ihnen verordnet: die Toleranz. Ein Zugeständnis an seinen spanischen Gegner. Das Nest wurde Zuflucht der um ihres Glaubens willen Verfolgten. Und sie kamen aus allen Richtungen.

*Reformierden und Papisten
Lutheranen und Mennisten
Dompelaars und Abrams Soonen
Tesaamen nu in Krefeld wohnen*

Und sie kamen nicht ohne Vermögen. Vor allem – sie kamen mit Unternehmergeist. Die Folgen sind bekannt. Schon ein knappes Jahrhundert später war es nicht mehr zu übersehen. „Die Stadt Krefeld hat überaus großen Handel [...] und wohnen darin sehr große Banquiers und vile allerlei weitläufigen auswärtigen Handel treibende Kaufleute. Also daß die Stadt, wann sie noch 20 Jahre in solchem Flore bleibet, als fast eine der berühmtesten Kauf- und Handelsstädte in ganz Deutschland zu gelten hat.“⁷² Und ein französischer Offizier, den es im Siebenjährigen Krieg in die Stadt verschlagen hatte, schwärmt: „Krefeld ist die hübschest gebaute Stadt, die ich je gesehen habe. Das Haus, in dem ich wohne, ist ein richtiger Palast, dessen Gemälde, Marmore und Möbel meine seit 3 Wochen an die schauerhaften Hütten Westfalens gewohnten Augen überraschen.“ Krefeld – Stadt wie Samt und Seide!

Aber es gab auch Nebenwirkungen. Und um die geht es nun. Die, denen die Stadt ihr An- und Aussehen verdankt, waren keine Krefelder im eingeborenen Sinn: die Seidenbarone und die das amtliche Sagen hatten, die preußischen Beamten. Sie waren nicht katholisch, sie pflegten einen gehobenen Lebensstil und sie sprachen kein Platt. Von *Mennieße-Fienigkieet* sprachen die Väter. Die hatte es ihnen angetan. Was im Übrigen durchaus zu begrüßen war. Man höre den Chronisten Engelbert vom Bruck (1739 – 1813): „Krefelds Einwohner [zeichneten sich] durch mehr Sittlichkeit, Mildtätigkeit, Frugalität und selbst der große Haufe durch weniger Roheit vor allen umliegenden Örtern aus.“⁷³ Jawohl! *Sonne on sonne on Krefelder!* Aber der Mann sah noch etwas anderes. Nämlich „[...] manche schädliche Folge für die Bewohner Krefelds, weil der Nachahmungstrieb da Luxus erzeugte, wo weise Sparsamkeit besser gewesen wäre.“ Ja, sie hatten jetzt *en Schäselong en de Stueev* und ein Vertiko. Manche kamen mit der *Schääs* zur Kirche gefahren. Offenbar konnten sie es sich leisten. Aber sie gingen auch nicht mehr einfach *op Besöck*, sie gingen *naar de Vimsitt*. Die Jonges *freede* nicht mehr an die *Mädsches*, sie *pussierten* mit ihnen und machten ihnen *Awansken*. Da war etwas passiert, von dem der Chronist schweigt: Auch ihre Sprache war vom Nachahmungstrieb ergriffen! Von schädlichen Folgen ließ sich dabei, zunächst jedenfalls, nicht reden. Die *Schääsen*, *Vimsitten* und *Awansken* fanden umstandslos ein neues Zuhause im Krefelder Platt. Und das sprach man nach wie vor in schöner Deftigkeit. Nur – die den Nachahmungstrieb geweckt und denen man die feinen Wörter aus ihrem Salonfranzösisch abgelauscht hatte, sprachen es eben nicht. Platt war zu dem geworden, was wir heute ein Unterscheidungsmerkmal nennen würden. Und die Alten empfanden es auch so: *dä fiene Krau*, die *Haute-Volaute* (*haute volée*) und *os Arts Lüü*. Zwar ließ sich das mit dem wachsenden Wohlstand der Stadt aufkommende einheimische Bürgertum im eigenen Kreise ein herzhaftes Platt nicht nehmen, aber es hatte etwas von seiner Selbstverständlichkeit und vor allem von seinem Selbstbewußtsein verloren. Wer nach Höherem strebte, hielt seine Kinder dazu an, Hochdeutsch zu sprechen. Mancher verbot ihnen das Platt. Eine Praxis, die noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein geübt wurde. Nicht immer gelang die sprachliche Beschneidung. Es entstand das Kriewelsch für gehobene Konversation – Hochdeutsch *op Klompe: Betreffs möt dat Waater...* (Wir können alles außer Hochdeutsch – Glückliche Schwaben)

Die Sache hat sich erledigt. Und zwar gründlich. Die Minderheit der Alteingesessenen dürfte kein Pfund Schwarzbrot in ihrer Muttersprache mehr kaufen können, geschweige *ene Krinteweck*. Trotzdem – es muss ihn geben, irgendwo, den Krefelder, der noch in der Lage ist, seine Wut über den smarten Bankberater adäquat *op Kriewelsch* zum Ausdruck zu bringen:

*Ja, jemaak, dä Mann hät beei mech noch jet en et Salt legge! Däm hooel ech mech beei de Bahn! Däm sall ech sägge, wie et an et Stöck stieeht, däm sall ech die Jrosches wessele, dooe jäev ech dech en Breffke drop! Mer sall jooe neeit hürder pische, wie mer de Bieen büüre kann. Alles futtü! Wat hät dä mech Rotz op de Backe jeschmäert – Immobielefongs! Bön ech dann en de Buuehne jewäss? Mar so genau kanns de kin Luus in de Fott kieke! Vertäll mech maar nix – et jövv't 'er, die send dän Düwel uut de Pann jespronge. Äwwer dä kritt et betallt, dooe kavier ech dech för! Däm sall ech die Bäng aantrecke! Dat kömmt däm nooer Huus!
Donn mech noch ene Korn!*

Der Mann hat kein einziges Wort selbst suchen müssen. Die Muttersprache hat sie ihm *allemooele mönkesmooet* serviert. Also, *maar Pooehl halde!* Aufbewahren, was noch da ist. Vielleicht fällt den Menschen eines Tages wieder ein, was die alten Worte wert sind. Denn vieles kann man nicht treffender sagen, vieles lässt sich leichter ertragen, und manches wird erst richtig schön, wenn man es *in dat Pläckskén* einer altkriewelschen Redensart dreht!

Paula Coerper-Berker, geboren 1925 in Krefeld, 1944 Abitur am damaligen Mädchengymnasium „Karin-Göring-Schule“. Nach Arbeitsdienst im „Warthegau“ und Kriegsdienst in Oberschlesien Studium der Germanistik und Ev. Theologie in Bonn von 1947 bis 1953. Abschluss mit Staatsexamen und Promotion zum Thema „Die Rangfrage in der Dichtung als Problem der morphologischen Literaturwissenschaft“. Von 1955 bis 1990 – mit einer Unterbrechung von 15 Jahren (Eheschließung, zwei Töchter) – Lehrtätigkeit in den Fächern Deutsch und evangelische Religion am Ricarda-Huch-Gymnasium, Krefeld. Angeregt und gefördert von Dr. Reinhard Feinendegen Veröffentlichung mundartlicher Texte und Beiträge zu Sprichwörtern und Redensarten im Krefelder Platt in der „Heimat“ sowie Herausgabe eines Lexikons des alten Krefelder Platt, zu Ende geführt und bearbeitet aus dem Nachlass des Orientalisten und Sprachwissenschaftlers Johannes Werner (Stadtarchiv Krefeld, Krefelder Studien 13).

⁷² Aus einer „geographischen Beschreibung des Fürstentums Moers“ von 1725, zit. nach Ernst Köppen, wie Anm. 71, S. 59.

⁷³ Engelbert vom Bruck, zit. nach Ernst Köppen, wie Anm. 71, S. 91.

Min Hert hängt an Krieewel: In memoriam Jupp Schäfer (1906 – 1962)

von Heinz Webers

„Besseres können wir nicht nachsagen...“, so überschrieb am 9. März 1962 die Westdeutsche Zeitung ihren Bericht über die Beerdigung von Jupp Schäfer. Der Mundartdichter, der einige Jahre als Spekelöres (Neugieriger) die samstägliche WZ-Kolumne „Näevenaan on täejenüever“ betreute, war überraschend gestorben. Viel zu früh, wie seine Mundartfreundinnen und -freunde beteuerten. Am Grab sagte Mundartbaas Josef Broucker, auf Platt natürlich, dass sie einen der Besten und Hoffnungsvollsten verloren hätten.

Der Techniker Jupp Schäfer arbeitete viele Jahre als Gießereileiter im Sauerland und in dieser Zeit vermisste er seine Heimatstadt Krefeld, seine Verwandten und Freunde sehr. Er zählte, wie übereinstimmend berichtet wird, zu den Leuten, die wenigstens einmal in der Woche den Turm von Sankt Dionysius sehen müssen, um zufrieden und glücklich zu sein.

Seine Sehnsucht nach Krefeld ließ ihn zur Feder greifen. Auch in der sauerländischen Umgebung vergaß er seine von Jugend an geliebte Heimatsprache nicht, und das Krieewelsche blieb sein bevorzugtes Idiom. Als er 1959 wieder heimfand, hatte er bereits jahrelang Gedichte und Geschichten in Krefelder Zeitungen publiziert. Die Krefelder Mundartautoren nahmen ihn mit offenen Armen und großen Hoffnungen auf. Er wurde der „Wochenplauderer“ der Westdeutschen Zeitung und die Krefelder schätzten seine

vielseitigen Milieuschilderungen, „op Platt“ natürlich. Der Nachruf in der Westdeutschen Zeitung schloss mit folgenden Worten: „Lieber Jupp Schäfer, Spekelöres unserer Zeitung, wenn es auf der Erde nur solche Näevenaan und Täejenüever gäbe, wie Du gewesen bist, dann stünde es gut um die Menschen und um ihre Welt; Besseres können wir Dir nicht nachsagen!“

Ein ausführliches Porträt und einige Werkbeispiele findet man im 2007 erschienenen Buch „Mundart in Krefeld“ (Seiten 46 und 118f).

Lebensdaten

Geboren am 2. Juni 1906 in Krefeld, Techniker und Gießereileiter, verheiratet, zwei Töchter, zwei Söhne, gestorben am 2. März 1962 in Krefeld.

Veröffentlichungen

Beiträge in der Tagespresse, im Jahrbuch „Die Heimat“ und in der Zeitschrift „Krefelder Familienhilfe“. Nach seinem Tode erschienen Gedichte im Sammelband „Kri'ewel jister, vandag on morje“ (1969). Im Jahre 1998 gaben seine Söhne Klaus und Rolf Gedichte, Prosa und zwei Lieder ihres Vaters unter dem Titel „Wie osen Herrjott Kri-ewel boude“ als Privatdruck heraus und widmeten ihn ihrer Mutter.

Die nachstehenden fünf Gedichte wurden vertont. Die Noten für das Gedicht „Die Muus“ stammen vom bekannten Mundartkom-



Abb. 1. Jupp Schäfer

ponisten und -sänger Emil Möllenkamp unter dem Stichwort „Dat Döppe“. Die anderen Melodien schuf Dieter Brendgens anlässlich der Erinnerungsveranstaltung in der Volkshochschule am 3. April 2014. Der Arbeitskreis Mundart im Krefelder Verein für Heimatkunde präsentierte im Beisein der Familie Schäfer bei diesem dritten „In-memoriam-Abend“ die beliebtesten Gedichte und Prosabeiträge des leider allzu früh Verstorbenen.

Die Muus (Dat Döppe)

Text: Jupp Schäfer, Melodie: Emil Möllenkamp

Op et Kellerschaap stieeht en Muhrekrutsdöppe,
Doe es en Muus drömeröm ant höppe.
Se schnüffelt on reekt sech den Hals bald uut,
Kües ech doch mar an dat Muhrekrut,
En dat Döppe, – dat Döppe, – dat Döppe.

Op et Kellerschaap neäve dat Muhrekrutsdöppe,
Doe leggt en Klätschke, dat feel bee et Schöppe.
Die Muus denkt: son betsche, dat dieet et net uut,
Ech well an dat jruote Muhrekrut,
En dat Döppe, – dat Döppe, – dat Döppe.

Op et Kellerschaap op dat Muhrekrutsdöppe,
Doe set die Muus on es dran am schnöppe.
Se well ömmer miehr – on rötscht doebie uut,
On fällt en dat deepe Muhrekrut,
En dat Döppe, – dat Döppe, – dat Döppe.

Op et Kellerschaap in dat Muhrekrutsdöppe,
Doe klevvt die Muus – on kann sich net reppe.
Möt dat klieene Klätschke, doe koem se net uut!
No versüppt se en all dat Muhrekrut.
II: Son Döppe, – son Döppe, – son Döppe! :II



Abb. 2. Original-Handschrift des Komponisten Emil Möllenkamp

Heimatstärke

Text: Jupp Schäfer,
Liedfassung u. Melodie: Dieter Brendgens

Jede Mensch op Joddes Welt –
Hät sin ieeje Steärke.
Dat hängt an et Hieemelszelt –
Wie en klieen Lanteärke.
Wie ech uut min Heimat muoß,
Jing min Steärke möt.
II: Woer für mech 'ne stille Truos –
Bald op Schrett on Trett. :II

Denn ech wheet joe, woe et stieeht –
Häb et döx jesieehn.
On et lööt en Freud on Lied –
Fründlich, kloer on schüen.
Wenn dä Hieemel düster es,
Deep die Wolke hange,
II: Es min Steärke wiet op Rees.
Van mech fort jejange. :II

Schinnt et dann die ang're Neit –
Wier suo hell on kloer.

Es et mech, als ov et seit:
„Wets dou, wo ech woer?“
Doe, wo din Jedanke woere,
On ech breng 'ne Jruß,
II: Solldo dech och höersch ens froere,
„Wann do kömms noe Huus?“ :II

Jede Mensch op Joddes Welt –
Hät sin ieeje Steärke,
Dat hängt an et Hieemelszelt –
Wie en klieen Lanteärke.
Froeg net ömmer, Heimatstärke,
Donn mar net miehr schiene,
II: Maak mar uut din klieen Lanteärke,
Ech kann net miehr jriene. :II

Dat Jlöck

Text: Jupp Schäfer,
Liedfassung u. Melodie: Dieter Brendgens

Dat Jlöck jieeht höerschkes duor de Welt –
On löött sech van os söcke,
On männije, dä suo stärk sech föihlt,

Denkt sech, dat wöerd öm jlöcke.
Hä jrippt doenoer möt bedsde Häng –
On well et an sech benge,
II: On mott doch ensieehn janz am Eng,
Dat Jlöck löött sech net twenge. :II

Ne ang're denkt, hä wöerd dat Jlöck –
Mar bee et Wirke fenge,
Doebee verliert hä ömmer miehr –
Et Lache on et Senge.
Hä kickt net op, hä kickt net öm,
Süht net dat Jlöck doe stoehn,
II: Süht mar noch Ärbet röm on töm –
On löött dat Jlöck wier joehn. :II

Dä Dömmste stellt sech en de Düer –
Wippt sech jett op de Tieehne,
Flött sech doebee en Ledsche vür –
On es möt sech tefriene.
Doe kömmt, hä denkt noch jar net draan,
Dat Jlöck vorbeje jejange:
II: „Kleck – kleck, do bösl!“ stött hä et aan –
On hät dat Jlöck jefange. :II

En Wörtsche für et Leäve

Text: Jupp Schäfer,
Liedfassung u. Melodie: Dieter Brendgens

Min Vatter, ene Ärbetsmann –
On möt en Hert van Jold,
Dä seit für mech suo dann on wann,
Wenn ech hatt reit jedollt:
„Jong, maak dech Freud, ech jönn et dech,
De Tiet es jau vorbee,
Dat ieene äver sägg ech dech:
Jong, maak kin Lomperee!“

Ech noehm dat Leäve wie et koem,
Noehm, wat ech krieje kuoß,
Mar, wenn ech mech jett vüel ens noehm,
Ech höersch ens lust're muoß.
Dann wor et, als ov Vatter seit:
„Danz mech net uut de Reeh,
Wat do doe mäcks, dat es net reit,
Jong maak kin Lomperee!“

Dat Wörtsche, wat min Vatter seit,
Jing möt mech duor min Leäve,
On meek ech och net alles reit,
Ech taasde nie doeneäve.
Min Vatter stung joe henger mech,
II: On wies mech en de Reeh,
Vandag noch hüer dat Wörtsche ech:
„Jong, maak kin Lomperee!“ :II

Dä Tippelbroer

Text: Jupp Schäfer,
Liedfassung u. Melodie: Dieter Brendgens

Ech häb mar Box – on Hemm on Jopp,
Kin Schlips – on kinne Krag.
En jries verschoete Hötsche op,
On freu mech jeden Dag.
Schinnt suomerdays de Sonn suo wärm,
Dann schirp ech wie en Mösch,
Mar, kömmt van feäre dä Schandärm,
Dann krup ech en't Jebüsch.

Ech schloep et livvs – en't Koerefeld,
Wo nieemes mech kann sieehn,
Wenn äver Schniee suo höerschkes fällt,
Dann es et net mieh schön.
Dann mott ech wirke hee off doe,
Mech kennt joe jedem Buur,
Fällt mech de Ärbet äver schwoer,
Maak ech mech wier doeduor.

Dann jonn ech wier – noe dä Pastur,
Dä hät en joe Maid,
Die hät mech dōx – all'n's töschenduor,
En Kömpke Zupp jebreit.
Ech hatt ühr ens den Hoef jekehrt,
Doe woer dä wie jeleckt,
On dann noch für den Kükenerd
Jett Brankholt klieen jemäckt.

Wie die dat soeh, – hät sech die Dier,
Noch dareläng jefreut,

Se wuoß joe net, – dat ech doefür,
Tehn Eier hatt jekläut.
Dat Wirke passt mech net suo reit,
Doevan werd ech suo schlapp,
Dröm, wenn de irschde Kuckuck schreit,
Maak ech mich wier op Drab.

Ech häb mar Box – on Hemm on Jopp,
Kin Schlips – on kinne Krag,
En jries verschoete Hötsche op,
On freu mech jeden Dag.
Schinnt dann die Sonn – suo fröndlich wier,
luop ech op näcke Fööt,
II: On flüet öch dann dat Ledsche vür:
„Blosst mech jett op et Hööt!“ :II

Näevenaan on täejenüever

Spekelöres (Neugieriger, Topfgucker) so bezeichnete die Westdeutsche Zeitung ihren Wochenendplauderer. Seine Frau Cilly hat alle Veröffentlichungen gesammelt, mehr als 80 an der Zahl. Die Themenbreite ist erstaunlich. Am Samstag, 15. Juli 1961, richtete Jupp Schäfer beispielsweise sein Augenmerk auf die Sankt-Franziskus-Xaverius-Spielschar aus Flandern. Die muntere Truppe, betreut vom Kulturamt und der Katholischen Jugend, war fast eine Woche zu Gast in der Seidenstadt. Alle jungen Musiker lebten bei Krefelder Familien. Später gab es sogar einen Gegenbesuch in Belgien. Hier nun die Plauderei, in der originalen Schreibweise:

Flandrische Jonges

Schad! Nou send die Jonges ut Flandern möt ühr Musik wier weck. Twi-emo-el häb ech se jehürt, ens en de Stadtjarte on ens en de Kuenigsburg, ech mott sägge, do-e so-et Kawuppdrich dren. On dem Bruder Aloysius, de die Böersch ledde, wo'en Kerliche, de Musik ent Blout hatt.

Ech bön jo-e nie doll oop et Soldatspi-ele jewäss. Wenn ech äwwel dran denk, wie die Jonges möt Fanfare on Zimmbumm vür et Ro-ethus trocke on en halwe Stund zackig op on aav marschierde, dann jöcke mech vandag noch de Knie. Do-e hatt jedder sinn Freud dran, janz ejal, watt von Klüer he ver-tro-et. On wenn de nette Batailljöner sinnen Tambourknöppel hu-ech en de Lout tirwele le-it, on dann janz si-eker wier opsnappde, dann ri-et alles Nas on Mull op.

Wie ech et tu-iersch ent Blatt lo-es, datt die Jonges sech: „Sankt-Franziskus-Xaverius-Spielschar“ nömde do-e deit ech, nou kume si-eker son janz sängte Jöngkes anjeschli-eke, die os möt Fiedele on Schalmeie jett vürjuchheididele. Jonge, Jonge, die häb-be mech klorjemeit, datt et an de Nam jarne-it leggt. Denn wenn mer hürt, dat se u-ech ühr Fierije noch opfere on en dem Bauorde



Abb. 3. Blick vom Rathausbalkon auf die Spielschar

wirke, domöt ärme Deuwels en Dak üewer de Kopp krieje, dann mott mer für die Flandrische Jonges den Hout trecke. Die hadde et verdennd, wenn se van Kri-ewelsche Eldere wi i-eje Kenger opjeno-eme worde on Äete on Schlo-epes krieje.

Hei den hellije Franziskus Xaverius, dämm sinne Nam die Jonges jo-e drage, op sin Missiu-ensre-ise dur Japan on Indien die Böerschkes möt ühr Musik mar eiter sech jehatt! Ech jlüev, die Japaner on Indier wöre ald ze-it vierhongert Johr janz stramme Christe.

Üewerall send die Jonges wäeje ühr Spi-el on wäeje ühr Opträene jelovvt worde. Et Allerschönsde äwwel seit ene Kri-ewelschen Oppa en de Kuenigsburg für mech: „Wo-e die Jonges herku-eme, do-e mod-de brave Mensche wo-ehne.“ Van mech ut äwwel möht ech mar sägge: Flandrische Jonges, Ihr hatt Öjer Heimat ene janz jru-eten Dens jedo-ehn. On wenn Ihr werkommt, dann wird Ihr en Kri-ewel möt o-epe Ärme opjeno-ehme.“

Heinz Webers, Jahrgang 1935, pensionierter Stadtbeamter, gründete 1998 mit Freunden den Arbeitskreis Mundart und Brauchtum im Verein für Heimatkunde e.V. Krefeld, dessen Sprecher er bis 2012 war. Im Jahre 2000 gab er das Wörterbuch „Kriewelsch-Deutsch-Kriewelsch“ heraus. Es folgten Sammelbände, ein Quiz und PISA-Karten „op Kriewelsch“. Im Juni 2012 erhielt er den Rheinlandtaler des Landschaftsverbandes Rheinland.

Dr. Isidor Hirschfelder

von Christoph Schürmann

Vor dem Haus Ostwall 148 (westliche Seite, Haltestelle Ostwall/Rheinstr. Udu) findet man einen „Stolperstein“.

Wenn man dann heute durch die Stadt geht und ältere Krefelder nach dem Namen Dr. Hirschfelder befragt, bekommt man oft zu hören, dass Dr. Hirschfelder – ein patriotischer Jude – ein wunderbarer Mensch und Kinderarzt gewesen sei, der immer für seine kleinen Patienten da war, sie innig liebte und arme Patienten oft kostenlos behandelt habe. Er habe 1941 vor der drohenden Deportation durch die Nationalsozialisten seinem Leben selbst ein Ende gesetzt.

Dr. Isidor Hirschfelder wurde am 11. März 1878 in Rexingen – einem Ortsteil von Horb/Neckar in Württemberg – als erstes Kind einer 5-köpfigen Kinderschar des Viehhändlers Max Hirschfelder und seiner Frau Rika, geb. Wälder, geboren. Nach dem Besuch der Volksschule in Rexingen ging er von 1893 bis 1898 auf das humanistische Uhland-Gymnasium in Tübingen. Er war der Erste aus der Familie, der studieren konnte. Bereits zum Abitur stand sein Studienziel fest, er wollte Arzt werden. Sein Studium absolvierte er in Freiburg, München, Berlin und wieder Freiburg. 1903 bestand er in Freiburg sein Staatsexamen. Kurze Zeit später erhielt er seine Approbation. Im selben Jahr wurde er



Abb. 2. Dr. Isidor Hirschfelder, 1935

dann auch mit seiner Dissertation bei Prof. Dr. Hegar zum Dr. med. promoviert.

Er war von Hause aus Frauenarzt und Geburtshelfer. Seine Ausbildung zum Kinderarzt absolvierte er in Berlin im städtischen Kaiser-und-Kaiserin-Friedrich-Kinderkrankenhaus. Seine klinischen Lehrer waren dort Prof. Baginski und Prof. Gluck. Die Kinderheilkunde war damals noch im Kampf um die Anerkennung der anderen Fachrichtungen bemüht. 1906 zog Dr. Hirschfelder nach Krefeld und machte dort auf dem Ostwall 148, wie in der „Niederrheinischen Volkszeitung“ vom 14. April 1906 zu lesen war, die erste Kinderarztpraxis in Krefeld auf. Das war neben der Delphin-Apotheke, heute Schwanen-Apotheke. Es war eine bescheidene Wohnung am Ostwall mit Wartezimmer und Sprechzimmer für die Praxis zur Straßenseite, dahinter ein Wohn-Schlafzimmer, sowie Küche und Schlafzimmer seiner Haushälterin, Frau Brill. Sie war seine gute Seele und sorgte dafür, dass immer eine Schale mit frischem Obst auf dem Tisch stand. 1907

steht Dr. Hirschfelder als Mitglied im Band „Verhandlungen der Versammlung der Gesellschaft für Kinderheilkunde in der Abteilung für Kinderheilkunde der Versammlung der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte“.

Zeitgleich mit ihm war auch der Vater seines Nachfolgers Dr. Max Wollenweber, Dr. Max Wollenweber sen. aus Bonn, Mitglied der Akademie. 1908 sorgte Dr. Hirschfelder dafür, dass im Haus Elisabethstraße 90 die erste Mütterberatungsstelle des „Krefelder Frauenvereins“ eingerichtet wurde. Es gelang ihm, das eigentliche Ziel des Vereins, ein eigenes Heim für Säuglinge, mit Hilfe einer Mietbeihilfe der Stadt und einer Spende des Cornelius-de-Greiff-Unterstützungsfonds in dem ehemaligen Handwerker-Krankenhaus in der Petersstraße 71 zu etablieren. Die Eröffnung war am 2. August 1914. Das war der Beginn der stationären Kinderheilkunde in Krefeld. Also genau vor 100 Jahren.



Abb. 1. Stolperstein für Isidor Hirschfelder



Abb. 3. Titelblatt der Dissertation von Dr. Hirschfelder

Bereits am ersten Tag des Ersten Weltkrieges wurde Dr. Hirschfelder als Sanitätsoffizier und Angehöriger des 39. Regiments eingezogen. Er erhielt wegen Tapferkeit vor dem Feind bei der Rettung seines Kompaniechefs in Maubeuge das Eiserne Kreuz 1. Klasse. Während seines Fronturlaubs kümmerte er sich besonders um die Mütterberatung. 1916 stifteten der Seidenfabrikant Ernst Kniffler und seine Frau Emma den östlichen Teil des Tiergartens und eine größere Summe Geldes mit dem Zweck der Errichtung eines neuen Säuglingsheimes an der Kaiserstraße, wo erst 1951 mit dem Bau des Kinderheims Kastanienhof begonnen wurde. Bereits 1917 musste das Nachbarhaus Petersstraße 75 wegen Platzmangels hinzugemietet werden. Dadurch konnte die Bettenzahl auf 75 erhöht werden.

Dr. Hirschfelder überstand den Krieg unversehrt. Er war besonders in der Nachkriegszeit ein großer Helfer, indem er immer wieder große Spenden, zum Teil aus der jüdischen Gemeinde (u. a. Kommerzienrat Bayerthal, Julie Gompertz, Sophie Meyer, Bernhard Elkan, Familie Hertz), aufbrachte. Er beaufsichtigte die Quäker-Speisung, um den Kindern, die es besonders nötig hatten, das zukommen lassen zu können, was sie brauchten.

1918 gründete er am Säuglingsheim eine Schule für Säuglingspflegerinnen, die schon im Gründungsjahr von 40 Schülerinnen besucht wurde. 1919 veröffentlichte er in der „Zeitschrift für Säuglings- und Kleinkinderschutz“ einen Artikel mit der Überschrift „Die

offene und geschlossene Säuglings- und Wöchnerinnen-Fürsorge in Krefeld“, der einen guten Überblick über die damalige Fürsorgesituation in Krefeld gab. 1923 stiftete die Baldur-Loge in Krefeld eine Quarantänestation, was wohl auch auf Dr. Hirschfelders Tätigkeit zurückzuführen war. 1927 lagen 90 Säuglinge und 21 Wöchnerinnen im Säuglings- und Entbindungsheim, das sich mittlerweile bis zur Hausnummer 79 ausdehnte.

Seine Tätigkeit im Säuglingsheim machte Dr. Hirschfelder mehr als zwanzig Jahre unentgeltlich. Seine Praxis lief so gut, dass er sich ein Automobil Marke Wanderer mit einem Chauffeur – Wilhelm Heynen – leisten konnte. Das Fahrzeug stand meistens in der Rhein-Garage auf der Leyentalstraße. Er engagierte sich sehr in der jüdischen Gemeinde. Anfang der zwanziger Jahre hatte er sich mit Margarete Stein verlobt. Die Verlobung ging aber in die Brüche. 1924 nahm er – wohl als Zeichen seiner Assimilation – den Vornamen Kurt an, wie aus dem Adressbuch der Stadt Krefeld 1925 hervorgeht.

Seine Praxis war sowohl im Kassen- als auch im Privatbereich die größte in Krefeld. Der Gewinn betrug laut Abrechnungsstelle der kassenärztlichen Vereinigung ca. 10000 Reichsmark pro Jahr. Seine Patienten wohnten am ganzen Niederrhein, z. B. in Kleve und Dülken. Bei seinen kleinen Patienten und deren Müttern erfreute er sich großer Beliebtheit. Gelegentlich nahm er sogar Kinder mit zu sich nach Hause, um sie dort besser pflegen zu können. Er wusste auch bittere Medizin zu versüßen. Viele Krefelder Kinder ver-

danken seiner Arbeit, bei der er sich immer auf dem neuesten Stand der Wissenschaft hielt, ihr Leben. Dr. Hirschfelder half, wenn andere nicht wollten oder konnten. Viele seiner Patienten behandelte er unentgeltlich, die Privatpraxis brachte ihm genug Geld ein. Die Fichteschule versorgte er als Schularzt. Dr. Hirschfelder war 1931 auch operativ tätig, wie aus dem Bericht seines Patienten Rolf Brauweiler 83 Jahre später hervorgeht. Er berichtet von einer Magenpfortner-Operation. Gelegentlich besuchte er mit seinem Freund Dr. Rath die jüdische Loge an der Wilhelmstraße/Ecke Friedrichstraße.

Dr. Hirschfelder besaß ein bescheidenes Auftreten. Wer ihn sah, kam nicht auf die Idee, es mit einem bekannten Arzt zu tun zu haben. Er war mittelgroß, hatte eine leichte Glatze und stieß leicht mit der Zunge an. Außer dem Lesen schöngeistiger Literatur, etwa Balzac und andere, hatte er keine weiteren persönlichen Interessen. Immer war er sehr korrekt angezogen, zum Beispiel mit Cut. Obwohl er in der Gesellschaft hochangesehen war, spielte er keine besondere Rolle in ihr. Das mag daran gelegen haben, dass er Junggeselle war und blieb.

Nachdem die Nationalsozialisten an die Macht gekommen waren, wurde es den Juden immer schwerer gemacht, ihre Berufe auszuüben. Dr. Hirschfelder wurde im April 1933 die Kassenzulassung entzogen. Trotzdem war er immer noch für seine kleinen Patienten da. Im Dezember 1933 musste er die Leitung des Säuglingsheimes abgeben. Es gibt viele Berichte über seine Hilfe. Er lehnte



Abb. 4. Säuglingsheim Petersstraße 71 (links)

Abb. 5. Dr. Hirschfelder bei der Visite im Säuglingsheim (oben)



Abb. 6. Grabstein auf dem neuen jüdischen Friedhof

es ab, zu Verwandten in die USA überzusiedeln, da er für seine Patienten da sein wollte, und auch um die ärztliche Versorgung der

Juden in Krefeld fürchtete. 1934 verbrachte Dr. Hirschfelder einen Urlaub im Hotel Feldberger Hof, wo er den Kindern der Familie Werner aus einer misslichen Lage half. Immer wieder wurde er von Patienteneltern heimlich zu einem Hausbesuch abgeholt und wieder nach Hause gebracht. Ebenso wurde nächtlicherweise das Säuglingsheim weiter von ihm versorgt. Es ist unklar, ob Dr. Hirschfelder auch heimlich in die 1938 von den Deutschen Edelstahlwerken einggerichtete Entbindungs- und Säuglingsanstalt (Cracauer Straße 85) gerufen wurde. Viele Krefelder schämten sich für das, was dem verdienten Kinderarzt von den Nationalsozialisten angetan wurde. Zum 1. April 1939 wurde das Säuglingsheim des Frauenvereines enteignet und als „Städtische Entbindungsanstalt Frauen- und Säuglingsklinik“ den städtischen Krankenanstalten zugeschlagen. Ende 1938 musste Dr. Hirschfelder seine Wohnung verlassen und sein Kraftfahrzeug abgeben. Er zog vom Ostwall in das Haus Hohenzollernstraße 46, wo er zwei Zimmer mit seinem jüdischen Diener Simon Friedemann – genannt Fridolin – bewohnte. Aufgrund seines fröhlichen Naturells war Fridolin ihm in dieser schweren Zeit eine große Stütze. Die letzten Tage seines Lebens, ab August 1941, hat er im Haus Westwall 50, einem sogenannten Judenhaus, verbringen müssen.

Als sein Diener am 25. Oktober 1941 von der Gestapo abgeholt wurde, verlor Dr. Hirschfelder jegliche Hoffnung auf eine Besserung der politischen Zustände und setzte, nachdem die Gestapo bei ihm erschienen war, am

29. Oktober 1941, 63-jährig, seinem Leben ein Ende. In voller Uniform eines Reserveoffiziers mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse war er am 9. November 1938 – während des Novemberpogroms – schon einmal den Verfolgern entgegen getreten, so dass diese sich zum Rückzug genötigt sahen. Das konnte aber nur einmal funktionieren. Er nahm sich mit Hilfe seiner Dienstpistole aus dem Ersten Weltkrieg, die er bei Hausdurchsuchungen versteckt hatte, an seinem Schreibtisch das Leben. Mit ihm starb ein großer Krefelder Kinderarzt und Wohltäter an Müttern und Kindern.

Sein Gedenkstein auf dem neuen jüdischen Teil des Krefelder Hauptfriedhofes wird vom Krefelder Frauenverein gepflegt.

Erst im Jahre 1987 bekam das Schullandheim der Krefelder Schulen in Herongen (das ehemalige Offizierskasino des Fliegerhorstes Venlo) – nach dem Besuch ehemaliger Krefelder Juden, während dem eine namhafte Summe gesammelt worden war –, auf Betreiben der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen ihm zum Gedächtnis den Namen „Dr.-Isidor-Hirschfelder-Schullandheim“.

Inzwischen gibt es auch eine nach ihm benannte Straße, die längs des Kaiserparks verläuft, sowie einen Dr.-Hirschfelder-Platz, der zwischen Peters- und Königstraße liegt, genau gegenüber dem ehemaligen Säuglingsheim.

Zum 50. Todestag, am 29. Oktober 1991, stiftete der damalige Direktor der Kinderklinik,



Abb. 7. Tafel am Krefelder Schullandheim in Herongen



Abb. 9. Dr.-Hirschfelder-Platz in der Innenstadt



Abb. 8. Straßenschild Hirschfelderstraße am Kaiserpark



Abb. 10. Tafel an der Krefelder Kinderklinik

Prof. Dr. Hermann Schulte-Wissermann, eine Bronzetafel zu seinem Gedenken. Sie ist am Eingang der Kinderklinik angebracht.

Durch Oberbürgermeister Dieter Pützhofer und die jüdische Gemeinde in Krefeld wurde im August 1998 der „Verein Stiftung Dr. Isidor Hirschfelder“ gegründet. Zweck des Vereins war die Errichtung der Synagoge an der Wiedstraße 17b. Zehn Jahre später konnte die Synagoge feierlich ihrer Bestimmung übergeben werden.

Im Anhang sollen nun einige persönliche Erinnerungen von Krefelderinnen und Krefeldern folgen, die sich nach einem Zeitungsaufruf im Jahre 1969 beim Presseamt der Stadt gemeldet hatten:

Dr. med. Ilse Merckens, Bad Eilsen

„Wer erinnert sich an Dr. Hirschfelder?“ Ja, das kann ich sehr gut. Er hat mich als Kind in jedem Krankheitsfall von meiner Geburt im Jahre 1909 bis zu meinem 12. Lebensjahr behandelt. (Danach war ich immer gesund.) Ich sehe ihn noch vor mir als mittelgroßen, schlanken Mann mit kleinen Augen, etwas Glatze und lispelnder Stimme. Er trug meist einen Cut – wie mein Vater –, daher die Erinnerung daran. Nie betrat er im Mantel das Krankenzimmer, den liess er mit seinem Hut, der schwarz war, an der Garderobe. Dann setzte er sich neben mein Gitterbettchen – an spätere Untersuchungen kann ich mich nicht so gut besinnen – fragte mich sehr ruhig etwas, und dann horchte er die Lunge ab. Es handelte sich wohl meistens um eine Erkältung mit Husten. Immer verschrieb er eine mir sehr lecker schmeckende, hellgelbe Hustenmedizin, die fast immer ihre Pflicht tat. Kam er so nicht ganz zum Ziele, dann folgte eine etwas hässlicher schmeckende in einer kleineren Flasche. Ich mochte ihn sehr gern, hatte gar keine Angst vor ihm. Und sprach von ihm als von dem „lieben Dr. H.“ Ein einziges Mal bin ich in seiner Sprechstunde gewesen am Ostwall. Ich sollte vor einem Aufenthalt an der Ostsee von ihm gewogen werden! Sein Sprechzimmer gefiel mir als Kind gar nicht. Es war relativ dunkel. An Einzelheiten kann ich mich nicht besinnen, nur dass in einer Ecke eine Gipsfigur auf einem Sockel stand, ein Kopf. Dr. Hirschfelder hat in Krefeld das Säuglingsheim in der Petersstraße gegründet, die Mütterberatung eingeführt und Schuluntersuchungen gemacht. Die Quäkerspeisung nach dem ersten Weltkrieg erhielten am Lyceum die vom ihm dazu bestimmten Mädchen. Ich gehörte zu meinem großen Leidwesen nicht zu jenen Glücklichen: „Die Ilse, die sieht zwar klein und dürrig aus, aber die kenne ich, der fehlt nichts“. Später, während der Semesterferien, es mag vielleicht 1932 gewesen sein, gestattete er mir auf meine Bitte sofort, an seiner Mütterberatung in der früheren Mittelschule am Ende des Ostwalls teilzunehmen. In jenen Wochen habe ich ihn zuletzt erlebt. Damals

sah er praktisch noch genau so aus wie 20 Jahre früher. Wenn ich auch wohl kaum etwas Neues erzählt habe, so wollte ich Ihnen meine sehr freundlichen Erinnerungen an den ersten Krefelder Kinderarzt doch nicht vorenthalten.

Maria Mitrovic verw. Maaßen, Krefeld

Weil ich noch im Krankenhaus liege und viel Zeit habe, möchte ich Ihnen folgendes mitteilen: Am 5. Januar 1938 bekam ich als junge Frau von 25 Jahren mein erstes Kindchen, eine Tochter. Ich war stolz und glücklich, im Übrigen in Bezug auf Kinder sehr unerfahren. Als mein Kind 6 Wochen alt war, viel schrie, und statt zuzunehmen leichter wurde, ging ich zu unserem Hausarzt und klagte mein Leid. Der sagte mir, „Sie lassen ihr Kind hungern, geben sie ihm eine volle Flasche und es wird sich beruhigen.“ Ich nach Hause und sofort gemacht. Der Erfolg, das Kind schrie die ganze Nacht noch schlimmer als sonst. Mein Mann sagte: „Fahre wieder zum Arzt.“ Das Kind wieder versorgt und verpackt und wieder zum selben Arzt. Der sagte mir wieder dasselbe, sie lassen ihr Kind hungern. Halb verzweifelt wollte ich wieder nach Hause fahren. (Ich wohnte damals in Bockum). Da kommt eine Bekannte aus dem Hause und fragte, was hat das Kind? Ich weinte und ging in ihre Wohnung. Wir stellten fest, dass mein Kind hohes Fieber hatte. Was soll ich nur machen? Dann sagte man mir, wir haben doch in Krefeld den tüchtigen Arzt Dr. Hirschfelder, er ist allerdings Jude. Ich versuchte sofort eine telefonische Verbindung zu bekommen und konnte auch mit Dr. Hirschfelder sprechen. Ich klagte ihm mein Leid und er gab mir sofort telefonische Anweisungen, was ich bis zum nächsten Morgen mit dem Kind machen solle und dann mit dem Kind kommen. Am nächsten Morgen fuhr ich mit meinem mehr toten als lebendigen Kindchen zu Dr. Hirschfelder. Ich wunderte mich, das Wartezimmer war vollkommen leer. Herr Dr. Hirschfelder sah, wie krank das Kindchen war. Die ganzen Ärmchen waren nur Eiter. Das Kind war schon vollkommen apathisch. Dann machte Herr Dr. Hirschfelder mich darauf aufmerksam, dass er Jude sei und ich mich und die Stellung meines Mannes aufs Spiel setze. Ich sagte ihm, ich würde trotzdem jeden Tag zu ihm kommen und keine Krankenkasse in Anspruch nehmen. Mein Mann war bei der Post und ich sagte ihm, wenn jemand etwas sagt, antworte, du hättest es mir verboten und ich bin heimlich gegen deinen Willen zu dem Arzt gegangen. Ich fuhr nun bis August jeden Tag zu Dr. Hirschfelder. Ich gab ihm jedem Tag 2 RM für Arztkosten, dann sagte er mir eines Tages: „Meine Tage werden wohl gezählt sein, ich warte noch auf ein Schreiben von der Stadt und dann kann es aus sein.“ Er erzählte mir, dass Frauen Unterschriften gesammelt hätten und an den damaligen Oberbürgermeister geschrieben hätten, statt Dr. Hirschfelder zu vernichten, solle man ihm in Krefeld ein Denkmal setzen für all die kleinen Menschen, die Dr. Hirschfelder dem Tode

abgerungen hätte. Die Antwort der Stadt hat er mir noch gezeigt. Es hieß darin, dass ihnen das alles bekannt sei und sie auch wüssten, dass Dr. Hirschfelder 1914 – 1918 aktiver Offizier war und das EK erster Klasse besitzt. Aber sie könnten nicht mit einem Juden eine Ausnahme machen. Dann bin ich noch einmal heimlich hin und dieser Herr hatte mir für 12 Wochen im voraus eine Aufstellung gemacht und für jeden Tag aufgeschrieben, was ich zu tun hätte. Ich habe mich mit Tränen verabschiedet und dann niemals mehr etwas von Dr. Hirschfelder gehört. Meine Tochter ist gesund geworden und hat heute selbst schon zwei hübsche, gesunde Kinder. Aber in unserer Familie wird noch heute von Dr. Hirschfelder gesprochen und sein Andenken wird bei mir bis zum Lebensende hochgehalten – Können Sie mir heute in Krefeld noch einen Arzt nennen, der so selbstlos wäre? Ich kann Ihnen ein Gegenstück von Dr. Wollenweber erzählen. Hiermit wollte ich Ihnen sagen, dass Dr. Hirschfelder vielleicht auch bei vielen anderen nicht vergessen ist.

Trude Rieck, Krefeld-Oppum

In der Rheinischen Post (Krefelder Stadtpost vom 22. ds. M.) rufen Sie dazu auf, Erinnerungen an Dr. Hirschfelder aufzufrischen. Ich weiß zwar nicht, ob ich ihnen viel helfen kann, aber ich möchte hier mein Scherflein dazu beitragen. Sehr früh machte ich seine Bekanntschaft. Meine Mutti fuhr stolz ihren Kinderwagen durch die Anlagen der Stadt, als Dr. Hirschfelder uns begegnete. Freundlich wie immer sah er auf das prachttvolle Baby in seidenem Spitzenhäubchen, beugte sich nieder – und schwupps verschwand das Mützchen in seiner Jackentasche. „Luft muß an das Köpfchen“ – „Aber – die roten Haare!“ – „Rot nennen Sie das? Freuen Sie sich an dem Goldkind.“ (Dieser Vorgang hat sich wiederholt, als ich anfang, die Kinderschuhe abzustreifen.) Da gab er meiner Mutter den „überflüssigen Ballast“ zurück. Der erste Weltkrieg kam, Dr. Hirschfelder ging zur Front. Wenn er auf kurze Zeit in Urlaub kam, galt seine Hauptfürsorge der Mütterberatung, die er hier ins Leben gerufen hatte. Ich sehe ihn noch vor mir, den großen schlanken Mann in der feldgrauen Uniform mit dem EK I. Er beruhigte die Mütter, er gewann die Liebe der Kinder. Nach Beendigung des Krieges warf er sich in die Arbeit. Meine kleine Schwester wurde sehr krank. Es war Silvester 1919. Er kam – Abendanzug – alle zwei Stunden, um selbst dem Kind Wechselbäder zu geben. Er kam zu Fuß, denn Autos waren damals eine Seltenheit, der Weg vom Ostwall zur Oberstraße war weit. Wir haben ihm nicht nur einmal, nein, öfters das Leben zu verdanken. Aber wir waren keine Ausnahme. In den Jahren der Inflation, der Ausnahmestände, der Besetzung, in einer Zeit, in der es auch für einen Arzt gefährlich war, nachts die Straßen zu betreten, immer hat er nur an seine kleinen Patienten gedacht, nie an sich selbst. Ich weiß von Fällen, da hat er große Rechnungen, die seine Sekretärin

losgeschickt hatte, zerrissen, weil er – wie er sagte – sich an der Not der Zeit nicht mitschuldig machen wollte. Zu ihm in die Praxis zu gehen, war für uns Kinder ein Fest. Was gab es da alles zu sehen!! An den Wänden Bilder, die deutschen Märchen, ein Dackel mit Zahnschmerzen, der uns mit seinem roten Schnupftuch so jämmerlich ansah, dass man immer wieder lachen musste. Die große Kuckucksuhr. Ein richtiger Vogel saß darin, der alle 15 Min. heraus hüpfte. Als ich 12 Jahre alt war, wurde eine Sammlung für „sein Säuglingsheim“ veranstaltet, dem seine große Liebe gehörte. Trotz Verbot ging ich durch etliche Lokale der Innenstadt – von Tisch zu Tisch -. Ich überwand meine Scheu. Ich tu's ja für ihn und all die kleinen Babies, sagte ich mir. Wie stolz war ich, als ich abends meine schwere Büchse ablieferte! Es war ein Rekord. Jahre vergingen. Längst hatte ich der Vaterstadt den Rücken gekehrt, als ich hörte, Dr. Hirschfelder habe die Demütigungen nicht länger ertragen können. Säuglingsheim und Mütterberatung hatte man ihm genommen. Seine Praxis ebenfalls. Er selber nahm sich das Leben, das ein einziger Samariterdienst gewesen ist. Sein Freitod war ein Schlusstrich. Aber es leben noch viele „alte“ Krefelder, die ohne ihn längst nicht mehr wären. Und die in tiefer Dankbarkeit seiner gedenken.

Bernhardine Holtz, Dülken

Im Februar 1921 schenkte ich einem Zwillingspärchen das Leben. Gesund und munter waren meine Kinderchen, aber ich brauchte etwas Erholung, weshalb mein Mann mit mir in die Eifel fuhr. Meine Schwester betreute unterdessen die Kleinen und ich glaubte sie in bester Hut. Leider erkrankten die Kinder und meine Schwester, Frau Wallbrecher, wusste nichts Besseres zu tun, als Dr. Hirschfelder in Anspruch zu nehmen. Dr. Hirschfelder gab Anweisung, was zu tun sei, also das Kind Eleonore sofort in das Säuglingsheim zu bringen, was auch geschah. Herr Doktor hat dann die ganze Nacht am Bettchen meines Kindes verbracht, es beobachtet und gepflegt. Wir erhielten Nachricht von dem Geschehen und fuhren umgehend heim, kamen dann natürlich direkt ins Heim. Alles geschah, um den Kindern, denn wir nahmen das Zwillingbrüderchen natürlich gleich mit nach Krefeld, das Leben zu retten. Und unsere Kinder wurden Dank der guten Behandlung von Dr. Hirschfelder wieder gesund. Noch in späteren Jahren, wenn wir uns trafen, fragte er nach den Zwillingen. Ich vermochte nicht zu sprechen, sondern ihm in tiefer Dankbarkeit die Hände zu schütteln. Noch heute ist es nicht anders, wenn ich seiner gedenke.

W.A. Fentener van Vlissingen, Bilthoven/NL

Schon mehrere Jahre vor dem 1. Weltkrieg wohnte Dr. I. Hirschfelder am Ostwall in Krefeld, wo er eine Privatpraxis als Kinderarzt hatte. Er bewohnte dort eine Etage. Sprech-

zimmer und Wartezimmer waren an der Straßenseite. Sein Haushalt wurde versorgt von einer Haushälterin, Frau Brill, die ihre Zimmer im hinteren Flügel des Hauses hatte. Den 1. Weltkrieg hat er als Regimentsarzt mitgemacht. Er war der Gründer des Krefelder Säuglingsheimes, dessen leitender Arzt er war. Er war zweifellos ein sehr gediegener Spezialarzt, hielt sich durch Nachschulungskurse ständig auf der Höhe der letzten Errungenschaften auf seinem Gebiete. Dazu hatte er eine erstaunliche Geschicklichkeit, weinende Kinder zum Schweigen zu bringen und die Mütter zu beruhigen. Während langer Zeit war er der einzige Kinderarzt in Krefeld. Eine Anzahl von Jahren zwischen den beiden Weltkriegen hielt er sich ein Auto mit Chauffeur. Vorher besuchte er seine Patienten auf dem Rade. Im gesellschaftlichen Verkehr war er ein weltgewandter Mensch, großzügig und freigebig. Obschon er Jude war, konnte er sich dennoch nicht begeistern für den Zionismus. Er empfand Deutschland als seine Heimat und die Assimilierung an das Deutsche Volk betrachtete er als die beste Lösung für die Juden. Es war ihm daher eine bittere Enttäuschung, dass diese Möglichkeit ihm mehr und mehr verbaut wurde. Zwar hat er es als einen Beweis treuer Kameradschaft höchlichst geschätzt, dass einige Offiziere seines Regiments sich für seine Interessen einsetzten. Zwar gelang es ihnen, die fatale Entwicklung einige Zeit zu verzögern, aber sie konnten doch nicht verhindern, dass er als leitender Arzt des Säuglingsheimes zurücktreten und seine Praxis größtenteils verfallen sehen musste. In dieser Betrübnis, die sich schon in den letzten Jahren vor dem 2. Weltkrieg vollzog, war es ihm oft ein Trost, dass viele Mütter ihm – manchmal mit Tränen in den Augen – beteuerten, wie leid es ihnen tat, von ihm als Berater von ihren Kinder, Abschied nehmen zu müssen. Während des Krieges kamen nur spärliche Berichte über ihn durch. Er hat sich veranlasst gesehen umzuziehen, nach einer Adresse am Westwall in Krefeld, über die Gründe und die Art des dortigen Verbleibs wurde nichts berichtet. Zuletzt hat er sich – wahrscheinlich um Schlimmerem zuvorzukommen – das Leben genommen.

Zusammenfassungen von Gesprächen, die der damalige Leiter des Städtischen Presseamts, Ernst Köppen, mit Zeitzeugen geführt hat:

Dr. Walter Ramisch, Krefeld

Dr. Ramisch gibt dasselbe an, wie viele andere Krefelder: 1930 jungverheiratet, Frau aus dem Säuglingsheim mit der neugeborenen Tochter zurück. Abends spät Schwierigkeiten mit dem Kind. Alle Ärzte angerufen, niemand bereit zu kommen. Dr. Hirschfelder kam dagegen um 2 Uhr nachts noch und bemühte sich sehr. Daraufhin als Arzt beibehalten. War ein Mann, der sofort das Vertrauen der Kinder hatte. Wurde von Dr. Stepkes

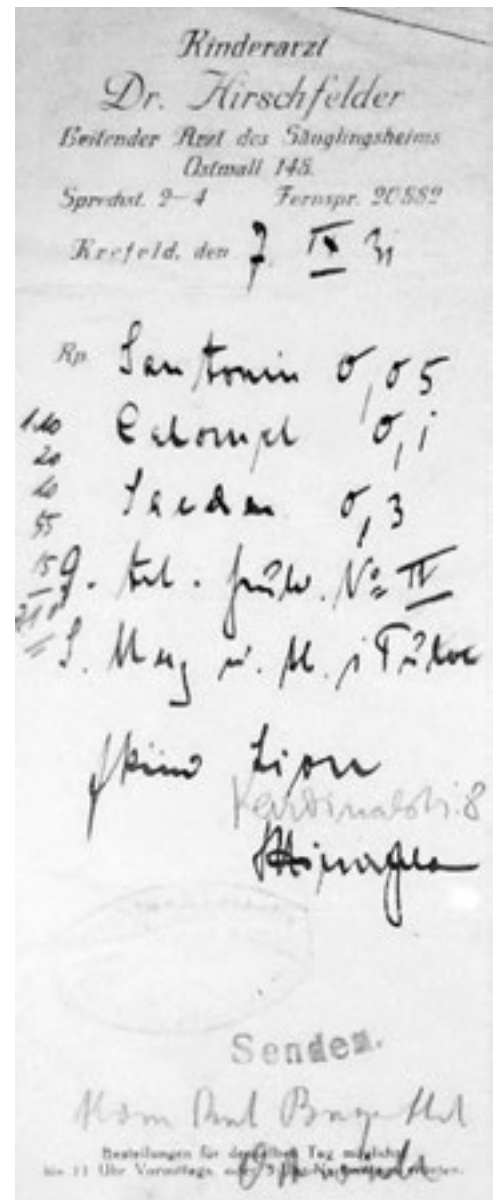


Abb. 11. Rezeptur gegen Spulwürmer

als Offizier und Kamerad hoch geschätzt. Ging während der Nazizeit nicht zu einem Regimentstreffen der 39 in Düsseldorf, aus Rücksicht, um niemanden zu kompromittieren. Wurde dann von dem damaligen Regimentskommandeur nach Düsseldorf geholt, weil es undenkbar schien, dass Dr. Hirschfelder nicht dazugehörte.

Herr Steffen, Krefeld

Lag als zehnjähriger Junge 1938 mit Lungenentzündung im Bett. 40 Grad Fieber. Samstagabends Krisis. Hausarzt Dr. Rath angerufen. War nicht bereit zu kommen, da auf einer Gesellschaft. In der Not dann Dr. Hirschfelder angerufen. Kam mitten in der Nacht, stellte Rezept aus, half und betreute. Als der Hausarzt am nächsten Morgen sah, was los war, war er sehr betreten und sagte: „Dann habe ich ja hier nichts mehr zu tun.“

Theodor Schöndeling, Krefeld

Dr. Hirschfelder war mit Rechtsanwalt Dr. Rath, Ostwall 52, befreundet. Desgleichen mit dem Arzt Dr. Ascher. Diese drei Herren kamen oft zusammen, etwa um bei Geuer Muscheln zu essen oder sich bei Dr. Rath, der ebenfalls Junggeselle war, irgendein lukullischen Mahl bereiten zu lassen. Zu diesem Zweck kauften sie öfters von einem ambulanten Händler aus Kempen Krebse. Sie verschmähten auch gekochten Schinken nicht (so streng jüdisch dachten sie gar nicht). Hirschfelder war am ersten Tag des Weltkriegs eingezogen, kam aber früher zurück, weil er mit Rücksicht auf seine Kinderarztpraxis reklamiert worden war. In seiner Praxis hingen zwei Gemälde, die vermutlich von irgendeinem Soldaten gemalt worden waren. Sie zeigten eine Verbandsituation im Felde. Eines Tages schüttete er Herrn Schöndeling sein Herz aus: „Das Empörende ist, dass wir uns nicht wehren können. Warum lässt man uns Juden nicht zu Wort kommen?“ Nach 1933 soll aber seine Praxis größer als zuvor gewesen sein. Schöndeling meinte, Hirschfelder hätte schwarz in die Zukunft gesehen (was ja von anderer Seite anders dargestellt wird). Er war gelegentlich in der Schweiz zur Erholung. Er besuchte mit Dr. Rath gelegentlich eine niederrheinische Loge (das war eine jüdische Loge, Wilhelmstr./ Ecke Friedrichstraße, vermutlich im Hause Floh bei Leven.) Es handelte sich nicht um die Loge EOS. Im Übrigen hatte Hirschfelder wegen seiner großen Praxis und seiner sonstigen Verpflichtungen wenig Zeit. War 18 Jahre lang Chefarzt des Säuglingsheimes.

tungen wenig Zeit. War 18 Jahre lang Chefarzt des Säuglingsheimes.

Von **Studienrat Rösen** und **Inspektorin Hückels** wird angegeben, dass eine Frau Käthe Blumenthal, Lessingstraße 19, mit Dr. Hirschfelder im Hause Hohenzollernstraße 46 gewohnt habe und zwar im ersten Stock. Sie ist Christin und war mit einem Juden verheiratet. Sie soll einiges geerbt haben.

Hans Müller, Krefeld

Nach dem Ersten Weltkrieg unterhielt eine Frau Bartz mit Unterstützung der evangelischen Gemeinde ein Kleinstkinderheim für etwa 30 Kinder. Das Haus hatte Herr Hans Müller zur Verfügung gestellt. Dr. Hirschfelder hat diese Kinder lange Zeit unentgeltlich betreut.

Josefa Knur, Krefeld

Dr. Hirschfelder beteiligte sich vielfach an Kammermusikabenden bei seinen Freunden. In der Zeit von 1923 bis 1926 (der genaue Zeitpunkt ist nicht bekannt) hatte Dr. Hirschfelder sich mit Fräulein Margarete Stern verlobt. Seinen Freunden fiel auf, dass der nicht mehr sehr junge Mann in jenen Tagen recht glücklich, ja mitunter sogar aufgekratzt wirkte. Nach einiger Zeit scheint die Verlobung in die Brüche gegangen zu sein. Dr. Hirschfelder verreiste dann und als er wiederkam, wurde nicht mehr davon gesprochen. Bei der Rheinlandbefreiung 1926, als Reichspräsident Hindenburg auf seiner Fahrt

durch die Rheinlande durch Krefeld und über den Ostwall kam, lud er die Schwestern des Säuglingsheims ein, von seinem Balkon auf dem Ostwallhaus die Vorbeifahrt anzusehen. Dabei fiel auf, dass Dr. Hirschfelder an dem nationalen Ereignis viel inneren Anteil nahm. Vielfach wird berichtet, dass Dr. Hirschfelder bei der Behandlung seiner Kinder zusätzlich auch den Müttern medizinische Ratschläge gab. Nicht selten verteilte er bei diesen Gelegenheiten Tabletten an die Mütter und die Säuglingsschwestern: Zur allgemeinen Beruhigung.

Wilhelm Heynen, Krefeld

War von 1928 bis 1940 Fahrer bei Dr. Hirschfelder. Fuhr ein Wanderer-Automobil, von Heynen in Chemnitz abgeholt, ziemliches Ereignis. Dr. Hirschfelder hatte eine nette alte Hausdame. War altershalber jedoch nicht bis zuletzt bei ihm. Verehrte seinem Fahrer, als sie 1940 auseinandergehen mussten, Uniformrock, Säbel und Wehrgehänge. Wohnte Ostwall erste Etage, Fahrer musste täglich vor 9 Uhr vorfahren, dann pünktlich um 9 Uhr zum Säuglingsheim, dann private Patientenbesuche, nachmittags Sprechstunde, dann wieder zum Säuglingsheim. Fahrer riet ihm wiederholt, er solle doch von Deutschland fortgehen. Dr. Hirschfelder hatte in Übersee Verwandte. Antwortete jedes Mal, er könne seine Kinder hier nicht verlassen. Ebenso wenig die erwachsenen Juden, die ärztlich auf ihn angewiesen seien. Musste dann auch aus der Wohnung Hohenzollernstraße. Zwei Zimmer auf dem Westwall, hatte einen jüdischen Hausdiener, wurde Fridolin genannt. Kam oft zu Heynen, wo er einige Lebensmittel bekam. Der Wanderer-Wagen stand in der Rheingarage, Leyenthalstraße. Dr. Hirschfelder hatte zu seinem Schmerz zuletzt keine ordentliche Kleidung mehr. Immer wieder die Ängstlichkeit: Niemand durfte auf der Straße bei ihm stehen bleiben. Fahrer bekam um 9 Uhr in der Wohnung Kaffee. Auf dem Ostwall waren Wohnung und Praxisräume. Dr. Hirschfelder verkehrte mit Bekannten von den Neununddreißigern in Düsseldorf. Er besuchte sie oft. Außerdem war er mit dem jüdischen Hautarzt Ascher auf dem Westwall befreundet. Ascher war verheiratet. Auch dort verbrachte er oft einen Abend. Heynen gibt an, dass Dr. Hirschfelder niemals den Stern getragen habe, weil er ihn für entehrend hielt. (Muss bezweifelt werden) Erschossen hat er sich in der Westwall-Wohnung. Mit einem Gewehr. Seine Andenken und Orden hatte er neben sich auf dem Schreibtisch ausgebreitet. Der Diener Fridolin war schon abgeholt worden. Vielleicht trug das zu Hirschfelders Ende bei, da er jetzt ohne Hilfe war. Vielleicht sah er in dem Schicksal Fridolins sein eigenes voraus. Nach der besagten alten Dame hatte er noch eine Haushälterin. Sie musste den Dienst aufgeben, als er vom Ostwall zur Hohenzollernstraße ging, weil dort für eine Haushälterin kein Platz war. Frau Heynen gibt an, dass er zuweilen zur Loge EOS in der Königstraße ging. Fuhr nur beruflich Auto.

Personenstand (ausgeh. Verzeichnis)

№ 29. 11. 41

Einwohner-Verzeichnis

Ort: Krefeld

Quartier: Ostwall

geb. am: 16. 12. 1878

Religion: jüd.

Wohnung: Ostwall 46

geb. am: ten

Religion:

Kind	Tag u. Jahr der Geburt	Geburtsort	Religion
1			
2			
3			
4			
5			
6			
7			

Abb. 12. Meldekarte Dr. Hirschfelders aus dem Stadtarchiv

Und auch dann nur bis zehn Uhr, weil er den Fahrer so spät nicht mehr in Anspruch nehmen wollte. Obwohl er ein Auto hatte, fuhr er zwischendurch oft mit dem Fahrrad.

Studienrat Heinrich Rösen, Krefeld

Der Diener Fridolin sah aus wie ein Afrikaner. Dr. Hirschfelder wohnte auf der Hohenzollernstraße im ersten Stock. Auf dem Westwall hatte er später eine Flügelwohnung inne. Er erschoss sich nicht mit einem Gewehr, sondern zuverlässig mit einem Revolver. (Juden durften keine Waffen haben, wie sollte er ein Gewehr verbergen können?). Den Revolver hatte er in einem Besteckkasten verborgen gehabt. Dr. Hirschfelder war auch Schularzt an der Fichteschule. Hinterließ dort keinen besonderen Eindruck, da er die Kinder in Bausch und Bogen anzusehen pflegte, ziemlich nachlässig und dann wieder verschwand.

Frau Hendrix, Hohenbudberg

Hirschfelder fuhr mit dem Fahrrad. Frau Hendrix war Hausmädchen in einer angesehenen Familie, die einen sehr verwöhnten Jungen hatte. Die Diagnose von Dr. Hirschfelder lautete: Ich weiß keinen Rat, der Junge ist ein Tyrann. Der Junge muss verhauen werden. Ich kann nur einen Stock verschreiben. Dies, obgleich die Dame zu den gut zahlenden Privatpatienten gehörte. Dr. Hirschfelder trug keine Brille. War nicht verheiratet. Wie bekannt, nahm er sich das Leben; angeblich im Forstwald. Hatte aus dem Ersten Weltkrieg das Eiserne Kreuz I. Klasse. Er rauchte, Zigarretten. Sein Wartezimmer war an den Wänden voller Danksagungen, gerahmte und ungerahmte, in denen seine Patienten seines Lobes voll waren.

Maria Schages, Krefeld

Bescheidenes Auftreten, niemals auffallend. Kein Auto. Ging vom Ostwall zur Petersstraße zu Fuß. Besuchte auch die Synagoge. Samstag nach dem Gottesdienst kam er selbst in die Bäckerei, die Wochenrechnung bezahlen. Grüßte jedermann gern. Seine Wohnung war bescheiden. Niemand hätte nach seinem Auftreten geglaubt, dass er Arzt war. Hatte kein Hobby, opferte sich Tag und Nacht für das Säuglingsheim. Saß in seinen freien Stunden zu Hause und las und las. Lebte zurückgezogen. Nachts fuhr er mit dem Fahrrad in die Praxis, obwohl er ein Auto hatte. Er wohnte auf der ersten Etage und trug das Fahrrad immer hinauf, da es ihm im Hausflur zu unsicher stand. War sehr korrekt angezogen. Rauchte wenig, ab und zu eine Zigarre. Aß bescheiden, las viel. Hatte wohl meist schöngeistige Literatur. Vor allem ziemlich freie Bücher in der Richtung Balzac usw. Ging ganz in seinem Beruf auf. Bekümmerte sich sehr um kranke Kinder, es wird bezeugt, dass er gelegentlich ein Kind mit nach Hause nahm und es dort mit der Haushälterin zusammen selbst pflegte. Er aß zu Hause in seiner Wohnung. Das Essen kochte Frau Brill. Er lebte bescheiden, obgleich er

wahrscheinlich gutes Geld verdiente. Er war auch gegenüber Frau Brill zurückhaltend. Er sprach offensichtlich mit ihr nur das Nötigste.

Helmut Hertz, Rochester/USA

Liebe Gret,

Meine Erinnerung an Deinen Onkel, den Doktor: Herr Doktor Hirschfelder war unser Kinderarzt, solange ich zurückdenken kann. Ich weiß noch, gleichgültig, wie schlecht ich mich fühlte, wenn ich als kleiner Junge krank war, wenn Herr Doktor Hirschfelder mit seinem wundervollen Lächeln und dem leichten Lispeln in seiner Sprache zu uns kam, fühlten wir Kinder uns immer schon allein durch seine Gegenwart besser. Außer der Tatsache, dass er unser Kinderarzt war, ist er einer der besten Freunde gewesen, die mein Vater und meine Mutter gehabt haben. Er war sehr, sehr häufig in unserem Hause. Ich erinnere mich sehr gut an den 2. August 1914, als er zu meinem Krankenbett kam (ich hatte Masern und war neun Jahre alt), angezogen in seiner feldgrauen Uniform, fertig, um in den Krieg zu ziehen. Er war zu dieser Zeit sehr niedergeschlagen. Aber er kam zurück und war für uns Kinder ein Held, weil er das Eiserne Kreuz Erster Klasse hatte. Du kennst den Rest. Er blieb ein Freund unserer Familie bis wir auswanderten. Ich schrieb ihm von Amerika aus. Ich erinnere mich sehr gut, als er sich weigerte, sein Land zu verlassen. Ich bin sicher, dass er zur damaligen Zeit noch fest daran glaubte, dass die Nazis ihm nichts zufügen würden. Unglücklicherweise kamen wir, die Amerikaner, zu spät, und als ich nach Krefeld kam, hörte ich die Geschichte, wie er es vorgezogen hat, von seiner eigenen Hand zu sterben anstatt sich deportieren zu lassen. Ich ziehe noch heute den Hut vor seiner Entscheidung. Ich habe mit ganzem Herzen gewünscht, er hätte in diesem Lande gelebt. Seine Freunde hier hätten ihm sicherlich über die ersten harten Zeiten hinweggeholfen. Ich schrieb ihm dies so, als ich noch schreiben konnte, aber er war zu stolz. Was könnte ich Dir Anderes berichten? Es ist tragisch, wie das Schicksal eines jeden, der in dieser Zeit sterben musste, tragisch ist. Ich erinnere mich auch sehr gut, wie Frau Pflüger und meine Mutter ihn unterstützten, als er es tatsächlich unternahm, das Säuglingsheim zu bauen und zu unterhalten. Ob das, was ich vorstehend geschrieben habe, von irgendeinem Nutzen für Doktor Max Hirschfelder ist, weiß ich nicht, aber er mag Alles, was ich gesagt habe, nach seinem Gutdünken nutzen.

Literatur und Quellen:

Rheinische Post 9.9.2014.

Rheinische Volkszeitung 11.4.1906.

Verhandlungen der deutschen Gesellschaft für Kinderheilkunde 1907.

Uhland-Gymnasium Tübingen, Zeugnisse Isidor Hirschfelder.

Bermann, Dr. Antonius; Classen, Robert; Deisel, Frank; Hangebruch, Dieter; Hansen, Hans-Peter; Kutz, Wolfgang; Schumacher, Margot: Juden in Krefeld. Quellen und Materialien zur Geschichte der Stadt Krefeld.

Deisel, Frank: Zwischen Mütterlichkeit und Emanzipation. Frauenbewegung und Frauenorganisationen in Krefeld um 1900, in: Die Heimat 72 (2001), S. 115-132.

Gatzke, Marianne: Ein nicht alltäglicher Frauenverein, in: Die Heimat 44 (1973), S. 95-99.

Gatzke, Marianne: 150 Jahre Krefelder Frauenverein, in: Die Heimat 48 (1977), S. 73-78.

Gatzke, Marianne: 160 Jahre Krefelder Frauenverein – nacherlebt und erlebt, in: Die Heimat 58 (1987), S. 72-76.

Hangebruch, Dieter: Emigriert – Deportiert. Das Schicksal der Juden in Krefeld zwischen 1933 und 1945, in: Krefelder Juden (= Krefelder Studien 2), Bonn 1981.

Hirschfelder, Dr. med.: Die offene und geschlossene Säuglings- und Wöchnerinnen-Fürsorge in Krefeld, in: Zeitschrift für Säuglings- und Kleinkinderschutz, 1919, S. 73-77.

Hirschfelder, Isidor Dr. med.: Über die Konsistenzverhältnisse des schwangeren Uterus in den ersten Monaten, Dissertation Universität Freiburg, 1903.

Kähler, Kurt; Schulte, Paul-Günter: Daten zur jüdischen Geschichte in Krefeld, Krefeld 2007.

Kähler, Kurt; Schulte, Paul-Günter: Die Jüdische Gemeinde und ihre Synagoge, Krefeld 2003.

Köppen, Ernst: Isidor Hirschfelder. Arzt und Helfer der Kinder, in: Die Heimat 43 (1972), S. 173-174.

Kosenow, Prof. Dr. med. Wilhelm: Krefelds Kinderklinik, in: Die Heimat 63 (1992), S. 66-76.

Kosenow, Prof. Dr. med. Wilhelm: Rückblick auf 75 Jahre Kinderklinik Krefeld. Vortrag anlässlich des Jubiläumssymposiums der Kinderklinik 1989.

Kosenow, Prof. Dr. med. Wilhelm: Anfänge einer klinischen Pädiatrie vor 70 Jahren in Krefeld, in: Der Kinderarzt 15 (1984), S. 865-871.

Kosenow, Prof. Dr. med. Wilhelm: Die Frauenvereine als Pioniere der Sozialpädiatrie, in: Der Kinderarzt 20 (1989), S. 1644-1653.

NN: Alphabetisches Verzeichnis der zwischen 1600 und 1900 in Krefeld tätigen Ärzte und Wundärzte, in: Die Heimat 49 (1978), S. 68-73.

NN: Der Krefelder Frauenverein für Wöchnerinnen- und Säuglingsfürsorge, in: Die Heimat 6 (1927), S. 274.

Opdenberg, Georg: Ihre Seelen seien eingebunden in das Bündel des Lebens, in: Die Heimat 60 (1989), S. 61-68.

Seidler, Prof. Dr. med. Eduard: Kinderärzte 1933-1945. Entrechtet-Geflohen-Ermordet, Bonn 2000, S. 276, 384, 414.

Schürmann, Christoph Dr. med.: 100 Jahre Kinderklinik Krefeld. Menschen, Bilder, Geschichten, Krefeld 2014, S. 10.

Thomas, Peter, Dr. med.; Kosenow, Prof. Dr. med. Wilhelm: Die Kinderklinik der städtischen Krankenanstalten Krefeld, in: Der Kinderarzt 14 (1983), S. 307-1315.

Feinendegen, Reinhard: Isidor Hirschfelder, in: Die Heimat 62 (1991), S.192.

Stadtarchiv Krefeld: Bestand 70/535/1-70, F 30, F 129, F 130.

Werner, Alexander: Ein Haus macht Geschichte, Krefeld 2009.

Persönliche Gespräche mit

Herrn Dr. med. Wolfgang Kämmerling (Patient von Dr. Hirschfelder)

Frau Dr. Ingrid Schupetta (NS-Dokumentationsstelle der Stadt Krefeld)

Frau Dr. Mechthild Busch (ehem. Vorsitzende des Krefelder Frauenvereins)

Dr. Christoph Schürmann. Gebürtiger Düsseldorf. Nach Studium und Promotion in Bonn jahrzehntelange Tätigkeit als Kinderarzt in den Städtischen Krankenanstalten, den Vorläufern der Helios-Klinik. Begeisterter Chorsänger und Hobby-Historiker.

„Ihr Partner in der Region.“

Jeder Mensch hat etwas, das ihn antreibt.

www.vbkrefeld.de

Wir machen den Weg frei.

*Wir sind da Zuhause, wo Sie es sind.
Hier sind wir fest verwurzelt.
Hier kennen wir uns aus.
Wir sind da, wo Sie uns brauchen.*

Volksbank Krefeld eG 

Der Verein für Heimatkunde 2013/2014

von Robert Claßen

1.0 Veränderungen im Vorstand

Zunächst war Frau Mayntz ins Stadtarchiv Erkelenz, dann Frau Gillner ins Archiv Kempen gewechselt, wodurch der Posten der „1. Schriftführerin“ wiederholt vakant wurde. Herr Balhorn hatte die Funktion des 2. Schriftführers übernommen. Ansonsten stehen für den Vorstand keine Änderungen oder Neuwahlen an. Vorsitzender und Vorstand danken Andrea Schillings ausdrücklich für ihre jahrelange treue und aufopferungsvolle Arbeit.

2.0 Die Mitgliedsbeiträge

Die in Vorstandssitzung und Mitgliederversammlung 2014 engagiert diskutierte Erhöhung der Mitgliedsbeiträge soll jetzt doch noch nicht vorgenommen werden, wohl aber wird verstärkt darauf hingewiesen, dass über den Jahresbeitrag von nur 18 Euro hinausgehende Geldzuwendungen die Steuerlast der Spender reduzieren und somit positiv für den Verein und den Gebenden wirken können.

2.1 In einer außerordentlichen Sitzung von Vorstand und Vereinsrat am 24. Mai 2014 wurde zur künftigen Werbung bzw. Vereinsfinanzierung die Zusammenarbeit mit dem Düsseldorfer Geschichtsverein, dessen Ausrichtung der unsrigen nahekommt, angestrebt. Lobend erwähnt wurde auch die Leistungsbereitschaft des Hülser Heimatvereins, der aus Spenden das ehemalige Haus des Bürgermeisters erworben und ein Untergeschoss als Heimatmuseum eingerichtet habe. Und in der Bürgergesellschaft Bismarckviertel e.V. habe die 530-köpfige Mitgliedschaft bereits 50000 EUR gesammelt und für die Neugestaltung des Bismarckplatzes zur Verfügung gestellt. Der Verein Kunst und Kultur habe mit Spenden im Umfang von 40000 EUR die ehemalige Schaltherhalle der Alten Post am sogenannten Lindenplatz erworben. Diesem Buschhüterhaus wächst damit eine Bedeutung zu, die seinen Denkmalcharakter unterstreicht.

3.0 Krefelder Kulturrat

Frau Gillner und Herr Balhorn setzten sich am 24. Mai (vgl. 2.1) für eine Zusammenarbeit im Kultursektor ein: Dr. Eugen Gerritz

und Robert Claßen griffen bereitwillig eine Initiative auf, die der Vorsitzende der Theaterfreunde, Herr Rungelrath, bereits über mehrere Monate verfolgt hatte. So wurde am 29. Oktober 2014 unter Beteiligung der Kultursprecher/innen fast aller Ratsfraktionen und einer großen Zahl anwesender Fördervereine die Idee eines „Krefelder Kulturrates“ begrüßt und die Gründung eines förmlichen Dachvereins zur Stärkung der Krefelder Kulturarbeit in Aussicht gestellt. Damit gehört auch der Verein für Heimatkunde zu den Gründungsmitgliedern.

4.0 Krefelder Architektur

Gemeinsam mit dem Verein der Freunde der Museen Burg Linn steuerte der Verein für Heimatkunde im auslaufenden Jahr etwas zum Druck von Dr. Christoph Dautermanns „AUF DEM WEG IN DIE MODERNE. KREFELDER ARCHITEKTUR DER 1920ER-JAHRE“ bei.

5.0 Vereinsverwaltung

Unsere Kassiererin Ursula Wolter hatte bei Amtsübernahme PC-Gerätschaften mit überholtem Betriebssystem, veralteten Treibern und eine hochkomplizierte Datenbank zur Verwaltung der Mitglieder sowie die überholte Version eines Onlinebankingprogramms vorgefunden. Das sprach zwar einerseits für die Sparsamkeit des Vereins, andererseits wurde aber eine Modernisierung dringend erforderlich, die auf den alten Datenbestand, der bereits SEPA-tauglich war, aktiv zurückgreifen konnte. So haben wir heute ein neues, separates, sicheres Onlinesystem für die Mitgliederverwaltung, ein separates, sicheres Programm zur E-Mail-Verwaltung und ein sehr sicheres, separates Programm zur Finanzverwaltung des Vereins, das password- und hardwaregeschützt ist. Alle genannten Programme sind unabhängig voneinander vor Datenverlusten geschützt.

6.0 Vereinsleben/Studienfahrten/Mundart

Traditionell erweist sich unser Vereinsleben als äußerst zurückhaltend, fast unmerklich.

Davon weicht der Arbeitskreis Mundart und Brauchtum ab, der sich mit regelmäßigen Treffen im Seidenweberhaus, mit Vortragsveranstaltungen auf Gut Schirmau in der Eifel, Mundarterminen in Seniorenheimen sowie der Mediothek und der Volkshochschule positiv davon abhebt.

Sind es hier viele Vortragende unter Leitung von Helmut Himmel (und dem unermüdlischen Heinz Webers), so konzentriert sich bei den Studienfahrten Vorbereitung, Teilnehmeranmeldung und Durchführung auf Baldur Wienke, der bereitwillig nach Schließung unserer Geschäftsstelle eine Menge neuer Zusatzarbeiten übernommen hat.

2014 unternahm der Verein eine mehrtägige Leipzig-/Halle-Fahrt, er war in Arcen – Walbeck – Kevelaer, besichtigte unter der bemerkenswerten Leitung von Pfarrer Jansen den Hülser Konvent und setzte die diesjährige Reihe mit einem Schönwettertag in Hamminkeln/Brünen – Kloster Marienthal, Bocholt – Textilmuseum und Isselburg – Wasserburg Anholt fort.

Geführt von Evert van Acker schlossen die südliche Altstadt von Maastricht und die vor der Stadt gelegenen beeindruckenden Mergelhöhlen das diesjährige Fahrtenprogramm ab. Für 2015 sind wieder eine mehrtägige Fahrt (belgisches Maastal) und drei bis vier Tagestouren in der Planung.

7.0 Maria Wenders

Gut 15 Jahre lang, von 1985 bis 2000, begleitete Maria Wenders ein starkes Vereinswachstum als Kassenwartin. Ohne Computerunterstützung bewältigte sie die Vereinsverwaltung in einer Zeit, als unser Verein von rund 500 auf 800 Mitglieder wuchs: heute nahezu unvorstellbar! Im hohen Alter von 93 Jahren ist sie am 10. Juli 2014 gestorben. Auch nach ihrem Austritt aus dem Vorstand hatte sie noch viele Jahre lang an Veranstaltungen teilgenommen und immer mal wieder freundlich den „neumodischen Aufwand“ belächelt. Maria Wenders zählte unter allen vereinsorganisatorischen Gesichtspunkten zu den zurückhaltendsten, aber zuverlässigsten Stützpfeilern des Vorstands. Die Mitglieder mögen ihrer gedenken!

Bücher

Christoph Reichmann: Archäologie in Krefeld. Neuere Forschungsergebnisse der Krefelder Stadtarchäologie

Gelsenkirchen/Schwelm:
Edition Archaea 2014

Das eher schmale Bändchen hat es in sich. Der Linner Burg- und Museumsherr resümiert seine Krefelder Forschungen, die seiner Vorgänger sind nicht vergessen. Was über die „kleine“ Geschichte von Gellep, Fischeln, Hüls, Traar, Uerdingen usw. zu erfahren ist, über Hausanlagen, Landwehren und alte Straßenführungen, setzt erneut in Erstaunen (das meiste ist in dieser Zschr. schon vorgestellt). Nicht weniger sind es die Methoden der Archäologie, die imponieren. Wer wissen will, was es mit dem „Mistschleier-Projekt“ auf sich hat, wird überrascht sein. Er kann natürlich auch nach Linn ins Museum gehen.

Hn

Dr. Christoph Reichmann: Römer und Franken am Niederrhein, Nünnerich-Asmus Verlag, Mainz 2014

Mit seiner neuesten Publikation knüpft Reichmann an eine gleich lautende Veröffentlichung von Professorin Renate Pirling aus dem Jahr 1986 an. Deren Arbeit erweitert der Krefelder Archäologe und Museumsleiter sowohl geografisch als auch zeitlich. Seinen Schwerpunkt setzt Reichmann zudem auf die Franken. Der Zeitpunkt zwischen dem Niedergang der römischen Herrschaft am Niederrhein und dem Auftreten der Franken zum Ende der Spätantike und dem Frühmittelalter lässt sich nur durch wenige zeitgenössische Quellen erfassen. Die archäologischen fränkischen Funde, insbesondere im und rund um das einstige römische Kastell im heutigen Krefeld-Gellep, ermöglichen einen Einblick in das Leben der Franken. Beides fügt Reichmann in seinem Buch nun erstmals zusammen. Seine Betrachtungen beginnen um Christi Geburt und reichen bis in das achte Jahrhundert. Dabei ergründet er auch die Stammesentwicklung im heutigen norddeutschen und niederländischen Bereich, dem Ursprungsgebiet der späteren Franken. Nach Reichmanns Auffassung sind die Franken ein Zusammenschluss gewesen. Das „politische Ereignis“ dafür sei die Varus-Schlacht im Jahr 9 nach Christus gewesen, so seine These. An dieser Schlacht hätten sich Stämme beteiligt,

die sich dann zu den „Frank und Freien“, den Franken vereinigt haben.

Eine wichtige Rolle beim Aufeinandertreffen von Römern und Franken spielte das römische Kastell Gelduba (Krefeld-Gellep) aufgrund seiner geostrategischen Lage am Rhein, am vis-à-vis endenden rechtsrheinischen Hellweg und an der nördlichen Grenze der Kölner Provinz. Während im fünften Jahrhundert in der Xantener Provinz und weiter stromabwärts schon keine römischen Strukturen mehr erkennbar seien, haben die Franken in der Kölner Region deren Verwaltungsgestaltung beibehalten. Gellep bildete einen Gau in diesem Gebiet. Das dort entdeckte und von Räufern verschonte reichhaltige Fürstengrab lässt den Schluss zu, dass der Stützpunkt und die Siedlung auch unter fränkischer Herrschaft bis ins achte Jahrhundert eine bedeutende Ortschaft und ein wichtiger Handelsplatz mit einem Rheinhafen war. Von der Existenz der Franken zeugen heute vor allem noch die über 6000 Gräber auf dem größten nördlich der Alpen gelegenen römisch-fränkischen Gräberfeld.

Mit „Römer und Franken am Niederrhein“ hat Dr. Christoph Reichmann ein kompaktes und reich illustriertes Buch (120 Seiten, 76 Abbildungen, 29,90 Euro) über die bislang wenig beachtete Geschichte der Franken am Niederrhein verfasst. Diese Einführung, in der Reichmann zahlreiche neue Quellen bewertet, bietet historisch Interessierten einen kurzweiligen Überblick. Für Historiker und Archäologen mag es der Anlass sein, sich mit Reichmanns Thesen kritisch auseinanderzusetzen.

se

Christoph Dautermann: Auf dem Weg in die Moderne. Krefelder Architektur der 1920er-Jahre

Goch: Pagina 2014 (= Schriftenreihe des Vereins Freunde der Museen Burg Linn e.V. 3)

Die „ebenso überraschende wie interessante Publikation“, so der Oberbürgermeister in einem Grußwort, ist ganz dazu angetan, den Krefelder wie den Gästen die Augen zu öffnen: So reich und schön ist die Stadt! Und all das soll in den dem Untergang zustrebenden Weimarer Jahren entstanden sein? Gewiss, einen Wiederaufbau nach Bombenzerstörungen hatte man nicht vor sich, die sogenannte Moderne konnte sich in allen Facetten und Stilen erproben. Davon gibt das ansehens- und sehr lesenswerte Buch Kenntnis. Einhundert-dreiundsiebzig Abbildungen von Gebäulichkeiten aus allen Teilen der Stadt

dokumentieren den überkommenen, jedem (nun!) sichtbaren Reichtum. Wem da die Augen geöffnet sind, der wird jetzt auch sehen, was sich aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg – oft in farbenfroher Renovierung – erhalten hat, vor allem aber, was der selbst heraufbeschworene Bombenkrieg nicht verschont hat: Die ärmliche Notbebauung wie die keineswegs immer glücklichen Neubauten nach 1945 geben darauf gleichsam den Blick frei. Wenn es gestattet ist, einen Wunsch für die mit Gewissheit zu erwartende nächste Auflage zu äußern: Ein Anhang könnte die aus der Zwischenkriegszeit stammenden Gebäude, die zerstört wurden, aufnehmen. Manches dürfte sich in Postkarten- und Bildsammlungen finden lassen.

Notabene: Es lohnt sich, die Augen aufzumachen in einem Augenblick, da die Innenstadt mit Allerweltsfassaden aufgemöbelt wird und ein sogenannter Investor sich erdreistet, das Seidenweberhaus als „Schandfleck, der beseitigt werden muss“, für seine Pläne zuzurichten (RP vom 16. 10. 2014).

Hn

Andreas Storz/Helmuth Bayen: Unser C(K)refeld ... von 1897 bis heute

Neukirchen-Vluyn: Verlag „Zeitreisen“ 2013

„Krefeld hat die meisten Wirtschaften.“ Es lag weit vor dem Ruhrgebiet oder vor Düsseldorf, so eine Schlagzeile der Niederrheinischen Volkszeitung von 1930 (s. StGeK 5, S.131, A.542). Anhand der von den Herausgebern (und ihren Mitstreitern) seit Jahren vorgelegten Bilddokumenten ließe sich das wohl unschwer nachprüfen. Nach den beiden 2012 vorgelegten Bänden (s. ds. Zschr. 84/2013, S.193) wird der geneigte Betrachter erneut durch Krefelds alphabetisch geordnete Straßen und Vororte geführt. Neben dem Gastgewerbe finden auch Handel und andere Gewerbe Berücksichtigung. Dazu gibt es manch eher seltene Dokumente: etwa Zeugnisse oder Aufnahmen von Klassenzimmern (samt Schülern), zum Beispiel der städtischen Knabenzeichenschule (1912-15), oder ein Zeugnis der Gewerblichen Knaben-Berufsschule Hindenburg-Schule (1929), oder eine Photographie des großen Saales der Bergschänke auf dem Hülsberg mit der Dekoration Thorn Prikkers, oder eine Reihe von Aufnahmen, die zeigen, wie es im Kaiser-Wilhelm-Museum 1912 aussah. Ganz aktuell: die neue, eher auf der Mevissenstraße zu erwartende, Verkleidung des ehemaligen

Horten-Kaufhauses. Dem Linn zugeordneten Deutscher-Berufstrinker-Verband „Flaschistenbewegung“ wäre der Berichterstatte gerne beigetreten (nähere Angaben fehlen leider): das da ausgesprochene Nüchternheitsverbot hätte ihm vielleicht (!) geholfen, das oberflächliche Lektorat der durchweg informativen Bilderläuterungen zu überlesen.
Hn

Freunde der Kunstmuseen Krefeld e.V., Martin Hentschel/ Sabine Röder (Hg.): Zugaben. Sammlung Freunde der Kunstmuseen Krefeld 1983 – 2013

Bielefeld/Berlin: Kerber 2013

Am 3. Juli 1983 ging aus dem „Förderkreis für das Kaiser Wilhelm Museum in Krefeld e.V.“ der damals neugegründete Verein „Freunde der Kunstmuseen Krefeld e.V.“ hervor. 30 Jahre also hat der Verein bisher die Krefelder Kunstmuseen unterstützt, unter anderem mit finanziellen Mitteln für Kunstankäufe. Nun zog man im Jahr 2013 Bilanz: Eine Ausstellung im Museum Haus Lange zeigte rund 40 Skulpturen, Gemälde, Zeichnungen und Videoarbeiten aus der Sammlung der Freunde. Da mit der Ausstellung lediglich ein Teil der Sammlung präsentiert werden konnte, wurde der hier anzuzeigende Katalog aufgelegt, welcher erstmals den gesamten Sammlungsbestand des Vereins erfasst.

Sowohl im Vorwort der Vorsitzenden der Museumsfreunde, Dr. Anahita Teymourian-Pesch, als auch in der knappen Einleitung des Direktors der Kunstmuseen Krefeld, Dr. Martin Hentschel, betonen beide, dass die Sammlung der Freunde als Ergänzung der Museumssammlung zu verstehen ist. Es folgt im Hauptteil des Katalogs in alphabetischer Reihung (von Mamma Anderson bis Jan Ver-crussse) die Vorstellung der Künstler mit ihren Werken. Hierunter befinden sich so bekannte Namen wie Claes Oldenburg, Sigmar Polke, Gerhard Richter, Thomas Schütte, Richard Serra, um nur einige zu nennen. Die Künstler und ihr Schaffen werden jeweils mit kurzen Texten eingeführt, die von ausgewiesenen Fachleuten wie Beate Ermacora (ehemalige stellvertretende Direktorin der Kunstmuseen), Sabine Röder (ehemalige Kuratorin der Kunstmuseen), Thomas Janzen und Martin Hentschel verfasst wurden. Die ausgezeichnete Gestaltung des Katalogs lag in den Händen von Volker Döhne. Die Texte werden von bestechend gutem Bildmaterial begleitet, wie es sich für einen Kunst Katalog gehört.

Macht man sich die Mühe und blättert in dem ab Seite 148 erscheinenden Werkverzeichnis, so stellt man fest, dass auch die Katalogtexte mit der Ablichtung der Kunstwerke im Hauptteil lediglich eine Auswahl darstellen. Macht man sich weiter die Mühe und zählt die Werke im Verzeichnis ab (im Vorwort werden keine

Ihr kompetenter -Partner für Krefeld und Umgebung

- **Spezialmakler für Gewerbe, Einzelhandel, Industrie**
 - **Vermietung / Verkauf von Wohnungen und Häusern**
 - **unabhängige Wertermittlungen**
- Was suchen Sie?**



 **OSTWALL 111 • 47798 KREFELD**

 **0 21 51/60 62 63 • Fax 80 49 84**

www.becker-wittig.de • e-mail: info@becker-wittig.de

Zahlen genannt), so kommt der Rezensent auf insgesamt 143 Werke (ohne Gewähr), die die Freunde in den letzten 30 Jahren angekauft haben. Ein Sammlungsschwerpunkt liegt deutlich auf den Arbeiten von Sigmar Polke, der allein mit 49 Werken, die somit gut ein Drittel des Bestandes ausmachen, vertreten ist. Mit weitem Abstand folgt Gerhard Richter, der mit 13 Arbeiten im Werkverzeichnis erscheint. Warum Künstler wie Heinrich Campendonk, John Chamberlain, Elke Denda, Thomas Huber, Jannis Kounellis, Rolf Steiner und Lawrence Weiner nicht in den bebilderten Hauptteil des Katalogs aufgenommen worden sind, erschließt sich dem Leser allerdings nicht, da darauf auch in der Einleitung nicht weiter eingegangen wird. cd

Magdalena Broska: Adolf Luther. Eine außergewöhnliche Künstlerkarriere / A Remarkable Career as an Artist. Eine Publikation der Adolf Luther Stiftung Krefeld aus Anlass des 100. Geburtstages des Künstlers / A publication by the Adolf Luther Stiftung Krefeld on the occasion of the artist's centenary

Goch: Pagina [2013]

Dies nun ist der zweite Band einer wissenschaftlichen Reihe über Kunst in Krefeld, welchen die Leiterin der Adolf-Luther-Stiftung, Dr. Magdalena Broska, herausgibt (der erste Band wurde im letzten Heft der Heimat be-

sprochen). Anlass ist diesmal der Geburtstag Adolf Luthers vor 100 Jahren am 25. April 1912. Auch der zweite Band der sogenannten „Silbernen Reihe“ erscheint wie schon der erste in zweisprachiger Doppelung, diesmal in deutscher und englischer Sprache. Er enthält „Texte und Gespräche zum Werk des Krefelder Lichtkünstlers: Die Laudatio, die der Kunstpublizist und Ausstellungskurator Klaus Honnef im Krefelder Rathaus zur Jubiläumsfeier im April 2012 gehalten hat, Erläuterungen und einen Dialog zur Ausstellung Adolf Luther und Alicja Kwade in der Galerie 401contemporary, LONDONprojects im Februar 2010 und ein Gespräch mit dem langjährigen Weggefährten und Mitarbeiter des Künstlers Bernd Peters vom Dezember 2012 [...] Der abschließende Essay von Stephan Günzel reflektiert Luther und die Raumtheorie am Beispiel der beiden spezifischen Rauminstallationen des Künstlers: dem Focussierenden Raum (1968) und dem Laserraum (1970).“ (Einleitung)

Der Band will kein gewichtiger Kunst Katalog sein, auch finden wir kein Werkverzeichnis oder weitschweifende Darstellungen zu Luthers Leben und Schaffen. Die Herausgeberin beabsichtigt offenbar mit der Methode des Gesprächs und des persönlichen Zugangs, den Künstler Luther auf kurzweilige und gleichzeitig beeindruckende und dennoch wissenschaftlich fundierte Weise vorzustellen. Ein „Impuls-Buch“, das aufgrund seines Formats und seiner Aufmachung mit ausgezeichnetem und ausgewähltem Bildmaterial an eine hochwertige Kunstzeitschrift erinnert, die im Regal nicht viel Platz einnimmt, die man aber umso lieber durchstöbert auf der Suche nach Anregungen und Interessantem. cd

Kunst und Krefeld e.V. im Zusammenwirken mit dem Gerhart-Hauptmann-Haus, Düsseldorf & Muzeum Warmii i Mazur, Olsztyn (Hg.): abwesend anwesend nieobecny obecny absent present. Hans Joachim Albrecht Bildhauer Rzeźbiarz sculptor, Düsseldorf Krefeld Olsztyn, Katalogbuch zur Ausstellung vom 8. Juni bis zum 15. September „abwesend – anwesend: Hans Joachim Albrecht. Bildhauer“ in der Burg zu Röbel, die zum Museum für Ermland und Masuren in Allenstein gehört, sowie in der Galerie Arte Nova der Stadt Wormditt

Goch: Boss 2013

Worum geht es in diesem hervorragend gestalteten, ästhetisch ansprechenden und dreisprachig (deutsch, polnisch, englisch) angelegten Katalog? Die Frage steht am Beginn der Besprechung, denn es ist nicht einfach ein Ausstellungskatalog, der hier erschienen ist, es steckt wesentlich mehr in dem Buch. Darüber erfahren wir etwas, wenn wir die kurze Einleitung von Christoph Tölke, dem Vorsitzenden von Kunst und Krefeld e.V., lesen: Demnach hatte die Ausstellung mit dem Katalog einen 25-jährigen Vorlauf. Hans Joachim Albrecht wurde nämlich 1938 im heute polnischen Wormditt/Orneta geboren, und seitdem er seine Geburtsstadt 1988 besucht hatte, gab es regelmäßige Kontakte dorthin. So entstand die Idee, anlässlich des 700-jährigen Stadtjubiläums im Jahr 2013 Skulpturen und Grafiken von H. J. Albrecht auszustellen. Die Düsseldorfer Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus hat darüber hinaus zusammen mit dem Allensteiner Museum eine Ausstellung mit etwa 50 Skulpturen und Grafiken von Albrecht in der Burg Röbel veranstaltet. Mithin wurde hier eine Retrospektive von Albrechts Schaffen gezeigt (der nebenbei bemerkt in diesem Jahr 75 Jahre alt wurde), und dies beinhaltet auch der vorliegende Begleitband, der im eigentlichen Sinn eine Bilanz ist. „Tagebuch einer Annäherung“, so nennt der Theologe und katholische Pfarrer in Mönchengladbach Wilhelm Bruners seine Begeg-

nung mit Albrechts Werken. Es folgt überganglos die Vorstellung von Objekten, die im Inhaltsverzeichnis nüchtern mit „Abbildungen“ betitelt sind, die aber den eigentlichen Hauptteil des Katalogs ausmachen. Begleitet werden die vorzüglichen Abbildungen von Texten bzw. Kommentaren von Hans Heinz Holz, Gottlieb Leinz, Peter Anselm Riedl (gern hätte der Rezensent auch über diese Herren mehr erfahren) und Hans Joachim Albrecht selbst. Zur Retrospektive gehören die familiengeschichtlichen und biografischen Angaben, den Band schließt ein Verzeichnis mit den „technischen“ Details zu den einzelnen Werken (Titel, Jahr, Material und Technik, Abmessungen) ab. Wer sich mit dem Lebenswerk des ehemaligen Hochschullehrers Hans Joachim Albrecht befassen möchte (und das sollte man!), der sollte sich den in relativ kleiner Auflage (500 Stck.) erschienenen Katalog sichern. cd

Ingeborg Unger: Die Kunst des deutschen Steinzeugs. Collection Karl und Petra Amendt und der Krefelder Kunstmuseen

Krefeld: o.V. 2013 (Hg.: Collection Karl und Petra Amendt und die Krefelder Kunstmuseen)

Das üppige Katalogbuch zur Ausstellung im Museum Burg Linn hält die Erinnerung an das durch die Leihgeber zur Betrachtung Freigegebene fest. Wie oft, ist hier mehr zu sehen, als es vor den Originalen möglich war. „Ein kurzer Überblick über 7 500 Jahre Keramik im Rheinland“ durch den prominenten Sammler und eine Einführung seitens der wissenschaftlichen Bearbeiterin gehen dem Katalog voraus. Im Vordergrund steht das rheinische Steinzeug, geordnet nach den Produktionsstätten zwischen Köln/Frechen und dem Westerwald. Einzelne Exemplare belegen die Meisterschaft der Töpfer auch vom Hessischen bis nach Schlesien, – und bis fast in die Moderne: wunderschöne Töpferwaren aus der Zeit des Jugendstiles. Etwas Kritik aber darf sein. Zweifelsohne dürfte hier ein „Handbuch des Deutschen Steinzeugs“ vorliegen (zumindest wohl des rheinischen), wie es einleitend heißt. Zahlreiche Doppelungen – die der geographischen Orientierung dienende Karte gibt es gleich dreimal – scheinen an-

zudeuten, dass die Verantwortlichen (gab es kein Lektorat?) keine der Hochglanz(doppel)seiten ungenutzt lassen wollten. Horror vacui? Das wäre weiter nicht bemerkenswert, wenn die oft aus unterschiedlicher Perspektive dargebotenen Töpferwerke ihre Katalognummern trügen, wie es anfangs geschehen ist. Wo sich die hier und da abgebildeten Glasvitriolen mit ihrem prächtigen Inhalt befinden, wird nicht gesagt; bei der ersten (S. 16) mag man auf das Hülser Heimatmuseum kommen. Am meisten störend ist, dass nicht erkennbar ist, woher welches Objekt stammt. Immerhin sind (wenigstens?) drei Aufenthaltsorte auszumachen: Das Museum Burg Linn erscheint nicht unter den Sammlern bzw. Herausgebern, wird aber im Vorwort genannt. Was es mit der jedem Ausstellungsstück beigegebenen „Nr.“ auf sich hat, ist nicht erklärt. Dennoch, die Schönheit und Plastizität der Abbildungen machen zusammen mit den ausführlichen Erläuterungen den Band zu einem Schmuckstück, das man am liebsten aufgeschlagen stets vor sich liegen haben möchte. Hn

Heimatkreis Lank e.V. (Hg.): Die Buscher-Chronik. Teil 1 Geschichte der niederrheinischen Pfarre Lank. Teil 2 Geschichte der niederrheinischen Pfarre Osterath – von Georg Buscher (1880 – 1957)

Meerbusch 2013 (= Im Rheinbogen. Schriftenreihe des Heimatkreises Lank e.V. Beiträge zur Lanker und Meerbuscher Geschichte 18)

Nach der „Geschichte der niederrheinischen Pfarre Linn“ (s. ds. Zschr. 82/2011, S. 179) liegen nun auch die Ausarbeitungen des Autors über Lank und Osterath vor; allein die Chronik von St. Gertrudis in Bockum ist bislang Manuskript geblieben. Der vorliegende Band vereinigt die Chronik der inzwischen zu Meerbusch gehörenden Pfarren. Eingeleitet wird er durch einige knappe Bemerkungen zur Charakterisierung von Autor und dessen Vorgehensweise sowie durch Anmerkungen zur Art der Edition. Beschlossen wird das Buch mit dem Nachdruck eines Beitrages mit den Lebenserinnerungen Buschers aus der Heimat 62/1991. Bei fleißiger Lektüre er-

ÜBER 80 JAHRE Der Qualitätsversprechen

Innendekoration Raumausstattung

vankann

Dekoration - Gardinen
Sonnenschutz - Polsterarbeiten
Beratung - Service - Ausführung

Rheinstraße 62 · 47799 Krefeld
Telefon 02151 / 2 55 96 oder 2 70 51 · www.vankann-gmbh.de

weisen sich Buschers Chroniken als überaus reiche Materialsammlungen. Die ausführlichen Inhaltsverzeichnisse führen zu den interessierenden Stichworten und Themen. Diese werden jeweils durchgeführt von den ersten zur Verfügung stehenden Nachrichten bis etwa in die letzte Nachkriegszeit. Manche Quellen tauchen also an verschiedenen Stellen auf, für eine historische Darstellung – meinetwegen des 18. Jahrhunderts – müssten sie also zusammengelesen werden. Ein Buch zum Stöbern also, in dem viel Interessantes zu entdecken ist. Hn

Jürgen Kaiser: Die großen romanischen Kirchen in Köln. Fotografiert von Florian Monheim

Köln: Greven 2013

Das Autorenpaar, den Lesern der Heimat u.a. mit den großartigen Publikationen „Romanik im Rheinland“ (s. ds. Zschr. 80/2009, S.260) und „Gotik im Rheinland“ (s. ds. Zschr. 83/2012, S.178) bekannt gemacht, präsentiert in seinem neuen großformatigen Bildband ein Thema, das spätestens seit den Zerstörungen des Krieges und den unermüdllichen Bemühungen um den Wiederaufbau weit über Köln hinaus Beachtung gefunden hat. Es sind dieselben zwölf großen romanischen Kölner Kirchen, die auch seinerzeit schon im größeren Zusammenhang nicht übergangen werden konnten. Nun hat sich der Blickwinkel verschoben. Die Entwicklung der Monumente wird dargestellt – in Wort und Bild, die historischen Zusammenhänge sind in Erinnerung gebracht, touristische Einsprengsel nicht vermieden. Am Ende wirkt der Band, nicht zuletzt durch die Vielzahl der wiederum brillanten Photographien, wie ein großes Museum der Kirchenkunst aus tausend Jahren, umhüllt von den unübertrefflichen, vielfältig ins Bild gesetzten Bauwerken der ersten großen abendländischen Kunstepoche. Hn

Peter Bergthaller: Glasmalerei in Kölner Kirchen. Künstler und Werke 1945 – 2012

Mönchengladbach: Kühlen 2013

In Köln finden sich nicht nur die soeben in Erinnerung gebrachten romanischen Abtei- und Stiftskirchen, es findet sich da nicht nur der Dom – der Autor zählt für die Stadt insgesamt an die 250 Kirchen, davon etwa 170 römisch-katholische. Eine „Topographische Übersicht über den Bestand der Glasfenster in kirchlichen Gebäuden innerhalb der Stadt Köln“ (Kap. 2. Anhang) verzeichnet – den derzeit bestehenden kirchlichen Strukturen



Seit über 30 Jahren

... der Weg nach Osterath lohnt sich



Anfahrtsbeschreibung:
Von Fischeln kommend vor Osterath rechts auf die Umgehungsstraße, 2. Ampel links, nach ca. 700 m links auf den Kirchplatz (Parkmöglichkeiten). Die Buchhandlung befindet sich direkt gegenüber der kath. Kirche.

Wir liefern Bücher-sendungen versandkostenfrei innerhalb Deutschlands

Für Ihre Bestellung von Büchern & eBooks:
Tel. 02159 – 3530
info@konradmoenter.de



BUCH- UND KUNSTKABINETT MÖNTER KG

Kirchplatz 1-5 · 40670 Meerbusch-Osterath · Tel. 02159/3530 · Fax 51164
Mo., Di., Do. + Fr. 9.00 – 13.00 Uhr u. 15.00 – 18.30 Uhr www.konradmoenter.de
Mi. + Sa. 9.00 – 13.00 Uhr und nach Vereinbarung info@konradmoenter.de

folgend – das kleine überkommene wie das reiche in den zurückliegenden siebzig Jahren gewachsene Erbe. Der Autor (und Fotograf) setzt 1945 an, mit Wiederaufbau und den zahlreichen Neubauten. Nicht weniger als 105 Glaskünstler waren beteiligt und lassen ahnen, welche Vielfalt zu beobachten ist – wenn man sich auf die Suche macht. Dazu lädt das sorgfältig gestaltete Buch vor allem auch mit seinen Abbildungen ein. Der Verfasser, Chemiker von Hause aus und einmal in der Erforschung fotografischer Verfahren und Materialien tätig, konzentriert sich im Detail auf die eingehendere Darstellung derjenigen Kirchen, die nicht im Zentrum der Stadt die Besucher anziehen. Der Hauptteil des Buches (Kap. 3), in dem die Künstler in alphabetischer Reihenfolge mit den erreichbaren Daten vorgestellt und charakteristische Werke abgebildet werden, wird ergänzt durch eine Reihe von Abschnitten, in denen kenntnisreich die ästhetischen sowie die technischen Probleme der Kunstgattung erörtert werden. Eine ungemein vielfältige Kunstlandschaft bietet

sich dar, mit bemerkenswerten Abstufungen zwischen figürlicher und nicht-figürlicher Darstellung – wahrscheinlich, wie es die Auftraggeber gerne sahen. Manchmal hätte man sich gewünscht, dass der ja nicht unedle Begriff des Kunsthandwerks manches gegenüber dem emphatischen Begriff des Kunstwerkes abgefedert hätte. Ein kleiner Kritikpunkt sei angebracht: Fast alle Abbildungen verzichten darauf, die Kirchenfenster in ihrem räumlich-baulichen Zusammenhang zu zeigen. Da, wo das gelungen ist, scheint alle (dem Glasfenster fremde!) Statik aufgehoben, man blickt nicht auf eine Museumswand, sondern in lebendige Räume.

Notabene: Ob es nicht an der Zeit wäre, die Krefelder Kunstlandschaft im Spiegel der Glasmalerei (neu) zu vermessen? Oder genügt es im Augenblick, an die Publikation „Glasmaler und Lichtgestalter nach 1945. Krefeld und der Niederrhein“ zu erinnern (vgl. ds. Zschr. 82/2011, S.181)? Köln, so scheint es, hat da kaum mehr zu bieten. Hn

Stiftung Museum Schloss Moyland u. a. (Hg.): Der Himmel so weit/De hemel so wijd. Landschaftsdarstellungen der Niederrheinlande/Landschappen langs de Rijn van Düsseldorf tot Rhenen

Bielefeld/Berlin: Kerber 2014

Wer kennt sie hierzu lande nicht, die Landschaftsdarstellungen vom Niederrhein? Die schöne, doch dank der stets dräuenden Wolken auch ein wenig melancholisch stimmende Ausstellung in Schloss Moyland wie das hier anzuzeigende Kataloghandbuch dokumentieren erneut, welche große Bedeutung die Landschaftsmalerei (auch) langs de Rijn gehabt hat – und hat. Dabei hat es hier bestenfalls praktischen Sinn, die Begriffe Niederrhein, Niederrheinlande, Niederlande gegeneinander abzugrenzen. Rhenen und Düsseldorf? In dem kaum genau festzulegenden Raum müssen eben Orientierungen gefunden werden. Der hier Eingesessene lässt den Niederrhein selbstverständlich mit Köln beginnen (oder dem Vinxtbach) – Ende offen! So bleibt auch der (eigentlich überflüssige) Essay über den „Begriff der Niederlande“ („In Nebel gehüllt“) alles schuldig. Der Vertreter einer sogenannten Sozialgeographie verliert sich in alten, auch ideologisch besetzten Diskussionen, offenbar ohne Kenntnis der einmal im Hintergrund stehenden historischen Forschungen. Das schmälert glücklicherweise nicht den anschaulichen Durchgang durch die Geschichte der hiesigen Landschaftsmalerei, welche sich im 17. Jahrhundert entfaltet und bis in die Landschaftsphotographie heute fortgetrieben wird. Was auffällt? Ein dem Kenner natürlich nicht unbekanntes Bild des 15-jährigen Beuys „Landschaft bei Rindern“ und die Aquarelle von Ulrich Erben (geb.). Dass man sich auf die großen Namen konzentriert, ist verständlich. Da das Genre in oft auch traditionellen Formen weiter blüht und offenbar auch angenommen wird, könnte bei einer durchaus in die Breite gehende Untersuchung von Interesse sein: Statt der einsamen Pappel des Josef Beuys die meist wohl gepflegten Reihen niederrheinischer Weiden. Hn

Monika Grübel/Peter Honnen (Hg.): Jiddisch im Rheinland. Auf den Spuren der Sprachen der Juden

Essen: Klartext 2013 (1. Aufl. 2014)

Von den Juden im Rheinland war oft zu lesen, aber von ihrer Sprache? Der vorliegende Band schließt eine Lücke – soweit möglich. Den Beiträgen liegen Vorträge zu Grunde, die

auf einer Tagung zum Thema im Juni 2012 (s. 195: 2013) gehalten wurden. Mit Fußnoten und Literaturverzeichnissen versehen, bieten sie einen gelungenen Einstieg in die wissenschaftliche Diskussion. Am Anfang steht eine lesenswerte „Darstellung der historischen Sprache der Juden im westlichen Aschkenas“, d.h. der im mittelalterlichen Deutschland lebenden oder daher stammenden Juden. Außerordentlich spannend sind die ersten Einblicke in die bei den Kölner Ausgrabungen zutage gekommenen Schriftzeugnisse, welche sich auf allerlei Trümmerstücken aus dem Schutt des 1349 zerstörten Judenviertels erhalten haben. Hebräisch war die Kult(ur)sprache, dem Lateinischen vergleichbar, alltags- und literatursprachlich war die Kölner Judenschaft offenkundig „vollständig integriert“ (S. 54). Eine viele Jahrhunderte später entstandene Quelle sind die ebenfalls vorgestellten „Tagebücher des Mainz-Kasteler Chasams Bernhardt (Beer) Cahn (1793-1877)“, auf Deutsch verfasst, in hebräischer Alltagsschrift festgehalten: 1817-71, circa 4 000 Seiten. Von Gott und der Welt wird berichtet, und die Edition (in transkribierter Form) dürfte die geschichtliche Landeskunde in allen Sparten beschäftigen. Ein weiterer Schwerpunkt des Buches befasst sich mit dem Einfluss des Jiddischen auf deutsche Sondersprachen und Regionalsprachen wie das sogenannte Ruhrdeutsch mit seinen niederdeutschen Wurzeln. Am Ende des sorgfältig gearbeiteten Buches findet sich ein „Wörterbuch“, das die im Rheinischen Wörterbuch (1928-1971) festgehaltenen jiddischen oder hebräischen Lehnwörter verzeichnet. Offen bleibt, was, wo, wann, von wem genau denn gesprochen wurde. Das Lexikon des alten Krefelder Platt (Johannes Werner 2004) verzeichnet eine Reihe dieser Wörter. Hn

Heinz H. Menge: Mein lieber Kokoschinski! Der Ruhrdialekt. Aus der farbigsten Sprachlandschaft Deutschlands

Bottrop: Haselowsky Boschmann 2014

Der Beitrag des (em.) Bo(oo)chumer Sprachwissenschaftlers in dem zuvor besprochenen Band regte den Rezensenten, der sich durch einen ebenda einwohnenden Freund bestärken ließ, an, über den Rhein zu blicken. Mit leichter Hand, doch wissenschaftlicher Ernsthaftigkeit (vgl. die zahlreichen Endnoten zu den einzelnen Kapiteln) bereitet der Verfasser die Kenntnisse aus, die in den letzten Jahrzehnten gewonnen wurden. Es geht ihm nicht um die stilisierten Produkte, die dem Nichtautochthonen unter den Markenzeichen Kumpel Anton, Tegtmeier oder Doktor Stratmann vor Augen und Ohren stehen, sondern um die tatsächlich auf der Straße und sonstwo vorzufindende Sprache des Ruhrgebietes, hierzulande manchmal als Ruhrpolnisch kari-

kiert. In zwanzig (+2) Kapiteln werden vielerlei Beobachtungen und Forschungsergebnisse zur Umgangssprache des Ruhrgebietes ausgebreitet. Dieses war, wie immer man es (sprach-)geographisch definieren will, mit seinen niederfränkischen und westfälischen Dialekten einmal Teil des niederdeutschen Sprachgebietes. Das ist auch heute noch zu spüren. Dass jiddische Einsprengsel sich – wie auch sonst – erhalten haben, ist kaum eine Überraschung. Eher schon, dass polnische Wörter so gut wie nicht vorkommen. Doch was sollte man erwarten, wenn daran zu erinnern ist, dass das Polnische in den preußischen Provinzen im Osten nicht gerade gefördert wurde, die Zuwanderer in der Regel wohl auch ihren eigenen Dialekt mitbrachten, hierzu aber hochdeutsch zu lernen hatten und auf eine Umgangssprache trafen, die – plattdeutsch grundiert – durch hunderttausende deutschsprachige Arbeitssuchende schon früh allerlei Ausgleichsformen hervorgebracht haben dürfte. Schließlich ist festzuhalten, dass nach dem Ersten Weltkrieg an die zwei Drittel der „Polen“ das Ruhrgebiet verlassen haben (s. u.). Nicht gestellt findet der Berichterstatter die Frage, wie es denn kommen kann, dass der Nicht-ruhrgebietler den Ruhr-„Dialekt“ Sprechenden, ob stilisiert oder nicht, erkennen kann, wenn er ihn reden hört. Ob sich da nicht ein bisschen Chopin erhalten hat – in der Sprachmelodie? Hn

Kazimierz Rymut/Johannes Hofmann (Hg.): Lexikon der Familiennamen polnischer Herkunft im Ruhrgebiet (zwei Bände)

Krakau: Verlag des Instituts für Polnische Sprache PAN 2006, 2010

Ein Lexikon in zwei Bänden mit über dreißigtausend Familiennamen polnischer Herkunft aus dem Ruhrgebiet? Wo mag man die ausfindig gemacht haben: In Telefonbüchern von 1994/95 und 1995/96! Es ist leicht einzusehen, dass hier lange nicht mehr (nur) die Namen der „klassischen“ Ruhrpolen aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg aufzufinden waren. Diese – übrigens deutsche Staatsbürger aus den preußischen Provinzen – waren nach 1918 zu einem Teil weitergezogen, in die französischen und belgischen Bergbauereviere oder in die Heimat eines nun neu entstandenen polnischen Staates. Was bis 1945 oder seither geschehen ist, wird von dem deutschen Mitherausgeber einleitend und am Ende des zweiten Bandes konzentriert dargestellt. Über Zweimillionen polnischsprachige Zuwanderer leben heute in Deutschland, mehr als 15 % der Familiennamen sind polnisch(-slawischer) Herkunft. Die wissenschaftlichen Probleme, die sich mit der gewählten Quellenbasis ergeben, werden eingangs gewissenhaft erörtert: nicht alle stehen ja im Telefonbuch, und diejenigen, wel-

che (früher) einmal ihren Namen geändert haben, oder die, welche Namen mit deutschen Wurzeln tragen, konnten (sollten) nicht verzeichnet werden. Das Ergebnis ist eindrucksvoll. Das hiesige Telefonbuch kann leicht als Kontrollinstanz ausgewertet werden. Die Einträge verzeichnen jeweils die Häufigkeit des Vorkommens eines Familiennamens, die Verteilung auf die einzelnen Ruhrgebietsstädte, die Herleitung des Namens (meist entwickelt aus Vornamen, Ortsnamen, appellativen Bezeichnungen) und die Herkunft bzw. den frühesten Nachweis in den polnischen Überlieferungen. Auskunft konnte man vor allem in den von dem polnischen Mitherausgeber vorgelegten polnischen Lexika finden. Dieser, 2006 verstorben, hat auch die meisten der einführenden Abschnitte zur Namenkunde selbst beigesteuert. Entstanden ist das Werk auf Initiative des wissenschaftlichen Leiters der (ehem.) Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Technischen Universität Dortmund, Dr. Hofmann. Die Zusammenarbeit mit dem Krakauer Institut für polnische Sprache der Polnischen Akademie der Wissenschaften, deren Mitarbeiter wohl die Hauptlast der Erarbeitung zu bewältigen hatten, hat ein hervorragendes Ergebnis gezeitigt. Weit über das Ruhrgebiet hinaus wird das FN-Lexikon seine Benutzer finden. – Im Hinblick auf die Städte und Gemeinden im Ruhrgebiet darf angefragt werden, ob diese nicht in ihren Adressbüchern (bis 1918) weitere Auskunft über die Zuwanderer finden können. Und die Firmen-Archive? Hn

Heinrich Theodor Grütter/Walter Hauser (Hg.): 1914. Mitten in Europa. Die Rhein-Ruhr-Region und der Erste Weltkrieg. Katalogbuch zur Ausstellung des LVR-Industriemuseums und des Ruhr Museums auf der Kokerei Zollverein 30. April bis 26. Oktober 2014

Essen: Klartext 2014

Was für Ausstellungen soll man nicht alles besuchen ...? Glücklicherweise bieten inzwischen Kataloghandbücher/Begleitbücher einigen Ersatz. Das vorliegende ist mit seinen zahlreichen Dokumenten und den durchweg gelungenen knappen Berichten über die historischen Vorgänge im einzelnen empfehlenswert. Die drei großen Kapitel, nach Einführung und einem Abschnitt „So viel Zukunft war nie – Utopien der Jahrhundertwende“, „Aufbruch in die Moderne [...] am Vorabend des Ersten Weltkrieges“, „Gewalt und Zerstörung – Der Krieg im Westen“, „Die entzauberte Moderne – Zwischenkriegszeit [...]“ präsentieren vor allem die materielle Kultur und deren politisch-soziale Grundlagen in

den Jahrzehnten vom Kaiserreich bis zur Weimarer Republik. Manche historischen Urteile der (nicht vorgestellten) Herausgeber und Autoren wirken eher plakativ und unvorsichtig. Besonders die wilhelminische Zeit hat es ihnen angetan. Wie konnte eine so „verkrustete Gesellschaft“ einen solchen „Aufbruch in die Moderne“ zu Wege bringen! Und die „Arbeiterbewegung“ damals: Nur verschämt wird eingeräumt, dass an Rhein und Ruhr nicht die groß porträtierte Linke die meisten Anhänger hatte, sondern das Zentrum und die katholischen Arbeitervereine. Und: wie sähe die heutige Perspektive aus, hätte es den 30. Januar 1933 nicht gegeben, auch nicht für die zuvor Handelnden? Man mag es den Ausstellungsmachern nicht verübeln, dass sie die Rheinlandbesetzung eher links (des Rheins) liegen lassen. Erstaunlich ist allerdings, dass sie das geistige (Kunst, Theater, Musik, Universitäten, Schulen) und das geistliche Leben jenes halben Jahrhunderts offenbar ausgespart haben. Material gäbe es wohl genug: Wie viele Kirchen aus den Jahrzehnten vor dem Krieg kann man auch heute noch (in ihrer Fremdartigkeit) an Rhein und Ruhr bestaunen! Nur rede man nicht angesichts des Rückgriffs auf Stile der Vergangenheit von „Verkrustung“! Hn

Gudrun Gersmann/Hans Werner Langbrandtner unter Mitarbeit von Ulrike Schmitz (Hg.): Im Banne Napoleons. Rheinischer Adel unter französischer Herrschaft. Ein Quellenlesebuch

Essen: Klartext 2013 (= Vereinigte Adelsarchive im Rheinland e.V. Schriften 4)

Der Titel des Buches ist trefflich gewählt, doch nicht ganz treffend. Nicht erst nach dem Staatsstreich Napoleons (1799) bekamen es die Rheinländer mit den Franzosen zu tun. Schon sieben Jahre zuvor hatte der Vormarsch der Revolutionstruppen (Krefeld: 18. Dezember 1792) sie und damit auch den hiesigen Adel, von dem gehandelt wird, erreicht. Folgerichtig ist dann auch von den auf Napoleon folgenden Preußen die Rede. Möglicherweise hätte man hierzulande gerne sowohl auf diese wie auf die Revolutionstruppen der Republik verzichtet, vielleicht auf das Kaiserreich nicht unbedingt, hätte Napoleon...! Das Quellen-Lesebuch gibt einen lebendigen Eindruck davon, wie sich die rheinischen Edelleute durch die wechselhaften Jahre der sogenannten „Sattelzeit“ hindurch bewegt haben. Titel und Privilegien waren erst abgeschafft, unter Kaiser und König dann so gut wie nun zeitgemäß wiedergewonnen: ein Lehrstück, wie die besten Kreise bei allen Nöten, die aus Vertreibung, Emigration, Beschlagnahmungen erwachsen, sich durchzuschlagen verstanden. Die einzelnen Kapi-

tel sind verständlich eingeleitet, die Quellen werden in eher erzählenden Regesten vorgestellt. Dass die Überlebens- und Anpassungsstrategien der hohen Familien ab und zu auch augenzwinkernd dargestellt sind, mag den republikanisch gesinnten Rheinländer/Niederrheiner nicht überraschen. Die durchweg gut lesbaren Texte werden durch eine Auswahl (?) von Kurzbiografien und ein Glossar, in dem man leider allerlei vergeblich sucht, ergänzt. Nützlich sind selbstverständlich Zeitleiste und Auswahlbibliografie, auf die allerdings nicht weiter Bezug genommen wird. Hn

Jürgen Wilhelm in Zusammenarbeit mit Georg Mölich und Alexander Schmalz (Hg.): Napoleon am Rhein. Wirkung und Erinnerung einer Epoche

Köln: Greven 2012

Der vor fünf Jahren herausgebrachte Sammelband „Frankreich am Rhein: die Spuren der ‚Franzosenzeit‘ im Westen Deutschlands“ (vgl. ds. Zschr. 80/2009, S. 257) hat die erwartete Ergänzung gefunden. Besonders hervorgehoben sei ein Beitrag zur wirtschaftlichen Entwicklung in jenen beiden Jahrzehnten. Abschaffung der Privilegien von Adel und Kirche, Säkularisation und Verkauf der durch diese gewonnenen „Nationalgüter“, Aufhebung der Zünfte, rechtliche Gleichstellung aller Bürger veränderten nicht unmittelbar die überkommenen ökonomischen Strukturen – die industrielle Revolution i.e.S. stand ja noch bevor –, boten aber solide Grundlagen für eine liberalere, politische wie wirtschaftliche Zukunft – und ein eigenes Selbstbewusstsein in den dann Preußen zugeschlagenen Rheinlanden. Die weiteren Beiträge in diesem Band befassen sich mit der Rolle Aachens im Konzept napoleonischer Selbstdarstellungen („Symbolpolitik“), der Musikgeschichte Kölns in jenen Jahren, architektonischen Traditionen, Spottliedern auf die Franzosen (und die Preußen) und einem späteren Rückgriff auf die napoleonischen Kriege in der Romanliteratur. Mit den westlichen Nachbarn hatte man es ja noch viele Jahrzehnte lang zu tun. Den Beschluss des im ganzen lesenswerten und angenehm sparsam mit Bildquellen ausgestatteten Buches bildet ein Aufsatz über ein sogenanntes Forschungskonzept des Kulturtransfers. Was diesen Beitrag an diese Stelle verschlagen hat, kann man nur ahnen. Er hat es mit einer zweifellos gewichtigen geschichtswissenschaftlichen Fragestellung zu tun, berührt Gegenstand und Zielsetzung des von den Herausgebern einleitend beschriebenen Vorhabens an keiner Stelle. Deren Hinweis auf eine Arbeit über napoleonischen „Kunstraub“ nimmt den Begriff des Kulturtransfers wohl zu wörtlich... Hn

Udo Bürger: Rheinische Unterwelt. Kriminalfälle im Rheinland von 1815 – 1918

[Köln]: Emons 2013

Wer soll das eigentlich aushalten: die unsägliche Blutspur, welche das Menschengeschlecht seit dem Brudermord um den Globus zieht? Bekanntlich ist kein Ende abzusehen, weder im Großen noch im Kleinen. Von diesem ist in dem anzuzeigenden Buch die Rede: Kapitalverbrechen im Rheinland, der preußischen Rheinprovinz in dem genannten Zeitraum. Der Autor – wie die Liste seiner Veröffentlichungen ausweist, in seinem Metier wohl erfahren – stützt sich auf die erreichbaren Quellen und präsentiert ein bedrückendes Panorama menschlicher Nöte und Verfehlungen. Von Raub und Mord wird berichtet, von Hinrichtungen und Begnadigungen. Jene, bis 1851 in der Öffentlichkeit vollzogen, müssen eine unglaubliche Attraktion gewesen sein. Nun, man erbaut sich ja auch heute rund um die Uhr daran, dass Täter und Bösewichter öffentlich-rechtlich TV-dingfest gemacht werden. In unserer Publikation ist der nieder-rheinische Räuberhauptmann Brinkhoff nicht vergessen. Und selbst im Krefelder Gerichtsgefängnis (Nordstraße) hat es 1912 eine – die einzige – Hinrichtung gegeben. Keine erbauliche, vielleicht in mancherlei Hinsicht eine nützliche Lektüre. Man mag den Chronisten weder bedauern noch beneiden. Hn

Joachim Kuroпка (Hg.): Grenzen des katholischen Milieus. Stabilität und Gefährdung katholischer Milieus in der Endphase der Weimarer Republik und in der NS-Zeit. Bayerischer Wald – [...] – Rheinland-Westfalen – [...]

Münster: Aschendorff 2013

Es darf gestattet sein, auch einmal einen Forschungsbericht vorzustellen, in dem Krefeld, der Niederrhein oder die Rheinlande nicht oder eher am Rande vorkommen. Tagungsberichte leben bekanntlich davon, dass Referenten, welche mit dem jeweiligen Thema vertraut sind, bereit stehen. So führt nur ein Beitrag der auf eine Tagung der Universität Vechta zurückgehenden Publikation in unsere Nähe: „Resistenz, Verweigerung und Kapitulation. Frauen, Jugend und das NS-Regime im Rheinland und Westfalen“. Wenigstens so zahlreich wie die in dem Band vorgestellten (14) historischen Regionen sind die Fragestellungen, die sich mit Hilfe des Milieubegriffes gewinnen lassen – und die Ergebnisse. Von einem einheitlichen katholischen Milieu wird man nicht sprechen dürfen, auch wenn das Erscheinungsbild der kirchlichen Riten ein solches suggerieren könnte (konnte). Im-

merhin: Soweit man dem Glauben treu blieb, hielten die dem Gewaltverhältnis entsprechend weit zurückgenommenen „Grenzen“ des katholischen Milieus. Blicken wir auf unsere Stadt, so bietet sich ein Forschungsvorhaben an, für das, soweit zu sehen, manches Material bereit liegt. Wollte man die Fragestellung ausdehnen: „Grenzen“ (hier im Sinne von: durch den NS gesteckte Grenzen) der protestantischen, katholischen, sozialdemokratischen, kommunistischen Milieus..., ließe sich leicht wenigstens eine Magisterarbeit vorschlagen. Hn

Erwin Gatz/Marcel Albert (Hg.): 1700 Jahre Christentum in Nordrhein-Westfalen. Ein Atlas zur Kirchengeschichte. Kartographie Karsten Bremer

Regensburg: Schnell & Steiner 2013

Erwin Gatz (1933 – 2011), lange Jahrzehnte Rektor des Campo Santo Teutonico bei Sankt Peter in Rom, hatte das Vorhaben eines „Kirchenatlas für NRW“ gründlich geplant (vgl. Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 214/2011, S. 15-17). Der Tod des für zahlreiche kirchengeschichtliche Standartwerke bekannten Autors, der am Niederrhein mit Detailuntersuchungen in guter Erinnerung geblieben war (siehe dazu den Nachruf von Leo Peters im Heimatbuch Kreis Viersen 63/2012, S. 49-54), verzögerte das Erscheinen des Werkes. Der Gerlevert Benediktiner Marcel Albert konnte es nun vorlegen. Der großformatige Band zeigt in 76 Karten, was sich seit 313, dem Jahr der frühesten Erwähnung eines Kölner Bischofs, auf dem Boden unseres Bundeslandes an Christentumsgeschichte abgespielt hat – und darstellen ließ. Dass die Grenzen des Landes vielfach überschritten werden mussten, versteht sich ebenso wie die kaum zu umgehende Feststellung, dass durchweg Organisationsstrukturen ins Bild zu bringen waren. Dass sich darin die vielen Christ-Gläubigen verbergen, lässt sich am ehesten mitdenken, wo von Hospitälern, Schulen, Wallfahrten oder Hexenprozessen gesprochen (und gezeichnet) wird. Ob die Kirchen der Reformation sich angemessen berücksichtigt fühlen? Den einzelnen chronologisch angeordneten Kapiteln sind kurze Einführungen seitens der Herausgeber vorangestellt. Die Karten werden ausführlich erläutert, oft durch eigens beigezogene ausgewiesene Fachleute. Meist sind neben der einschlägigen Literatur die „Kartenvorlagen“ mitgeteilt. Entstanden ist so ein informationsreiches Standardwerk, das zu vielen kirchengeschichtlichen Fragen Einstieg oder Vertiefung bieten kann. Wer sich für fortgeschritten hält, kann sich an die Lektüre derjenigen Karten, welche die „Bistümer um 1750“ darstellen (Nr. 29-31), erproben: Wo war gegen Ende des Alten Reiches der (Erz)Bischof von Köln, Müns-

ter, Paderborn Landesherr, wohin reichte sein Bistum ...? Hn

Landesmuseum Württemberg, Stuttgart/Rheinisches Landesmuseum Trier (Hg.): Ein Traum von Rom. Stadtleben im Römischen Deutschland

Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft/Theiss 2014

Bei dem hier anzuzeigenden großartigen Buch handelt es sich um den Begleitband zu der in Trier und Stuttgart gezeigten (und hier noch bis zum 15. April 2015 laufenden) Ausstellung „Ein Traum von Rom. Römisches Stadtleben in Südwestdeutschland“. Angesichts der in Wort und Bild gelungenen Präsentation ist man fast geneigt zu sagen: Muss ich da noch nach Trier und Stuttgart reisen? Da der Begleitband offenbar kein Katalog ist und dank seines Formates und seines Gewichtes auch nicht sein kann, obendrein die Titel von Ausstellung(en) und Buch differieren, mag sich der Berichterstatter doch genötigt sehen, bald nach Stuttgart aufzubrechen. Keine Frage: Die Ausstellung sollte den Besuch lohnen wie der Begleitband die Lektüre. Dieser bietet nicht nur lesenswerte Einblicke in das dem römischen Handeln eingeschriebene Rechtsdenken, er ruft auch am Beispiel der germanischen Provinzen, von Oberitalien, Spanien und vor allem Nordafrika in Erinnerung, dass das Imperium eine große Konföderation von Städten war. Die Entwicklung Triers wird ausgiebig (erneut) vorgestellt, der Horizont derjenigen, die hier beständig auf Gellep (und den niedergermanischen Limes) schauen, beträchtlich erweitert. Schließlich schuf der obergermanische Limes Raum für zahlreiche neue städtische Ansiedlungen. „Niedergang und Verfall“ am Ende der Antike wie das Fortleben der römischen Vorbilder zu Beginn des Mittelalters sind ebenfalls eindrucksvoll geschildert. Also doch auf nach Stuttgart? Hn

Hans Körner/Jürgen Wiener (Hg.): „Kultbild und Andachtsbild“. Moderne Bilder im christlichen Sakralraum

Essen: Klartext 2013

Anne-Marie Bonnet/Gertrude Ceppl-Kaufmann/Klara Drenker-Nagels/Jasmin Grande (Hg.): Christus. Zur Wiederentdeckung des Sakralen in der Moderne

Düsseldorf: düsseldorf university press 2012

Vor gut einem Jahr war in St. Dionysius ein „spektakulärer ‚Passionsaltar‘ des Bildhauers

Bernhard Apfel“ (RP v. 2. 11. 2013) zu sehen. Mit seiner tiefsinnigen Hässlichkeit sollte er – wie anders?! – „aufrütteln“. Kunst und Kirche (heute), ein seit Jahrzehnten auch in Pax Christi zur Anschauung gebrachtes und diskutiertes Thema. Die beiden hier zusammengestellten Publikationen bieten dazu weiteres reichhaltiges Material.

Der Band „Kultbild und Andachtsbild“ bezieht seinen Titel von einem „Brief“, den Romano Guardini „an einen Kunsthistoriker“, welcher sich mit der geschichtlichen Entwicklung der Christus-Darstellungen befasst hatte, gerichtet hat, veröffentlicht 1939. Guardinis kleine Schrift diente dem Institut für Kunstgeschichte der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf und dessen Forschungsschwerpunkt Christentum und Moderne (von dem schon mehrfach auch in der Heimat zu berichten war) als Ausgangspunkt. Wieder haben Lehrende und Studenten (leider werden sie nicht vorgestellt) ihr Projekt über eine Tagung zur Publikation vorangetrieben – man darf sagen: eine beachtliche Leistung. Zwanzig Beiträge sind zusammengekommen. Guardinis Unterscheidung wird in den Eingangsbeiträgen eher in Frage gestellt. Zahlreiche Beispiele (ein Register fehlt) stehen zur Diskussion. Zu bedauern ist, dass Guardinis schmaler Text nicht vorweg abgedruckt ist. Der phänomenologische Ansatz, gleichsam quer zum

kunsthistorischen, mit der dem Autor eigenen Zurückhaltung vorgeschlagen, wäre nicht aus dem Blick geraten. Auf eine große, alle einschlägigen Wissenschaften befragende Untersuchung wollte er sich nicht einlassen: „Erlauben Sie mir also, es so zu machen ...“ (S. 7 der 2. Auflage, Würzburg o.J.). Einzelnes kann hier nicht erörtert werden, ein Zitat soll aber nicht verschwiegen werden, in einem Beitrag über Josef Strater heißt es: „Strater lebte in einer Stadt, deren kulturelle Infrastruktur die der meisten anderen deutschen Städte an Fortschrittlichkeit übertraf, besonders, was die Neuerungen der französischen und niederländischen Avantgarde betraf. Es ist durchaus nicht übertrieben, Krefeld als Eingangstor der Moderne nach Deutschland zu betrachten.“ (S. 115).

Der zweite hier genannte Band lässt sich als Ergänzung, Erweiterung, Vertiefung des soeben vorgestellten lesen (es könnte auch umgekehrt verfahren werden). Auch er entstammt Forschungsaktivitäten in Düsseldorf, und einige der Herausgeberinnen haben sich auch im Zusammenhang mit Guardinis Anstoß geäußert. In die Reihe, die sich mit der Erforschung der Moderne im Rheinland beschäftigt (auch diese ist in dieser Zeitschrift regelmäßig berücksichtigt), passt er sich vorzüglich ein. Und auch hier sind Strater, Dieckmann, Thorn Prikker gegenwärtig. Lei-

der fehlt wiederum ein Register, und die Autoren werden nicht vorgestellt. Das überaus inhaltsreiche Buch ist im Zusammenhang von Ausstellungen in Bonn und Kevelar sowie begleiteten Kolloquien entstanden. Es enthält neunzehn Beiträge. Wie der Titel andeutet, ist die Fragestellung sowohl enger als auch weiter gefasst als bei dem zuvor beschriebenen Projekt. Es geht um die „Wiederentdeckung“ des Gekreuzigten vor allem auch außerhalb des Kirchenraumes. Viel kirchen- und kunstgeschichtliches kommt zur Sprache, Marienthal selbstverständlich. Einen Aufsatz über Beuys sollte man sich angesichts der bekannten Krefelder Kleinmütigkeit nicht entgehen lassen.

PS. Sattelzeit und Achsenzeit sollte man nicht verwechseln. Hn

Meinrad Böhl/Wolfgang Reinhardt/Peter Walter (Hg.): Hermeneutik. Die Geschichte der abendländischen Textauslegung von der Antike bis zur Gegenwart

Wien u.a.: Böhlau 2013





LEBENS RÄUME

Immobilien · Beratung · Vermittlung

- Vielschichtige Immobilienberatung für Besitzer, Verkäufer, Käufer und Erben
- Vermittlung von Immobilien (klassische Maklertätigkeit)
- Nachlassberatung und Testamentsvollstreckung
- „Heimatfindung“ (Relocation-Service)

„Wir wohnen nicht, um zu wohnen, sondern wir wohnen, um zu leben“

Paul Johannes Tillich

Gratis für Heimat-Leser

Ein unverbindliches Erstberatungsgespräch und/oder eine Marktwertschätzung Ihrer Immobilie biete ich, Mitglied im Verein für Heimatkunde, Ihnen als Leser der „Heimat“ kostenfrei an. Ich freue mich auf Ihre Kontaktaufnahme.

Stefan Lebens | Jentgesallee 81 | 47799 Krefeld | Tel. 02151 50 12 05 | info@lebensimmobilien.de
www.lebensimmobilien.de

Jörn Rüsen: Historik. Theorie der Geschichtswissenschaft

Köln u. a.: Böhlau 2013

An dieser Stelle, als vorläufig krönender Abschluss der diesjährigen Rezensionen, soll auf zwei Titel hingewiesen werden, die weit über den bescheidenen Rahmen unseres Jahrbuches hinausweisen. Anzudeuten ist, dass auch die eigenen Beiträge zur Geschichte von Stadt, Region und Land in einem umfassenderen methodischen und inhaltlichen Diskussionszusammenhang stehen, ohne dass solches gewöhnlich bewusst wird. Beide Bände lassen zu, dass man sie über ein im Inhaltsverzeichnis zu findendes Stichwort zu lesen beginnt.

So ist Textauslegung ja nicht nur eine die Historiker bewegende Angelegenheit. Hermeneutik hat es auch mit Dichtung, Bibel, Recht oder Philosophie zu tun, wie in dem genannten Band nachzulesen ist. Erwachsen aus einem ausgreifenderen Freiburger Forschungsunternehmen, das Formen der Textauslegung auch in anderen Kulturen untersuchen wollte, beschränkt er sich auf die abendländischen

Entwicklungen. Das Kapitel „Geschichte“ (S. 347-439) durchmisst die Abläufe von der Antike an. Der seit den Griechen, also seit mehr als zweieinhalbtausend Jahren, geübte Umgang mit der Geschichte kommt zur Sprache: Geschichtsschreibung, die der Selbstvergewisserung und der Orientierung dient und insofern von Anfang an Vorbild ist. Die historisch-kritische Methode, welche seit dem 19. Jahrhundert die wissenschaftlichen Maßstäbe setzt, dürfte – alles in allem – inzwischen zur größten Vorsicht mahnen, hinsichtlich der eigenen Erkenntnismöglichkeiten wie der je vorzulegenden Darstellungen.

Die „Theorie der Geschichtswissenschaft“ des Historikers Jörn Rüsen darf man als die Summe der seit Jahrzehnten einschlägigen Überlegungen des Autors ansehen. Das Buch lässt sich selbstverständlich von vorn nach hinten durchstudieren, doch wie schon angedeutet, darf man sich auch über die Stichwörter des ausführlichen Inhaltsverzeichnisses leiten lassen. Die ersten beiden Kapitel „Was ist Historik?“ und „Die Grundlagen des historischen Denkens“ sollte man sich jedoch wie das am Ende stehende „Nachgedacht: Vernunftchancen zwischen Sinn und Wider-

sinn“ zu Beginn nicht entgehen lassen. Das Studium der großen Kapitel „Geschichte als Wissenschaft“, „Systematik“, „Methodik“, „Topik“ würden da einigermaßen entlastet. Überlegungen zur sogenannten Geschichtskultur und zur Geschichtsdidaktik schließen den systematischen Durchgang. Der mitdenkende Leser dürfte aus Rüsen's Reflexion großen Gewinn ziehen. Allerdings wird er sich immer wieder, ob im Großen oder Kleinen, wie in einem Vogelbauer eingeschlossen fühlen. Dem scharfsinnig konstruktiven und die Fülle der Erscheinungen oft idealtypisch bündelnden Autor dürfte mit Nachfrage oder Kritik sobald nicht zu entkommen sein! In dem Augenblick aber, wo man sich daran macht, sein kleineres oder größeres Thema zu bearbeiten, hat man den Türöffner in der Hand: Aus einer „Theorie der Geschichtswissenschaft“ lässt sich für den eigenen Fall nichts ableiten, doch ist man gehalten, bedächtig und selbstkritisch zu verfahren. Jacob Burckhardts Diktum, Geschichte mache nicht klug für ein andermal, sondern weise für immer, möchte man trotz der ihm innewohnenden Skepsis immer noch für zu optimistisch halten. Wer sich den strengen Regeln geschichtswissen-

Natürlich, nah und engagiert.



Wir unterstützen aktiv Theater-, Konzert- und Kinoprojekte sowie viele weitere kulturelle Aktivitäten vor Ort. Natürlich, das machen wir gerne. Für ein lebendiges Krefeld.

Energie und Wasser ■ Abfall und Entsorgung ■ Bus und Bahn

www.swk.de

Natürlich. Unser Stadtwerk



schaftlicher Forschung verpflichtet fühlt und sich mal wieder an die Arbeit macht, mag durch die beiden hier vorgestellten Bücher ein wenig Weisheit fürs nächste und übernächste Mal gewinnen. Hn

*

Neu hinzugekommene Krefelder Personen und Themen im Internetportal Rheinische Geschichte

Adolf Luther (Magdalena Broska)
Heinrich Band (Klaus Maria Schmidt-Hertzler)
Heinrich Brauns (Andreas Burtscheidt)
Engelbert vom Bruck (Ursula Broicher)
Familie Carstanjen (Helmut Vogt)
August Macke (Sandra Bornemann)
Edmund Raitz von Frenzt
(Andreas Burtscheidt)

*

Walter Tillmann: Dies und Das von Flachs und Leinen. Was Sie schon immer darüber wissen wollten. Viersen: 2013 (Hg.: Stadtarchiv Viersen/Verein für Heimatpflege e. V. Viersen)

Das liebevoll und mit Esprit gestaltete (DIN-A4-)Heft bietet „72 Flachs-Leinen-Geschichten“, mit Zeichnungen und kommentierten Liedern untermalt, und die Beschreibung von wiederum „72 Arbeitsvorgängen zur Flachsbearbeitung“. 2x72: gleichsam biblische Vollständigkeit wird geboten. Ein Quiz und ein Stichwortverzeichnis ergänzen das schöne Heft. Verfasser ist der Leiter des Textilmuseums „Die Scheune“ in Hinsbeck nahe den Kriekenbecker Seen. „Flachsen hilft, wenn Stricke reißen!“ Hn

Wilhelm Rennebaum: Hohenbudberg. Beiträge zur Geschichte des Dorfes. Zweiter Teil. Fotos + Dokumente. Krefeld: Selbstverlag 2014

Schneller als zu erwarten ist der Wunsch des Berichterstatters, anlässlich der Ankündigung des ersten Teils der Hohenbudberger Chronik im letzten Heft der Heimat (S. 205 f.) geäußert, in Erfüllung gegangen. Wie man in dem niederrheinischen Dorf gelebt hat, wird reich dokumentiert, ebenso wie Hohenbudberg, ohnehin lange eingezwängt zwischen Verschiebebahn und Weiler-ter Meer/Bayer, allmählich verschwindet. Man darf sich glücklich schätzen, dass Kirche und Friedhof, obwohl gegen Ende des Krieges übel zugerichtet, noch da sind. Und: Dem unermüdeten Chronisten ist zu danken. Hn

Georg Cornelissen: Wie spricht der Niederrhein? Dat Quiz mit noch mehr Fragen. Köln: Greven 2014 (Eine Veröffentlichung des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte)

„Qualität für Menschen“: Wer wollte es dem LVR verübeln, dass er auch zur Unterhaltung derjenigen etwas tut, die ihn unterhalten.

ten. Cornelissen präsentiert einige der in der Sprachabteilung des Instituts gewonnenen Erkenntnisse zum niederrheinischen Regiolekt (nicht Dialekt!) in sommerlich vergnüglichen Fragen (und Antworten). Seine und Peter Honnens einschlägige Publikationen, in der Heimat regelmäßig besprochen, sorgen seit mehr als einem Jahrzehnt immer wieder für Überraschungen – und neue Erkenntnisse. Hn

*

Uerdinger Rundschau SAusg. 2013, Nr. 6/2013

Darin u.a. 130 Jahre Straßenbahnverkehr (SAusg.), ein Beitrag über die Neuapostolische Kirche in Uerdingen.

Der Forstwald Ausgabe 42/2013

Darin u.a. Beiträge über 175 Jahre Forsthaus, über die Forsthaus-Kaserne (nach Gesprächen mit Zeitzeugen).

Hülser Heimatblätter Heft 60/Ostern 2013, 61/Ostern 2014

Darin u.a. Beiträge zur Geschichte der Hülser Straßennamen, über den aus Krefeld stammenden (in Hüls bestatteten) Kölner Domkapellmeister Johannes Mölders (1881 – 1943) sowie über Hülser Missionswochen in der NS-Zeit. (1937).

St. Töniser Heimatbrief Nr. 171/Juni 2014

Darin u.a. ein Beitrag über Kriegs- und Nachkriegsjahre 1914 – 1918 in St. Tönis.

Anrather Heimatbuch Nr. (37)/2014

Darin u.a. Beiträge über Ausgrabungen am Kirchplatz sowie die (innere) Neugestaltung der St. Johannes – Kirche

Meerbuscher Geschichtshefte Heft 30/2014

Darin u.a. ein Beitrag über den Stand der Forschungen zu Burg Meer.

Tönisberger Heimatblätter Heft 16/Pfingsten 2014

Darin u.a. eine Reihe von Beiträgen über Tönisberg in der Zeit des NS-Regimes.

Heimatbuch des Kreises Viersen Band 65/2014

Darin u.a. Beiträge über Bildquellen vom Vorabend des Ersten Weltkrieges, den Kempeener Bahnhof.

Der Niederrhein Jg. 81/2014, Hefte 1 – 4

Darin u.a. Beiträge über die Kunst des deutschen Steinzeugs (im Zusammenhang der Krefelder Ausstellung), die Häfen von Calo, einem römischen Kastell am Niederrhein, das Deutsche Textilmuseum in Linn.

Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein Heft 216/2013

Darin u.a. Beiträge zur Ansiedlung der Salfranken in Toxandrien (C. Reichmann), über den Provinzialrat der Rheinprovinz 1888 – 1933 – 1945 (J. Lilla).

Geschichte im Westen Jg. 28/2013

Schwerpunktthema: History sells. Stadt, Raum, Identität

Rhein-Maas. Geschichte, Sprache und Kultur Bd. 5/2014

Thema: Der Erste Weltkrieg.

Niederrhein-Magazin Nr. 16/2013-14, 17/2014

Darin u.a. Beiträge zur Politischen Publizistik seit ca. 1600, über das Klevische Kataster (um 1735) und seine Bedeutung für die verschiedenen landesgeschichtlichen Disziplinen (Tagungsbericht).

Rheinische Heimatpflege Jg. 51/2013, Heft 4, 52/2014, Heft 1 – 3

Darin u.a. ein Beitrag über Eisenbahnbauten aus preußischer Zeit.

*

Rheinische Kunststätten:

- Heft 551: Bilal – Moschee in Aachen
- Heft 553: St. Peter in Zülpich
- Heft 552: Zülpich
- Heft 550: Erpel
- Heft 549: Die neue Synagoge in Essen
- Heft 545: St. Lucia in Stolberg

Rheinische Vierteljahresblätter Jg. 78/2014

Darin u.a. Beiträge über Geschichte und Konzeption des RömerMuseums in Xanten, die Datierung des alten Kölner Doms sowie ein Bericht über die Bonner Herbsttagung 2013: Krieg und Kriegserfahrung am Rhein. Der Westen des Reiches im langen 17. Jahrhundert (1568 – 1714).

Personalien/Jubiläen

zusammengestellt von Dirk Senger

Nachrufe, Amtsübernahmen, Auszeichnungen, Gedenktage

Rolf Meurer wird neuer Kreishandwerkmeister. Er wurde Nachfolger von Otwin Dewes, der aus Altersgründen Ende 2013 sein Amt zur Verfügung stellte.

Der Schiedsman **Heinrich Mörter** hat das Stadtsiegel der Stadt Krefeld erhalten. Er kann auf eine 30-jährige ehrenamtliche Tätigkeit als Schiedsman zurückblicken. Für seine Schiedsmanntätigkeit erhielt der Stadtsiegelträger bereits 1993 den Ehrenteller der Stadt.

Professor Dieter Bach verlässt die Helios Klinik Krefeld. Beruflich wechselt er nach Neu-Isenburg.

Pfarrer Siegfried Ochs verlässt nach 20 Jahren die Freie Evangelische Gemeinde. Er führt seine Arbeit im Sauerland fort.

Der ehemalige Leiter der Kaufmannsschule, **Wilhelm Nolte**, ist im Alter von 85 Jahren gestorben.

Die Kuratorin der Kunstmuseen Krefeld, **Dr. Sabine Röder**, beendet nach 28 Jahre ihre Arbeit und zieht nach Berlin.

Der Landschaftsverband Rheinland hat **Dr. Klaus Peter Schacht** aus Krefeld mit dem LVR-Ehrenpreis für soziales Engagement ausgezeichnet. Schacht wirkt durch sein ehrenamtliches Engagement in der Stiftung Katholische Armenverwaltung seit drei Jahrzehnten daran mit, arme und benachteiligte Kinder und Jugendliche in Krefeld zu unterstützen.

Bundespräsident Joachim Gauck hat **Hans-Joachim Hofer** das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik

8kW-Laser

Schages CNC-Laserschneiden:
Punktgenau von MINI bis XXL



XXL Laserschneitte bis 3.000 x 12.000 mm | Rohre / Profile bis 12.000 mm Länge
Bärenstark Edelstahl bis 50 mm, Stahl bis 25 mm, Aluminium bis 25 mm Dicke
Spezial Kupfer und Messing bis 6 mm Dicke
Punktgenau Kleinteile, Einzelteile und Baugruppensätze
Individuell Präzisionsschnitte, Freiformkonturen
Hightech CNC-Abkantarbeiten bis 3.000 mm / 230 t
Service Umfangreiches Material-Lager inklusive Gütesicherung
Konstruktion Programmierung 2D / 3D-CAD

 Zertifiziert nach
DIN EN ISO 9001
DIN EN ISO 14001
PED 97/23/EC

GEGRÜNDET 1956 - MEHR ALS
25 JAHRE
LASERSCHNEIDEN

Schages GmbH & Co.KG · CNC-Lasertechnik · www.schages.de **Schages**

Emil-Schäfer-Str. 20 · 47800 Krefeld · Telefon 021 51/49 68-0 · Fax 021 51/49 68-10 · info@schages.de





**WIR BAUEN
FISCHELN EIN GESICHT!**



beraten · planen · bauen

Info: 02151 3093-0 · www.Hambloch.de

Deutschland verliehen. Oberbürgermeister Gregor Kathstede hat die Ehrung im Rahmen einer Feierstunde im Rathaus überreicht und Hofer für sein jahrelanges außergewöhnliches Engagement, vor allem im sportlichen Bereich und in der Brauchtumspflege gedankt.

Der ehemalige Ratsherr **Friedrich Noth** ist im Alter von 76 Jahren gestorben. Noth war für die Christdemokraten von 1975 bis 2004 im Stadtrat und engagierte sich vor allem in den Bereichen Soziales, Gesundheitspolitik und Senioren. Für seine vielfältigen Verdienste im sozialen Bereich – unter anderem war Friedrich Noth viele Jahre bis 1999 Kreisvorsitzender des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge (VDK) – erhielt er 1999 das Bundesverdienstkreuz Erster Klasse. Im Jahr 2004 wurde er zum Landesvorsitzenden der Kriegs- und Wehrdienstopfer, Behinderten und Rentner (VdK) gewählt, Kreisvorsitzender in dieser Funktion war er viele Jahre.

Die gebürtige Krefelderin und Schlagersängerin **Andrea Berg** hat in Berlin einen SonderBambi verliehen bekommen.

Der Kabarettist **Dieter Hildebrandt** ist im Alter von 86 Jahren gestorben. Er erhielt 2007 die Krefelder Krähe.

Der Beigeordnete **Roland Schiffer** geht nach 23 Jahren in den Ruhestand. Mehrere Jahre bekleidete er auch das Amt des Kulturdezernenten in der Stadt Krefeld. In dieser Funktion engagierte er sich unter anderem als Mitglied im Kulturausschuss des Deutschen Städtetages.

Barbara Fink hat das Bundesverdienstkreuz am Bande erhalten. Sie gründete in Krefeld eine Selbsthilfegruppe für Menschen mit Osteoporose. Sie half bundesweit beim Aufbau von 50 weiteren Gruppen.

Otwin Dewes beendet nach 14 Jahren seine Tätigkeit als Kreishandwerksmeister.

Der Architekt **Hermann Klapheck** erhält den fünften Krefelder Architekturpreis für eine Villa an der Rather Straße.

Der Leiter des Kulturbüros der Stadt Krefeld, **Jürgen Sauerland-Freer**, wurde als Mitglied in den Kulturrat NRW aufgenommen.

Der Schulleiter des Berufskollegs Glockenspitz, **Friedrich L. Lucas**, geht nach 23 Jahren in den Ruhestand.

Die Stadt Krefeld verleiht den Niederrheinischen Literaturpreis für das Jahr 2014 im Rahmen einer Feierstunde an **Hans Pleschinski** für seinen Roman „Königsallee“.

Der ehemalige Pressefotograf **Rudi Brass** ist im Alter von 79 Jahren gestorben. Er arbeitete seit 1965 für die Krefelder Ausgabe der NRZ, später für die Rheinische Post.

Waltraud Fröchte, Direktorin des Fichte-Gymnasiums, geht in den Ruhestand.

Im Alter von 80 Jahren ist der ehemalige Krefelder Ratsherr **Reinhard Klausmann** gestorben. Klausmann war für die CDU-Fraktion von 1994 bis 2004 Mitglied im Stadtrat und im Bau-, Hafen- sowie im Umweltausschuss.

In Anerkennung seines jahrzehntelangen Einsatzes überwiegend im sportlichen Bereich hat Bundespräsident Joachim Gauck dem Krefelder **Walter Jansen** das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen. Oberbürgermeister Gregor Kathstede hat ihm die Auszeichnung in einer Feierstunde im Rathaus überreicht.

Der Künstler **Ludwig Wertenbruch** ist im Alter von 71 Jahren gestorben. Er nahm unter anderem an der Ausstellung „Quer geschnitten“ im Kaiser Wilhelm Museum teil.



STADTWALDHAUS KREFELD
EVENT • GASTRONOMIE • BIERGARTEN

Ihr Festpreis im Stadtwaldhaus Krefeld für Hochzeiten, Jubiläen, Geburtstage, Firmenfeiern...
Sekttempfang, Buffet Stadtwaldhaus, alle Getränke (ohne Spirituosen)
EUR 79/pro Person, Kinderpauschalen: 3 – 7 Jahre: 20,- € und 8 – 15 Jahre: 30,- €
Preisbindung bis 31.12.2015

STADTWALDHAUS KREFELD · 47800 Krefeld · Hüttenallee 108
T. 0 21 51 . 59 37 84 · F. 0 21 51 . 59 31 26 · www.stadtwaldhaus.de · info@stadtwaldhaus.de

Der in Krefeld bekannte **Pater Julius** ist im Alter von 73 Jahren gestorben. Julius Jakob Vogt leitete seit 1970 die Gemeinde St. Elisabeth am Inrath.

Der Landschaftsverband Rheinland hat **Helmut Sallmann** und **Herbert Weghs** mit dem Rheinlandtaler geehrt. Helmut Sallmann engagiert sich seit Jahren für den Erhalt der Landwehr in Krefeld-Forstwald. Er hat sich dafür eingesetzt, dass die Krefelder Landwehr als prägender Bestandteil der Kulturlandschaft erhalten wird. Herbert Weghs wird für seine langjährigen Verdienste um den Naturschutz ausgezeichnet.

Den Albert-Steeger-Preis 2014 hat **Dr. Renate Fuchs** für ihre Dissertation „Dynamik der Erlenbruchwälder, Moorbirken-Moorwälder und Gagelgebüsche im Übergang Niederrhein-Ruhrgebiet“ erhalten.

Im Alter von 93 Jahren ist der Uerdinger **Karl Engels** gestorben. Bis zu seinem 90. Lebensjahr war er als Schiedsmann im Schiedsbezirk Krefeld-Uerdingen tätig. Er war als sachkundiger Bürger viele Jahre in Ausschüssen vertreten. Besonders zeichnete Engels seine große Verbundenheit mit der Heimatgeschichte aus. Er betreute viele Jahre das Uerdinger Heimatmuseum. Die Stadt Krefeld verlieh ihm 1986 den Ehrenteller und 2006 das Stadtsiegel für seine 30-jährige Schiedsamtstätigkeit. 1989 erhielt Karl Engels das Bundesverdienstkreuz.

Manfred Rundholz ist im Alter von 66 Jahren gestorben. Er war Ehrenvorsitzender der KG Grün-Weiß Grönland.

Das Bundesverdienstkreuz am Bande hat **Paul Nothers** in Anerkennung für sein jahrelanges Engagements im Bereich des Umweltschutzes erhalten.

Der Schulleiter des Gymnasiums am Moltkeplatz, **Rolf Neumann**, geht in den Ruhestand. Er leitete die Schule seit 2004. Der Initiator des Moltke-Forums, Wolfgang van Randenborgh, geht ebenfalls in den Ruhestand.

Der Dirigent des Stadttheaters, **Andreas Fellner**, erhält den mit 5000 Euro dotierten Fontheim-Preis.

Der niederländische Musik-Kabarettist, **Hans Liberg**, erhält die Krefelder Krähe.

Die ehemalige Leiterin des Deutschen Textilmuseums, **Britta Schmedding**, ist im Alter von 74 Jahren gestorben. Sie leitete bis 1986 das Museum in Linn.

Der Künstler **Alex Vater** ist im Alter von 64 Jahren gestorben. Er erhielt 1975 den Kunstpreis der Großen Kunstausstellung NRW.

Der Künstler **Paul Kamper** ist im Alter von 87 Jahren gestorben. Er erhielt 1955 den Kunstpreis der Stadt Krefeld.

Der Mitgründer der Kulturfabrik „Kufa“, **Martin Schoster**, ist im Alter von 56 Jahren gestorben.

Der langjährige Besitzer des Schallplattengeschäftes „Die Rille“ an der Rheinstraße, **Georg Nichzienski**, ist im Alter von 63 Jahren gestorben. Der stadtbekannteste Musiker gründete 1979 den Krefelder Jazzklub mit, dessen Vorsitzender er auch für zwei Jahre war.

Der Grabungsleiter des Museums Burg Linn, **Uwe Girndt**, geht nach 34 Jahren in den Ruhestand. Er war unter anderem an der Untersuchung von 2000 Gräbern in Gellep beteiligt.

Dr. Magdalena Holzhey ist die neue Kuratorin an den Kunstmuseen Krefeld.

Der Schauspieler **Gottfried John** ist in München gestorben. Als junger Mann kam John 1965 nach Krefeld, wo er Hans Neuenfels kennen lernte, dem er später nach Heidelberg folgte. In der Spielzeit 1966/67 spielte Gottfried John am Theater Krefeld und Mönchengladbach unter anderem in Brechts „Der kaukasische Kreidekreis“, Carl Sternheims „Die Kasette“ und „Warten auf Godot“ von Samuel Beckett. In dem Shakespeare-Klassiker „Richard III“ war John in der Titelrolle zu erleben. Gottfried John spielte als Bösewicht General Ourumov im James-Bond-Film „Goldeneye“ (1995).

Zum Präsidenten des Landesamtes für Natur, Umwelt und Verbraucherschutz in Nordrhein-Westfalen wird der Krefelder, **Dr. Thomas Delschen**, ernannt. Delschen ist Erster Vorsitzender der Lebenshilfe Krefeld.

Der Mitbegründer des Vereins für Haus und Krankenpflege, **Dr. Gottfried Teipel**, ist im Alter von 85 Jahren gestorben. Für sein soziales Engagement wurde er mit dem Stadtsiegel ausgezeichnet.



**HAUS DER SEIDENKULTUR
KREFELD**

Einzigartiges Industriedenkmal

**Krefelder Seidenkultur
im neuem Glanz!**

Besuchen Sie uns –
Mi.-Fr. 15:00-18:00 Uhr u. So.13:00-17:00 Uhr!

Erleben Sie...

300 Jahre Krefelder Zukunft auf
Quadratmetern Geschichte

- Gerne gestalten wir für Sie einen erlebnisreichen Tag.
- Buchungen und Anfragen unter: 021 51- 51 08 12.

HAUS DER SEIDENKULTUR, Luisenstraße 15, 47799 Krefeld
info@seidenkultur.de • www.seidenkultur.de



**Lorenzen: Erfrischende Ideen für Ihre
Heizungs-, Lüftungs- und Sanitäreanlagen**

Seit mehr als 130 Jahren bietet Lorenzen Produkte und Dienstleistungen rund um das Thema Heizung, Sanitär und Lüftung an. Das Wohlfühlgefühl unserer Kunden liegt uns dabei am Herzen. Genau darum ist unser leistungsfähiger Kundendienst ein wichtiger Bestandteil unserer Kundenorientierung.

Ebenso ernst nehmen wir unsere Verantwortung der Umwelt gegenüber. Mit energiesparenden und ressourcenschonenden Technologien leisten wir unseren Beitrag zu sorgfältiger Energienutzung und zukunftsicherndem Umweltschutz.

Lorenzen – damit Sie sich wohlfühlen.

Lorenzen
Gebäudetechnik

Gebr. Lorenzen GmbH & Co. KG
Krefeld: Uerdinger Str. 12 • 47799 Krefeld • Telefon: (0 21 51) 85 58-0
Bonn: Burbacher Str. 53 • 53129 Bonn • Telefon: (02 28) 20 184-0 • www.lorenzengj

Runde Geburtstage

- 50 Ratsherr **Michael Haas**
- 60 **Friedhelm Funkel**, Fußballspieler und Trainer, Spiele unter anderem bei Bayer 05 Uerdingen und Kaiserslautern
Hans-Georg Liegener, Geschäftsführer Caritas Krefeld
 Ratsherr Jürgen Wettingfeld
- 65 Künstler **Caco**
Peter Könen, Geschäftsführer der CDU
 Ratsherr **Walter Fasbender**
Michael Kempkes, Städtältestenwürde
Siegfried Leigraf, Stadtsiegelträger 2011
 Ratsherr **Karl-Heinz Renner**
 Ratsfrau **Karin Späth**
- 70 **Wilfried Esser**, ehemaliger Stadtdirektor
Jochen Butz, Kabarettist
Dr. Karsten Eberstein, Stadtsiegelträger 2009
Jutta Pilat, ehemalige Bürgermeisterin
 Ratsherr **Dr. Günther Porst**
Hans-Jörg Böckeler, Leiter und Mentor des Dionysius-Chors
- 75 **Karl-Heinz Borghoff**, Bezirksvorsteher Oppum-Linn
Norbert Minhorst, ehemaliger Bezirksvorsteher in Hüls
Dr. Hans-Josef Ruhland, Bezirksvorsteher und Stadtratsmitglied
- 80 **Hennes Junkermann**, Radrennfahrer
Dieter Lundström, ehemaliger Ratsherr, Stadtsiegelträger
Karl-Heinz „Kalli“ Feldkamp, ehemaliger Fußballtrainer von Bayer 05 Uerdingen, Pokalsieger mit dem Krefelder Verein 1985
Toni Matura, Stadtring 1984
- 85 **Professorin Renate Pirling**, ehemalige Leiterin des Museums Burg Linn
Eberhard Gollner, Maler
Heinz „Büb“ Ponzelar, ehemaliger Eishockeyspieler beim Preußen Krefeld
Ruth Hütter, Stadtsiegelträgerin 2004
Georg Miethke, Stadtehrenplakette 1979
Dr. Gottfried Teipel, Stadtsiegelträger 2008
- 90 **Hans Zangs**, Künstler, 1924 bis 2003
Dr. Hans Vogt, ehemaliger Beigeordneter und Herausgeber der Stadtgeschichte
- 95 **Dr. Otto Paulitschek**, Gründer der „Krefelder Hilfe für Ton-do“, früherer Chefarzt des Krankenhauses „Maria Hilf“

Vor 100 Jahren geboren:
Franz Deselaers, Künstler (1913 – 1989)

Vor 200 Jahren geboren:
Marianne Rhodius (1814 – 1902), Wohltäterin der Stadt Krefeld



DAS BESTATTUNGSHAUS IHRES VERTRAUENS

Cornelia Zelz

i.H.v. IRMGARD ZELZ u. Kf.

Qualifiziertes Bestattungsunternehmen

**Erd-, See-, Feuer- u. Anonym-Bestattungen
in allen Preislagen und auf allen Friedhöfen**

EINLADUNG

zu einem persönlichen Beratungsgespräch.
Auf Wunsch Haus- und Heimbesuche.

Nach dem neuen Bestattungsgesetz
ist Bestattungsregelung
zu Lebzeiten empfehlenswert.

Alteingesessenes Familienunternehmen
bekannt als zuverlässig und korrekt.

TAG + NACHT 77 30 14

NUR Marktstr. 179
 und Gladbacher Str. 216 · privat Grenzstraße 57

www.bestattungen-zelz.de

Jubiläen

20	Kallis Café Dr. Walter-Taenzler-Haus der Lebenshilfe Krefeld	80	Kulturamt (-büro) der Stadt Krefeld Musikschule Krefeld
25	Grüne Damen, ökumenische Krankenhauspflege Förderverein Kinder- und Jugendarbeit Stahldorf Kulturzentrum Fabrik Heeder	100	Krefelder Prinzen гарде Kinderklinik Verberger Turnverein
30	Krefelder Tennis-Club Jugendzentrum Fischeln Freiwillige Feuerwehr Fischeln	110	KfG St. Clemens, Fischeln Werkkunstschule an der Petersstraße
40	Freiwillige Feuerwehr Oppum	125	Gartenbauverein Hüls
50	Freunde der Eisenbahn Krefeld Kreuzkirche in Hüls Seniorentreff „Die Brücke“ in Uerdingen Städtepartnerschaft Krefeld Venlo	130	Sängerbund Bockum Straßenbahnlinie Krefeld-Uerdingen
60	DPSG Pfadfinderstamm Inrath Landsknechte Linn	140	Friedenskirche
60	DPSG Pfadfinderstamm Inrath Landsknechte Linn	150	Modehaus Sinn an der Hochstraße Kolpingfamilie Uerdingen
75	Siedlungsgemeinschaft Untergath DRK-Schwesternschaft Krefeld	550	Schützenbruderschaft Hüls

Bildnachweise

Berth u. Mitautorinnen	Abb. 1, 3, 6, 11, 16, 18, 23 Abb. 2, 5, 7, 10, 12, 14, 15, 17, 19, 22, 24 – 26 Abb. 4 Abb. 13 Abb. 20 Abb. 21	Stadtarchiv Krefeld, Bildsammlung V. Berth und Mitautorinnen Georg Opdenberg 2013 Die Heimat Jg. 14 (1935) Die Heimat Jg. 47 (1976), S. 130 Stadt Krefeld, Bauamt
Coester	Abb. 1, 2	Autor
Elfes	Abb. 6 – 16	Autor
Grobe	Abb. 1 u. 2	Margret Grobe
Gronert	Abb. 1 Abb. 2 Abb. 3 Abb. 4 – 6 Abb. 7 Abb. 8 Abb. 2	Architektur-Bildarchiv, Thomas Robbin, 2001 Foto: HPP Düsseldorf Sonderbeilage Rheinische Post 23.4.1970 Gert Mittendorf, Sammlung Tragetaschen – Design Dirk Jochmann, WZ Museum Burg Linn Stadt Krefeld
Köhren-Jansen	Abb. 1, 3 – 6	Landschaftsverband Rheinland – Amt für Denkmalpflege im Rheinland, Silvia Margrit Wolf
Kunick	alle Abb.	Autor
Lilla	Abb. 1 – 12	Stadtarchiv Krefeld, Bildsammlung
Mangelmann	Abb. 1 – 3, 5 – 8, 10, 15 Abb. 4 Abb. 9 Abb. 11, 14, 17 Abb. 12 Abb. 13 Abb. 16	Autor M. van Rhee Verseidag, Krefeld Helmut Roth Schnitzler & Vogel, Krefeld Frau Wefers Verdol, Lyon (Frankreich)

Monderkamp/Sauerland-Freer	Abb. 1	Dautermann
	Abb. 2 u. 3	Michael Fehlauer, Köln
	Abb. 4 u. 5	Kulturbüro Stadt Krefeld
	Abb. 6 u. 7, 9	Dominique Ecken
	Abb. 8	Reto Andreoli
	Abb. 14	Tommaso Magni
	Abb. 15	Matthias Stutte
	Abb. 16	Georg Schreiber
	Abb. 17	Ran Biran
	Abb. 18	Hanna Brand
Opdenberg	Abb. 1, 3 – 6	Autor
	Abb. 2, 7 u. 8	Stadt Krefeld, Bauamt
Ostrowski/Schippkus	Abb. 1	Stadtarchiv Krefeld
	Abb. 2	Hessische Landes- und Hochschulbibliothek Darmstadt
	Abb. 3	Firma Ansichtskartenpool, Berlin (www.akpool.de)
	Abb. 4	http://cruiselinehistory.com/the-grace-line/
	Abb. 5	Patrik von zur Mühlen: Fluchtziel Lateinamerika. Die deutsche Emigration 1933 – 1945: politische Aktivitäten und soziokulturelle Integration, Bonn 1988 (Reihe: Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 21), S. 50
	Abb. 6	Velhagen & Klasings Großer Volksatlas, hrsg. Von Wolfgang Preuss, Bielefeld und Leipzig 1941
	Abb. 7	Hessische Landesbibliothek Wiesbaden
	Abb. 8	Auswärtiges Amt, Referat 117, Berlin
Opfermann	Abb. 1, 3, 4, 9 – 11	Autor
	Abb. 2	Hans Fuchs/Franz J. Janssen, Kirmes in Krefeld. Geschichte und Geschichten von Schaustellern, Krefeld 1991, S. 160
	Abb. 5	Bundesarchiv Berlin, Bestand R 165, Nr. 57
	Abb. 6	Landesarchiv NRW, Abt. Rheinland
	Abb. 7	Bundesarchiv Berlin, Bestand R 165, Nr. 50
	Abb. 8	Stadtarchiv Krefeld
	Abb. 12	Landesarchiv NRW, Bestand BR 2034, Nr. 730
	Abb. 13	aus: W.R.Richter; Franz Effenberge, Bilder von Karl Kostial: Wir fangen an. Fibel, Deutscher Schulverlag, Berlin 1942, 2. Aufl.
Peschken	alle Abb.	Krefelder Baudenkmalstiftung
Rotthoff-Kraus		Stadtarchiv Krefeld
Sagebiel	Abb. 5, 7, 8	Archiv des Ev. Gemeindeverbandes Krefeld, Bildsammlung
	Abb. 6, 9, 10, 13	Stadtarchiv Krefeld
	Abb. 11, 12	Bildsammlung der Mennonitengemeinde Krefeld
	Abb. 14	aus: Klaus Eichenberg: Der Stadtbaumeister Heinrich Johann Freyse, Mönchengladbach 1970, S. 55
	Abb. 15, 16	Uerdinger Rundschau 15/1965, S. 7, 10
	Abb. 17	Archiv des Uerdinger Heimatbundes
	Abb. 18	aus: Evangelische Kirchengemeinde Lank (Hg.) – Friedrich Lohmann: 30 Jahre Evangelische Kirchengemeinde Lank, Meerbusch 2001, S. 20
Sallmann	Abb. 1 u. 2	aus: Helmut Sallmann: Die Erschließung der historischen Kulturlandschaft im Stadtteil Krefeld-Forstwald, Krefeld 2013, S. 1, 7
Schmidt	Abb. 1	Stadtarchiv Krefeld
Schürmann	Abb. 1, 3, 6 – 11	privat
	Abb. 2, 4, 5	Stadtarchiv Krefeld, Bildsammlung
	Abb. 12	Stadtarchiv Krefeld Bestand 26 II
Senger Oktober	Abb. 1 – 9	Stadt Krefeld, Presseamt
	Abb. 10	Stadt Venlo
Senger Sprödentel	Abb. 1 – 3	Autor
	Abb. 4	Stadtarchiv Krefeld
Senger Venlo	Abb. 1, 2	Stadt Krefeld, Presseamt
	Abb. 3	Stadt Venlo
van Rens/Schupetta	Abb. 1 u. 2	privat
	Abb. 3 u. 4	Archiv van Rens
Vöhringer	Abb. 1 – 4	Matthias Stutte
Webers	Abb. 1 – 3	privat
Wenderoth	Abb. 1, 3 – 7	Helmut Loos
	Abb. 2	http://www.panoramio.com/photo/4526863
	Abb. 8, 10 – 13	Thomas Weinmann
	Abb. 9	Andreas Endermann

Autoren

Veith Berroth, Stadt Krefeld, Fachbereich 61, Stadtplanung – Untere Denkmalbehörde, Parkstraße 10, 47829 Krefeld
Heike Blondin, Stadt Krefeld, Fachbereich Grünflächen, Abteilung Friedhöfe, 47792 Krefeld
Robert Claßen, Hagerweg 26, 47798 Krefeld (RC)
Dr. Paula Coerper, Speemannsweg 3, 47506 Neukirchen-Vluyn
Dr. Ernst Coester, Kamillianerstraße 38, 41069 Mönchengladbach
Gottfried Elfes, Dahlienstraße 133, 47800 Krefeld
Margret Grobe, Haydnstraße 41, 47623 Kevelaer
Prof. Siegfried Gronert, Hohenzollernstraße 19, 47799 Krefeld
Dr. Heribert Houben, Stresemannstraße 69, 47803 Krefeld (Hn)
Dr. Helmut Köhren-Jansen, LVR-Amt für Denkmalpflege im Rheinland, 50250 Pulheim
Wolfram Kunick, Küppersgasse 3, 53332 Bornheim
Joachim Lilla, Stadtarchiv Krefeld, Girmesgath 120, 47803 Krefeld
Peter Mangelmann, Uerdinger Straße 276, 47800 Krefeld
Dorothee Monderkamp, Kulturbüro der Stadt Krefeld, Fabrik Heeder, Virchowstraße 130, 47805 Krefeld
Janine Michels, Stadt Krefeld, Fachbereich Grünflächen, Abteilung Friedhöfe, 47792 Krefeld
Nicole Nießen, Stadt Krefeld, Fachbereich Soziales, Senioren und Wohnen, 47792 Krefeld
Georg Opdenberg, Dionysiusstraße 163, 47798 Krefeld
Burkhard Ostrowski, Stadtarchiv Krefeld, Girmesgath 120, 47803 Krefeld
Dr. Ulrich Opfermann, Georg-Hauptmann-Straße 30a, 47918 Tönisvorst
Hans Dieter Peschken, Markstraße 76, 47798 Krefeld
Herman van Rens, c/o Dr. Ingrid Schupetta, NS-Dokumentationsstelle der Stadt Krefeld, 47792 Krefeld
Dr. Claudia Rotthoff-Kraus, Veneterstraße 25, 52074 Aachen
Hertha Sagebiel, c/o Dr. Heribert Houben, Stresemannstraße 69, 47803 Krefeld
Helmut Sallmann, Erikapfad 29b, 47804 Krefeld
Jürgen Sauerland-Freer, Kulturbüro der Stadt Krefeld, Friedrich-Ebert-Straße 42, 47799 Krefeld
Reinhard Schippkus, Schwertstraße 130, 47799 Krefeld
Klaus Maria Schmidt, c/o Kulturbüro der Stadt Krefeld, Friedrich-Ebert-Straße 42, 47799 Krefeld
Dr. Christoph Schürmann, Bismarckstraße 86, 47799 Krefeld
Dirk Senger, Stadt Krefeld, Presse- und Kommunikation, von-der-Leyen-Platz 1, 47798 Krefeld
Theo Versteegen, Bergstiege 31, 47802 Krefeld
Martin Vöhringer, Theater Krefeld und Mönchengladbach gGmbH, Theaterplatz 3, 47798 Krefeld
Heinz Webers, Sollbrüggenstraße 78b, 47800 Krefeld
Helmut Wenderoth, c/o KRESCHtheater, Fabrik Heeder, Virchowstraße 130, 47805 Krefeld

Gehört zu Krefeld wie „Die Heimat“: Ihre Caritas

In Krefeld gibt es mehr historische und denkmalgeschützte Häuser, als man auf den ersten Blick vermutet. Die Caritas Krefeld freut sich, in einigen dieser Gebäude von stadtgeschichtlichem Wert – wie zum Beispiel dem Hansa-Haus – für die Menschen in der Region aktiv zu sein.



Ob Sie unsere historischen Gebäude oder unsere modernen Dienstleistungen kennenlernen möchten – die Caritas in Krefeld ist gerne Ihr Ansprechpartner.

Altenheime der Caritas:
Die 6 Richtigen in Krefeld
Tel. 0 21 51 / 82 00 90

Caritas-Kurzzeitpflege im Hansa-Haus
Tel. 0 21 51 / 82 00 92 40

Caritas-Tagespflege Heilig Geist
Tel. 0 21 51 / 93 70 670



Krefelder Caritasheime
gemeinnützige GmbH
Nahe beim Menschen
in Krefeld und Meerbusch

Caritas HausNotRuf/MobilNotRuf
Tel. 0 21 51 / 65 45 92

Caritas-Pflegestationen
Tel. 0 21 51 / 60 60 70 (Mo–Fr, 8–17 Uhr)

Fahrbarer Mittagstisch der Caritas
Tel. 0 21 51 / 63 95 55 für Krefeld u. Tönisvorst
Tel. 0 21 59 / 91 35 13 für Meerbusch

Caritas-Service: Wohnungsaufösungen
und Umzugshilfe für Senioren
Tel. 0 21 51 / 41 49 31 30

Alkohol- und Drogenhilfe
Tel. 0 21 51 / 84 49 40

fairKauf Secondhand-Kaufhaus
im Hansa-Haus
Tel. 0 21 51 / 63 95 10

fairKauf Möbel-Laden
Tel. 0 21 51 / 41 49 31 15

Kleidertruhe Tel. 0 21 51 / 63 95 46

Betreutes Wohnen
Seniorenresidenz Hanseanum
Tel. 0 21 51 / 93 12 0

Seniorenclub Em Cavenn
Tel. 0 21 51 / 57 28 01



Caritasverband für die Region Krefeld e.V.
Hansa-Haus, Am Hauptbahnhof 2
47798 Krefeld

www.caritas-krefeld.de



Caritasverband
für die Region Krefeld e.V.
Nahe beim Menschen
in Krefeld und Meerbusch



starpac. Ein Konto, viele Extras.

Jetzt mit Zufriedenheits-Garantie – einfach 6 Monate lang testen!*



Ob Sie als Teenager clever starten oder als Erwachsener intensiv leben und exklusiv genießen möchten: *starpac* hat das passende Angebot für Sie. Viele gute Leistungen rund um Finanzen, Sicherheit, Service und Freizeit – und zahlreiche regionale und überregionale *starpac*-Kooperationspartner. Jetzt in Ihrer Geschäftsstelle und online auf www.starpac-kr.de.
Wenn's um Geld geht – Sparkasse.

* Sollten Sie nicht zufrieden sein, können Sie *starpac* innerhalb von 6 Monaten „umtauschen“. Wir erstatten Ihnen die Preis-Differenz zu Ihrem vorher genutzten Kontomodell. Als Girokonto-Neukunde erhalten Sie den bis dahin gezahlten Paketpreis zurück.